ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
WALTHER VON WARTBURG

1941

61. Band

Unveränderter Nachdruck
1971



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

Reprinted jointly by Johnson Reprint Corporation, New York - London
and Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria
by arrangement with Max Niemeyer, Tübingen
This edition is an exact photo-offset reproduction of the original edition
published by Max Niemeyer, Tübingen

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt
Graz / Austria
Printed in Austria
15/71

INHALT.

„Der Schöne Feigling" in der arthurischen Literatur.

I.

Zu den Episoden des Perlesvausromans, denen W. A. Nitze im zweiten Band seiner Perlesvaus-Ausgabe (Chicago 1937) besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat, gehört die vom feigen Ritter (p. 124—133). Es war vor allem zu untersuchen, welches das Verhältnis dieser Episode zu einer Episode sehr ähnlichen Inhalts in Manessiers Perceval-Fortsetzung ist. Schon in seiner Dissertation *The Old French Grail Romance Perlesvaus* (Baltimore 1902), hatte sich Nitze mit diesem Problem beschäftigt (p. 82—87). In der Zwischenzeit handelten zwei andere Gelehrte von demselben Gegenstand, nämlich Jessie L. Weston in *The Perlesvaus and the Coward Knight* in *Mod. Phil.*, vol. 20 (1922/23) und Helen Muchnic in *The Coward Knight and the Damsel of the Car* in *PMLA*, vol. 43 (1928). In beiden Romanen wird berichtet, daſs der Protagonist Perceval einem feigen Ritter begegnete und denselben dadurch in einen tapfern Ritter verwandelte, daſs er ihn in ein gefährliches Kampfabenteuer verwickelte, bei dem der Feige angegriffen wurde und, als er sein Blut flieſsen sah, instinktiv sich wehrte. Selbstverständlich würde ein von Natur feiger Mann auch in der Notwehr nicht gerade tapfer werden. In unserm Ritter muſs die Tapferkeit von Anfang an geschlummert haben; sie brauchte also nur geweckt zu werden. Nitze konstatierte in seiner Dissertation, daſs Manessiers Version *clearly the superior one, both in conception and execution*, sei (p. 85), postulierte aber trotzdem eine (verlorene) gemeinsame Quelle für beide Versionen, da zwei Punkte in Manessier (zu späte Nennung des Namens *li Biaus Mauvais* und Nicht-Erwähnung des Verlusts der Schönheit) zeigen sollen, daſs auch Manessiers Version *is distinctly second-hand* (p. 85f.). Miſs Weston nannte die Perlesvaus-Version *a very good and well constructed story* (p. 382) und glaubte, *that the version of Manessier is based upon, and distinctly inferior to, that of the Perlesvaus* (p. 384). Sie erwähnte eine Reihe von Punkten, in welchen die Perlesvaus-Version primitiver sein soll, schien aber doch selbst zu fühlen, daſs deren Beweiskraft nicht zwingend ist; denn am Schluſs ihrer Vergleichung behauptete sie: *But what settles the point as to the secondary character of this version (Manessier), is the name given by M. to the hero of the tale* [der Held ist aber doch Perceval!], *li Biaus Mauvais. It should be Li Biaus Coarz; Li Biaus Mauvais is quite a different person* (p. 385). Letztere

Behauptung wurde aber von ihr nicht begründet, und derselben wird gewissermaſsen widersprochen, wenn nachher vermutet wird, *that the hero of the tale was originally the Biaus Coarz* (p. 386) und *that neither P. nor M. gives the knight his proper name: he was undoubtedly li Biaus* [wie in Manessier], *not li Chevaliers* [wie in Perlesvaus] *Coars* (p. 387). Wenn der Perlesvaus in diesem Punkt weniger ursprünglich ist als Manessier, so konnte er offenbar nicht die Quelle des letztern gewesen sein, was aber Miſs Weston nicht gemerkt zu haben scheint. Miſs Muchnic hielt, in striktem Gegensatz zu Miſs Weston, Manessier für die Vorlage des Perlesvaus. Sie hielt Nitze's Argumente für besser als die ihrer Vorgängerin, brachte aber keine Beweise. Mit demjenigen Argument Miſs Weston's, das angeblich *settles the point,* befaſste sie sich überhaupt nicht. Sie beschäftigte sich besonders mit der *Damoisele du Char,* deren Ritter der Feige im Perlesvaus ist und die in Manessier kein Äquivalent hat. Sie hielt es für unwahrscheinlich, daſs Manessier, wenn der Perlesvaus seine Quelle gewesen wäre, *could have succeeded in obliterating all traces of the Damsel* (p. 326). Darauf könnte man immerhin antworten, daſs für die eigentliche Feiglings-Erzählung das Fräulein ganz bedeutungslos ist und der feige Ritter sogar nie zusammen mit ihr auftritt, so daſs die Ausmerzung des Fräuleins für einen Bearbeiter wirklich nicht schwierig gewesen wäre und auch nicht auffallend wäre. Wichtig ist Miſs Muchnics Hinweis auf den Roman Ypomedon (worüber unten mehr), aber nicht für das Problem der Verwandtschaft von Manessier und Perlesvaus. Daſs auch im Ypomedon ein Äquivalent zu dem Karrenfräulein nicht vorhanden sei, wie in Manessier, will wirklich nichts sagen, wenn man einsehen kann, wie ganz anders geartet die Ypomedon-Erzählung ist. In seinem spätern Werk hält Nitze im groſsen ganzen an seinen früheren Ansichten fest. Er findet die Argumente Miſs Westons und Miss Muchnics methodisch unrichtig: Argumente, die *on grounds of logicality, literary excellence, or so called primitive traits* basieren, seien keine *evidence for literary obligation* (p. 128). Diese Behauptung geht zu weit. Man kann sehr wohl jenes Kriterium verwenden; nur muſs man dabei sehr vorsichtig sein. Wenn man einen Zug für logischer oder primitiver erklärt, so muſs man auch prüfen, ob dieser Vorzug nicht sekundär sein könnte. Nur wenn letztere Möglichkeit im gegebenen Fall ausgeschlossen werden muſs, die Primitivität sich als echt, nicht als bloſser Schein erweist, so darf sie als sicheres Argument angesehen werden. Nitze postuliert immer noch eine gemeinsame Quelle für die beiden Versionen. Die in seiner Dissertation angeführten Argumente aber hat er fallen gelassen und basiert jetzt seine Ansicht auf ein in der Dissertation nicht angeführtes Argument. Seine Vergleichung der beiden Versionen ergibt immer, oder fast immer, die Superiorität der Manessier-Version. Man könnte nach seinem Dafürhalten ohne Schwierigkeiten die Perlesvaus-Version aus Manessier ableiten, also Miſs Muchnic zustimmen; doch eine Tatsache verbietet dies: *M used the „Queste"*

[richtiger den Gralzyklus, zu dem die „Queste" als Branche gehört], *which, according to our argument* (pp. 83 ff.) *is later than P, and hence M is later than P* (p. 128). Ich habe in meiner Besprechung von Nitze's Perlesvaus-Ausgabe in dieser Zeitschrift, Bd. 59, mein volles Einverständnis mit dieser Folgerung erklärt (p. 569): Manessiers Version ist jünger als der Perlesvaus und kann daher, obschon sie im allgemeinen ursprünglicher ist, nicht die Quelle der Perlesvaus-Version sein. Insofern aber ging ich in jener Besprechung zu weit, als ich dort behauptete, daſs man alle Elemente der Version P mühelos aus M ableiten könnte. Ein eingehenderes Studium der Episode lieſs mich erkennen, daſs P mehrmals die gemeinsame Quelle besser wiedergegeben zu haben scheint als M. Bald scheint die eine, bald die andere Version die ursprünglichere zu sein; es muſs auch aus diesem Grunde eine gemeinsame Quelle postuliert werden. Wenn man eine Rekonstruktion der gemeinsamen Quelle vornehmen will, so muſs man bald der einen, bald der andern Version folgen. Ich möchte im folgenden versuchen, den Hauptinhalt der gemeinsamen Quelle zu rekonstruieren:

Der auf Abenteuer ausziehende Perceval begegnete einst einem Ritter, der ihm durch sein sonderbares Aussehen auffiel[1]. Panzer, Schild und Helm hingen ihm nämlich um den Hals, und seine Lanze war der Länge nach an den Leib seines Pferdes gebunden[2]. Perceval wunderte sich um

[1] Version P läſst den feigen Ritter vorher (sogar zweimal: 1352 ff., 4235 ff.) mit Gauvain zusammentreffen. Gauvain ist im ganzen Perlesvaus-Roman eine Folie des Protagonisten Perceval. Die Rolle Gauvains ist also zweifellos hier unursprünglich. Mit Recht sagt Nitze (Ausgabe, p. 128): *It is unlikely that M should assemble into a single account the scattered material of P.*

[2] In P [erste Begegnung mit Gauvain] sitzt der Ritter auch noch umgekehrt auf dem Pferd. Dies ist eine unnötige Übertreibung. Im Roman *La Venjance Raguidel* begegnet Gauvain einer *pucele*, die ihre Kleider und Schuhe umgekehrt trug (*Issi estoient bestornees Totes les coses qu'ele avoit:* 4996 f.) und zudem umgekehrt auf ihrem Roſs saſs (*Son vis vers la keue al cheval; ses dos ert devers le poitral:* 5000 f.). Hier ist dies alles ein Zeichen der Trauer. In M scheint der Feige auch *desconselliés et sans confort*, also traurig zu sein: 42134. Miss Muchnic verwies auf die Amlethus-Sage in Saxo Grammaticus, wo der Held, indem er Blödsinn heuchelte, unter andern Albernheiten auch verkehrt sich auf ein Pferd setzte und es mit dem Schwanz, statt mit dem Zügel, zu lenken suchte. Hier hat diese Handlung wieder eine ganz andere Ursache: Blödsinnige machen alles verkehrt; also sitzen sie auch verkehrt auf's Pferd. Von der Amlethus-Sage und ihren Motiven handelt ausführlich P. Herrmann, „Die Heldensagen des Saxo Grammaticus", Leipzig 1922, S. 248 ff., vermutlich auch J. Schick in seinem „Corpus Hamleticum", Berlin, Leipzig 1912, 1932 ff.; doch steht mir dieses noch unvollständige Werk nicht zur Verfügung. Mit Miſs Muchnic kann ich mich nicht einverstanden erklären, wenn sie weitergehende Verwandtschaft der Feiglings-Erzählung mit der Amlethussage annimmt und auch von dem *Great Fool theme* spricht (p. 331, 336); das heiſst den Sinn unserer Episode vollständig miſsverstehen. Im Perlesvaus selbst wird die Feiglings-Episode symbolisch interpretiert: Die *dame del Char*, der der *Coart Chevalier* dient, *senefie la Viez Loi;* ihr Ritter aber, *qui chevauchoit cel devant derieres et portoit ses armes cel desus desoz* und nachher

so mehr darüber, als der Ritter sehr *cortois* und von gröſster Schönheit war[1]. Nach gegenseitiger Begrüſsung fragte Perceval den Ritter nach seinem Namen und bat ihn, zu erklären, *Por coi il vait en tel maniere* (M 42160). Hierauf antwortete der höfliche Ritter, man nenne ihn den „Schönen Feigling" und dieser Name sei ihm bei seiner Ritterweihe gegeben worden; seine Waffen aber trage er um den Hals, *Por çou que de mellee Se voet garder* (M 42162); denn er sei kein Freund des Kampfes und es würde ihm kein Vergnügen machen, sich verwunden oder gar töten zu lassen; trage er aber seine Ausrüstung so, so fühle er sich sicher vor Angriffen (M 42175ff.[2]). Perceval gab zu, daſs kein Ritter, der nicht selbst ein Feigling wäre, ihn angreifen würde, solange er die Waffen so trage; dagegen gab er seiner Verwunderung Ausdruck, daſs der Ritter sich nicht schäme, so aufzutreten. Er forderte ihn auf, sich zu *adouber* und mit ihm zu reiten: *Je vos ferai hardi. Or en venez aveques moi! Car c'est granz domages que couardie est herbergiee en si bel cors de chevalier; Je voil que vostre nons soit changiez hastivement; car itex nons est trop vilains a chevalier* (P 5551). Der feige Ritter, welcher *plus ke lievres se dotoit* (M 42156) und zunächst erklärte: *Je ne voil changier mun courage* (hier: Gesinnung) *ne mon non* (P 5555), lieſs sich schlieſslich *a moult grant paine* (M 42226) überreden, seine Waffen

---

remist ses armes a droit et chevaucha comme uns autres chevaliers, bedeute: *La loi estoit bestornee devant le crucefiëment nostre Saignor, et tantost comme il fu crucefïez, si fu remi[s]e a droit* (2211ff.). Miſs Muchnic wies darauf hin, daſs in einer Miniatur des Hortus deliciarum in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts *the Synagogue is shown with her eyes bandaged and sitting backward on her mule*, daſs bei Umzügen die das Heidentum oder Judentum vertretende Person *was set on an ass with his face to the tail*, und dergleichen mehr (p. 335f.). Doch diese Symbolik ist im Perlesvaus (wie übrigens wahrscheinlich auch in dem *Feast of Fools in Bohemia*) erst nachträglich hinzugekommen. Sehr treffend bemerkt Nitze (Ausgabe, p. 131f.) dazu: *But it is essential to remember that, for the most part, the allegory in* P *is applied externally to characters and situations derived originally from its fictional blackground . . . When it suits his* [i. e. *the author's*] *purpose to do so, he endows his material with allegorical significance; otherwise it remains purely fictional.*

[1] In P wird die Schönheit des Ritters weniger stark hervorgehoben. Immerhin wird er beschrieben als *grant et biel . . . et bien formé* (5546). Die *cortoisie* wird in P nicht besonders erwähnt.

[2] *Tant com'ensi chevaucerai, Ja chevalier n'enconterrai Qui me die pis que mon nom.* Dieser Name war, wie der Leser und auch Perceval erst später erfahren, in M der „Schöne Feigling". In P erklärt der Ritter sowohl Gauvain als auch Perceval von Anfang an: *Ge sui li Coarz Chevaliers* (1359f.) resp. *J'ai non le Couart Chevalier* (5542f.), und dazu noch: (*et sui*) *a la Damoisele du Char* (1366 resp. 5543). Dieses Fräulein, das für die Haupthandlung unserer Episode ganz unnütz ist, dürfte aus der unten zu besprechenden Feiglings-Episode Wauchiers stammen (vgl. Nitze, Ausgabe, p. 130 und unten!). Ich halte es für wahrscheinlich, daſs in der gemeinsamen Quelle von M und P die Namensnennung da erfolgte, wo sie P hat, nicht erst, wie in M, bei Gelegenheit der Namensänderung, nachdem der feige Ritter *longuement* (44006, n.), Monate lang, mit Perceval in Freundschaft zusammen gewesen war. Die Unursprünglichkeit von M erhellt schon daraus, daſs Perceval das *mon nom* in dem oben zitierten Vers 42177 nicht verstehen konnte. Daſs die Namensform *li Biaus Mauvais* (M) primitiver ist als *li Coarz Chevaliers* (P), soll unten gezeigt werden.

richtig zu tragen und Perceval zu folgen [in der Gesellschaft seines tapferen Gefährten hielt er sich wohl für sicher][1]. Wohl machte er seine Vorbehalte: Falls sie angegriffen werden sollten, so würde er nicht kämpfen, sondern dem Kampfe zuschauen (M 42208 ff.)[2]. Perceval scheint seinen Bekehrungsplan bereits gefaſst zu haben, als er den Feigen aufforderte, sich zu bewaffnen und ihm zu folgen; denn er durfte annehmen, daſs früher oder später ein Abenteuer sich zeigen würde, bei dem er den Feigen in einen Kampf verwickeln könnte. Er *bien volentiers vorroit Que tele aventure trouvast, U son compagnon esprovast* (M 42236 ff.).

Die beiden Gefährten brauchten nicht lange weiter zu reiten, bis die von Perceval erhoffte Gelegenheit sich bot. Sie vernahmen das Klagegeschrei von zwei Mädchen, die miſshandelt (P) oder mit dem Feuertod bedroht wurden (M). Perceval wollte sofort den Mädchen zu Hilfe eilen. Sein Begleiter suchte vergeblich, ihn davon abzuhalten. Da erklärte Perceval dem Raubritter, der die Mädchen miſshandelte, auf seinen Begleiter hinweisend: *Vez la mun avoué que je met en mun leu* (P 5583)! Darauf wurde der Feigling angegriffen. Er verteidigte sich zunächst nicht. Doch, als er von dem Angreifer verwundet wurde und sein Blut flieſsen sah, da wehrte er sich, warf rasch seinen Gegner vom Pferde und hieb ihm den Kopf ab. *Si la* [= *la teste*] *presente a Perceval. „Sire, fet il, ce vos doi*[*n*]*g ge de ma premiere joste* (P 5602 f.)[3]. *Par mun chief, fet P., cest present ai*

---

[1] In P entschlieſst sich der Feige bei der Begegnung mit Gauvain aus freien Stücken zum *chevauchier a droit et remetre ses armes a point* (1370 ff.), so daſs er bei der Begegnung mit Perceval schon so normal aussah, daſs dieser ihn fragte: *Por quoi estes vos armez, puis que vos estes si couarz?* Der Feige gibt dann eine dumme Antwort darauf: *Por la vilanie d'aucun chevalier que je dot; car tex me porroit encontrer desarmé qui molt tost m'ocirroit* (5546 ff.). Wenn er doch die Bewaffnung für einen Schutz hielt, warum war er denn nicht von Anfang an bewaffnet?

[2] P gibt dem Feigen in der ersten Gauvain-Szene Gelegenheit, seine Abneigung gegen den Kampf *ad oculos* zu zeigen: Gauvain wurde nämlich von einem Ritter herausgefordert. Während des nun folgenden Kampfes, der natürlich mit Gauvains Sieg endigt, schaut der Feige zu. Dieser Kampf hat durchaus den Charakter einer Folie.

[3] Die beiden Versionen weichen hier voneinander ab, und es fiel mir etwas schwer, zu entscheiden, welcher ich folgen sollte. In M sind es zehn Ritter, gegen die zu kämpfen war. Auch hier riet der Feigling Perceval vom Kampfe ab: *Il sont dis et vous estes seus* (42274). Aber Perceval ging zum Angriff über. Während er zwei von den Rittern erschlug, wurde der Feigling, der dem Kampf zuschauen wollte, von einem andern angegriffen. Er wehrte sich zuerst nicht; doch als er sein Blut flieſsen sah, zog er sein Schwert und spaltete mit dem ersten Hieb den Kopf seines Gegners. Dann aber steckte er wieder sein Schwert in die Scheide, um weiter Zuschauer zu sein. Doch als er nochmals von einem Ritter angegriffen wurde, streckte er auch diesen nieder. Dann eilte er Perceval zu Hilfe, und beide töteten zusammen die übrigen Ritter. Was mir an dieser Version miſsfällt, ist, daſs Perceval nicht selbst dafür besorgt war, daſs sein Gefährte, den er bekehren wollte, am Kampfe teilnahm. Perceval mochte vielleicht denken, daſs von den zehn Rittern der eine oder der andere auch den Feigen angreifen würde; aber dann hätte der Autor sagen sollen, daſs Perceval so dachte. Es ist auch unnatürlich, daſs der Feige nach der Tötung des ersten Gegners wieder Zuschauer wurde. Daſs in P der Raubritter früher Ge-

je molt chier. Or gardez que vos ne vos enbatez mès en la coardie ou vos avez esté; car c'est trop grant honte a chevalier." „*Sire, fet il, non feré je*", und witzig oder naiv fügte er hinzu: *Je ne quidoie mie que l'en devenist si tost hardi; car je le fusse devenuz grant piece a; si i ëusse* [*ëu:* Br] *et prou et enor* (5603 ff.). Perceval fand, der Name „der Schöne Feigling" sei für ihn nicht mehr passend. *Si dites par tot que vos avez non* [*li Biaus Hardiz*]*; car cist non est plus cortois que li autres* (P 5611 ff.). Perceval übergab seinem Gefährten die befreiten Mädchen, damit er sie in ihr Heim bringe, und empfahl ihm, sich später an Arthurs Hof zu begeben. Er selbst setzte dann seine Abenteuerfahrt fort[1].

---

fährten gehabt hatte, halte ich nicht mit Nitze (Ausgabe, p. 127, mit n. 45) für einen Überrest der Situation in M, sondern für einen Zusatz des Autors, der gerne die Episoden seines Romans miteinander zu verknüpfen suchte.

[1] Auch hier folgte ich in der Hauptsache der Version P. Die beiden Namen des Ritters übernahm ich aus M. In P wird der Name *Li Coarz Chevaliers* durch *li Hardiz Chevaliers* ersetzt. M läſst die beiden Gefährten nach der Befreiung der Mädchen (mit diesen) zusammen weiter reiten, ohne daſs auch nur mit einem Wort die Taten des ehemals feigen Ritters von Perceval belobt worden wären. Gerade wie Perceval beim Kampf tut, als ob sein Gefährte ein normaler Ritter wäre, der ihm selbstverständlich helfen würde, so betrachtet er auch nachher diese Hilfeleistung als eine Selbstverständlichkeit, die keiner besonderen Anerkennung wert wäre. Das ist sehr tnnatürlich, daher zweifellos unursprünglich. In M brachten die beiden Gefährten zunächst die Mädchen auf ihr Schloſs, wo sie selbst auch verweilten. Manessier lieſs Perceval so verwundet sein, daſs er daselbst zwei Monate lang in Pflege bleiben muſste. Dieser Aufenthalt diente dem Autor nur dazu, die Handlung durch andere Abenteuer (die ihm durch den Prosa-Lancelot inspiriert wurden) zu unterbrechen. Nach seiner Genesung zog Perceval mit seinem Gefährten weiter. Sie gelangten an einen Ort, wo ein Turnier in Vorbereitung war, an welchem auch Tafelrunder teilnahmen. Sie schlossen sich der schwächern Partei an und zeichneten sich vor allen andern aus. Percevals Gefährten nennt der Dichter in seiner langweiligen Turnierbeschreibung *le Bel Chevalier* (43932, 43962, 43970). Erst als nach dem Turnier Perceval sich von seinem Gefährten und Freund trennen wollte, fragte er ihn nach seinem Namen. Als der ehemalige feige Ritter sagte: *Li Biaus Mauvais m'apele on* seit meiner Ritterweihe, erklärte Perceval, dieser Name sei nicht *loias: Ains avés non li Biaus Hardi*[*s*]*; car biaus, sages et hardis estes . . . Si l'ai moult bien apercëu A ceste assemblee et vëu* (44018 ff.). Perceval nannte dann auch seinen eigenen Namen. Es ist, wie auch Nitze in seiner Diss. bemerkt hat, unnatürlich, daſs Perceval und sein Gefährte Monate lang beisammen sind, ohne daſs sie einander nach ihren Namen fragen. Manessier hat vermutlich diese Namensnennung deshalb aufgeschoben, weil er sie zusammen mit der Namensänderung anbringen wollte. Doch auch die letztere kommt zu spät. Daſs sein Gefährte *hardi* wurde, konnte Perceval wahrlich schon bei der Befreiung der Mädchen, bei dem Kampf gegen die zehn Ritter wahrnehmen, nicht erst beim Turnier (*a ceste assemblee*). Die Situation in M ist hier unnatürlich, das Turnier für den Sinn der Feiglings-Erzählung überflüssig. Nitze scheint in seiner Diss. anzudeuten, daſs der Ritter den Namen *Hardi* erst verdiente, als er *proved his valor in a tournament against the very flower of chivalry, the knights of the Round Table* (p. 85). Aber sicher verdiente der Ritter nach der Mädchenbefreiung den Namen Feigling nicht mehr; sicher war also damals schon nicht nur eine Belobung, sondern auch die Namensänderung gerechtfertigt. Manessier wird die Turnierbeschreibung nur eingeführt haben, um der da-

Die von uns postulierte gemeinsame Quelle der Versionen M und P, die wir mit MP bezeichnen wollen, mufs offenbar, wie M und P, eine Episode eines Percevalromans gewesen sein, gewifs am ehesten eines Versromans, da es kaum viele Prosaromane gab, die uns fehlen, und in der postulierten Epoche (Ende des 12. Jahrhunderts?) der Prosaroman überhaupt in seinen Anfängen war. Sicher gab es verlorene Percevalromane. Die Romanze von Sir Percyvell of Gales postuliert einen solchen, der ursprünglicher war als alle andern, weil er noch nicht Gralroman war. Chrétien nennt schon in seinem Erec Perceval le Galois (1526) und Gornemant de Gohort (1695), kannte also einen Percevalroman. Der von Wolfram von Eschenbach genannte Parzivalroman des Kyot von Provenze ist auch keine Fiktion. Die *Enfances* des Cantare di Carduino scheinen einem Percevalroman angeglichen worden zu sein, der uns nicht erhalten ist (vgl. Rajna in seiner Ausgabe, p. XIV ff. und meinen Artikel *Bliocadran, the Father of Perceval* in *Medieval Studies ... Schoepperle Loomis*, Paris 1927, p. 18 ff.). Der sog. *Bliocadran*-Prolog zu Chrétiens Perceval ist der Anfang eines sonst verlorenen Percevalromans. Dafs Wauchier, Manessier und Gerbert und sogar der Autor des Perlesvaus verlorene Percevalromane benutzten, ist möglich, läfst sich aber wohl nicht beweisen.

---

maligen grofsen Mode zu huldigen. Wenn aber die Namensänderung vor dem Turnier angebracht worden wäre, so wäre dieses von jedem Leser als unnützes Anhängsel empfunden worden. Die Superiorität der Version P ist hier evident. Ihre Fassung gehört in die rekonstruierte gemeinsame Quelle. Da kann man nicht mit Nitze einwenden, dafs die gröfsere *logicality* nichts beweise, oder mit Mifs Muchnic (p. 325), dafs P eben „verbessert“ habe. In erster Linie soll sich der Kritiker vom gesunden Menschenverstand leiten lassen und der gemeinsamen Quelle nicht das Unnatürliche der einen Version zuschieben, wenn die andere Version etwas Natürliches bietet. Was nun endlich den Abschlufs der Feiglings-Episode anbetrifft, so darf man nicht vergessen, dafs er episodisch sein mufste. Die Hauptperson ist Perceval, nicht der Feigling. Nach seiner Bekehrung konnte dieser das Publikum nicht mehr stark interessieren. So viel hätte aber doch dem Leser mitgeteilt werden dürfen, dafs der einstige Feigling ein durch seine Tapferkeit berühmter Ritter und Mitglied von König Arthurs Tafelrunde wurde. Vielleicht oder wahrscheinlich wurde er von dem ursprünglichen Autor mit dieser Mitteilung verabschiedet. Ich wagte sie aber nicht in meine Rekonstruktion aufzunehmen, weil sie weder in P noch in M überliefert ist. Dafs in M Perceval seinem Freund beim Abschied sagt, er hoffe ihn zu Pfingsten an Arthurs Hofe anzutreffen, könnte noch ein Überrest der postulierten Situation sein. Manessier teilt später nichts von diesem Zusammentreffen mit. In P ist die Sendung des Ritters an Arthurs Hof vielleicht deshalb ausgefallen, weil der Kompilator des Perlesvaus schon in der nächsten Episode Perceval selbst an den Hof sich begeben läfst. An viel späterer Stelle von P kämpft der *Hardi Chevalier* gegen Aristor, der Percevals Schwester gegen ihren Willen heiraten wollte, und wird dabei tödlich verwundet. Percevals Hilfe kommt zu spät (8737 ff.). Noch später begegnete Perceval einem ungenannten und sonst unbekannten Bruder des ehemaligen Feiglings, der ihm dafür dankte, dafs er diesen zum tapfern Ritter gemacht habe (10104 ff.). Dies sind sentimentale Zusätze, die mit dem Thema der Feiglings-Episode nichts zu tun haben.

Daſs vor dem Perlesvaus und Manessier schon von dem „Schönen Feigling" erählt wurde, wird uns durch eine Episode in Wauchiers Percevalfortsetzung (25351 ff.) bezeugt. Sie hat kurz folgenden Inhalt:

Der auf Abenteuer ausziehende Perceval erblickte einst in einem Walde ein sonderbares Pärchen, ein Fräulein von furchtbarer Häſslichkeit (aussehend wie *uns deables U uns monstres espoëntables:* 25423 f.) und einen Ritter, der ebenso schön wie sie häſslich war. Er konnte nicht umhin, bei diesem Anblick etwas zu lächeln, besonders da das Fräulein, das vor ihrem Ritter ritt und das er grüſste, *par contenement* ein Bein auf dem Hals ihres Zelters hielt (25428). Dieses Lächeln lieſs sich aber der schöne Ritter, welcher *armés moult ricement* war (25416), nicht gefallen; er forderte Perceval sofort zum Zweikampf heraus. Das Duell dauerte längere Zeit; denn *andoi furent bon vassal* (25469). Als das Schwert des schönen Ritters zerbrach, lud Perceval ihn zum Faustkampf ein. Doch auch in diesem siegte Perceval. Der Schöne muſste sich ihm ergeben. Perceval begnadigte seinen Gegner unter der Bedingung, daſs er sich mit seinem Fräulein an Arthurs Hof begebe und daſs sich beide dem König ergeben sollten. Der Besiegte wollte wissen, wer der Sieger wäre, und als Perceval seinen Namen genannt hatte, teilte er ihm auch den seinen mit: *Jou ai a nom le Biau Mauvai*[*s*]*; Fius sui au conte de Gauvoie* (25538 f.). Perceval erwiderte: *Ens en vostre nom a mençogne; Car . . . biaus mauvais n'estes vous mie, mais bons et biaus* (corr. *biaus et bons?* vgl. auch die deutsche Übersetzung 389/35). Perceval bat den Schönen, ihm auch den Namen der Dame zu nennen und zu sagen, warum er sie mit sich führe. Da berichtete der Schöne, er nenne sie Rosete *par fine amor* (25569); er liebe sie so, daſs er keine Stunde ohne sie sein könnte; ihm scheine sie die Schönste der Welt zu sein, und *avec çou qu'ele a biauté S'a ele debounaireté, Sens et valor et cortoisie* (25581 ff.); deshalb führe er sie mit sich *por ma priere* (25564). Perceval konnte sich nicht helfen, er muſste lachen, als er dies hörte. Doch diesmal erfolgte keine Herausforderung mehr. Der Dichter erzählt nun auch noch den Empfang des Pärchens an Arthurs Hof. Keu machte natürlich seine Witze; sonst aber wurden Ritter und Dame ehrenvoll aufgenommen. Der Ritter muſste nach Percevals Auftrag auch von seiner *grant druerie* (25594) berichten. *Li Biaus Mauvais* nahm die Einladung des Königs an, fortan mit seiner Freundin am Hofe zu bleiben. Von dieser will der Dichter nur noch so viel sagen, *que puis fu la puciele Si avenans et si tres biele C'on en parla par la contree. Je ne sai s'ele fu faee* (25741 ff.).

Nitze, Miſs Weston und Miss Muchnic haben sich mit dieser Episode, die sie natürlich auch kannten, in den oben erwähnten Schriften nicht beschäftigt. Wie die Feiglings-Episode in Manessiers Versroman von Perceval ihr Seitenstück in Prosa im Perlesvaus hat, so hat die Feiglings-Episode in Wauchiers Versroman von Perceval ihr Seitenstück in Prosa im Didot-Modena-Perceval (ed. Hucher, p. 452 ff., ed. Weston, p. 44 ff.). Doch, während es bei M und P nötig ist, eine verlorene gemeinsame Quelle zu postulieren, ist dies im Fall

W und D durchaus überflüssig. Miſs Weston allerdings, die M direkt von P ableiten zu müssen glaubte, postulierte für W und D eine gemeinsame Quelle (*The Legend of Sir Perceval*, vol. II, London 1909, p. 187ff.). Daſs Rosete in D den Beinamen *la Blonde* oder (gleichbedeutend) *la Bloie* hat, braucht sicher nicht ursprünglich zu sein; denn sie hat auch in D schwarzes Haar. Schwarz galt im Mittelalter als häſslich, blond als schön. Jener Beiname hätte also für das Fräulein erst nach ihrer Verwandlung gepaſst. Vorher hätte er höchstens ironisch einen Sinn gehabt; doch hätte dann der Autor dem Leser zu erkennen geben müssen, daſs er einen Witz machen wollte. Percevals Taktlosigkeit in D gegenüber dem Fräulein, das niemand etwas zu Leid getan hat, wird man auch nicht als primitiv auffassen können. Um zu zeigen, wie nahe die Prosa den Versen steht, zitiere ich die Stelle, in welcher Perceval den Namen des Ritters korrigiert: *En votre non a voir, et si i a mençogne; car biaus mauvais n'estes vous mie, mais buens et biaus* (ed. Weston, p. 46). Man vergleiche sie mit dem Zitat aus W oben! Miſs Weston's Argumente sind ebenso schwach wie die Verse, die sie behufs Rekonstruktion der Vorlage von D machte [über diese ihre „Poesie“ vgl. mein Referat über ihren *Sir Perceval* in ZFSL 36^2, S. 31ff.]. Die Feiglings-Episode ist nicht die einzige Episode, die der Didot-Modena-Perceval mit Wauchier gemein hat. Ich habe das Verhältnis der beiden Texte zueinander in meiner Abhandlung „Der sog. Didot-Perceval“ in ZFSL 53 genügend besprochen. Ich werde also im folgenden die Version D auſser acht lassen. Dagegen interessiert uns das Verhältnis von W zu M und P resp. zu der postulierten Version MP. W könnte nicht selbst die postulierte gemeinsame Quelle von M und P sein; denn M und P stimmen in manchen Zügen überein, die man folglich der gemeinsamen Quelle zuweisen muſs, die aber in W nicht vorhanden sind. Ist nun auch W chronologisch älter als M und P, so braucht es doch nicht auch älter als die postulierte Version MP zu sein. A priori ist also mit der Möglichkeit zu rechnen, daſs MP auch die Quelle von W war. Doch W, M und P stehen offenbar nicht auf derselben Linie; M und P stehen einander viel näher als der Version W. Müssen wir also eine gemeinsame Quelle (y) für W und MP postulieren? Die verlorene Quelle y müſste, wenn sie die einzige Quelle wäre, auch eine Episode eines Percevalromans gewesen sein wie die verlorene Version MP. Man müſste also noch einen zweiten verlorenen Percevalroman postulieren. In dem uns erhaltenen Percevalroman in Versen geht die Episode W der Episode M voraus. Zwischen dem Schluſs der Episode W und dem Anfang der Episode M stehen etwa 16400 Verse. M scheint aber in keiner Weise von W beeinfluſst zu sein. Es steht vielmehr im scharfen Widerspruch zu W. M berichtet, wie der feige Ritter kühn wurde. In dem vorausgehenden W ist er von Anfang an kühn, obschon er auch in dieser Version *Li Biaus Mauvais* als seinen Namen angibt. Die Handlung der Version M geht der Handlung der Version W voraus. Wir sehen also, daſs Manessier

nicht die geringste Rücksicht auf seinen Vorgänger Wauchier genommen hat in bezug auf die Feiglings-Episode. Dies wird man sich nur so erklären können, daſs Manessier die Episode W gar nicht kannte, daſs er eben seine Fortsetzung zu Wauchiers Perceval schrieb, ohne die etwa 35000 Verse, die seiner Fortsetzung vorausgehen, vollständig gelesen zu haben. Um so viel abzuschreiben, hatten die Autoren ihre Amanuenses. Während M nicht von W beeinfluſst wurde, ist dagegen P dem Einfluſs von W nicht ganz entgangen, obschon es nicht demselben Romankomplex angehörte. Daſs der Perlesvaus-Roman von Wauchier ziemlich stark beeinfluſst wurde, darf nach Nitzes Nachweis (Ausgabe, p. 92 ff.) als sicher gelten. Dem Einfluſs von W möchte ich es mit Nitze (Ausgabe, p. 130, 133) zuschreiben, daſs der feige Ritter einer Dame, der *Damoisele del Char*, dient. Nur möchte ich nicht annehmen, daſs diese Person unter dem Einfluſs von W neu geschaffen wurde. Vielmehr wird sie schon existiert haben; denn ihre Hauptrolle steht auſserhalb der Feiglings-Erzählung, im Gralabenteuer. Die Angleichung an W besteht also darin, daſs sie zur Dame des feigen Ritters gemacht wurde. Vielleicht wurde sie wegen ihrer Häſslichkeit für diese Rolle ausersehen; denn ihre Kahlheit ist doch auch eine Art von Häſslichkeit[1]. Man könnte ja a priori auch annehmen, daſs das Fräulein über Version MP aus y stammte, wie Rosete direkt; dann müſste Version M ihr Äquivalent ausgemerzt haben. Doch die Tatsache, daſs einerseits in P das Fräulein für die Handlung der Feigheits-Episode ganz bedeutungslos ist und anderseits Wauchiers Einfluſs auf den Perlesvaus-Roman feststeht, spricht gegen diese Hypothese[2].

Ist das Fräulein in P unursprünglich, so braucht deshalb die Rosete der Version W nicht auch unursprünglich zu sein, sondern kann auf y zurückgehen; sie wäre dann in Version MP fallen gelassen worden. Unverkennbar ist die Verwandtschaft der Rosete-Erzählung mit einer Erzählung, die, wahrscheinlich von Irland ausgehend, sich über Groſsbritannien, Skandinavien und Deutschland ausgebreitet und auch in die arthurische Literatur Eingang gefunden hat (Gauvains Heirat, erhalten in englischer Bearbeitung, ist am bekanntesten). G. H. Maynadier handelt in seinem Buch *The Wife of Bath's Tale* (London 1901) von dieser Erzählung; er hat daselbst auch unsere Version W nicht übersehen (p. 65 ff.). Der Held dieser Erzählung heiratet ein ausgesucht häſsliches Weib, das aber in der Hochzeits-

[1] In P ist die Dame *tote chauve* (604). Später heiſst es: *La chauve damoisele senefie Fortune . . . Li chars qu'ele maine après li senefie sa roë* (2192 ff.). Richtiger sagte Chrétien in seinem Perceval: *Fortune est chauve Derriers et devant chevelue* (4646 f.). Diese Vorstellung geht zurück auf die *Disticha Catonis* (weiteres vgl. darüber bei Hilka, Perceval-Ausgabe, Anmerkung zu 4646/7, bei H. Muchnic, p. 341 f. und Nitze, Ausgabe, p. 227 ff.).

[2] Nitze (Ausgabe, p. 133) hält es für möglich, daſs auch die Schönheit des *Coart Chevalier* aus W entlehnt wurde. Dies ist sicher unrichtig. Die Vermutung steht aber im Zusammenhang mit Nitzes falscher Interpretation des Schönheitsmotivs überhaupt (worüber unten).

nacht zur schönsten Jungfrau wird: durch das Opfer, das der Held brachte, indem er sie trotz ihrer Häſslichkeit heiratete, wurde sie entzaubert; denn ihre Häſslichkeit war nur die Folge einer Verwünschung. Wauchier hat seine Quelle verraten, indem er am Schluſs mitteilt, daſs die häſsliche Rosete später sehr schön wurde[1]. Wauchier hat richtig erkannt, daſs Rosete *faee* war. Er gibt wohl diese Erkenntnis nur deshalb als bloſse Vermutung aus, weil er allem Magischen skeptisch gegenüberstand. Während aber die Entzauberung der Häſslichen den Gipfelpunkt der ursprünglichen Erzählung ausmacht, ist sie in W ein bloſses Anhängsel zu der Feiglings-Episode, etwa wie in P die Mitteilung vom spätern Tode des feigen Ritters. Sie findet erst später statt, und der Dichter hält es nicht für nötig, die nähern Umstände mitzuteilen, nicht einmal, daſs der Feige irgendein Verdienst an der Entzauberung hatte. Für das, was Wauchier mit seiner Feiglings-Episode wollte, war es ganz gleichgültig, ob Rosete von Natur aus oder infolge einer Verzauberung häſslich war, ob sie *faee* war oder nicht, ob sie später schön wurde oder nicht. Darum glaube ich nicht, daſs unsere Episode eine eigentliche Version des *loathly lady tale* ist, sondern halte es für sehr wahrscheinlich, daſs sie nur einer Version des *loathly lady tale* angeglichen wurde, und zwar durch Wauchier, weil das häſsliche Fräulein, das Wauchier in seiner Feiglings-Quelle y fand oder eventuell als Kontrast zu dem schönen Ritter [der damals nicht mehr feige war] erfand, ihn an die *loathly lady* jener alten Erzählung erinnerte, auf die er mit seinem Anhängsel dann gewissermaſsen hinwies. Wie die Episode MP von dem Kontrast zwischen einem tapfern und einem feigen Ritter handelt, so hatte es Wauchier darauf abgesehen, den Kontrast zwischen einer Dame von besonderer Häſslichkeit und einem Ritter von besonderer Schönheit zu präsentieren und an diesem Beispiel zu zeigen, daſs Amor oft eine Binde vor den Augen hat: *Amor enim deformem quoque mulierem tamquam valde formosam representat amanti* (so in Andreas Capellanus, *De amore*, ed. E. Trojel, p. 23), daſs auch *la plus laide riens nee, Qui onques fust d'ious esgardee* (25385 f.), mit dem allerschönsten Liebhaber beglückt werden und ihn bezaubern kann[2].

[1] Ein paar Varianten zu dem betreffenden Passus zitierte Miſs Weston in ihrem *Sir Perceval*, vol. I, p. 260; dieselben geben jedoch keinen Anlaſs, den in meiner Analyse zitierten Passus zu modifizieren. Das *fu* bedeutet „wurde“ (in der elsässischen Übersetzung steht *wart*); denn das Passé défini drückt den Beginn eines neuen Zustandes aus. Miſs Westons Ausruf (in *Sir Perceval*, I, 260): *How could the maiden be at the same time hideous and beautiful!* hat keinen Sinn.

[2] Man achte darauf, daſs im *loathly lady tale* der Held nicht etwa in das häſsliche Weib verliebt ist: er heiratet sie nur gezwungen und mit innerem Widerstreben. Man könnte vielleicht glauben, daſs Wauchier seine Rosete auch dem häſslichen Fräulein in Chrétiens Perceval (4610 ff., Wolframs *Kundrie la surziere*) angeglichen hat, speziell bei der Beschreibung der Häſslichkeit. Ich finde aber in den Beschreibungen keine gemeinsamen Züge charakteristischer Art. Dagegen glaube ich, daſs auch dieser Percevaldichter eine Version des *loathly lady tale* benutzt hat, und daſs es eine arthurische Version desselben in französischer Sprache gab.

Welcher Kontrast nun der ältere ist, der in MP oder der in W, läſst sich wohl nicht ohne weiteres bestimmen. Wir müssen noch mehr Quellenmaterial haben, um uns eine Vorstellung von dem Inhalt der Version y machen zu können. Unten werden wir daher auf die Frage zurückkommen. Jedenfalls werden nicht beide Kontraste unabhängig voneinander konzipiert worden sein; vielmehr wird der eine den andern inspiriert haben.

Das Postulat der Version y, d. h. einer Version, die älter war als Wauchier, stöſst auf keine chronologischen Schwierigkeiten. Der Schöne Feigling ist in der Tat schon vor Wauchier nachweisbar, sogar in dem ältesten uns überlieferten Arthurroman, Chrétiens Erec. In dem Verzeichnis der Ritter der Tafelrunde lesen wir *Et li quinz fu li Biaus Coarz* (1696)[1]. Leider hat Chrétien nichts weiter über diese Person mitgeteilt. Ein der Schöne Feigling genannter Ritter begegnet uns auch noch in manchen, doch nicht sehr vielen anderen Romanen, in der Regel in Verzeichnissen von Arthurrittern. In Renauts Guinglain (v. 48) figuriert *li Biaus Coars*. Die Ritterverzeichnisse dieses Romans stammen aus Chrétiens Erec. Auſserdem kommt jener Name noch in einem Verzeichnis der Arthurritter in Wauchiers Perceval vor, das sich in Potvins Ausgabe v. 16301 ff. befindet. Allerdings fehlt der Name in der Hs. Mons und daher in dieser Ausgabe; er fehlt auch an der entsprechenden Stelle der elsässischen Übersetzung (179/8 ff.). Dagegen ist er in der guten Hs. Paris, B. N. Cangé 73 (heute fr. 794), der Basishs. von Baists und Hilkas Ausgaben von Chrétiens Perceval, noch vorhanden (vgl. Jonckbloets Abdruck des Passus in seiner Walewein-Ausgabe, II, 192 f.: *li Biax Coarz*). Ein anderer Beleg gehört einer Interpolation in Wauchiers Perceval (Caradoc-Partie) an (ed. Potvin, v. 14608: *li Biax Coarz*; auch Wisse-Colin 102/8). Der Interpolator verdankt den Namen natürlich Wauchier; dieser mag ihn von Chrétien entlehnt haben oder aus seiner Hauptquelle Bleheri (vgl. hierzu Miſs Weston, Sir Perceval, vol. I), die älter als Chrétien war, überkommen haben. Endlich findet sich der Name noch in dem nur in einer holländischen Bearbeitung erhaltenen Roman Torec, in einem Ritterverzeichnis, das direkt oder indirekt auf dem in Chrétiens Erec zu basieren scheint: *die Scone Coaers* (in Jonckbloets *Roman van Lancelot*, v. 26492). Die Namensform *li Biaus Mauvais* ist nicht viel häufiger zu finden. Wauchier hat sie in einem Verzeichnis der Arthurritter (v. 31385, Wisse-Colin 526/11). Er wird sie aus seiner eigenen Feiglings-Episode, die ja vorausgeht, übernommen haben. Auſserdem begegnet sie noch in drei Dekadenzromanen Rigomer (dreimal), Claris et Laris (20 mal, nach der Angabe im Register, p. 922) und Escanor (etwa 7 mal). Die Autoren dieser Romane hatten Quellen aller Art. Im Escanor hat der Arthurritter *Li Biaus Mauvès* eine *amie*, namens *Onerete*

[1] *Li Bels Coharz* in Hartmans Übersetzung (1633); die übrigen Übersetzungen oder Bearbeitungen haben den Namen nicht.

(4438)-*Hounerete* (5401), die sich mit der schönen Andriuete, Keus *amie*, zankt. Sie entspricht vielleicht Wauchiers Rosete, die an Arthurs Hof alle Ursache hat, mit Keu unzufrieden zu sein, und vielleicht ihre Antipathie gegen den Ritter auch dessen Freundin fühlen läſst. In Claris et Laris ist *li Biaus Mauvès*, nachdem er zuerst in einem Verzeichnis von Arthurrittern angeführt worden ist (20391), Held einer Episode (27664 ff.): Er kämpft gegen Damen, die als Ritter bewaffnet sind. So seltsam auch eine solche Episode ist, so dürfte sie doch nichts als eine späte Erfindung sein. Der Autor sagt von unserm Ritter (27666 ff.): *Li Biaus Mauvès (i)ert chevaliers Preuz et hardiz et forz et fiers. Mauvès en sornon l'apeloient Toutes les genz qui'l connoissoient; Car, qui en veult oïr la some, Par le sornon conoist on l'ome.* Der Name *Li Coarz Chevaliers* von P kommt auſserhalb des Perlesvaus nicht vor, ebensowenig der Konversionsname *li Hardiz Chevaliers.* Es fehlt auch der Name *li Biaus Hardiz* von M. Wir haben oben gesehen, daſs in W und D Perceval dem besiegten Gegner sagt, er sei nicht *biaus mauvais*, sondern *bons et biaus* (im Original vermutlich *biaus et bons*, da der Wechsel der Reihenfolge keinen Sinn hätte). Aus diesen Adjektiven mochte man einen Eigennamen konstruieren, und einen solchen finden wir in einer in (Pseudo-)Wauchier interpolierten Turnierbeschreibung, wo ein Turnierritter *li-Biaus-li-Bons* (resp. *le-Bel-le-Bon*) heiſst (Potvin 13933, 13949, 14137; in Wisse-Colin *der Schoene Guot*: 81/32; 87/42; 88/12). Er stammt natürlich aus unserer Episode W. Im Prosa-Lancelot, in einem kurzen Verzeichnis von Arthurrittern, heiſst dieser Ritter *li-Biax-et-li-Bons* (in einzelnen Hss. mit Umstellung: *li-Bons-et-li-Biax*) (ed. Sommer, I, 178 und Jonckbloet, *Roman van Lancelot*, vol. II, p. XXVII)[1]. Er wird wohl aus der Wauchier-Interpolation oder aus Wauchier selbst stammen, wenn auch diese beiden Texte nichts davon wissen, daſs er der Bruder des Ritters *Helys li Blois* sein soll; diese Verwandtschaft ist dann eine Erfindung des Autors des Lancelot. Sollte man aber in dem Satz *Messires Gauvains i fu et Helys li Blois et li-Biax-et-li-Bons ses freres*, etc., eine Umstellung vornehmen dürfen [der Archetypus unserer Lancelot-Hss. war sicher nicht das Original], nämlich: *Messires Gauvains i fu et li-Biax-et-li-Bons ses freres et Helys li Blois*, etc.[2], dann müſsten wir den Fall ganz anders erklären; dann käme dem Passus eine gewisse Wichtigkeit zu. Die betreffende Erklärung muſs ich aber noch aufschieben. Abgesehen von dem zi-

[1] Der Passus findet sich leider nicht in der „kritischen“ Marburger Ausgabe. Er müſste in Heft 18 der Marburger Beiträge stehen, das aber m. W. nie erschienen ist.

[2] Die Umstellung der Namen durch einen Kopisten lieſse sich in unserm Fall noch besonders gut erklären. Zu dem Turnier von Orkenise nämlich, auf das sich jener Passus bezieht, war Gauvain in Begleitung des Helys gezogen, so daſs sich der Kopist an die Verbindung *mesire Gauvain et Helys* (so Sommer 177/14, 177/18) oder *Helys et mesire Gauvain* (177/24) gewöhnt war, während der Ritter *li-Biax-et-li-Bons* jedenfalls mit König Arthur (178/19) angelangt war.

tierten Passus und natürlich den Romanen Didot-Modena-Perceval und Perlesvaus, ist der Schöne Feigling den Prosaromanen unbekannt.

Es dürfte praktisch sicher sein, daſs es sich in allen unsern Belegen um dieselbe Person handelt. Jedenfalls müſste das *onus probandi* auf demjenigen lasten, der eine gegenteilige Ansicht vertreten wollte; es würde ihm aber sicher kein einziges Argument zur Verfügung stehen[1]. Anders stellt sich der Fall natürlich, wenn man etwa der Ansicht huldigt, daſs *mauvais* und *coarz* nicht dasselbe bedeuten. Dies tat Miſs Weston. In ihrem *Sir Perceval*, vol. I (p. 261, n. 1) fragte sie: *Is perhaps „le* [sic] *Biax Mauvais" the same as „le biaus* [sic] *Coart"* ?. Nachdem ich dann in meinem Referat ihres Buchs erklärt hatte: „*Biaus Coars* ist gleichbedeutend mit *Biaus Mavais*" (ZFSL 31[3], S. 145), erwiderte sie darauf in ihrem *Sir Perceval*, vol. II, 203: *Nor does Mauvais necessarily = Coars; the name might be given for other qualities*, und in ihrer Abhandlung *The Coward Knight* (p. 358 f.) fuhr sie fort: *The title Mauvais is not necessarily equivalent to that of Coarz; it may equally well mean quarrelsome or malicious.* In dem von mir schon oben zitierten Passus dieser Schrift behauptete sie geradezu (p. 385): *Li Biaus Mauvais is quite a different person* [i. e. *different from li Biaus Coarz*]. So viel wuſsten wir nun auch, daſs *mauvais* noch andere Bedeutungen hatte als feige, ungefähr dieselben Bedeutungen, die es heute noch hat. Doch in der Terminologie des Rittertums hat dieses Adjektiv, wenn auf einen Mann, oder wenigstens einen Ritter oder Knappen bezogen, ausnahmslos[2] die Bedeutung feige, die es heute nicht mehr hat[3]. Der Gegensatz von *coart* war *hardi, preu, vaillant.* Wie *mauvais,* auf einen Mann bezogen, im Sinne von *coart* gebraucht wurde, so hatte sein Gegensatz *bon* im gleichen Fall wohl immer, oder fast immer, die Bedeutung von *hardi, preu, vaillant.* Wenn z. B. im Perlesvaus der Protagonist so häufig

---

[1] Theoretisch lieſse sich natürlich immer behaupten, daſs Personen gleichen Namens nicht identisch seien, zumal wenn man von ihnen nicht viel weiſs; doch die Skepsis muſs begründet werden. Im Roman Escanor kommt ein Ritter vor, der sich *li Biax Deconëus* nennt (2560, 2595 etc., 7405, 7444). So heiſst bekanntlich der Held von Renauts Roman, Guinglain, Gauvains Sohn. Im Escanor befreundet sich der Ritter speziell mit Gauvain, und doch erkennen sie sich nicht als Sohn und Vater, und auch der Dichter macht keine Andeutung von dieser Verwandtschaft. Ist also der Träger jenes Beinamens nicht Guinglain Gauvains Sohn? Für den Dichter des Escanor vermutlich nicht; doch hatte dieser wahrscheinlich den Roman in ungenauer Erinnerung, erinnerte sich noch an den Beinamen, nicht aber an die Enthüllung des wirklichen Namens und des Vaternamens am Schluſs des Romans.

[2] Oder dann fast ausnahmslos; ich habe noch keine Ausnahme entdeckt.

[3] Es ist nicht unmöglich, daſs zwischen *mauvais* und *coart* in ihrer Anwendung irgendein kleinster Unterschied bestand, da man auch etwa *mauvais et coart, mauvaistié et coardise* sagte. Aber wir sagen auch etwa: mit Kühnheit und Wagemut, aus Neid und Miſsgunst u. dgl. und wären doch kaum imstande, den Unterschied der Synonyma anzugeben. Es handelt sich um belanglose Nuancen.

als *le bon chevalier* figuriert (1/15—36, etc.), so ist der Ausdruck immer in diesem Sinn zu verstehen, und, wenn in demselben Roman Perceval, Gauvain und Lancelot *les trois meilleurs chevaliers du monde* genannt werden (1457ff.), so heifst dies eigentlich nichts anderes, als dafs diese drei jedem Gegner im Zweikampf überlegen waren[1]. In der ritterlichen Ethik war offenbar die militärische Tugend der *proëce* die höchste Tugend[2], die *bonté par excellence*, dann die *bonté* schlechthin, und demnach auch ihr Gegenteil, die *coardise*, die Schlechtigkeit *par excellence*, die *mauvaistié* schlechthin. Die zivile Schlechtigkeit nannte man in der ritterlichen Terminologie nicht mehr *mauvaistié*, sondern etwa *felonie*, ihr Gegenteil nicht mehr *bonté*, sondern etwa *debonaireté*; die entsprechenden Adjektive waren *fel* und *debonaire*. Beispiele, aus denen die Richtigkeit meiner Behauptungen zu erkennen ist, könnte ich in grofser Zahl zusammenstellen. Hier nur einige. Nitze (Ausgabe, p. 130, n. 2) zitierte aus Chrétiens Yvain, Varia Lectio, (1322d): *Je l'apel plus malvès que preu.* In Chrétien selbst finden sich Beispiele: Yvain 2191: *Mout a entre mauvès et preu; Charrette* 5764f.: *Plus a eise Est uns mauvès çant mile tanz Que n'est uns preuz, uns conbatanz.* Aus Guinglain zitiere ich: *Li plus mauvais molt vaillans ere* (5892), aus Rigomer: *Tant bon chevalier vaillant Sont devenu* [durch Zauberei] *malvais et sot* (6406f.), aus Prosa-Lancelot (Sommer, I, 117): *ou de malvaistié ou de proëche.* Wir brauchen nicht erstaunt zu sein, in Löseths Tristan (§ 66) zu lesen: *L'assassin est un des meilleurs chevaliers du monde*, oder in Malory (ed. Sommer, p. 233): *They were good knyghtes, but they were murtherers*, oder p. 236: *He may wel be a good knyghte* [vorher wurde seine *prowesse* gerühmt], *but he useth shameful customs* [*bonté* und *felonie* waren also nicht unvereinbar][3]. Es ist überflüssig, die Beispiele zu vermehren, zumal da unten noch einige charakteristische aus andern Gründen angeführt werden müssen[4]. Unsere Feiglings-Episoden selbst lassen den Sinn des Wortes *mauvais* sehr gut erkennen. Dem Ritter, der in M *li Biaus Mauvais* genannt wird, entspricht ja in P *le Couart Chevalier;* nach ihrer Konversion sind beide *hardi: li Biaus Hardiz* und *le Hardi Chevalier.* Dem *Mauvais* wirft Perceval in M *sa couardie* vor (42223), und von jenem heifst es nach seiner

[1] In bezug auf zivile Tugenden wäre sicher mindestens Lancelot von dem Autor des Perlesvaus nicht so hoch eingeschätzt worden.

[2] *Sois preux!* waren die bei der Ritterweihe an den jungen Ritter gerichteten Worte (vgl. Léon Gautier, *La Chevalerie*, p. 271, 283), und das Sprichwort sagte: *En la fin l'on congnoit l'ouvrier, en la prouesse chevalier* (ibid. p. 29).

[3] Wohl nicht alle Übersetzer verstanden die ritterlichen Termini der Franzosen so gut wie Malory. Der elsässische Übersetzer, welcher zwar Wauchiers *li Biaus Coarz* richtig mit *der Schöne Zage* wiedergab (81/24), aber Wauchiers und Manessiers *li Biaus Mauvais* mit *der Schöne Böse* übersetzte (389/29, 820/8), antizipierte Mifs Westons Irrtum.

[4] Sogar auf des Ritters Streitrofs wurde die ritterliche Terminologie übertragen, heifst es doch in Durmart 1390f.: *Ains malvaisté ne coardise Ne fu en cel destrier vëue.*

Wandlung: *Dès or n'ira plus couardant* (42421). Miſs Weston aber erklärte, Manessier habe dem Ritter einen unrichtigen Namen (*li Biaus Mauvais*) gegeben: *It should be ,,li Biaus Coarz''* (vgl. Zitat oben). Manessier soll den *Biaus Coarz* seiner Quelle mit Wauchiers *Biaus Mauvais confused* und deshalb *Mauvais* eingeführt haben (p. 385). Nur weil sonst Miſs Westons Theorie versagt! Wie aber erklärt sich der *Biaus Mauvais* Wauchiers? Man höre und staune (*Coward Knight* p. 386): *Nor does the knight to whom it is applied show any signs of cowardice; on the contrary, he is alert to challenge any, and every, comer who fails to recognize the charms of his lady.* Kann man einen Text stärker miſsverstehen? Weil *mauvais* auch *quarrelsome* bedeuten kann, darum soll dieser angriffslustige Ritter *li Biaus Mauvais* genannt worden sein! Warum sagt denn Perceval zu ihm: *Ens en vostre nom a mençogne; Que biaus mauvais n'estes vous mie, mais bons et biaus?* Also war doch das Benehmen des Ritters, seine Angriffslust und Kühnheit, nicht im Einklang mit dem Namen desselben, *li Biaus Mauvais.* Er war nicht, er war nicht mehr, *mauvais,* führte aber den Namen, der einst berechtigt war, noch weiter. Daſs in W *mauvais* nicht wie in M in *hardiz* umgewandelt wurde, erklärt sich daraus, daſs *bons* und *hardiz* in diesem Fall gleichbedeutend waren und *bons* auch in seinen andern Bedeutungen der Gegensatz von *mauvais* war. Die Gruppierung *mauvais—bon* und *coart—hardi,* also auch *li-Biaus-Mauvais—li-Biaus-li-Bons* und *li-Biaus-Coarz—li-Biaus-Hardiz* war das Näherliegende; aber da *mauvais* und *coart* dasselbe bedeuteten, so konnten die Adjektive jederzeit vertauscht werden, auch in einem Namen. Dasselbe gilt von *bon* und *hardi.* Man sieht daher nicht ein, weshalb der *li Biaus Coarz* genannte Ritter ein anderer sein sollte als der Ritter *li Biaus Mauvais.* Auch Nitze hat den wahren Sachverhalt nicht richtig erfaſst, wenn er von Konfusion zweier verschiedenen Namen spricht (Ausgabe, p. 129, n.): *From these additional passages it is clear that the Biaus Mauvais, while he sometimes has an identity of his own, is frequently confused with the Biaus Coarz; this results from the fact that ,,mauvais'' obviously means ,,coarz'' in many of the lines, as is shown by its being frequently contrasted with ,,hardi''.* Nicht Konfusion, sondern Identität liegt vor. Wenn man also behaupten will, daſs *li Biaus Coarz* im Erec nicht identisch sei mit *li Biaus Mauvais* in WDM (und *li Coarz Chevaliers* in P), so darf man dies nicht tun auf Grund der verschiedenen Bezeichnungen, sondern man muſs andere Gründe haben; Gründe, die genügen müſsten, um die Identität auch dann abzulehnen, wenn im Erec *li Biaus Mauvais* stünde. Da es offenbar solche Gründe nicht gibt, so ist gegen jene Identifizierung nichts einzuwenden. Wenn bei Wauchier ein Ritter namens *li Biaus Coarz* und ein Ritter namens *li Biaus Mauvais* vorkommen (vgl. oben), ohne daſs sie vom Dichter identifiziert werden, so beweist dies nicht, daſs die beiden nicht identisch sind, sondern nur, daſs, was ohnehin anzunehmen wäre, Wauchier für die Ritterliste und für die Feiglings-Episode verschiedene

Quellen benutzte. Ist unser Schöner Feigling ursprünglich wohl *li Biaus Coarz* oder *li Biaus Mauvais* genannt worden? Diese Frage läſst sich wohl nicht sicher entscheiden und ist auch nicht von Wichtigkeit. Ich möchte *li Biaus Mauvais* als *versio difficilior* für die ältere halten, weil das wenn auch nicht in dieser Verbindung, so doch überhaupt, mehrdeutige Wort *mauvais* eher den Wunsch aufkommen lassen mochte, es durch das eindeutige *coarz* zu ersetzen[1]. Von Wichtigkeit aber ist für uns, daſs *li Biaus Mauvais* und *li Biaus Coarz* dasselbe bedeuteten und daher die Träger dieser Namen a priori identisch waren.

Noch ein anderer Irrtum der bisherigen Kritik muſs hier berichtigt werden, weil er das Verständnis der Feiglings-Episode beeinträchtigte. Er bezieht sich auf den ersten Komponenten des Namens „der Schöne Feigling“. Er findet sich schon in Nitze's Dissertation, ja in seinen Anfängen schon im Perlesvaus. Der Autor dieses Romans hat den ersten Komponenten des Namens, *Biaus*, weggelassen und dafür zum übriggebliebenen zweiten Komponenten das nichtssagende Wort *Chevaliers* hinzugefügt, weil ihm *li Coarz* allein wahrscheinlich gar zu dürftig erschien. Selbst Miss Weston gab zu, daſs der sonst von ihr so hochgeschätzte Perlesvaus in diesem Punkte unursprünglicher ist (*The Coward Knight*, p. 387; vgl. Zitat oben). Was mag wohl den Autor zu jener Änderung bewogen haben? Bei der Lektüre der Feiglings-Episode, namentlich bei oberflächlicher Lektüre bekommt man leicht den Eindruck, daſs neben der Feigheit des Perceval begegnenden Ritters seine Schönheit von untergeordneter Bedeutung, ja geradezu bedeutungslos, ein Accidens, ein Epitheton ornans sei. Der Gipfelpunkt der Handlung in der Episode MP ist die Wandlung des schönen Feigen zum schönen Kühnen. Die Schönheit hat an der Wandlung keinen Teil. Warum sollte sie also im Namen des Ritters eher zum Ausdruck kommen als etwa seine Gröſse oder seine Geschicktlichkeit oder seine Höflichkeit (nach P war er *grant* und *adroit*, nach M *cortois*)! So ungefähr wird der Verfasser von P gedacht und darum das *Biaus* aus dem Namen ausgemerzt haben. Es ist aufgefallen, daſs in P die Schönheit weniger betont wird als in M. Man hat dies für ursprünglich angesehen; doch mag natürlich die Folge jener Überlegung gewesen sein, daſs der Autor von P die Schönheit abschwächte. Was man als gleichgültig für die Handlung erkannt hat, soll man doch nicht besonders hervorheben. Auch Nitze nahm daran Anstoſs, daſs bei der Wandlung des Ritters nur der zweite Komponent seines Namens, *Mauvais*, oder *Coarz*, betroffen wird, der erste, *Biaus* dagegen nicht. Da aber die Schönheit, besonders in M, sehr stark betont wird, zog er daraus nicht dieselbe Folgerung wie der Autor des Perlesvaus, sondern postulierte, daſs ursprünglich wie die Feigheit, so auch die Schönheit sich in ihr Gegenteil umwandelte. Er war sich jedoch offenbar bewuſst, daſs ein solches

[1] So hat ja auch P *Coarz* (*li Coarz Chevaliers*) für das *Mauvais* (*li Biaus Mauvais*) seiner Quelle MP eingesetzt.

Postulat auf Schwierigkeiten stofsen mufs. Konnte denn die Schönheit auf gleiche Weise in Häfslichkeit umschlagen wie die Feigheit in Kühnheit? Ich habe oben gesagt, dafs in Wirklichkeit durch Verwicklung in einen Kampf ein Feigling nur dann Kühnheit erlangen wird, wenn die Anlage dazu schon in ihm steckte, wenn sie nur geweckt werden mufste. War dies der Fall, dann konnte die Wandlung sich auf natürliche Weise vollziehen, wie dies in MP auch geschieht. In den Romanen ist auch etwa von der Umwandlung von Schönheit in Häfslichkeit und umgekehrt die Rede; dann ist aber immer Zauberei im Spiele, so z. B. in dem oben erwähnten *loathly lady tale:* Das häfsliche Weib wird durch Entzauberung zum schönen Weib, das sie ursprünglich gewesen war, ehe sie durch Verzauberung häfslich gemacht worden war. Sollten wir nun eine Verzauberung postulieren, damit der *Biaus Mauvais* (*Coarz*) zum *Laiz Hardiz* werden konnte? Diese Verzauberung würde wieder eine komplizierte Motivierung postulieren und, da sie kaum leicht mit der Kampfszene verbunden werden könnte, eine neue Szene erfordern. Der Parallelismus aber, den zu erlangen der Zweck der Hypothese wäre, würde doch insofern nicht erreicht, als ja die eine Wandlung sich auf natürliche, die andere auf übernatürliche Weise vollzöge. Wenn Nitze je an ein derartiges Postulat gedacht haben sollte, so hat er es jedenfalls sofort als unbrauchbar abgelehnt. Nitze verlangte, dafs auch die Wandlung von Schönheit in Häfslichkeit auf natürliche Weise und gleichzeitig mit der Wandlung von Feigheit in Kühnheit vor sich gehe, also auch in der Kampfszene. Dies dachte er sich so: Beim Kämpfen gibt es Wunden, und daraus entstehen Narben, häfsliche Narben, die ein schönes Gesicht verunstalten, häfslich machen. Unser schöner Ritter, wie eigentlich jeder hübsche Mann, steht also einmal am Scheidewege; er mufs sich entscheiden, entweder für Kühnheit und Häfslichkeit, oder für Feigheit mit Bewahrung seiner Schönheit. Der *Biaus Mauvais* (*Coarz*) entschied sich für die letztere Alternative; er wird aber gegen seinen Willen in einen Kampf verwickelt. Nun wird er kühn, doch auch häfslich, ein *Laiz Hardiz.* Einen *Biaus Hardiz,* wie Manessier den *Biaus Mauvais* nach seiner Wandlung nennt, kann es *ex hypothesi* gar nicht geben, es müfste denn einer gerade immer das Glück haben, im Kampfe nicht verwundet zu werden. Was Nitze als eine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Hypothese ansah und was ihm vielleicht sogar die Hypothese suggerierte, ist die Tatsache, dafs in der Aufzählung der Tafelrunder in Chrétiens Erec unmittelbar auf *li Biaus Coarz,* den auch Nitze mit dem *Biaus Mauvais* identifiziert (wenn er auch nur *confusion* annimmt: vgl. oben), ein Ritter Namens *li Lez Hardiz* folgt. Dies, meinte Nitze, kann nicht zufällig sein; der *Laiz Hardiz* mufs ursprünglich einfach der umgewandelte *Biaus Coarz* (*Mauvais*) gewesen sein. Nitze glaubte, noch ein paar Überreste der von ihm postulierten Situation in der Überlieferung zu finden. In P bemerke der feige Ritter, *that Gawain's face is scarred and ugly from the battles he has waged* (Diss., p. 85); hierin sei P *more primitive*

than Manessier (p. 87). Im Text aber steht: *Ge voi vostre viaire tot despecié et navré en pluseurs lex* (1402f.); *ugly* steht nicht im Text. In Manessier, *apparently, he does not fear death half as much as the loss of his good looks* (p. 84); als Beleg dafür wird zitiert: *car il n'a cure Que nus li face ja laidure* (42163f.); *doch laidure* bezeichnete in der Regel einen ethischen Begriff und auch hier nicht Häſslichkeit[1]. Daſs im Perlesvaus die Schönheit weniger betont wird, scheint Nitze für ursprünglicher zu halten, als daſs Manessier sogar nach der Wandlung *emphasizes the knight's beauty*[2], was beweise, daſs *his version is distinctly second-hand* (p. 85f.); *Manessier would have added much to the force of the tale by representing the knight at the end as really disfigured* (p. 84f.) [dies ist sehr zu bezweifeln]; aber auch im Perlesvaus wird nicht gesagt, daſs des Ritters Schönheit nach dem Kampf auch nur vermindert worden sei. Was Nitze vermiſst, ist bei seiner Theorie gerade die Hauptsache.

Diese Theorie fand kräftige Unterstützung durch Miſs Weston. (p. 386ff.). Sie wies namentlich auf einen Passus in (Pseudo-)Wauchiers Perceval-Fortsetzung hin, nach welchem *A la Table Reonde avoit Coustume que nul n'i seoit Se il n'avoit plaie a la chiere; S'en avoient en grant maniere Les chieres mult plus esfraees, Plus cremues et redoutees* (16121ff.). Sie verwies auch noch auf einen ähnlichen Passus im Prosa-Lancelot (ed. Sommer, III, 130), wo aber die etwas wilde *costume* nicht Arthurs, sondern Uterpendragons Tafelrunde zugeschrieben wird. Bei (Pseudo-)Wauchier sollte der Passus vermutlich dazu dienen, die Widerhaarigkeit der Barone, die in der betreffenden Szene zum Ausdruck kommt, zu erklären. Der borstigste unter Arthurs Mannen, ihr Sprecher, ist nun gerade der *Laiz Hardiz*[3]. Daſs die von (Pseudo-)Wauchier erwähnte *costume* und überhaupt

---

[1] Ausnahmsweise konnte *laidure* allerdings die Bedeutung von *laidece* annehmen (vgl. ein Beispiel in einem Zitat aus der Merlin-Fortsetzung unten); doch in unserm Fall hätte diese Bedeutung keinen richtigen Sinn.

[2] Dies ist eigentlich nicht richtig. Manessier sagt z. B. keineswegs direkt, daſs der *Biaus Mauvais* nach dem Kampfe immer noch schön war. Er läſst nur Perceval schwer verwundet werden (an der Hüfte) und sagt nicht, daſs der andere auch verwundet war. Nur nennt er diesen bei der Turnierbeschreibung, die er selbst eingeführt hat, *li Biaus Chevaliers*. Aber wie hätte er ihn anders nennen können? *Mauvais* hätte doch nicht mehr gepaſst, und *Hardiz* noch nicht, da Manessier die Namensänderung erst nach dem Turnier anbringen wollte. Es blieb ihm nichts anderes übrig als *li Biaus* und dazu fügte er *Chevaliers* [wie der Autor des Perlesvaus zu *li Coarz*]. Übrigens hat er ihn schon vor dem Kampf einmal *li biaus chevaliers* genannt (42222). *Emphasized* wurde die Schönheit nur vor dem Kampf (*Et fu li plus biaus chevaliers C'on trouvast en trente miliers:* 43149), nicht nach demselben.

[3] Die betreffende Partie mit jenem Passus und der Rede des *Laiz Hardiz* fehlt in einem Teil der Hss., in D, E, F, G und der deutschen Übersetzung, in allen den Texten, die H. Waitz, „Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois", Straſsburg 1890, „die dritte Redaktion" nennt (S. 26f.). Sie mag trotzdem ursprünglich sein; vielleicht wurde sie von einem Kopisten ausgemerzt, weil sie ungewohnt wilde Töne anschlägt.

die Episode, in der sie erwähnt wird, einen primitiven und barbarischen (*savage*) Charakter hat, ist nicht zu bestreiten, und der Autor des Lancelot wird die *costume* wohl aus diesem Grund in die vorarthurische Zeit versetzt haben; aber ob auch unsere Feiglings-Episode auf *that earlier stage of Arthurian tradition* zurückgeht, wie Miſs Weston meint, ist eine andere Frage. Miſs Muchnic stand der Hypothese Nitze-Weston skeptisch gegenüber. Sie fand die Argumente der beiden Gelehrten nicht stichhaltig, und das Nebeneinander der Namen *Biaus Coarz* und *Laiz Hardiz* für nicht besonders *significant: The names present a natural antithesis which might have occurred to any writer; there is no reason to suppose that they must have originated in a story in which a handsome coward was made into an ugly hero* (p. 330). Ihre eigene Erklärung allerdings (Kombination des *Great Fool theme* mit *the tale of a handsome coward who either through sorrow or madness rode backward on his horse with his clothes turned inside out:* p. 331) ist lahm und nicht überzeugend. In seiner Ausgabe hat Nitze von Miſs Muchnics Einwänden keine Notiz genommen, aber Miſs Westons Hinweise übernommen (p. 129). Er ist übrigens hier bis zur Unverständlichkeit kurz. Mir scheint es, er halte nicht mehr mit Überzeugung an seiner Hypothese fest.

Diese Hypothese ist in der Tat unhaltbar; denn einerseits hat sie nicht die geringste Stütze in der Überlieferung; anderseits steht sie im Widerspruch zur ritterlichen Mentalität. Kein Text macht auch nur die geringste Andeutung, daſs die Schönheit des Feiglings, ebenso wie seine Feigheit, in ihr Gegenteil umschlug. Kein Text, der in einem Ritterverzeichnis sowohl *li Biaus Coarz* (oder *Mauvais*) als auch *li Laiz Hardiz* erwähnt, deutet an, daſs sie eine und dieselbe Person waren; daſs sie in einigen Texten zusammengestellt sind, kann sich, wie dies Miſs Muchnic richtig erkannt hat, genügend aus dem Umstand erklären, daſs ihre Namen doppelte Antithesen sind, einander also leicht anlockten[1]. Die Ansicht Nitzes und Westons, daſs der Feigling *disfigurement* mehr als den Tod fürchtete [wäre er dann überhaupt noch ein Feigling?], ja *disfigurement* überhaupt fürchtete, kann sich auf keine Textstelle stützen. Er fürchtet den Tod wie jeder Feigling; er fürchtet die Wunden, weil man nie wissen kann, ob sie nicht tödlich ausfallen, und, bei Manessier wenigstens, er sieht nicht ein, was *proëce* ihm nützen könnte. Vor allem aber fehlt bei Nitze und Miſs Weston jeder Beweis dafür, daſs Wunden und Narben für häſslich galten. Sie urteilten nach den ethischen und ästhetischen Anschauungen moderner Pazifisten. Für sie ist daher die ritterliche Freude am Kampf etwas Barbarisches (*savage*), wie das Duellieren der deutschen Studenten, die als Anbeter ritterlicher Ideale nicht mit

[1] In Wauchiers Perceval, Interpolation, folgt wie in Chrétiens Erec *Li Lez Hardiz* unmittelbar auf *li Biaus Coarz* (14608). In Wauchiers Perceval 31385 geht jener unmittelbar dem *Biaus Mauvais* voran. In den drei Rigomer-Belegen des letztern Namens folgt stets auf diesen *li Laiz Hardiz.*

Unrecht von Miſs Weston (p. 387) beigezogen wurden, und ein narbiges Gesicht etwas Häſsliches. Aber war dies auch die Mentalität des Rittertums? Sicher nicht. Bei keinem Kriegeradel konnte eine Ästhetik entstehen, nach welcher Wunden und Narben, die für Tapferkeit und Ehre zeugten, als häſslich angesehen wurden[1]. Wenn die *chieres* der Tafelrunder in der primitivern Epik Narben haben muſsten und zum Teil *redotees* aussahen, so steht doch nirgends, daſs sie in dieser barbarischen Zeit als häſslich galten; einer barbarischen Ethik entsprach jedenfalls eine barbarische Ästhetik. Natürlich machte man einen Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Schönheit. So heiſst es von dem Protagonisten des Durmart-Romans, der sehr schön war (vgl. unten): *Plus estoit clers que nule gemme, Et si* [= doch] *n'ot pas bealté de feme: En la semblance de son vis Estoit fiers, et antrés* [= *entrues* = zugleich] *hardis* (111 ff.). Jean Loubier bietet in seiner Diss. „Das Ideal der männlichen Schönheit bei den afrz. Dichtern des XII. und XIII. Jahrhunderts" (Halle, 1890) eine reiche Sammlung von Merkmalen der Schönheit und auch der Häſslichkeit; aber es findet sich darin kein Beispiel für durch Wunden und Narben verursachte Häſslichkeit; dagegen ist ein Beispiel vorhanden, welches zeigt, daſs Narben ein Gesicht verschönerten (p. 73). In Gerberts Perceval-Fortsetzung nämlich ist Perceval, als er im Begriff ist, Blancheflor zu heiraten, immer noch *biaus chevaliers a merveille* (6588), obschon er doch damals sehr viele Kämpfe hinter sich hatte; bei der Schilderung seiner Schönheit heiſst es: *U front une plaiete avoit Qui si tres bien li avenoit Que du veoir estoit delis* (6593 ff.). Im Prosa-Lancelot nimmt der Titelheld als Gefangener der Dame von Malohaut an einem schlachtartigen Turnier teil. Am Abend sieht die Dame den zurückgekehrten Ritter in seinem Bett schlafend: *Si vit qu'il avoit tout le vis enflé et camoissié(s) des mailles le col et le nes escorchié et le front enflé et les sorchiex escorchiés et les espaules navrees et detrenchies moult durement et les bras tous pers des cols que il avoit ēus et les puins gros et enflés et plains de sanc* (ed. Sommer, I, 225). Die Wirkung dieses Anblicks auf die junge Dame war, daſs sie sich in ihn verliebte und kaum davon abzuhalten war, ihn sogleich zu küssen; denn sie bewunderte seine aus den Wunden erschlieſsbare *proēce*, sagte aber auch, daſs *Diex . . . l'a fait si bel* (ibid.). So wird in den Romanen noch die Schönheit mancher anderer Ritter gerühmt, die schon oft gekämpft und jedenfalls auch Wunden und Narben davongetragen haben[2]. Man hat daher kein Recht,

[1] Auch die „Schmisse" der deutschen Studenten (Miſs Weston erwähnte sie im Jahre 1923; die heutigen deutschen Studenten kenne ich nicht) verschönerten ein schönes Gesicht in den Augen der jungen Herren und sicher auch der jungen Damen.

[2] Z. B. Erec war vor seinem letzten Kampfe [jedenfalls auch nach demselben] immer noch *biaus chevaliers, janz et adroiz* (2717). Yvain (1813) wird genannt *le plus bel* nach seinem Kampf mit Esclados [und wahrscheinlich noch mit vielen andern; denn er war damals schon *uns chevaliers mout alosez et de grant vasselage:* 1855, 2124]. Als Yvain wahnsinnig war, wurde

anzunehmen, daſs unser *Biaus Mauvais* den Verlust seiner Schönheit zu befürchten hatte. Da wir Nitzes Hypothese ablehnen, liegt es uns ob, eine andere Erklärung des Schönheitsmotivs zu suchen.

Die Funktion des Schönheitsmotivs erklärt sich von selbst und ohne Änderung der Überlieferung, wenn man nur aus der modernen Mentalität hinaus- und in die mittelalterliche Mentalität, speziell die des Rittertums, hineinzuschlüpfen vermag. Die Mentalität des Rittertums war im höchsten Grade aristokratisch. Die Ritterromane, für die ritterliche Gesellschaft, wenn auch zumeist nicht von Rittern selbst geschrieben, brachten diese Mentalität zum Ausdruck. Die Autoren nun wollten vor allem Vorbilder zeigen, typische und ideale Vertreter des Rittertums. Die Protagonisten der Romane sind daher stets ritterliche Idealtypen. Als solche sind sie natürlich stets sympathisch und sollten es nach den Intentionen der Autoren auch sein. Sympathische episodische Personen wurden ebenso gezeichnet wie die Protagonisten. Die sympathischen Ritter nun, also vor allem die Protagonisten, sind normalerweise im Besitz aller jener Eigenschaften, die von der ritterlichen Gesellschaft besonders geschätzt wurden, aller *bones teches*, um einen Ausdruck des Prosa-Lancelot (ed. Sommer, I, 113) zu gebrauchen; sie sind also von Natur *preu* (oder *hardi*), *magnanime* (hochstrebend), *loial, debonaire, cortois, large, sage, bel, adroit, legier* u. dgl. mehr oder haben wenigstens, soweit jene Eigenschaften durch Erziehung erworben werden müssen, die Anlagen dazu[1]. Vor allem aber sind sie *gentil* oder *franc*, d. h. von edler Abstammung; denn dies war nach der ritterlichen Mentalität die Eigenschaft, aus der alle jene anderen Eigenschaften hervorgegangen sind.

---

er von einer Dame aufgefunden, die ihn an einer Narbe (*une plaie qu'il ot el vis:* 2905) erkannte; sie fand ihn so schön, daſs sie gar nicht aufhören wollte, ihn mit Salbe einzureiben. Als König Pelles' Tochter den berühmten Lancelot während seines Wahnsinns auffand, *li est avis que ele ne vit onques si bel home* (Lancelot, ed. Sommer, III, 399; Jonckbloet, II, p. CLVII). Gauvain, der in P ein so narbiges Gesicht hat, das angeblich dem feigen Ritter häſslich zu sein schien, gilt in Chrétiens Perceval, wo er wohl nicht weniger Kämpfe bestanden hat, als sehr schön (5010, 5269, 5400). *Est modus in rebus*, dürfte allerdings auch hier gegolten haben. Die Verstümmelung der Nase des Guillaume d'Orange brachte nach den Chansons de geste, trotzdem sie im Kampfe erfolgt war, dem Helden, der den Beinamen *al cort nes* führte, Hohn und Schande ein (vgl. Loubier, l. c., S. 20). Aus den höfischen Romanen kann ich kein entsprechendes Beispiel nennen. In Alt-Irland war eine Verunstaltung des Gesichts, die wirklich häſslich und lächerlich machte, eine Disqualifikation für Anwärter auf den Königsthron [Pusteln oder Pickel genügten] und ein Zwang zum Rücktritt für Könige (vgl. P. W. Joyce, *A Social History of Ancient Ireland*, vol. I (1913), p. 43, resp. H. d'Arbois de Jubainville, *Introduction à l'étude de la Littérature Celtique*, 1883, p. 261 f.). Im Mittelalter scheint man auf ein schönes Äuſseres mehr Wert gelegt zu haben als heute; doch die Begriffe von Schönheit deckten sich nicht in jeder Beziehung mit den unsrigen, die übrigens bekanntlich auch nicht einheitlich sind.

[1] Vgl. z. B. Biausdouz, v. 232 ff.: *En lui sont tuit bien herbegié: Honors* (= Streben nach Ehre, *magnanimité?*), *cortesie, et largesce, Hardimens, savoirs et proësce.*

Die *menue gent*, bestehend aus Bauern (*vilains*), Städtern (*borjois*, die ein Andreas Capellanus immer *plebeii* nennt), Gewerbetreibenden (*ovreors*), Dienern (*serjanz*) etc. bildeten nach jener Mentalität in jeder Beziehung den Gegensatz zum Ritteradel und sind normalerweise durch die Gegensätze jener Eigenschaften (*coardise*, *pusillanimité*, *perece*, *desloiauté*, *felonie*, *vilté*, *avarice*, *niceté*, *laidece*, etc.) gekennzeichnet. Die *chevaliers felons*, *traïtors*, *robeors* etc., die es auch gibt, scheinen in der Regel *Outsiders* gewesen zu sein, Heiden, oder Emporkömmlinge, die eigentlich kein Recht auf den Ritternamen hatten, bisweilen heruntergekommene, gestrandete Adelige[1]. Natürlich werden nicht für jede Person alle *bones teches*, resp. alle *males teches*, die sie nach jener Theorie besitzen muſs, aufgezählt, sondern meistens nur diejenigen, die für die Handlung in Betracht kommen, d. h. natürlich bei Protagonisten mehr als bei episodischen Personen. Am wichtigsten ist die Triade: *gentil* [als Basis aller *bones teches*], *bel* [als Zusammenfassung der äuſserlichen Vorzüge], *preu* [als Kardinaltugend], resp. *vilain*, *lait*, *coart*[2]. In der Vorstellung, daſs in den Adligen alle *bones teches* vereinigt sind, in der *menue gent*, besonders den *vilains*, alle *males teches*, ist auch schon der sehr ausgeprägte Glaube des mittelalterlichen Rittertums an die Vererbung der *teches* enthalten: Wer von *gentil lignage* ist, ist infolgedessen auch selbst *gentil* und besitzt daher alle andern *bones teches*; die Nachkommen von *vilains* anderseits sind ebenfalls *vilains* mit allen *males teches*. Auch die Überzeugung des Mittelalters, daſs eine Harmonie besteht zwischen den äuſserlichen und den innerlichen Eigenschaften, so daſs *les vertuz del cors* [*biauté*, *legiereté* u. dgl.] und *les vertuz del cuer*[3] [*proëce*, *cortoisie*, *sagesse*, *loiauté* u. dgl.] immer beisammen sind, wie umgekehrt

---

[1] Der erste Autor eines Ritterromans, bei dem demokratische Ideen sich regten, war m. W. der Verfasser des Prosa-Lancelot. Läſst er doch seinen Protagonisten sagen (ed. Sommer, I, 113): *Il m'est avis que puet avoir les bontés del cuer qui ne puet pas avoir cheles del cors; car tex puet estre cortois et sages, deboinaires et loiaus, preus et larges et hardis . . . qui ne puet pas estre grans et corsus, ne isniax ne biax ne plaisans . . . Les bontés del cors . . . li hons les aporte avoeques li hors del ventre sa meire . . . Mais les teches del cuer . . . chascuns les poroit avoir se pereche ne li toloit*, und Lancelot's Lehrerin sagt, daſs es ursprünglich keine Standesunterschiede gab; *car d'un peire et d'une meire deschendirent toute gent* (auch wieder I, 225: *Tex puet estre moult preus de cors qui n'a mie toutes les bontés del cuer*). Es sollte aber noch längere Zeit verflieſsen, bis dies allgemein anerkannt wurde (über die demokratischen Anschauungen des emporstrebenden dritten Standes in England vgl. W. H. Schofield, *Chivalry in English Literature*, 1912, p. 66ff.).

[2] Was den Ritterromanen mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, daſs sie die Charaktere zu wenig individualisieren, sie zu gleichförmig gestalten, erklärt sich ohne weiteres einerseits aus jener Mentalität, anderseits daraus, daſs alle Autoren dasselbe Ziel hatten, nämlich typische Vorbilder zu schaffen. Miſs Muchnic hat nicht Unrecht, wenn sie (p. 330) sagt: *To dwell on the good looks of a knight is a common place of Arthurian literature . . . Every knight who is not an out-and-out villain*, ist schön [letzteres ist etwas übertrieben; das *out-and-out* dürfte wegzulassen sein]; aber sie hat nicht erklärt, warum dem so ist.

[3] Ausdrücke des Prosa-Lancelot, ed. Sommer, I, 113.

les vices [so müſste man sagen] *del cors* [*laidece* etc.] und *les vices del cuer* [*coardise, vilenie, desloiauté* etc.] unzertrennlich sind, ist in der Vorstellung, daſs alle *bones teches* Monopole des Ritteradels seien, impliziert[1]. Daſs auch nur eine der *males teches* in die Serie der *bones teches* hineingelangte und dort die entsprechende *bone teche* verdrängte und vice versa, daſs also bei einem *gentil home* eine *male teche*, bei einem *vilain* eine *bone teche* sich findet, ist nach dem soeben erläuterten System unmöglich. Wenn es trotzdem in gewissen Fällen vorzukommen scheint, so müssen sich diese Fälle als Täuschungen erweisen. Die französischen Romandichter liebten es, solche Fälle zu präsentieren, die scheinbaren Widersprüche aufzuklären und auf diese Weise kleine Probleme zu lösen. Einige Beispiele mögen dies illustrieren. Nach der Jugendgeschichte Percevals, z. B. bei Chrétien, wächst der Held in der Wildnis auf und kommt in Bauerntracht an König Arthurs Hof. Er ist in seinem Benehmen *sot* (200) . . . *come une beste* (245), *nice* (1012), das Gegenteil von *sage* (976), auſserdem *sauvage* (975); aber er ist auch *bel et jant* (978) und hat Augen *cler et riant* (974), und sein ungestümes Verlangen, Ritter zu werden, und die Forderung der Waffen des roten Ritters, der sie noch trägt, zeigen unverkennbare Anlagen zur *proëce*. Es besteht also ein Widerspruch zwischen Schönheit und Kühnheit einerseits und *tumpheit* und Wildheit anderseits, welch letztere Eigenschaften zusammen mit der Bauerntracht entschieden für bäurische Herkunft sprechen. Während der Seneschall Keu den Jungen verspottete, ihn offenbar für einen Bauerntölpel haltend, sah der König tiefer: *Por ce, se li vaslez est nices, S'est il, espoir, mout jantis hom; Et se ce li vient d'aprison Qu'il et esté a vilain mestre, Ancor puet preuz et sages estre* (1012). Arthur vermutete also, daſs die *vilenie* des Knaben nur Schein sei, wohl weil sie mit der *biauté* und den Anfängen von *proëce* nicht vereinbar ist: Ein *vilain* könnte doch nicht schön und kühn sein, während ein *jantis hon*, wenn er etwa von einem *vilain* erzogen wurde, *sauvage* und *nice* werden mochte; denn *cortoisie* und *sagesse* verdankte auch ein Adliger der Erziehung; bloſs muſste er die Anlagen dazu von Natur haben.

---

[1] Alwin Schultz: „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger" Bd. I (1889), S. 211, schreibt: „Die Helden und Heldinnen unserer Romane sind immer sehr schön; wie sie alle denkbaren guten Charaktereigenschaften haben, so erfreuen sie sich auch einer tadellosen Schönheit der äuſseren Erscheinung. Die bösen Menschen, die in den Erzählungen vorkommen, sind dagegen von Grunde aus verderbt und auch in ihrer Gestalt durch auffallende Häſslichkeit gekennzeichnet. Durchschnittsnaturen, ebenso wie mäſsig hübsche alltägliche Erscheinungen werden weder in der Poesie noch von der bildenden Kunst uns vorgeführt." J. Loubier, „Das Ideal der männlichen Schönheit", S. 22f., bemerkt: „Es ist ein Zeichen der Naivität der mittelalterlichen Anschauungen, daſs die Schönheit allen Guten eigen ist, und die Bösewichter, Verräter, Ungläubigen häſslich sein müssen . . . Die körperliche Häſslichkeit gilt als ein Zeichen der geringen Herkunft und der sittlichen Schlechtigkeit." „Naivität" ist aber jedenfalls nicht die Ursache dieser Anschauungen, mindestens nicht die Hauptursache.

Arthurs Vermutung war nur insofern unrichtig, als der Knabe nicht einen *vilain mestre* gehabt hatte: Er wurde tatsächlich von der eigenen Mutter, die eine Adlige war, erzogen, doch mit der Absicht, alles Ritterliche von ihm fernzuhalten, was in der Wirkung einer bäurischen Erziehung gleichkam. Aber in der Hauptsache hatte der König recht: Perceval war väterlicher- und mütterlicherseits von hoher Abstammung (412 ff.) und wurde später der tüchtigste Ritter, nachdem er bei Gornemant die ritterliche Erziehung nachgeholt hatte[1]. Der Protagonist des Romans Fergus dessen Autor den Percevalroman etwas nachgeahmt hat, ist der Sohn des reichen Bauers Somillet und wächst mit seinen zwei Brüdern als Bauernknecht (*valet karuier*: 11/10) auf, bis er einmal eine Begegnung mit Rittern hat. Nun will er sofort auch Ritter werden und dem König Arthur dienen. Wie erklärt sich diese Anwandlung von *proëce* und dazu seine hervorragende Schönheit (10/3 ff., 21/30 f.)? Seine Mutter war *de molt grant noblece* (10/1 f.). Diese *france molliers* (13/36) erklärt ihrem Gatten: *Se de prouece s'entremet, Ne vos en devés merviller; Car il a maint bon chevalier En son lignage de par moi; Si i retrait, si con je croi* (14/22 ff.). Die beiden andern Söhne, die jüngern, die dem Vater nachschlagen, fanden dagegen an den bäurischen Arbeiten Gefallen (14/8 ff., 30 ff.). Man könnte meinen, der älteste, Fergus, hätte einen andern Vater gehabt, obschon die Dame den Vorwurf, eine *putain* gewesen zu sein, zurückweist (14/6 ff.). Der Dichter hätte jene beiden nicht auch schön nennen sollen (10/3 ff.); denn nachher sagt die Mutter von ihrem Ältesten, im Gegensatz zu den beiden andern: *Cis est biaus* [also die andern beiden nicht!]: *bien sanble vasal* [= *hardi*]*; Ja ne venra en cort roial C'on nel doie por bel tenir; Encor puet a grant pris venir* (14/35 ff.). Aus der Schönheit des Ältesten folgert sie, daſs er auch kühn ist und einmal ein berühmter Ritter werden wird. An Arthurs Hof wird Fergus, trotzdem er nicht *sages*, sondern *sos* (17/18 f.) und *nice* (25/29) war, vom König gut aufgenommen; denn *Bien a noté* [Subjekt: der König] *en son viaire Que il estoit de bonne gent* (25/2 ff.). Der König folgerte also seine *gentillece* aus seiner Schönheit und daneben vermutlich noch aus seiner *hardiesse;* denn der Junge trug die Köpfe von zwei Räubern, die er unterwegs erschlagen hatte, an seinem Sattelbogen, und verlangte sofort die Gewährung eines sehr gefährlichen Abenteuers. Auch in dieser Erzählung erweist sich also die

[1] Das Mädchen, das sonst nie gelacht hatte, aber bei Percevals Ankunft am Hofe seinen Ruhm lachend prophezeite, hat natürlich nicht so wie Arthur gefolgert; denn sie war eine Prophetin. Keu, der arthurische Thersites, bildete unter den Arthur-Rittern eine Ausnahme; denn er hatte eine *langue vilaine* (1263). Nach Robert von Borron verdankte Keu seine *males teches* dem Umstand, daſs sein Vater, der *preudom* Antor, ihn von einer Amme niedriger Herkunft (*une garce*) säugen lieſs, weil seine eigene Gattin Arthur säugen muſste; darum wurde Keu *desnaturés;* doch Arthur muſste Antor versprechen, Keu zu seinem Seneschall zu machen und ihn trotz allem zu *soffrir* (vgl. Merlin ed. Paris-Ulrich, I, 133, 139 f. und Didot-Modena-Perceval ed. Hucher, p. 457, ed. Weston, p. 49).

vilenie des Helden, die im Widerspruch steht zu seiner *biauté* und *proëce*, als blosse Täuschung. In der romantischen Merlin-Fortsetzung kam *Arès li vachiers* an Arthurs Hof, *qui amenoit un sien fil*, und verlangte die Gewährung eines ungenannten *don*. Als der König ihm dies zugestanden hatte, erklärte der Bauer, jener habe ihm versprochen, seinen Sohn sofort zum Ritter zu schlagen. Er sagte, von seinen dreizehn Söhnen wollten alle *homes labourans* werden; nur dieser strebe höher; er *ne se veut consentir ne acorder fors a estre chevaliers. Ne sai dont chis corages* [Gesinnung] *li puet venir* (II, 70). Der junge *Tor* bestätigte die Rede seines Vaters. Der König, der das gegebene Versprechen nicht widerrufen wollte, sagte: *Je cuic que se gentillece ne te venist d'auchune partie, ja tes cuers ne te traisist a si haute chose comme a chevalerie* (II, 71). Da intervenierte Merlin: *Vilains, mout ies chaitis qui cuides que che soit tes fieus; certes, il ne l'est pas, et se il le fust, il n'entendist pas a gentillece . . .; ains fust drois vilains, comme sa nature li aportast* (II, 72). Tor meinte, es sei gleichgültig, wessen Sohn er sei, und fragte Merlin: *Por coi faites vous honte a ma mere?* Merlin aber erwiderte: *Elle ne puet pas avoir moult grant honte en che que je li met sus; car cil dont je tieng la parole est rois sacrés, et avoec cele gentillece est il uns des boins chevaliers qui piech'a portast armes en cest païs* (II, 72f.). Trotzdem gab Arthur dem jungen Ritter den Namen *Tor li fieus (a) Arès*, und *puis ne li chaï chis nons* (ibid.)[1]. In dieser Erzählung wird die Schönheit des Jünglings nicht erwähnt; Tor war natürlich schön wie jeder sympathische Ritter, wie jede Person, in welcher adliges Blut fliefst. Wie aber im Roman Fergus Arthur die *gentillece* des Bauernburschen nur aus seiner Schönheit erschliefst und dabei die Anlagen zur *proëce*, die sich klar geäufsert hatten, unberücksichtigt läfst, so läfst der Merlin-Fortsetzer die mit der *proëce* notwendig verbundene Schönheit unberücksichtigt. In Wirklichkeit treten natürlich *males teches* wie *vilenie, sotie* u. dgl.

---

[1] An einer spätern Stelle (II, 114) teilt Merlin König Arthur das Geheimnis von Tors Herkunft mit: *Li rois Pellinor l'engenra en la feme d'un vakier, et ot le pucelage de li* [trotzdem sie schon verheiratet war?]... *Mais pour chou que li vilains ot a feme la damoisiele cele semaine meïsmes que elle fu despucelee* [also heiratete er sie doch erst nach der Defloration], *cuida il vraiement que Tor fust ses fieus.* Auf Arthurs Frage, *se la damoisiele estoit gentius feme,* antwortet Merlin: *Nennil voir, ains estoit une pastorele que li rois trouva en praerie ses bestes gardant*, etc. Da Tor sich schon durch grofse *proëce* ausgezeichnet hat, sagt König Arthur: *Fius de vakier et de vilain ne porroit pas avoir si haute commenchaille,* und Merlin: *Nature de lignage et fine gentillece l'a si duit et apris en poi de terme, comme vous veés.* In den Ritterverzeichnissen der Versromane und des Prosa-Lancelot figuriert *Tor le fil Arès* sehr häufig. Schon in Chrétiens Erec (1728) hat Arès den Königstitel. Ich halte es für möglich, dafs der Merlin-Fortsetzer den Namen von Tor's Vater von dem Verb *arer* abgeleitet und ihn deshalb zu einem *hom labourans* gemacht hat; weil aber Tor doch ein Königssohn bleiben sollte, wurde der Bauer Arès nur der scheinbare Vater, der wirkliche Vater aber blieb ein König, so dafs Tor's *proëce* verständlich war. Im übrigen war vermutlich der Fergusroman das Muster des Merlinfortsetzers.

in Gegensatz zu sämtlichen *bones teches*, und müssen auf Täuschung beruhen, wenn letztere nicht ihrerseits Täuschungen sein können. Die *biauté* kann nie eine Täuschung sein, wenn nicht Zauber im Spiele ist, die *proëce* auch nicht. Sie ist in jedem *gentil home* vorhanden, wenn nicht sichtbar, dann latent. Ein Zufall (z. B. Begegnung mit Rittern) kann die schlummernde *proëce* wecken, oder sie erwacht von selbst. *Nature*, sagt ein mittelalterliches Sprichwort, ist stärker als *norreture*. *Bone nature*, sagt Chrétien in seinem Roman *Guillaume d'Angleterre*, . . . *por* [= trotz) *norreture ne faut* (1363f.) und zeigt dies an zwei sehr schönen (1360f.) Königssöhnen, welche als kleine Kinder von Kaufleuten adoptiert wurden, die sie dann als ihre Väter ansahen: Als sie die Kürschnerei, ein *vilain mestier*, erlernen sollten, um Geld zu verdienen (*gaaignier:* 1591, 1658), da streikten sie, und der Dichter gibt ihnen Recht: *Teus con nature est an l'ome, Teus est li hon, ce est la some. Nature a d'ome si grant fès Qu'ele le fet buen ou mauvès. Se nature poïst changier, Li anfant qui sont el dangier As deus vilains qui les norissent, Tot en vilenie porrissent; Vilain fussent, se norreture poïst contrebatre nature. Mès nature de buene orine Les aprant si fort et doctrine Qu'il ne daingnent mauvestié feire. Ne pueent as vilains retreire* [nacharten] *Por* [trotz] *norreture que il aient; A lor jantillesce retraient* [1381ff.)[1].

Wer diesen Gedankengängen der ritterlichen Mentalität folgen kann, dem kann es nicht verborgen sein, was für eine Funktion das Schönheitsmotiv in der Feiglings-Episode MP haben muſs. Der Name *li Biaus Mauvais* (*Coarz*) ist eine *contradictio in adiecto:* Ein schöner Mann, gar ein ganz besonders schöner, war nach dem hier erläuterten System notwendig *gentil* (nach W ist er denn auch eines Grafen Sohn); ein Feiger dagegen war notwendig ein *vilain;* man ist aber entweder *gentil* oder *vilain*, nicht beides zugleich. Bevor Perceval den Namen des Ritters erfuhr, konnte er dessen Eigenschaften an seinem Äuſsern erkennen. Als vollendeter Ritter[2] muſste er den Widerspruch zwischen der Schönheit und der Feigheit sehen[3]. Aus dieser Erkennt-

[1] Daſs bei Fergus der Vater, bei Tor die Mutter ohne Schaden *vilain* sein durfte, bei Keu aber schon eine *vilaine norrice* genügte, um die *gentillece* auszutreiben, sind Differenzen, die wohl in den persönlichen Ansichten der Autoren begründet sind. Das Prinzip bleibt doch in allen Fällen dasselbe.

[2] Perceval ist in MP, wie auch in M und P, nicht mehr der unreife Ritter, wie er z. B. von Chrétien anfangs geschildert wird, der selbst noch Ritterschaft lernen muſs.

[3] Daſs man von *biauté* auf *proëce* schloſs, zeigen viele Beispiele in den Ritterromanen. So heiſst es z. B. im Roman Meriaduec von König Arthur und dem Helden: *Et li rois le vit grant et gent Et si bien fait, ce li est vis, k'il n'estoit, K'il sëust, hon vis Si biaus d'assés, con cil estoit . . . K'il ne vit onques, k'il sëust, Cors d'omme u tant avoir dëust Proëce, s'en lui ne faloit; Et dès ore mais tort avroit, S'il li veoit chevalerie* [= ihn nicht zum Ritter machte] (1524ff.). Alle Ritter und Damen *dient ke ne s'apareille A lui de cors ne de biauté Nus ki soit ne ki ait esté Ne u il doie avoir autant Proëce ne bien par samblant, Se corages* (sein Herz) *le vielt souffrir* (1566ff.). Indem er ihm den Ritterschlag erteilt, sagt der König: *Diex te faice preudomme;*

nis heraus sagt er: *C'est granz domages que couardie est herbergiee en si bel cors de chevalier.* Dies steht nur in Version P, deren Autor diesen Satz offenbar sklavisch aus seiner Quelle übernommen hat; denn verstanden hat er ihn nicht; sonst hätte er nicht das Schönheitsmotiv abgeschwächt und das *Biaus* als Attribut des *Coarz* ausgemerzt[1]. Perceval muſs auch erkannt haben, welche von den widersprechenden Eigenschaften eine Täuschung sein mochte, ja muſste. Die Schönheit muſs, wenn nicht Zauber im Spiele ist, der Wirklichkeit entsprechen; dagegen die *coardise* oder *maivaistié* kann das Ergebnis einer falschen Erziehung (*norreture*) sein (wie in den oben erwähnten Fällen die *niceté* oder *sotie*). Wenn der Ritter *laiz* und *mauvais*, also ein *vilain* gewesen wäre, der auf irgendeine Weise in den Besitz einer ritterlichen Ausrüstung gekommen wäre, so hätte er Perceval wohl gar nicht interessiert. Dem schönen Ritter aber, der ein *gentis hom* sein muſste[2], wollte er helfen. *Je vos ferai hardi,* sagt er (wieder nur in P), offenbar überzeugt davon, daſs die vorauszusetzende schlummernde *hardiece* leicht geweckt werden könne. Wenn er ihn in einen Kampf verwickelte, bei dem er zur Notwehr gezwungen wäre, so müſste die *nature* über die *norreture* Herr werden, die schlummernde Kühnheit erwachen. Er wollte nicht selbst ihn im Zweikampf *essaiier;* denn er hielt dies für feige (M 42180f.); aber ein Abenteuer würde sich bald bieten, bei dem er ihn vorschieben und ihm nötigenfalls zu Hilfe kommen könnte. Die List gelingt; der Ritter erweist sich als tapfer und kühn, was er virtuell von Anfang an gewesen war[3]. Ein echter Feigling, ein *vilain,* wäre es nie geworden, wie eine Hase, auch wenn er in Selbstverteidigung sich wehren sollte, nie seine *nature* so ändern würde, daſs er fortan kühn und angriffslustig sein würde. Wie bei Perceval, Fergus und Tor ein Widerspruch zwischen den *males teches* (*vilenie, niceté* etc.) und den *bones teches* (*biauté* und

---

Car je ne vi onques mais homme, Se tu n'as [besser wäre: *Se n'ëus*] *malvaisté a mestre* [= wenn du nicht eine unritterliche Erziehung hattest], *U proëce doie miex estre, Et Diex te gart; car trop es biaus* (1601ff.).

[1] Der Autor von P, der für ein Kloster schrieb, repräsentiert mehr die mönchische als die ritterliche Mentalität.

[2] In dem Roman Protheselaus heiſst es z. B.: *Tant est bels de cors, de visage: Jo quid qu'il est de halt parage* (1608f.). *Kar il esgarde son corsage. Mais qu'il ait megre le visage, A son semblant* [*mult*] *ben pareit Qu'il de real lingnage esteit* (2326ff.). *A Dés! Quel dol de tel visage, De si clers oilz et de si bels! . . . Si vus di ben qu'un*[*c m*]*ès burgeis Ne l'engendra mon escïent: Il est nez de mult halte gent* (2437ff.).

[3] In dem *Dit dou Chevalier a le Mance* von Jean de Condé (ed. Scheler, No. XXIII) wird ein Ritter, der Protagonist, welcher *moult iert biax et poissans de corps* (35), aber auch *Plains de lasqueté et d'ordure* (33), welcher *nicement se maintenoit* (38), *avers et nices* war (61) und *amoit le sejour* und *le repos* (49, 60), dadurch von seiner Feigheit geheilt, daſs er sich in eine schöne Dame verliebt, die nur unter der Bedingung seine *amie* werden will, *que... si preus serés Que tous vos voisins passerés De hardement et de prouaice, De valour et de gentillece* (115ff.). Die Liebe verwandelt ihn in den tapfersten Ritter, ihn, der vorher von den Leuten *de mauvaisté reté* worden war (774). Die Liebe hätte sich aber als Bekehrungsmotiv in MP nicht geeignet.

proëce) bestand, der sich schliefslich als blofser Schein erwies, als die *gentillece* des Trägers der Eigenschaften erkannt wurde, so erweist sich in MP der Gegensatz zwischen den Eigenschaften des Ritters als eine Täuschung, die zu enthüllen das Thema der Episode war. Es ist daher selbstverständlich, dafs das *Biaus* in dem Namen des Ritters nicht ein blofses Epitheton ornans, das auch fehlen könnte, ist, sondern der notwendige Gegensatz zu dem *Mauvais*. Man hätte es zwar ersetzen können etwa durch *Cortois* (welche Eigenschaft in M auch hervorgehoben wird, was ursprünglich sein mag), oder durch *Sage* oder irgendein anderes Adjektiv, das eine nur den *gentius homes* eigene *bone teche* ausdrückte, wie man anderseits auch das *Mauvais* durch ein eine andere *male teche* ausdrückendes Adjektiv (z. B. *Vilains*, *Sauvages*) hätte ersetzen können[1]. Nur hätte im letztern Fall auch die Handlung abgeändert werden müssen. Das die *bone teche* bezeichnende Adjektiv ist das gleichbleibende Element, das daher auf die Handlung keinen grofsen Einflufs hat; das die *male teche* bezeichnende Adjektiv ist das zu ändernde Element, dessen Umwandlung natürlich die Handlung bestimmt. Die Umwandlung des einen Adjektivs soll die Harmonie mit dem andern Adjektiv herstellen. Es ist nun ebenfalls selbstverständlich, dafs nicht beide Adjektive in ihr Gegenteil umzuwandeln waren. *Li Biaus Mauvais* in *li Laiz Hardiz* umzuwandeln, hiefse ja eine *contradictio in adiecto* durch eine andere *contradictio in adiecto*, eine Unmöglichkeit durch eine andere Unmöglichkeit, ersetzen, was doch gewifs kein Gewinn wäre. Der *li Laiz Hardiz* genannte Ritter geht uns also nichts an. Nur insofern mag er uns interessieren, als sein Name die direkte Umkehrung des Namens *li Biaus Mauvais* (*Coarz*) ist.

Handelt es sich da um einen parallelen Fall? Eine Erzählung, die seinen Namen erklärt, ist uns nicht bekannt. Der Ritter ist häufig in Verzeichnissen von Arthurrittern zu finden, noch häufiger als *li Biaus Mauvais* (*Coarz*), auch schon in dem ältesten Verzeichnis in Chrétiens Erec. Er hat auch etwa eine nichtssagende Rolle in Episoden; an aufschlufsreichen Episoden aber, die unsern Feiglings-Episoden an Bedeutung gleichkämen, hat er nicht teil. Wenn wir seinen Namen erklären wollen, sind wir also auf Vermutungen angewiesen. Man wird natürlich versucht sein, nach Analogie eine Erzählung zu postulieren, die den Widerspruch zwischen *Laiz* und *Hardiz* aufheben würde. *Laiz* ist die *male teche*, die Eigenschaft des *vilain;*

---

[1] Dem *Biaus* gab man wohl auch deshalb den Vorzug, weil wahrscheinlich schon andere Romanhelden einen Namen hatten, dessen erster Komponent *Biaus* war, einen Namen, bei dem es sich nicht um eine *contradictio in adiecto* handelte. Vgl. z. B. *li Biaus Vaslez* (Meriaduec); *li Biaus Desconëuz* (Guinglain); *li Biaus Trovez* (Prosa-Lancelot); vgl. auch die Namen, die ursprünglich Rufnamen waren: *Biaus Filz* (Perceval) und wohl auch *Biausdouz* (Held eines Romans von Robert de Blois) (jedenfalls ursprünglich nicht wie im Roman Taufname; vgl. die Anreden *biaus douz amis* im Prosa-Lancelot, ed. Bubinger, p. 109), Ypomedon 23331, *biaus dols frere* im Fergus 11/31, etc.). Solche sprechende Namen waren nie mehr als zweigliedrig.

hardiz ist die *bone teche*, die Eigenschaft des *gentil home*. Natürlich ist *li Laiz Hardiz* nicht der schon umgewandelte Name, sondern wie *li Biaus Mauvais* (*Coarz*) der umzuwandelnde; denn die Komponenten des umgewandelten dürfen nicht mehr kontradiktorisch sein. Welcher Komponent ist nun der konstante, welcher der variable? Daſs ein *Laiz Hardiz* in einen *Laiz Mauvais* (*Coarz*) sich wandelte, kann offenbar niemals das Thema einer höfisch-ritterlichen Erzählung gewesen sein; denn eine Person, die in Wirklichkeit ein häſslicher Feigling war, also *an out-and-out villain*, wie wohl Miſs Muchnic sagen würde, und nur eine Zeitlang Kühnheit vortäuschte, hätte sicher keinen höfischen Dichter angelockt und hätte keinem ritterlichen Auditorium dargeboten werden dürfen. Also bliebe uns nur die eine Möglichkeit übrig: Der *Laiz Hardiz* wurde wie der *Biaus Mauvais* in einen *Biaus Hardiz* umgewandelt. Dann hätten wir also den Fall, daſs ein Ritter, der wegen seiner Häſslichkeit ein *vilain* zu sein schien, und doch kühn war, wie es ein *vilain* nicht sein konnte, in Wirklichkeit schön war, wie es nur ein *gentius hom* sein konnte. Nun wird man vielleicht einwenden, Häſslichkeit sei eben wie Schönheit (vom Alter, das hier nicht in Betracht kommt, abgesehen) eine Dauereigenschaft *par excellence*. Dies ist richtig, wenn nicht Zauberei im Spiele ist. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als eine Wandlung durch Zauberei zu postulieren. Wenn aber der häſsliche Kühne durch Zauberei schön wurde, so müssen wir wohl weiter annehmen, daſs er ursprünglich schön gewesen und nur durch Zauberei häſslich geworden war, gerade wie der *Biaus Mauvais* (*Coarz*) von Haus aus *hardiz* war, die *hardiece* von seinem *gentil lignage* geerbt hatte (vgl. auch das *loathly lady tale*). Wir haben hier, bloſs mit logischen Argumenten, eine Erzählung konstruiert, die nur auf der Voraussetzung basiert, daſs die Erzählung von *li Laiz Hardiz* analog derjenigen von *li Biaus Mauvais* (*Coarz*) aufgebaut war. Nun gibt es eine Erzählung von einem häſslichen und doch sehr kühnen Ritter von edlem Geschlecht, der durch Zauber in einen schönen Mann verwandelt wurde, der, richtiger ausgedrückt, entzaubert wurde, da er seine Häſslichkeit einer Verzauberung verdankt hatte. Er wird nicht *li Laiz Hardiz* genannt, nach der Entzauberung auch nicht *li Biaus Hardiz;* aber diese Namen würden für ihn passen. Diese Erzählung findet sich in der Vulgata-Merlin-Fortsetzung.

An König Arthurs Hof kam einst eine *pucele de moult grant biauté* und *plaine de grant courtoisie* (ed. Sommer, p. 422). Vor ihr saſs auf ihrem Zelter *un nain le plus contrait et le plus lait qui onques mais fust vêus* (ausführliche Beschreibung seiner Häſslichkeit: ibid.). Wie Arès *li vakiers* in der oben erwähnten Erzählung und wie noch viele andere Personen der Arthurromane bat sie den König um Gewährung eines erst nachher zu nennenden *don*, und Arthurs Ehre erheischte, daſs er es gewährte. Nun bat sie den König, *que vous de cest franc damoisel et mon ami que jou tieng par la main faciés chevalier; car bien en est dignes que estre le doit; car il est preus et hardis et de gentil lignie* (ibid.). Alle Anwesenden muſsten lachen,

und Keu machte einen Witz. Der König erfüllte den Wunsch des Fräuleins und schlug den häſslichen Zwerg sogleich zum Ritter. Hierauf verlieſs das sonderbare Paar den Hof. Die Königin wunderte sich über *la damoisele qui s'amor avoit dounee al nain; „car si laide cose ne si despite ne vi jou onques a nul jour de ma vie, et la damoisele est plaine de si grant biauté qu'a paines troeveroit on son parel en quatre roialmes; si croi al mien essient* [*qu'*] *anemis ou fantosmes* (*qui*) *ensi l'ont dechēu et enfantosmé.* Hierauf erklärte Merlin: *Ele n'est mie dechēue fors de la grant laidure qui est el nain; car onques en vostre eage ne vēistes si hardie pieche de char come li nains est, et si est fil de roi et de roïne . . . La grant bonté de li* [= *lui*] *et de son hardement abatra une grant partie de sa laidure dont il a tant en lui* (p. 424). Mehr wollte Merlin nicht enthüllen. Seinem Sekretär Blaise teilte er nachher mit, daſs der Zwergritter *est moult gentis hom et si n'est pas nain de droite nature; ains l'atourna ensi une damoisele dès dont qu'il estoit en l'aage de treze* [Sommer *douze*] *ans pour ce qu'il ne li voult s'amour otroier, et il estoit adont la plus bele creature del monde . . . Et de huy en nuef semaines doit faillir li termes que la damoisele y mist, et revendra en l'aage dont il doit estre . . . et il pert bien ore de l'aage de soissante ans et de plus* (p. 451). Das Fräulein und ihr Zwerg ritten zurück in ihr Land Estrangore. Da begegneten sie einem Ritter, der das Fräulein entführen wollte, da sie seine *amie* sei. Der Zwerg aber verteidigte sie so gut, daſs er den Ritter bezwang und als Gefangenen an Arthurs Hof schickte. Das Fräulein bediente den Zweig, den sie *amoit de moult grant amour* (p. 455), wie ein Knappe. Der besiegte Ritter berichtete an Arthurs Hof, das Fräulein sei *la bele Byanne* (in P. Paris, RTR IV, 371: *Beaune*)[1], *la fille au roi Clamadou;* er sei auch ein Königssohn, habe sie aber umsonst um ihre Liebe gebeten; sie habe ihm den häſslichen Zwerg vorgezogen. Dieser sei der Sohn des Königs *Brangoire de la terre d'Estrangorre* (p. 456). Sehr bemerkenswert ist, daſs es König Arthur unbegreiflich schien, daſs eine Person von so hoher Herkunft häſslich sein konnte: *Si m'esmerveil moult comment nostre Sires pot endurer ne souffrir qu'il ēust tel oir.* Da erklärt der Ritter: *Nostre Sires sueffre moult de coses,* [aber so etwas doch nicht] (Lücke in der Hs.?); *ne ce n'est mie des coupes del pere ne de la mere ne de sa deserte meïsme; quar il n'avoit en tout le monde une autressi bele creature com'il estoit* (ibid.). Der Zwerg sei jetzt 22jährig und habe seine jetzige Gestalt erhalten, als er dreizehnjährig gewesen sei, wie der Sprechende von seinem eigenen Vater Evadeam, *quel* [= dessen] *non il* [der Zwerg] *porte,* erfahren haben will; *ce li fist une damoisele por ce qu'il ne le voloit amer* (p. 456; RTR. IV, 372). Der Ritter, der dies erzählte, hieſs Tradelinant. Jetzt heiſst es von den Rittern und Damen des Hofes: *Moult prisierent la damoisele de ce que onques son ami ne hay por sa laidece.* Dem Zwergritter und dem Fräulein begegneten später Yvain und andere Ritter, die Merlin suchten. Das Fräulein klagte, daſs der, *qui tant m'amoit que pour l'amour de moi avoir a perdu le grant biauté qui en lui estoit,* von fünf Rittern angegriffen worden sei (p. 457). Der Zwergritter wurde aber mit allen fünfen allein fertig. Auf Yvains Bitte lieſs er

[1] Vgl. in Wolframs Parzival *Bene*, die Tochter des Fährmanns Plippalinot.

die Besiegten am Leben; denn *tant estoit cortois et debonaires que nus plus* (p. 458). Gauvain, auf der Merlin-Suche, ritt in einem Wald bei einem Fräulein vorbei. In Gedanken vertieft, sah er sie nicht und grüſste sie nun auch nicht. Deshalb muſste er sich von ihr sagen lassen, er sei *li plus vilains chevaliers del monde* und: *Assés en avras honte et laidure . . . Le premier homme que tu enconterras puisse tu resambler tant que tu me revoies autre fois!* (p. 459). Der erste, dem Gauvain begegnete, war unser *nain chevalier*. Freundlich grüſsend ritten sie aneinander vorbei. Gleich darauf *li nains chevaliers revint en sa biauté ou il avoit premierement esté* (p. 459), und sein Fräulein umarmte und küſste ihn vor Freude. Gauvain aber bekam Zwerggestalt; immerhin blieb er *hardiz et entreprendans et maint chevalier conquist* (p. 460). Ein halbes Jahr muſste Gauvain seine Miſsgestalt behalten. Dann führte ihn der Weg wieder durch jenen Wald. Da erblickte er zwei Ritter, die ein Fräulein, so schien es ihm, zu vergewaltigen suchten. Er wollte der Dame zu Hilfe kommen und griff die Ritter an. Da bat ihn das Fräulein, vom Kampfe abzustehen. Sie hatte die Szene nur zurecht gemacht, um Gauvains *proëce* zu prüfen. Sie war es gewesen, die ihn verzaubert hatte. Sie lieſs ihn schwören, fortan die Damen zu grüſsen, und hob dann ihren Zauber auf. Gauvain kehrte an Arthurs Hof zurück. Dorthin kamen der ehemalige Zwerg Evadeam, welcher nun *estoit si biaus et si gens c'on ne trouvast nul plus bel en deus roialmes* (p. 464), mit seinem Fräulein. Er wurde in die Tafelrunde aufgenommen.

Kann diese Erzählung den Anspruch erheben, die eventuell zu postulierende primitive Erzählung von dem Ritter *li Laiz Hardiz* zu repräsentieren? Sie ist in der Tat, soweit als möglich, eine Parallele zu der Erzählung von dem Ritter *li Biaus Mauvais* in MP. Evadeam, oder, wie er ursprünglich eher hieſs, *Evadoa(i)n* oder *Avadoa(i)n*[1], ist als Ritter ein *Laiz Hardiz*. Unter seinen *bones teches* (*gentillece, cortoisie, proëce*) findet sich eine *male teche, laidece*, welche mit jenen nicht harmoniert, wie unter den *bones teches* des Ritters *li Biaus Mauvais* (*gentillece, cortoisie, biauté*) sich eine *male teche*, die *mauvaistié*, findet. Die *male teche* kommt beiden Rittern nicht *de droite nature* zu: In Wirklichkeit ist auch *li Biaus Mauvais* ein *hardiz*, auch *li Laiz Hardiz* ein *biaus*. Die fehlende *bone teche* ist in beiden Rittern latent vorhanden: die *hardiece* ist wahrscheinlich durch falsche *norreture*, die *biauté*, auf die die Erziehung keinen Einfluſs haben kann, durch Zauberei in ihr Gegenteil verwandelt worden. Das Thema der beiden Erzählungen ist die Herstellung der Harmonie der *teches*, die *de droite nature* den Rittern zukam, durch Verwandlung der disharmonierenden *teche* in ihr Gegenteil. Daſs diese Umwandlung nicht in gleicher Weise vor sich gehen konnte, lag in der Natur der Sache. Die *proëce* konnte auf natürliche Weise geweckt, die *biauté* nur durch Entzauberung wiederhergestellt werden. Hier muſste also der Parallelismus

---

[1] Der Name stammt aus dem Prosa-Lancelot. Über seine verschiedenen Formen vgl. meinen Beitrag zu *Medieval Studies in Memory of G. Schoepperle Loomis* (1927), p. 11 ff.

aufhören. Der Parallelismus ist immerhin so weitgehend, daſs man sich wohl fragen darf, ob nicht der Autor der der Überlieferung nach jüngeren Erzählung, d. h. der Evadoa(i)n-Erzählung MP oder M oder P nachgeahmt hat. Diese Frage wird besonders nahegelegt durch die Tatsache, daſs wir in der Evadoa(i)n-Erzählung nicht nur eine Parallele zur Perceval-Episode MP, sondern auch ein Gegenstück zu der von MP doch ganz verschiedenen Erzählung W leicht erkennen können. Ist nicht das Verhältnis von Evadoa(i)n zu Beaune dasselbe wie das des Ritters *li Biaus Mauvais* zu Rosete, nur mit umgekehrten Vorzeichen? Wie der durch Schönheit ausgezeichnete *Biaus Mauvais* mit dem denkbar häſslichsten Fräulein Rosete herumzog, sie im höchsten Grade liebte und verehrte und ihr nach allen Regeln der Kunst diente, so zieht in der Merlin-Fortsetzung das durch Schönheit ausgezeichnete Fräulein Beaune mit dem denkbar häſslichsten Ritter Evadoa(i)n herum und liebt und verehrt ihn und dient ihm in musterhafter Weise. Wer das eine und das andere Paar sieht, kann sich des Lächelns oder Lachens nicht enthalten; über beide Paare macht Keu Witze[1]. Nun gehören die Erzählungen W und M demselben Roman an. Von diesem Roman hat der Merlin-Fortsetzer nachweisbar Chrétiens und (Pseudo-)Wauchiers[2] Partie gekannt; denn er nennt einmal (p. 248) als Helfer des Königs Amant Guiganbresil, Giromelans und Brandalis, von denen die ersten beiden sonst nur in Chrétiens Perceval vorkommen, der dritte nur in (Pseudo-)Wauchiers Perceval-Fortsetzung[3]. Als sicher darf man annehmen, daſs zur Zeit, da die Merlin-Fortsetzung, der jüngste Bestandteil des groſsen Galaad-Gral-zyklus entstand, auch Manessiers Perceval-Fortsetzung (gegen 1120) schon existierte und vermutlich in den Perceval-Hss. in der Regel

[1] Etwas ist dabei merkwürdig. Der Merlin-Fortsetzer läſst Keu zu dem schönen Fräulein sagen: *Gardés le* [ihren häſslichen Zwerg] *bien et le tenés près de vous, qu'il ne vous soit tolus des puceles la roïne; car tost le vous avroient enblei ou forstrait por la grant biauté qui* [MS. *que*] *en lui est* (p. 422). Im Didot-Perceval sagt Merlin zu Arthur: *Il covient que vous li* [dem *Beaux Mauvès*] *facez sëurté de sa damoisele por les chevaliers de ceenz; qu'il a tex qui moult volentiers l'enporteroient por sa beauté* (ed. Hucher, p. 457; Weston, p. 49). Dies ist derselbe Witz. Er ist aber in Wauchier nicht vorhanden (in der elsässischen Übersetzung ebenso wenig wie in Hs. Mons). Ich glaube, man wird annehmen dürfen, daſs man bei der gegebenen Situation diesen Witz gerne machte, so daſs die Coincidenz zufälliger Art ist. Im Didot-Perceval wird ein ähnlicher Gedanke schon vorher zweimal geäuſsert. Als Keu ironisch sagte, er wollte, daſs alle Damen des Königsreichs Logres so schön wären wie das Fräulein (Rosete), meint die Königin, sie wünsche dies nicht; denn *vous et li autre chevalier de çaiens les me volriés toutes tolir* (ed. Weston, p. 47, Hucher, p. 456), und als der König Keu Vorwürfe machte, bemerkt dieser: *Se je l'avoie menee en une estrange cort, . . . je avoie paor qu'on ne le me tolsist* (ed. Weston, p. 49). Ein beliebter Witz ist wohl kein Kriterium.

[2] Auf Miſs Westons Argumente (in ihrem *Sir Perceval*, vol. I) mich stützend, halte ich Pseudo-Wauchier für identisch mit Wauchier.

[3] Die Merlin-Fortsetzung der Hs. Paris, B. N. 337, wo die Entlehnungen aus dem Perceval-Roman erweitert sind, berücksichtige ich natürlich nicht, da sie auf der Vulgata-Merlin-Fortsetzung basiert.

zu finden war[1]. Die Vermutung drängt sich daher auf, daſs unser Merlin-Fortsetzer in der ihm bekannten Perceval-Hs. die beiden Erzählungen W und M vorfand, die durch den gemeinsamen Namen *li Biaus Mauvais* verbunden waren. Sie dürften ihn zu einer Nachahmung angeregt haben. Nachahmer wollten in der Regel nicht, daſs sie als solche erkannt würden; sie nahmen meistens Änderungen vor, die die Erkennung des Plagiats verhindern sollten. Der Merlin-Fortsetzer kannte den Ritter *li Laiz Hardiz* aus dem Prosa-Lancelot und nannte ihn selbst gelegentlich (p. 148, 237, 239, 320). Dieser Name mochte ihn auf den Gedanken gebracht haben, den *Biaus Mauvais* des Perceval-Romans durch den *Laiz Hardiz*, dessen Name gerade die Umkehrung des andern Namens ist, zu ersetzen und die notwendigen Änderungen in Anpassung an das neue Thema vorzunehmen. Die Namen *Laiz Hardiz* und (nach der Umwandlung) *Biaus Hardiz* wird er aber unterdrückt haben, um das Plagiat zu verheimlichen. Auch wenn man die Evadoa(i)n-Erzählung nicht von W + M ableiten sollte, so würde man wohl trotzdem annehmen müssen, daſs sie zur Erklärung des Namens *li Laiz Hardiz* diente, also dieser Name eigentlich hineingehörte. Im Perceval-Roman geht die Episode W der Episode M voraus, obschon, wie oben gezeigt wurde, jene in der Geschichte des *Biaus Mauvais* eine spätere Epoche behandelt als diese. Beeinfluſst durch seine Perceval-Quelle, präsentiert der Merlin-Fortsetzer auch zuerst eine Scene aus W, nämlich das Erscheinen des sonderbaren Paares an Arthurs Hof. Da der *Biaus Mauvais* durch den *Laiz Hardiz* ersetzt ist, also der *ami* des Fräuleins nun ein häſslicher Ritter ist, muſste das Fräulein, um den Gegensatz aufrechtzuerhalten, als sehr schön präsentiert werden[2]. Durch die Vorausnahme des Materials von W wurde natürlich das Herumziehen des Ritters mit seiner *amie* in die Zeit vor dessen Umwandlung verpflanzt, während in der Perceval-Quelle, wo M keine Rücksicht auf W nahm, die Paarung auf die Umwandlung folgt. Wie der *Biaus Mauvais* Ritter wurde, erklärt die

[1] Man kann nicht sagen, daſs, wenn der Merlin-Fortsetzer Manessiers Fortsetzung auch gekannt hätte, man dann noch andere Einflüsse Manessiers finden müſste; denn der Einfluſs von Chrétien-Wauchier ist auch nur an einer einzigen Stelle nachweisbar.

[2] Bei der Beschreibung Evadoa(i)ns ist die Häſslichkeit, nicht die Zwerggestalt das Wesentliche. Dies ergibt sich aus dem gewollten Gegensatz zu der Schönheit der *amie*. Zu der Häſslichkeit gehörte eben auch die Miſsgestalt. So heiſst es z. B. in der Beschreibung der *loathly lady* in Chrétiens Perceval (Wolframs Kundrie): *Anmi le piz ot une boce; Devers l'eschine sanbloit croce . . . S'ot boce el dos et jambes tortes* (4631 ff.) und in Wauchiers Beschreibung der Rosete: *Avoec tout çou sambloit contraite; Car crombe estoit et moult mal faite* (25405 f.). Dies sind Charakteristika der Zwerge. Der Merlin-Fortsetzer, der diese beiden Texte kannte, mochte daher leicht auf den Gedanken kommen, daſs Evadoa(i)n Zwerggestalt hatte. Da Gröſse bei einem schönen Helden wesentlich war (vgl. Loubier l. c. S. 29 ff.), war es natürlich, einen häſslichen Mann als klein, als zwerghaft darzustellen. P. Paris nennt in seiner Inhaltsangabe unsern Zwerg stets *le laid chevalier* (R. T. R. II, 337 ff.). Der Merlin-Fortsetzer hat die Zwerggestalt zu stark hervorgehoben.

Perceval-Quelle nicht. Es ist ebenso unnatürlich, daſs ein Feigling wie daſs ein häſslicher Bursche von Arthur unter normalen Verhältnissen zum Ritter geschlagen wurde. Eine solche Tatsache setzt wohl eine Überrumpelung des Königs voraus. Das *don*-Motiv eignete sich immer für solche Überrumpelungen (vgl. auch die Arès-Tor-Episode in der romantischen Merlin-Fortsetzung oben)[1]. Zugleich diente es zur Rechtfertigung der Reise des Paares an Arthurs Hof. Die Mitteilung in W, daſs die häſsliche Rosete, welche später sehr schön wurde, *faee* war, also durch Zauber häſslich geworden war und somit auch durch Zauber wieder schön wurde, dürfte unserm Merlin-Fortsetzer den Gedanken suggeriert haben, daſs auch sein *Laiz Hardiz faé* war, also seine Häſslichkeit und nachher die Wiederherstellung seiner Schönheit einem Zauber verdankte. Die Entzauberung wurde dann ein Ersatz für die Kampfszene, die in der M-Quelle die Umwandlung des *Biaus Mauvais* bewirkte. Übrigens wird die Entzauberung Evadoa(i)ns, für deren Einzelheiten der Merlin-Fortsetzer auf seine Phantasie angewiesen war, nicht glücklich ausgeführt. Man erfährt nicht, was für ein Interesse das Fräulein, das von Gauvain nicht gegrüſst wurde, an der Entzauberung des *Laiz Hardiz* haben soll und warum Gauvains Unhöflichkeit dem *Laiz Hardiz* Erlösung bringen muſste. Daſs der Merlin-Fortsetzer aus seiner mutmaſslichen Quelle Perceval nicht aufnahm, war selbstverständlich; denn nach der Chronologie des Gralzyklus wurde Perceval erst in der Lancelot-Branche, die auf die Merlin-Branche folgt, geboren; aber seine Rolle wurde nicht etwa auf eine andere Person übertragen; vielmehr hat der Merlin-Fortsetzer auf dieselbe ganz verzichtet. Er konnte dies tun, weil, wenn der *Biaus Mauvais* durch einen *Laiz Hardiz* ersetzt wurde, die *hardiece* des Ritters, als gleichbleibende *teche* nicht mehr geprüft werden muſste, Perceval aber in W nur die Rolle hat, die neu erworbene *hardiece* des Ritters zu beweisen, und in M nur die Rolle, die *coardise* in *hardiece* umzuwandeln. Durch die Ausmerzung der Rolle Percevals entstand eine Erzählung, in welcher der *Laiz Hardiz* die Rolle des Protagonisten erhielt. Ich glaube also, daſs man mit groſser Wahrscheinlichkeit die Evadoa(i)n-Erzählung als eine Kombination von W und M mit Ersetzung des *Biaus Mauvais* durch einen *Laiz Hardiz* ansehen darf. Was für einen Inhalt die ursprüngliche Erzählung vom *Laiz Hardiz* hatte, wenn es eine solche gab, wissen

---

[1] Vgl. die charakteristischen Worte, die in der *Venjance Raguidel* Druidain an König Arthur richtet (4263ff.): *Je sui ci venus por savoir, S'en vos puet tant largece avoir ... Que ne faites nul escondit A honme qui don vos demant; Sans vos nonmer le don avant Vos requier c'un don me doigniés; Cil dons ne puet estre esloingniés Que je ne l'aie; u se çou non, Hui perdi vostre cors son non.* Der so sprechende ist zufällig ein häſslicher Zwergritter. Über das *don-Motiv* vgl. auch meinen Artikel „Zum Tristanroman“, II, in Herrigs Archiv 129, S. 378ff. Es ist doch nicht, wie ich dort meinte, spezifisch keltisch. Es findet sich auch im Evangelium Matthäei 14, 7ff., in den indischen *Jatakas* (ed. Cowell, V. 226) und schon im Mahabharata (vgl. die Übersetzung von Dutt, p. 224 (*Everyman's Library*).

wir dann also nicht. Wenn es eine solche gab! Es scheint mir nicht so sicher zu sein, daſs es eine gab. Zwischen den Namen *li Biaus Mauvais* (*Coarz*) und *li Laiz Hardiz*, von denen der eine die Umkehrung der Komponenten des andern in ihr Gegenteil ist, müssen Beziehungen bestanden haben. Es können nicht beide selbständig entstanden sein. Einer muſs zuerst da gewesen und dann der andere durch Umkehrung entstanden sein. Es ist klar, daſs der erstere mit einer Erzählung verbunden oder aus einer Erzählung hervorgegangen sein muſs. Ein sprechender Name postuliert eine Erzählung, welche ihn erklärt. Der Name aber, der nur durch Umkehrung eines andern entstand, braucht nicht einer Erzählung angehört zu haben. Jene beiden Namen sind gleich früh bezeugt, nämlich in einem Ritterverzeichnis von Chrétiens Erec, dem ältesten der uns erhaltenen Arthur-Romane. Der eine folgt direkt auf den andern: *Et li quinz fu li Biaus Coarz. Li sistes fu li Laiz Hardiz.* Ich glaube, daſs man es sehr wohl Chrétien zutrauen darf, daſs er den zweiten Namen einfach durch Umkehrung der Komponenten des ersten Namens in ihr Gegenteil geschaffen hat. Wenn man aber annehmen will, daſs Chrétien das Namenverzeichnis aus einer Vorlage übernommen hat, so darf man seinem Vorgänger diese Namensschaffung zuschreiben. A priori ist es auch möglich, daſs *li Laiz Hardiz* zuerst da war (mit einer Erzählung) und daſs aus diesem Namen der Name *li Biaus Coarz* (*Mauvais*) geschaffen wurde, worauf nachträglich auch für diesen eine passende Erzählung erfunden wurde. Diese Annahme ist aber entschieden weniger ansprechend als die erstere, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Im Erec wäre wohl *li Laiz Hardiz* vorangestellt worden, wenn *li Biaus Coarz* der neu gebildete Name gewesen wäre; 2. Wenn man die Evadoa(i)n-Erzählung so erklärt, wie wir es taten, dann gibt es keine Erzählung, die der *Laiz Hardiz* als ursprünglich ihm gehörig beanspruchen kann und die seinen Namen erklärt; dagegen sind unsere Perceval-Episoden W und MP Erzählungen, in denen der *Biaus Mauvais* (*Coarz*) Rollen hat, in denen kein anderer ihn ersetzen könnte, die seinen Namen erklären und die, wenn sie selbst nicht sehr alt sein sollten, eine ältere *Biaus-Mauvais*-Erzählung postulieren (wie unten gezeigt werden soll). Es ist offenbar, daſs derjenige Ritter eher die Priorität beanspruchen kann, der mit einer Erzählung fest verbunden ist. 3. Urzeugung, wenn ich diesen naturwissenschaftlichen Ausdruck gebrauchen darf, ist bei dem Schönen Feigling natürlicher als bei dem Häſslichen Kühnen. Die Vorstellung von einem schönen, höfischen, edlen Ritter, der feige zu sein scheint, es aber *de droite nature* nicht ist, fügt sich sehr gut in die Vorstellungswelt der ritterlichen Abenteuerromane ein (vgl. auch unten), während die Vorstellung von einem häſslichen Ritter, der sonst alle Tugenden hat und dessen Häſslichkeit nicht echt ist, etwas Gezwungenes, Gekünsteltes an sich hat; da die *proëce* in den Ritterromanen doch weit wichtiger ist als die *biauté*, so lag es viel näher, einen sympathischen Ritter vorzuführen, in welchem die *proëce* zu fehlen schien. Hiermit

verabschieden wir uns von dem *Laiz Hardiz*[1], und kehren wieder zu unsern beiden *Biaus-Mauvais*-Episoden W und MP zurück.

Obgleich Nitze, indem er meinte, daſs der Schöne Feigling von MP, *if the story is to be carried out consistently* (Diss. p. 86), sich in einen *Laiz Hardiz* verwandeln muſste, den Sinn der Episode miſsverstand, dürfte er doch nicht unrecht haben mit der Ansicht, daſs die Episode *a didactic purpose* habe, was in arthurischen Episoden vor dem Perlesvaus immerhin ungewöhnlich ist: *The incidents of the story are . . . arbitrary and made to illustrate a special idea* (Diss., p. 84). Zwar wird die These, daſs eine *male teche* wie die *coardise*, wenn verbunden mit *bones teches* (*biauté, cortoisie, gentillece*), immer eine Täuschung sein muſs und daſs die bessere *nature* schlieſslich doch zum Durchbruch kommt, dem Hörer oder Leser sicher nicht aufgedrängt; das didaktische Moment erblicke ich vielmehr hauptsächlich in der der Kampfszene vorausgehenden Diskussion über *coardise* und *proēce*, die allerdings fast nur in Version M zu finden ist. Da haben wir eine Art *desbat* oder, wie die Italiener ebenso treffend zu sagen pflegten, *contrasto*. Der *Biaus Mauvais* haſst den Kampf und rühmt den Frieden: *Mius voel en pais parmi la terre Aler por mes affaires querre . . . Em pais voel ma vie aciever Et toute folie eskiver; Cil de folie s'entremet Ki en aventure se met Por cose k'a lui rien ne monte* (42 167 ff.). Wozu soll er sich vom Pferd werfen, schlagen, verwunden, töten lassen, wenn doch *biens ne m'en poroit venir . . . K'aroie jou gaengnié Se on m'avoit a mort plaié U navré por gesir au lit?* Was gehen ihn z. B. die Mädchen an, die um Hilfe rufen? Warum sollte er sich für sie *en aventure metre?* Perceval dagegen findet es eine Schande, so aufzutreten, wie es der andre tut (Waffen am Halse hängen lassen etc.): *Mious vorroie a honte morir Que moi si viument contenir . . . Que nus ne doit avoir envie De vivre si honteusement . . . Chevaliers en nul endroit Ne doit douter, n'a tort n'a droit, Un chevalier a encontrer.* Daher, als er die Mädchen jammern hört, hält er es sofort für seine Pflicht, ihnen zu helfen, und wenn es auch sein Leben kosten sollte. Nitze meint, daſs *the chief actors* in dieser Episode *are preeminently types of knighthood* (Diss., p. 84). Offenbar ist aber nur Perceval der typische Ritter. Wenn es solche Ritter

---

[1] Es scheint mir möglich zu sein, sämtliche Belege des Namens *li Laiz Hardiz* (vgl. M. Klose, „Der Roman von Claris und Laris", Beiheft 63 zur ZRPh., Halle 1916, S. 98f.) und alle Rollen des Namenträgers von der einzigen Stelle im Ritterverzeichnis des Erec abzuleiten, wie ich in einem demnächst erscheinenden Beitrag in *Mod. Phil.*, betitelt *Yvain and his Lion*, alle Belege des Namens *Yvain de Loënel* (mit Abarten) auf einen einzigen Vers desselben Verzeichnisses zurückführe. Wenn man aber meint, daſs etwa die von Miſs Weston zitierte *Laiz-Hardiz*-Rolle in Wauchiers Perceval wegen ihrer Wildheit älter sein müſste als Chrétiens Erec, also auf Wauchiers Hauptquelle Bleheri (vgl. über diesen J. L. Weston, *Sir Perceval*, vol. I, 288 ff. und ZFSL 47, S. 162 ff.), der vor Chrétien schrieb, zurückgeht, so hindert uns ja gar nichts vorauszusetzen, daſs auch Chrétien sein Ritterverzeichnis samt *li Biaus Coarz* und *li Laiz Hardiz* aus Bleheri übernommen hat.

wie der *Biaus Mauvais* je gab, so waren sie mindestens nicht typisch. Gegenüber dem für das Rittertum der Romane typischen Idealismus vertritt der *Biaus Mauvais* durchaus den reinen egoistischen Nützlichkeitsstandpunkt: Ehre und Schande gibt es für ihn nicht; das Schicksal der Bedrängten läſst ihn kalt. Womit kann man mehr *gaengnier*, mit *proëce* oder mit *coardise*? Natürlich mit *coardise*, sagt er sich; also entscheidet er sich für diesen Standpunkt. Das ist nicht ein ritterlicher Standpunkt, sondern der Standpunkt eines Geschäftsmanns, eines *borjois*, eines *vilain*. Warum läſst der Autor hier diesen unritterlichen Standpunkt von einem Ritter verteidigen? Weil er einen Ritter vorführt, der scheinbar aus der Art geschlagen hat. Wie es kam, daſs der Ritter wie ein *borjois*, wie ein *vilain* denkt, teilte er nicht mit und brauchte er auch nicht mitzuteilen; denn bei einer episodischen Figur ist das Vorleben wie auch das Nachleben gleichgültig. Man wird aber kaum fehlgehen mit der Annahme, daſs der Ritter, der doch von Natur aus *preu* ist, eine unritterliche Erziehung gehabt hat. Natürlich muſste in einem Ritterroman schlieſslich der ritterliche Standpunkt siegen, zumal da er derjenige des Protagonisten ist: Der *Biaus Mauvais* wird bekehrt; er wird *hardi*. In der Version P fehlt der *desbat*, der aber, weil passend, jedenfalls ursprünglich ist. Die Auslassung desselben erklärt sich nicht nur daraus, daſs in P durch die Einführung Gauvains als Folie zu Perceval die betreffende Partie in zwei Teile geteilt worden ist, sondern mehr noch daraus, daſs der Autor von P für einen solchen *desbat* jedenfalls kein Verständnis aufbrachte; denn sein eigener Standpunkt ist weder ritterlich noch bäurisch, sondern mönchisch.

Haben wir in der Episode MP einen *contrasto* zwischen dem ritterlichen und dem bäurisch-bürgerlichen Standpunkt, so lebt anderseits auch die Episode W von einem Kontrast, dem Kontrast zwischen dem schönsten (und auch sonst vollendeten) Ritter (denn er ist nicht mehr *mauvais*) und dem häſslichsten Fräulein. Das Interessante ist, daſs diese Gegensätze durch Liebe miteinander verbunden sind. Während in der Episode MP nichts vorhanden ist, das auf magische oder keltische Herkunft hindeuten könnte, erscheint in Episode W die Häſslichkeit des Fräuleins, die sich nachher in Schönheit umwandelt und daher jedenfalls frühere Schönheit postuliert, als ein unzweifelhaft magisches Element, dessen Herkunft aus dem Irischen Maynadier sehr wahrscheinlich gemacht hat. Doch Nitze hat Recht, wenn er (nicht mit Bezug auf unsern Fall) behauptet: *Folk traits may enter into sophisticated writing at any period of its existence* (Perlesvaus-Ausgabe II, 128). So ist auch in W, wie ich schon oben gesagt habe, alles, was aus dem keltischen Wundermärchen stammt, ein für die Handlung überflüssiges, daher sekundäres Element. Daſs Rosete früher schön war und später wieder schön wurde, ist für die Handlung gleichgültig; auf das Vorleben und Nachleben episodischer Personen kommt es nicht an. Nur die Häſslichkeit der Rosete ist für die Handlung wichtig, einerlei ob magischen oder nicht

magischen Ursprungs. „Für die Handlung“ sage ich vielleicht mit Unrecht; denn Rosete nimmt wenig an der Handlung teil; es liegt eher ein zuständliches Kontrastbildchen vor. Nur der Kampf ihres Ritters mit dem Romanhelden Perceval ist Handlung. Er wird motiviert mit der Überempfindlichkeit des verliebten Verehrers, der nicht dulden will, daſs jemand beim Anblick seines Liebchens lacht oder auch nur lächelt, trotzdem man dies kaum verhindern konnte. Er selbst versteht ja nicht, warum man lachen sollte (*Qui riés, ne savés de coi*, sagt er zu Perceval v. 25437), hält er doch sein Schätzchen für das schönste Mädchen und ihr Gesicht mit der kleinen Stirn, den groſsen Ohren und Brauen, dem kurzen Stupsnäschen mit den weiten Nüstern, den groſsen Lippen mit Schnurrbart, den gelben Zähnen etc. für das *cler vis* oder *viaire cler* (25682, 25686), das in der höfischen Dichtung gefeiert wird. Man erkennt deutlich in dieser Episode eine humoristische Note. Doch auch in Episode MP ist eine solche unverkennbar. Neben der äuſsern Erscheinung des feigen Ritters, dem seine Waffen um den Hals baumeln, sind auch seine Reden, in denen er mit naiver Offenheit seiner *couardise* Ausdruck verleiht, etwas drollig, und in Version P geht die *couardise* geradezu in *niceté* über (was ich für eine unpassende Übertreibung halte), so daſs Miſs Muchnic deswegen die Benutzung eines *Great Fool theme* postulierte. Über allem schwebt in beiden Episoden die *cortoisie*. So grundverschieden auch die Anschauungen der beiden Ritter in MP sind, der *desbat* ist freundlich und rücksichtsvoll. Perceval behandelt den feigen Ritter, so sehr ihm auch die Feigheit als Schande gilt, doch wie ein väterlicher Freund, und der *Biaus Mauvais*, welcher *courtois estoit durement* (42128), kommt, trotz seiner Angst vor Rittern, Perceval mit Vertrauen entgegen. In der Episode W feiert die *cortoisie* Triumphe. Der *Biaus Mauvais* ist hier das Muster eines *parfait amant*. Die Galanterie, mit der er sein Schätzchen, das andern, die mit offenen Augen sehen, *uns deables U uns monstres espoëntables* zu sein scheint, das er aber *par fine amor* Röschen[1] nennt, behandelt, ist geradezu rührend. Sie muſste allen Spott entwaffnen, so daſs das „Monstrum“ an Arthurs Hof ehrenvoll aufgenommen wird und dort bleiben darf. Nur der unverbesserliche Keu kann seine lose Zunge nicht im Zaum halten, wird aber vom König wegen seines Mangels an *cortoisie* scharf getadelt.

Die Episoden MP und W, die beide gut konstruiert und hübsch ausgeführt sind, haben also vieles gemeinsam: die Personen Perceval als Romanhelden und *li Biaus Mauvais* und die Wirkung durch Kontraste, Humor und *cortoisie*. Aber wie sie miteinander verwandt sind, dies zu bestimmen, dürfte kaum möglich sein, ehe wir neues Material zur Vergleichung heranziehen können.

Nach J. L. Weston (*The Coward Knight*, p. 389) hätte der Autor von P als Quelle benutzt *that earlier stage of Arthurian tradition of*

[1] Rosete scheint hier nur ein Kosename zu sein: (25569). Die Rose galt als Symbol der Schönheit.

which fragments have been preserved in the Wauchier continuation and the English Gawain poems, d. h. die Gauvain-Kompilation des Bleheri (nach *Sir Perceval,* vol. I). Wir haben gesehen, daſs die Quelle von P die Version MP war. Es ist auch sehr fraglich, ob MP sehr primitiv war. Miſs Weston stützte sich auf die vermeintlichen Beziehungen von P (resp. MP) zu der von ihr zitierten Wauchier-Episode, nach welcher jeder Ritter der Tafelrunde Narben im Gesicht haben muſste. Die Episoden P, wie auch M und W, haben aber in Wirklichkeit keinerlei Beziehungen zu jener primitiven Episode. Sie zeichnen sich nicht durch Wildheit, sondern durch ihr Gegenteil, *cortoisie,* aus. Von ihrem Inhalt deutet nichts auf hohes Alter hin. Wenn nicht der Erec wäre, in welchem der ,,schöne Feigling" in dem Verzeichnis der Tafelrunder figurierte, so hätte man meinen können, MP und W resp. deren Quelle(n) wären nicht einmal so alt. Verdankt aber der Erec jenen Namen einer Perceval-Episode, wie es W und MP sind? Es ist möglich; denn einen Perceval-Roman muſs Chrétien schon damals gekannt haben, nennt er doch daselbst nicht nur den Protagonisten *Perceval le Galois* (1526), sondern auch noch eine episodische Person des Romans, *Gornemant de Gohort* (1695); aber es ist natürlich keineswegs sicher, daſs dieser Roman, vermutlich die Basis von Chrétiens Perceval, schon *Biaus-Mauvais*-Episoden enthielt. Chrétien weiſs mindestens etwas mehr als unsere Episoden W und MP, das nämlich, daſs der Schöne Feigling Ritter der Tafelrunde wurde. Nun verstehen wir, daſs am Schluſs der Episode M Perceval zu dem bekehrten ,,Schönen Feigling" sagt, zu Pfingsten könne er ihn an Arthurs Hof treffen, und der Feige ihm verspricht, sich dann auch dort einzufinden, und daſs in der Episode W Perceval von dem besiegten *Biaus Mauvais* verlangt, daſs er mit seiner *amie* sich an Arthurs Hof begebe und dem König von seiner Liebschaft erzähle; der *Biaus Mauvais* erwidert darauf, *Qu'en tout le mont n'a si haut home Qui* [= *Cui*] *plus volentiers n'en desist La verité* (25598). Wann wurde wohl unser Ritter in die Tafelrunde aufgenommen? Doch jedenfalls erst nach seiner Bekehrung; denn das ist doch undenkbar, daſs an Arthurs runder Tafel ein Ritter saſs, dem die Waffen um den Hals baumelten und der sich seiner Feigheit rühmte. Man konnte zwar etwa durch Überrumpelung des Königs [*don*-Motiv] zum Ritter gemacht werden (vgl. oben die Fälle Tor und Evadoa(i)n); aber in die Tafelrunde, die eine auserlesene Gesellschaft war, wurden zweifellos nur Ritter aufgenommen, die sich ausgezeichnet hatten. Und doch heiſst unser Ritter als Tafelrunder, d. h. nachdem er schon berühmt geworden war, immer noch der ,,Schöne Feigling". Dies harmoniert mit der Tatsache, daſs in Episode W, wo unser Ritter nicht mehr feige war, im Gegenteil Perceval zum Zweikampf herausforderte, er auf die Frage des Siegers nach seinem Namen immer noch antwortete: *Jou ai a non le Biau Mauvai*[*s*] (25538), gerade wie er in M, wo er eben erst noch feige gewesen war, antwortete: *Li Biaus Mauvais m'apele on* (44018). Perceval sagt ihm in M: *Ains avés nom*

li Biaus Hardi[*z*] und in W: *biaus mauvais n'estes vous mie, Mais* [*biaus et bons*]. Manessier selbst nennt ihn nachher *li Biaus Hardis* (44055); sonst aber haben wir diesen neuen Namen nirgends gefunden, und auch den Namen *li Biaus li Buens* nur ganz selten. Den Spottnamen „der Schöne Feigling" erhielt der Feigling nach Manessier am Tage der Ritterweihe (*Le jour ke je fui adoubés:* 44020[1]). Dem Meriaduec, der seinen Taufnamen nicht kannte und als Knappe *Biaus Vallés* genannt wurde, gab Keu an Arthurs Hof am Tage der Ritterweihe den Namen *li Chevaliers as deus Espees* (ed. W. Förster, v. 1660, 10772f.), und *cil . . . Se pense k'einsi se fera Nommer ne autre non n'avra.* Auch Tor erhielt seinen Namen an dem Tage, an welchem er von König Arthur zum Ritter geschlagen wurde, *Ore avra a non, dist li rois, Tor li fieus* (*a*) *Arès* (vgl. oben). Und dieser Name verblieb ihm: *Si*(*l*) *le dist a tel eure que puis ne li chaï chis nons* (Paris-Ulrich, II, 72). Das Merkwürdige ist dabei, daſs dies offenbar der bisherige Name des Jungen war; denn wie hätte er sonst geheiſsen haben sollen, da er bisher als Sohn des Bauers Arès galt und auf den Namen Tor getauft worden war? Er erhielt den bisherigen Namen als Ritternamen; aber gleich darauf verkündete Merlin, daſs sein wirklicher Vater ein König sei. Nichtsdestoweniger *puis ne li chaï chis nons* [der eben durch andere Romane schon berühmt geworden war]. Es ist wahrscheinlich, daſs auch unser Ritter am Tag der Ritterweihe denjenigen Namen erhielt, der ihm schon vorher gegeben wurde, nämlich *li Biaus Mauvais* (denn er wird nicht erst an jenem Tage feige geworden sein). Im Leben eines Ritters war die Ritterweihe so ein wichtiges Ereignis, daſs ein Name, der dem Jüngling bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, von ihm nicht mehr abgelegt wurde. War es ein Spottname, so trug er ihn eben nachher als Ehrennamen[2]. Ein Perceval mochte nachher lange sagen: *En vostre non a mençogne;* er war nicht befugt, ihm einen andern Namen aufzudrängen, zumal wenn der Ritter den nicht mehr zutreffenden Namen vor versammeltem Hofe von König Arthur selbst erhalten hatte, wie Tor. Es wird uns nicht mitgeteilt, wer den *Biaus Mauvais* zum Ritter gemacht hatte. Vielleicht auch König Arthur, von dem ihn Wauchier mit solcher Hochachtung sprechen läſst (vgl. oben). Jedenfalls dürfte unser Ritter, wie Tor und Evadoa(i)n, den Ritter-

---

[1] Die von Potvin zitierte Lesart der Hs. Montpellier, *Le jour meïmes que fui nés* ist natürlich unsinnig: Niemand bekommt einen Spottnamen bei der Taufe. Nicht einmal die elsässische Übersetzung, die doch dieselbe Hss.-Gruppe repräsentiert wie Montpellier, stützt jene Lesart: *Des tages, do ich ritter wart* (820/11).

[2] Natürlich gilt dies auch für den Namen *li Laiz Hardiz*. Auch dieser Name muſs als ein Spottname aufgefaſst werden, den die betreffende Person, nachdem sie sich in einen *Biaus Hardiz* verwandelt hätte, noch weiter als Ehrennamen getragen hätte. Ich rede im Conditionalis; denn nach meiner oben begründeten Ansicht verdankt der Träger des Namens seine Existenz nur Chrétien oder einem seiner Vorgänger (Bleheri?), der ihn schuf, indem er den Namen *Biaus Coarz* in sein Gegenteil umwandelte.

schlag auch nur durch Überrumpelung empfangen haben. Denn wer würde sonst einen Feigling zum Ritter gemacht haben! Warum berichten die Texte nichts über diese Verhältnisse? Weil eben in ihnen der *Biaus Mauvais* nur eine episodische Person ist, und das Interesse nicht allzu sehr vom Protagonisten Perceval abgelenkt werden durfte. Es war übrigens für die Episode M auch gleichgültig, ob der *Biaus Mauvais* seinen Namen am Tag der Ritterweihe erhalten hatte oder an irgendeinem andern Tage. Darum darf man annehmen, daſs Manessier so eine unnütze Bemerkung nicht selbst erfunden, sondern sie sklavisch aus seiner Vorlage MP übernommen hat. Aber da MP auch nur eine Perceval-Episode war wie M, so gilt für sie dasselbe. Auch ihre Bemerkung muſs auf ihre Quelle zurückgehen und nur dann nicht auf eine noch höhere Vorstufe, wenn jene Quelle nicht ebenfalls eine Perceval-Episode war, sondern eine Erzählung, in der die Bemerkung und überhaupt das Vorleben des Ritters nicht unnütz, sondern von Wichtigkeit waren, d. h. eine Erzählung, in welcher der *Biaus Mauvais* nicht episodische Person, sondern Protagonist war, ein *Biaus-Mauvais*-Roman also. Da der Name *li Biaus Mauvais* kein Taufname war, so muſs der Träger des Namens einen Taufnamen gehabt haben, den die Texte Erec, W, M und P uns nicht überliefert haben. Diese Texte teilen uns auch nicht mit, wie es kam, daſs der Junge vor seiner Ritterweihe, also in seinen *Enfances* seinen Spottnamen verdiente, der als kontradiktorisch ganz ungewöhnliche *Enfances* zur Voraussetzung hat. Ich habe schon oben gesagt, daſs man sich die Feigheit eines schönen und edeln Jünglings nicht wohl anders erklären kann denn als Folge einer unritterlichen Erziehung. Von einer solchen ist in jenen Texten nicht die Rede, und brauchte auch nicht die Rede zu sein, da das Vorleben einer episodischen Person an und für sich kein Interesse hat. Aber die Texte, vor allem MP, postulieren jene *Enfances*, und postulieren folglich letzten Endes eine Vorstufe, die keine Perceval-Episode, sondern ein *Biaus-Mauvais*-Roman war. Wenn einem Knappen oder jungen Ritter der Name *li Biaus Mauvais* oder ein ähnlich gebildeter Name, der kein Taufname sein kann, gegeben wurde, so war dies ein Ersatz für einen Taufnamen, der dem betreffenden Jungen nicht bekannt war. Unser *Biaus Mauvais* muſs also, wie etwa der Romanheld Guinglain und andere mehr, ein Unbekannter, ein *desconëuz*, gewesen sein. Da er auch schön war, hätte er wie Guinglain, auch *li Biaus Desconëuz* genannt werden können, wenn nicht die besonders hervorstechende Eigenschaft, die *coardise*, eine Vertretung im Namen (den man nie mehr als zweigliedrig machte) erheischt hätte. Guinglain bekam seinen Ersatznamen von König Arthur, und zwar am Tage, an dem er zum Ritter geschlagen wurde (vgl. die oft primitivere englische Version, v. 72 ff.). Es war durchaus nötig, daſs in solchen Fällen die Unkenntnis des wirklichen Namens einmal behoben würde. Zum Taufnamen gehörte in der mittelalterlichen Epik als Ersatz für unsern Geschlechtsnamen auch der Name

des Vaters. Wenn ein Held seinen Taufnamen nicht kannte, so kannte er normalerweise auch den Namen seines Vaters nicht; er kannte auch sein Geschlecht nicht. Wenn er später seinen Taufnamen erfuhr, so erfuhr er zugleich, wer sein Vater war. Beides erfuhr er normalerweise nach seinem Hauptabenteuer. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daſs der *Biaus Mauvais* seinen Namen und sein Geschlecht erst längere Zeit nach seiner Umwandlung, nach dem Verlust seiner Feigheit, erfuhr; denn, solange er feige war, konnte er keine Heldentaten vollbringen, welche die Vorbedingung für die Mitteilung von Namen und Geschlecht waren. Nun ist es seltsam, daſs, wie der *Biaus Mauvais* in M resp. MP, als er Perceval seinen Namen mitteilt, dazu noch die unnütze Bemerkung macht, er habe seinen Namen am Tag der Ritterweihe erhalten, so in W der *Biaus Mauvais*, als er Perceval seinen Namen *li Biaus Mauvais* mitteilt, noch die ebenso überflüssige Bemerkung hinzufügt: *Fius sui au conte de Gauvoie* (25539) (*Des groven sun von Galphage ich bin:* Wisse-Colin, 389/30). Das muſs doch bedeuten, daſs er nun sein Geschlecht kennt. Wenn er wuſste, daſs sein Vater der Graf von Gauvoie war, so muſste er normalerweise auch dessen Namen, ja auch seinen eigenen Taufnamen kennen. Da er in W nicht mehr feige ist, so hätte die Mitteilung von Namen und Herkunft schon erfolgen können. Nur hätte er dann nicht nur seinen Spottnamen nennen sollen, den er zwar auch dann noch beibehalten mochte, sondern zugleich seinen Taufnamen. Hier liegt also eine Art Widerspruch vor, der sich wohl am besten dann erklären wird, wenn man zwischen Wauchier und dem *Biaus-Mauvais*-Roman eine Zwischenstufe (Bleheri) annimmt. Wauchier hätte dann den Taufnamen ausgelassen, weil ihm der Spottname zu genügen schien und besser gefiel; er konnte ohne direkte Kenntnis jenes Romans den Widerspruch nicht wohl fühlen[1].

Wir fanden also, daſs eine Bemerkung in M und eine andere in W ihre *raison d'être* nur in einer Vorstufe finden, die nicht eine Per-

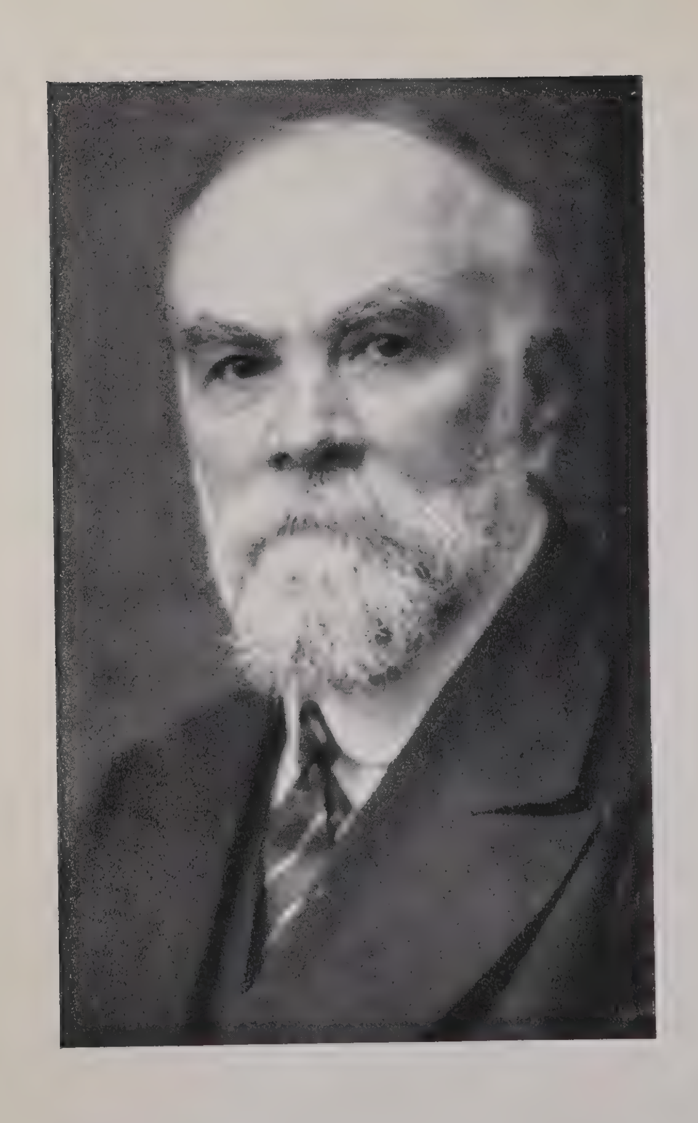
[1] Die einzig mögliche Erklärung ist dies nicht. Der *Chevaliers as deus Espees*, welcher auch ein *Desconëuz* war, erfährt zuerst den Namen seines Vaters (und des Herrschaftsgebiets desselben) (6820ff.) und erst bedeutend später seinen eigenen Taufnamen Meriaduec (10865); doch dies ist sicher auch eine Änderung der ursprünglichen Situation. Wauchiers Quelle mag natürlich in ähnlicher Weise entstellt gewesen sein. Wauchier kannte auch einen Guinglain-Roman. Er läſst auch Guinglain mit Perceval kämpfen; nach dem Kampf antwortet Guinglain auf Percevals Frage nach seinem Namen: *Li Biaus Desconnëus ai nom; Ensi m'apielent li Breton; Mesire Gauwains est mes pere* (24583ff.). Dies ist derselbe Fall wie in unserer Episode W: Der Ritter kennt jedenfalls Namen und Geschlecht, gibt aber nur den Namen des Vaters und seinen eigenen Ersatznamen, nicht auch den Taufnamen, an. Wauchier scheint nicht gemerkt zu haben, daſs damit dem Fragenden eigentlich nicht gedient war. Vielleicht liegt nur eine Unbesonnenheit des Dichters vor, der nicht merkte, worauf es ankam. Wauchier läſst an späterer Stelle Guinglain auch mit Gauvain zusammentreffen und auf dessen Frage nach seinem Namen nun richtig antworten: *Jou sui Gui[n]glains, Vostre fius, qui li rois Artus Mist nom li Biaus Desconëus* (33402ff.).

ceval-Episode, sondern ein *Biaus-Mauvais*-Roman war. Wir wissen von diesem Roman als ziemlich sicher, daſs der Held, der schöne Sohn eines Grafen von Gauvoie, eine unritterliche Erziehung erhielt, durch welche er, trotz seiner ererbten Anlagen zur *proëce*, nach Art eines *vilain* oder *borjois* feige wurde, daſs er Namen und Geschlecht nicht kannte, daſs er dann wahrscheinlich durch Überrumpelung den Ritterschlag erhielt, daſs ihm bei dieser Gelegenheit der Name *li Biaus Mauvais* gegeben wurde, daſs er dann auf irgendeine Weise (Perceval wird in diesem Roman keine Rolle gehabt haben) von seiner Feigheit kuriert wurde, nach Vollbringung verschiedener Heldentaten Namen und Herkunft erfuhr und in König Arthurs Tafelrunde aufgenommen wurde. Was kannte nun wohl Chrétien oder ein eventueller für das Ritterverzeichnis verantwortlicher Vorgänger (Bleheri ?) ? Kannte er MP, wo doch nicht sicher von der späteren Aufnahme des Ritters in die Tafelrunde die Rede war, oder die Vorlage von W (Bleheri ?), wo König Arthur den Ritter bat, *qu'il soit d'or en avant En sa maison a remanant* (25733 ff.)[1], oder den postulierten *Biaus-Mauvais*-Roman ? Ich möchte annehmen, daſs unter allen Umständen der postulierte Roman älter gewesen sein muſs als Chrétiens Erec, der älteste uns erhaltene Arthur-Roman. Jeder Roman mit *Enfances* war ein biographischer Roman, während ein Roman ohne *Enfances* nicht notwendig kein biographischer Roman gewesen sein muſs. Wir wollen nun im folgenden unter den erhaltenen biographischen Romanen Umschau halten und sehen, ob wir nicht dem postulierten Roman auf die Spur kommen können.

---

[1] Über die Datierung Wauchiers vgl. ZFSL 36², S. 45 ff. und Bruce, Evolution, 1. ed., II, 121.

E. Brugger.



Matthias Friedwagner.

Zur Erinnerung an Matthias Friedwagner.

(Mit Bild und Schriftenverzeichnis)

Im hohen Alter von 79 Jahren, bald nach der Feier des Goldenen Doktorjubiläums, ist am 5. April 1940 Matthias Friedwagner von uns gegangen. Mit ihm hat die Frankfurter Universität eines der angesehensten Mitglieder aus der Zeit ihrer Gründung, die deutsche Romanistik einen verehrungswürdigen Vertreter der älteren Gelehrtengeneration verloren. Es ist mir eine liebe Pflicht, das Bild von Leben und Schaffen des trefflichen Mannes auf diesen Seiten der „Zeitschrift" festzuhalten.

Friedwagner war Oberösterreicher und wurde am 3. Februar 1861 in Gallspach geboren. Er besuchte die Volksschule seines ländlichen Heimatsorts, später die Oberrealschule in Linz, wo er im Juli 1880 die Maturitätsprüfung ablegte. Nach zwei als außerordentlicher Hörer in Wien verbrachten Semestern erlangte er auch das Reifezeugnis des humanistischen Staatsobergymnasiums in Linz und widmete sich in den vier folgenden Jahren dem Studium der germanischen und romanischen Philologie an der Universität Wien. In einem handschriftlich hinterlassenen Lebensabriß spricht er von seinen akademischen Lehrern mit großer Dankbarkeit. Er rühmt die glänzende Beredsamkeit des damals noch sehr jungen Erich Schmidt, aber auch die tiefgründige, herbe Sachlichkeit Richard Heinzels. Der Satz, den dieser strenge Gelehrte einmal niederschrieb: „Die Wissenschaft ist eine rauhe Herrin . . .; es ist ihr gleichgiltig, was ihre Diener sind, wenn sie nur die unerbittliche Arbeit mit immer gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit besorgen", blieb dem Schüler auch späterhin in lebendiger Erinnerung und wurde zu einem Richtmaß seiner philologischen Arbeit.

Über den Wiener Romanisten Adolf Mussafia urteilt jener Lebensabriß folgendermaßen: „Der Vertreter der Romanischen Philologie war Adolf Mussafia, damals erst 45 Jahre alt, ein Gelehrter von großem Ruf, Autodidakt, als Linguist wie als Literaturforscher gleich fruchtbar und anregend. Seine Lehr- und Forschertätigkeit umspannte alle wichtigeren romanischen Sprachen von Portugal bis Rumänien, und wenn er an Werken und Wirkung von Gaston Paris und Adolf Tobler übertroffen, an Scharfsinn erreicht wurde, so übertraf er sie wohl an Weite des Arbeitsgebietes und Vielseitigkeit der Betätigung. Sein Seminar war in hohem Maße fruchtbar.

doch zog er die Studierenden wenig an und hatte keine sogenannte Schule. 'Er schwebte als Geist über den Wässern'."

Neben Mussafia lehrte an der Wiener Universität Ferdinand Lotheifsen, der bekannte Verfasser der Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert, ein feinsinniger Beurteiler und geschmackvoller Darsteller französischer Sitte und Kultur. Treffend hat ihn Friedwagner in einer Gedächtnisrede als einen *artiste doublé d'un savant* bezeichnet und hier zugleich der liebenswerten menschlichen Eigenschaften seines Lehrers gedacht. Auch der stärkeren und spröderen Persönlichkeit Mussafias hat er noch an anderer Stelle eine eingehende Würdigung zuteil werden lassen.

Friedwagners Wiener Studienzeit beschlofs die im Jahre 1886 abgelegte Lehramtsprüfung mit den Hauptfächern Französisch und Deutsch. Schon im Mai 1885 hatte er eine Anstellung als Supplent für französische Sprache an der Kaiserlichen Marinerealschule in Pola erhalten, bald erfolgte seine dortige Ernennung zum etatmäfsigen Professor. Im Herbst 1888 wurde ihm eine Lehrstelle an der Währinger Staatsoberrealschule in Wien übertragen, die er bis zu seiner Beförderung zum Ordinarius der Romanischen Philologie an der damals österreichischen Universität Czernowitz im Jahre 1900 innehatte. Die Promotion zum Dr. phil. fällt in den Dezember 1889, die Habilitation für Romanistik an der Wiener Universität ins Jahr 1898.

Inzwischen hatte er auch für seine weitere Ausbildung in den romanischen Ländern Sorge getragen. Im Winter 1890/91 weilte er als Mitglied des österreichischen historischen Instituts in Rom und bearbeitete unter der Leitung Theodor von Sickels die spanischen Nunziaturberichte des päpstlichen Gesandten Rossano. Er durfte sich einer solchen Aufgabe gewachsen fühlen, denn schon als Student hatte er am Wiener Hofarchiv für den Herzog von Aumale österreichische Urkunden zur Geschichte des grofsen Condé und für Prof. Jules Flammermont in Lille Botschaftsberichte des Grafen Mercy-Argenteaux an Maria Theresia abgeschrieben. In Rom trug er sich bereits mit dem Plan der Veröffentlichung altfranzösischer Schriftwerke und legte mit diplomatisch getreuen Abschriften der Vatikanischen und der Turiner Handschrift den Grund zu seiner kritischen Ausgabe des *Meraugis*.

Ein zweiter längerer Urlaub führte ihn vier Jahre später nach Paris, Belgien, England und erneut nach Italien. Er besuchte die Vorlesungen und Übungen an der École pratique des Hautes-Études, an der Sorbonne und am Collège de France, und fand bei Gaston Paris, Paul Meyer, Antoine Thomas, Gustave Larroumet und anderen freundliches und förderndes Entgegenkommen. In Chantilly kopierte er den zweiten grofsen Abenteuerroman seines Dichters, die *Vengeance Raguidel*, aus der kostbaren Handschrift des Herzogs von Aumale. In Turin hatte er das Glück, noch rechtzeitig von den übrigen Raoul-Handschriften Abschriften zu nehmen, die bald darauf bei dem Brande der Turiner Universitätsbibliothek zugrunde gingen. So

konnte nach umsichtiger und gründlicher Vorbereitung im Jahre 1897 der erste Band der Sämtlichen Werke des Raoul von Houdenc, der *Meraugis von Portlesguez*, im Druck erscheinen, eine sehr respektable textkritische und exegetische Leistung, *extrêmement méritoire*, wie Gaston Paris sagte. Sie machte den Verfasser in der romanistischen Welt des In- und Auslandes bekannt und rückte seinen Namen an den des Crestien-Forschers Wendelin Foerster nahe heran.

Wenn nun die Fortsetzung dieser philologischen Arbeit, der Druck der *Vengeance Raguidel*, erst im Jahre 1909 in Erscheinung trat, so erklärt sich diese lange Pause durch Friedwagners Berufung an die von der grofsen Heerstrafse westeuropäischer Wissenschaft weit abliegende Universität Czernowitz. Hier fand er einen ganz neuen, bei bescheidenen Mitteln nicht eben leicht zu bewältigenden Pflichtenkreis vor. Aber mit grofser Freudigkeit ist Friedwagner damals ans Werk gegangen und hat an der aufstrebenden deutschen Hochschule am fernen Pruth als kundiger Vertreter seines Faches und darüber hinaus als charaktervoller Pionier deutscher gelehrter Bildung fruchtbar gewirkt. Von der Überzeugung getragen, dafs an diesem vorgeschobenen Posten vor allem Forschungsgebiete Pflege finden müfsten, die der nationalen und kulturellen Eigenart des Landes angemessen wären, machte er sich vertraut mit den einheimischen Dialekten, mit Geschichte und Volkstum, Sitte und Brauch der Bukowina. Der grofszügige Plan einer Sammlung rumänischer Volkslieder der Provinz und ihrer Melodien, der von der österreichischen Regierung ausging und dessen organisierte Durchführung Friedwagner zufiel, gab ihm Gelegenheit, mit weiteren Kreisen der Bevölkerung in Verbindung zu treten und die blühenden Täler und waldigen Berge des schönen Buchenlandes zu bereisen. So wurde dieses Jahrzehnt (1900—1911) zu einem seiner glücklichsten Lebensabschnitte, dem auch äufsere Zeichen der Anerkennung nicht fehlten. Er hat ihm nach seinem Abschied von Czernowitz ein freudiges und dankbares Andenken gewahrt. Die prächtigen Schmuckstücke seines Frankfurter Heims, die dekorativen Stickereien und Schnitzarbeiten, das farbenfrohe Bild eines dörflichen Jahrmarkts, die altertümlichen Leuchter aus Messing erinnerten ihn täglich an liebgewordene Stätten im fernen Lande. Der Bukowina galt noch ein letzter herzlicher Grufs vor seinem Tode.

Aufserhalb des üblichen Wechsels der Fakultäten war Friedwagner gerade zum Rektor der Czernowitzer Universität gewählt worden, da berief ihn im Jahre 1910 die Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften auf die Lehrkanzel Heinrich Morfs. Ihr blieb er treu, obwohl sich bald eine Möglichkeit bot, an eine österreichische Universität zurückzukehren. Fünfunddreifsig Semester lang hat er bis zum offiziellen Rücktritt im Jahre 1928 als würdiger Nachfolger eines grofsen Meisters in der alten Kaiser- und Handelsstadt am Main seines Amtes gewaltet. An der Ausarbeitung der Satzungen und Vorbereitung der Lehrstühle für die

künftige Johann Wolfgang Goethe-Universität hat er maſsgebenden Anteil genommen. In den schweren Kriegsjahren 1916—1918 führte er tatkräftig die Geschäfte seiner Fakultät. In Zeiten ärgster wissenschaftlicher Bedrängnis gelang es seinem Bemühen, einen Teil der kostbaren Büchersammlung des verstorbenen Grazer Romanisten Jules Cornu dem Frankfurter Romanischen Seminar zuzuführen. Durch Einrichtung neuer Lektorate für Spanisch und Rumänisch wuſste er das Studium der romanischen Sprachen an der jungen Universität nach der praktischen wie nach der wissenschaftlichen Seite hin wesentlich zu fördern.

Viellesce, qui est li darriens tens et la fins de l'aage de touz ceus et de toutes celes qui vivent tant qu'il deviennent viel, est mout perilleuse chose et dongereuse, lehrt der mittelalterliche Traktat von den vier Lebensaltern des Philippe de Navarre. Auch Matthias Friedwagner muſste dem Altwerden schmerzlichen Tribut entrichten. Schwerstes Leid brachte ihm der Tod der treuen Lebensgefährtin. Aber die körperliche Rüstigkeit und eine wunderbare Elastizität des Geistes blieb dem hochgewachsenen Manne erhalten. Befähigte jene noch den Siebzigjährigen, zu den Gipfeln der heimatlichen Berge emporzusteigen, so erlaubte ihm diese, alle neue Wandlungen seiner Wissenschaft mit lebendiger Anteilnahme weiter zu verfolgen und reife Früchte seines Fleiſses rechtzeitig in der Scheuer zu bergen. Ja, es war ihm beschieden, in hohem Alter nicht nur Italien und Rom wiederzusehen, wo seine Kinder ihr Heim gegründet hatten, sondern im Verein mit diesen auch noch andere klassische Stätten in Griechenland, in Spanien, in der Provence zu besuchen. Welche Freude mag dem alten Philologen, der so gut Bescheid wuſste im Lande der Troubadours und der Trouvères, ein Aufenthalt in Beaucaire bereitet haben! Gewiſs kam ihm dort die altfranzösische Spielmannsweise in den Sinn:

Aucassins fu de Biaucaire,
d'un castel de bel repaire.
De Nicole le bien faite
nuis hom ne l'en puet retraire . . .

Bis in die letzten Tage hinein wissenschaftlich tätig, ist er dann, nahe der Schwelle des neunten Lebensjahrzehnts, in seinem österreichischen Heimatsort gestorben und ruht in der Erde seiner Väter, auf eigenem, von Tannen umrauschten Grund und Boden.

Seine ehemaligen Amtsgenossen und Freunde, seine zahlreichen Schüler haben den Heimgang Friedwagners aufrichtig betrauert. „Schlichtheit, Offenheit, Gerechtigkeitsgefühl und Treue waren die Grundzüge seines Wesens", schrieb er in einem Nachruf auf Jules Cornu, und diese Kennzeichnung trifft für ihn selbst zu; wie auch das schöne Wort, das einst Heinrich Morf galt, auf ihn Anwendung finden darf: „Kein Falsch hatte Zutritt zu seinem Herzen." Deshalb litt er auch so schwer unter jeder Unaufrichtigkeit, die ihm in Leben und Beruf entgegentreten mochte. „Hoch über Genie und Talent

steht die Gesinnung", rief er einmal als Rektor den Czernowitzer Studenten zu. „Gesinnung aber ist Treue." Durchdrungen von einem hohen Verantwortlichkeitsgefühl, wollte er der akademischen Jugend auch ein Vorbild charakterlicher Haltung sein. Dieser akademischen Jugend gehörte sein Herz. Den vielen Schülern und Schülerinnen aus Ost und West, die er im Laufe der Jahrzehnte in die Sprachen, die Dichtung und die Kultur der romanischen Völker einführte, erschien er nicht nur als Vertreter einer vielseitig gelehrten Philologie. Sie sahen in ihm auch den väterlichen Freund und werden es nicht vergessen, daſs er ihnen während ihrer Studienzeit als ein humangesinnter Berater und freundlicher Helfer zur Seite stand. — —

Matthias Friedwagner ist zeit seines Lebens ein fleiſsiger und gewissenhafter Arbeiter gewesen. Die Weite und Mannigfaltigkeit seiner gelehrten Interessen verrät das Verzeichnis seiner Schriften. Dem Schüler Adolf Mussafias muſste es selbstverständliche Pflicht erscheinen, in den verschiedensten Bezirken der romanischen Sprach- und Literaturwissenschaft mit den jeweiligen Ergebnissen der Forschung sich vertraut zu halten und diese durch eigene Beiträge zu mehren. So umspannte er auch in seinen akademischen Vorlesungen das Gebiet der Romania mit sicherem Blick. Ausgehend von der *philologie du moyen âge* und während vieler Jahre ihr in oft mühseliger Kleinarbeit zugewandt, schenkte er doch auch Aufgaben der neueren Literaturgeschichte volle Aufmerksamkeit. Einst hatte ihn Erich Schmidt in Wien angeregt, sich mit Goethe als Corneille-Übersetzer zu beschäftigen. Das ansprechende Thema gab ihm Anlaſs, nicht allein Zeitpunkt und äuſsere Umstände genauer zu bestimmen, die den jungen Goethe mit dem französischen Dichter bekannt machten, sondern auch jenes Übersetzungsfragment vom „Lügner" als ein merkwürdiges Denkmal der Goetheschen Sprachkunst zu erweisen. Übrigens brachte diese Untersuchung Friedwagner ein erstes Mal mit Frankfurter Theaterverhältnissen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in nähere Berührung. Nach etwa dreiſsig Jahren stand er selbst einmal auf der Bühne des Frankfurter Schauspielhauses, um dem deutschen Publikum den sympathischen Spanier Jacinto Benavente und seine „Schule der Prinzessinnen" vorzustellen. Der einführende Vortrag „Spanisches Drama in Deutschland", später gedruckt in der „Deutschen Bühne", gibt einen anschaulichen Überblick über spanisch-deutsche Literaturbeziehungen seit dem Jahre 1520, da die „hübsche Tragödie von zweien liebhabenden Menschen, einem Ritter Calixtus und einer edlen Jungfrauen Melibea" — die Celestina — als eines der ältesten spanischen Bücher über Italien den Weg nach Deutschland fand.

Wer etwa die nicht weniger sachkundige Studie über Frau von Staël hinzunimmt, die bei richtiger Einschätzung dieser fesselnden Persönlichkeit ihren Anteil an der romantischen Bewegung in Frankreich auf ein bescheideneres Maſs zurückführt und damit dem Urteil Brunetières entgegentritt, mag wohl bedauern, daſs Friedwagner

nicht öfter zur Klärung wichtiger Fragen des neufranzösischen Schrifttums das Wort ergriffen hat.

Das langjährige philologische Bemühen um Erschliefsung und Deutung mittelalterlicher Literaturdenkmäler hinderte ihn andererseits nicht, sich mit den methodischen Fortschritten der neuen romanischen Sprachwissenschaft eingehend zu befassen. Wie aufgeschlossen sein Sinn gegenüber den Ergebnissen der modernen Wort- und Sachforschung, der Sprachgeographie, der sprachlich orientierten Siedlungs- und Volkstumsgeschichte war, erhellt unter anderem die kleine Schrift von den Wegen und Zielen der Romanischen Philologie, die er während eines Ferienaufenthaltes, fern allen literarischen Hilfsmitteln, für den Frankfurter Universitätskalender verfafste. Auch seine schöne Charakteristik der Lebensarbeit Hugo Schuchardts zeigt es. Ich kenne keinen dem grofsen Sprachforscher gewidmeten Nachruf, der, wie der Aufsatz Friedwagners, so tiefgründig und gleichzeitig so lichtvoll, das Werden, die inneren Zusammenhänge und die grofsartige Einheitlichkeit der Schuchardtschen Wissenschaftslehre nachgewiesen hätte. Endlich ist an dieser Stelle der zahlreichen gelehrten Anzeigen zu gedenken, deren Lektüre immer wieder die Gediegenheit seines linguistischen Könnens bestätigt. Diese Rezensionen sind noch insofern schätzenswert, als sie sich stets bemühen, vor allem der positiven Leistung eines Autors gerecht zu werden und kleinlichen Tadel zu vermeiden. Wie Ascoli oder Schuchardt darf wohl auch Friedwagner nachgerühmt werden, dafs er „keine wissenschaftliche Arbeit ohne ein anerkennendes, ein freundliches Wort anzuführen pflegte, am wenigsten im Augenblick des Widerspruchs."

Seine entscheidenden Verdienste liegen auf dem Gebiete der altfranzösischen und der rumänischen Philologie. Wie in unserer Wissenschaft der Name Wendelin Foersters mit dem seines Lieblingsdichters Crestien de Troyes verbunden bleibt, so werden die Leser der abenteuerlichen Romane von Crestiens jüngerem Zeitgenossen Raoul de Houdenc immer dem Namen seines Herausgebers Matthias Friedwagner begegnen. Er hatte sich kein leichtes Thema gestellt. „Die undankbare Aufgabe einer kritischen *Meraugis*-Edition konnte Klügere eben nicht locken", bemerkt er einmal mit einem Anflug von Selbstironie. Die verwickelten Fragen der Verwandtschafts- und Wertverhältnisse innerhalb der handschriftlichen Überlieferung dieses Romans waren schwer, vielleicht gar nicht zu lösen. Die auf sorgsamen Überlegungen beruhenden Ergebnisse der Friedwagnerschen Untersuchung sind von hervorragenden Textkritikern, darunter Gaston Paris und Wendelin Foerster, lebhaft diskutiert, zum Teil bestritten worden. Doch hielt Friedwagner nach abermaliger objektiver Prüfung aller Faktoren an dem aufgestellten Stammbaum fest und hatte schliefslich die Genugtuung, bei einem Kenner wie Hermann Suchier Zustimmung zu finden. Jene Betrachtungen über die Grundlagen, die für die Textgestaltung eines altfranzösischen Dichtwerks zu wählen sind, erscheinen heute noch lesenswert. Es

zeigt sich, dafs Friedwagners Thesen von den späteren skeptischen Auffassungen Joseph Bédiers nicht eben weit entfernt liegen. ,,Stammbäume gründen sich häufig auf Vermutungen, nicht auf Beweisgründe'', führt er einmal aus. Oder: ,,Es gibt mehr Fälle als man glauben mag, wo der gefundene Stammbaum eine notwendige Fiktion ist.'' Bis zur grundsätzlichen Ablehnung aller handschriftlichen Schemata wäre er aber wohl nicht gegangen.

Im übrigen fanden die Ausgaben des *Meraugis* und der *Vengeance Raguidel* die freundliche Anerkennung der Fachgenossen, die sie verdienten. In mannigfacher Hinsicht bereicherten sie unser Wissen von altfranzösischer Sprache und Dichtung der Blütezeit. Keine Frage von Bedeutung, betreffend die Laut- und Satzformen der Romane, den Versbau, den Stil, den Aufbau, die literarischen Vorlagen und Ausstrahlungen, die Heimat und das Leben des Dichters, war in den umfänglichen Einleitungen und Anmerkungen unerörtert geblieben. Raoul de Houdenc erhielt damit endgültig den ihm in der Literaturgeschichte seines Landes zukommenden Platz an der Seite Crestiens de Troyes. *Onques bouche de crestïen Ne dist si bien com il disoient,* hatte schon Huon de Mery um 1234 von ihnen geschrieben. Friedwagner beseitigte die Zweifel an der Verfasserschaft der *Vengeance* und erwies die innere Einheit des Gedichts. Mit ebenso stichhaltigen Argumenten sprach er den *Songe de Paradis* dem Raoul ab. Er sollte im dritten Bande den echten allegorischen Dichtungen, dem *Songe d'Enfer* und dem *Roman des Eles,* als Anhang beigegeben werden. Leider ist dieser letzte Band, für den bereits alle Vorarbeit geleistet war, nicht mehr erschienen.

Mit der Übernahme der Czernowitzer Professur rückte das Rumänische in den Mittelpunkt des Aufgabenkreises, und der allseitigen Durchdringung dieser reizvollen Sprache galt das Bemühen der letzten Lebensjahrzehnte. Es gibt wohl kaum eine wichtigere Schrift der besten Vertreter rumänischer Philologie aus den letzten dreifsig Jahren, mit der sich Friedwagner nicht irgendwie wissenschaftlich auseinandergesetzt, die er nicht mit scharfsinnigen Wahrnehmungen begleitet und bereichert hätte. Auf diesem Felde erlangte er unbestrittene Meisterschaft, die auch die rumänische Akademie in Bukarest zu ehren wufste.

Zur Salzburger Philologentagung im Jahre 1929 hielt er einen Vortrag über das heifsumstrittene Problem der Urheimat der Rumänen. Daraus ist jene vielbeachtete Abhandlung ,,Über die Sprache und Heimat der Rumänen in ihrer Frühzeit'' hervorgegangen, in der er den gesamten vielschichtigen Fragenkomplex und ein überreiches Material kritisch durchleuchtete.

Und vor eine letzte Aufgabe sah der greise Gelehrte sich gestellt. Noch immer harrte infolge widriger Zeitumstände die in den Jahren 1907—1914 veranstaltete Sammlung rumänischer Volkslieder aus der Bukowina der Veröffentlichung. Es war Friedwagner kurz vor seinem Scheiden vergönnt, wenigstens den ersten stattlichen Band

der „Liebeslieder“ zu vollenden. Mit seinen nahezu tausend Liedertexten und seinen fast vierhundert Melodien birgt er einen ungeahnten Reichtum. Der unermüdliche Herausgeber hat nichts versäumt, dieses Buch reich und anmutig zu gestalten. Ein einleitendes Kapitel unterrichtet über die Wesenszüge der rumänischen Volksdichtung, ihre scheue Zartheit, Innigkeit und Schwermut. Ein Sachregister vereinigt die Fülle der poetischen Motive. Ausführungen des Mitarbeiters Reinhold Harprecht charakterisieren die bisher fast durchweg unbekannt gebliebenen Melodien der Lieder nach Aufbau, Tonfolge und Rhythmus. Wie ansprechend sind die beigegebenen farbigen Tafeln nach Bildern des Bukowiner Malers Eugen Maximovici, wie gefällig die Auswahl eigener Übersetzungen!

Frunză verde doi molizi,	Grüne Nadeln von zwei Tannen,
Noi am fost, bade, iubiţi	Wie zwei blühende Apfelbäume
Ca doi meri mândri'nfloriţi.	Sind wir, Liebster, da gestanden,
Noi am fost, bade, iubiţi	Wie zwei farbenprächtige Pfauen
Ca doi păuni zugraviţi,	Waren wir in unserem Glücke.
Şi şini ni-o dispărţit,	Wer uns beide hat getrennt,
Şie-i moartea di cuţit!	Soll durch's Messer sterben müssen!

Über den engeren Kreis der Philologen hinaus wird dieses schöne Werk die Erinnerung an Matthias Friedwagner lebendig erhalten. Es bildet den krönenden Abschluſs eines arbeitsfrohen deutschen Gelehrtenlebens.

Matthias Friedwagners Schriften.

1890

1. Goethe als Corneille-Übersetzer. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas in Deutschland. Wien 1890.

   Vgl. G. Carel, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XIII², 58; A. Köster, DLitZtg XII, 1256; R. Mahrenholtz, Vollmöllers Krit. Jahresb. I, 203.

1891

2. Über die Sprache des altfranzösischen Heldengedichtes Huon de Bordeaux, Wiener Dissertation, Neuphilolog. Studien hsg. von G. Körting, 6. Heft, Paderborn 1891.

   Vgl. A. Gundlach, Franco-Gallia VIII, 108; A. Risop, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XIII², 214; E. Stengel, Vollmöllers Krit. Jahresb. III, 80; E. Weber, DLitZtg XII, 1413; M. Wilmotte, Romania XX, 478.

1893

3. Aus der romanischen Sektion der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XV², 255.
4. Anz. Alfred Risop, Studien zur Geschichte der französischen Konjugation auf *-ir*, Halle 1891, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XV², 51.

5. Anz. Philipp Kraft, Konjugationswechsel im Neufranzösischen von 1500 bis 1800 nach Zeugnissen von Grammatiken, Hamburg 1892, ebd.

1894

6. Bericht über die Verhandlungen der Romanischen Sektion der XXXXII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, Ztschr. f. dtsche Phil. XXVI, 548.
7. Über schwierige Fragen bei der Textgestaltung altfranzösischer Dichterwerke. Abgedruckt in den Verhandlungen der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, Leipzig 1894, S. 494.

   Vgl. E. Stengel, Vollmöllers Krit. Jahresb. II, 215.

1896

8. Der VII. allgemeine deutsche Neuphilologentag zu Hamburg (25.—28. Mai 1896), Ztschr. f. d. österr. Gymn. XLVII, 1125.

1897

9. Meraugis von Portlesguez, Altfranzösischer Abenteuerroman von Raoul von Houdenc. Zum ersten Mal nach allen Handschriften herausgegeben (Raoul von Houdenc, Sämtliche Werke, erster Band), Halle 1897.

   Vgl. L. Brandin, Le Moyen Age XII, 285; G. Ebeling, Archiv f. n. Spr. 103, 403 und Ztschr. f. rom. Phil. XXIV, 508; W. Foerster, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XX², 103; J. U. Jarník, Österr. Litblatt VII, 654; A. Jeanroy, Rev. crit. XXXIV (1900) 327; Ch. Martens, Bull. bibliogr. et pédag. du Musée belge III, 3 (1899) 77; W. Meyer-Lübke, Ztschr. f. d. österr. Gymn. XLIX, 334; G. Paris, Romania XXVII, 307; O. Schultz-Gora, Lit. Centralbl. 1898, 232; E. Stengel, Vollmöllers Krit. Jahresb. V, 1, 262; Ed. Wechssler, DLitZtg 1899, 663; W. von Zingerle, Vollmöllers Krit. Jahresb. VI, 2, 91.

10. Anz. Gustav Rolin, Aliscans, mit Berücksichtigung von Wolframs von Eschenbach Willehalm kritisch herausgegeben, Leipzig 1894, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XIX², 13.
11. Anz. Adolf Mussafia und Theodor Gartner, Altfranzösische Prosalegenden aus der Hs. der Pariser Nationalbibliothek Fr. 818 herausgegeben, I. Theil, Wien 1895, Österr. Litbl. VI (1897) 44.
12. Anz. Ferdinand Lotheissen, Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert, 2. Aufl., Wien 1897, Ztschr. f. d. österr. Gymn. XLVIII, 1117.

1898

13. Die Ashburnham-Handschrift des «Songe d'Enfer» von Raoul de Houdenc. Mitgeteilt in der Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898, 223. (Separatabdruck Graz 1898.)

   Vgl. E. Stengel, Vollmöllers Krit. Jahresb. V, 1, 258.

14. Anz. Karl Vollmöller, Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie, II. Band (1891—1894, I. Hälfte), Heft 1—3, Leipzig 1896. — Ders., Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes, Erlangen 1896, Österr. Litbl. VII (1898), 173.
15. Anz. L. Vuilhorgne, Un trouvère picard des XIIe et XIIIe siècles: Raoul de Houdenc, sa vie et ses œuvres (1170—1226), Beauvais 1896, Romania XXVII, 318.

1899

16. Der VIII. allgemeine deutsche Neuphilologentag in Wien, Ztschr. f. d. österr. Gymn. L, 59.

1900

17. Anz. Franz Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende, 2. verbesserte Auflage, Cöthen 1897, Allgemein. Litbl. IX, 280.

1901

18. Frau von Staël's Anteil an der romantischen Bewegung in Frankreich. Sonderabdruck aus den Verhandlungen des IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentages in Leipzig, Hannover 1901.

    Vgl. F. Baldensperger, Rev. phil. franç. XV, 314; A. C., Rev. crit. N. S. LII, 219; R. Mahrenholtz, Vollmöllers Krit. Jahresb. VI, 2, 175.
19. Anz. Heinrich Morf, Geschichte der neueren französischen Literatur. (XVI.—XIX. Jahrhundert.) Ein Handbuch. I. Buch: Das Zeitalter der Renaissance, Strafsburg 1898, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LII, 239.
20. Anz. Nikolaus Welter, Frederi Mistral, der Dichter der Provence, Marburg 1899, ebd.
21. Anz. Heinrich Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz, Zürich 1901, Allgemein. Litbl. X, 270.
22. Anz. Karl Warnke, Die Lais der Marie de France. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. 2. verbesserte Auflage, Halle 1900, Allgemein. Litbl. X, 335.
23. Anz. Emile Delignières, Nouvelles Recherches sur le lieu d'origine de Raoul de Houdenc, Trouvère du XIIIe Siècle, Amiens 1901, Ztschr. f. rom. Phil. XXV, 748.

1902

24. Ferdinand Lotheifsen. Gedächtnisrede, gehalten am 12. Jan. 1902 im Festsaale der Wiener Universität aus Anlafs der Aufstellung eines Reliefbildes, Beilage zur Allgemein. Zeitung, Nr. 67, 21. März 1902.
25. Die Verwandtschafts- und Wertverhältnisse der Meraugis-Handschriften, Ztschr. f. rom. Phil. XXVI, 452 u. 552.

    Vgl. G. Paris, Romania XXXII, 460.

26. Anz. Eduard Stengel, Das altfranzösische Rolandslied, kritische Ausgabe. Band I: Text, Variantenapparat und vollständiges Namenverzeichnis, Leipzig 1900, Allgemein. Litbl. XI, 205.
27. Anz. Eugen Herzog, Materialien zu einer neuprovençalischen Syntax, Progr. der Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1900, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LIII, 661.
28. Anz. Arthur Brandeis, Untersuchung über das Genus Verbi und die Rektion im Erec des Chrestien de Troyes. Progr. der Staats-Oberrealschule in Görz 1901, ebd.
29. Anz. Moriz Bock, Über Vergleiche und Gleichnisse bei einigen altfranzösischen Dichtern. Progr. der Staats-Oberrealschule in Linz 1901, ebd.
30. Anz. Karl Schneider, Die Charakteristik der Personen im Aliscans. Progr. der Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs 1901, ebd.

1903

31. Anz. W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft, Heidelberg 1901, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LIV, 513.
32. Anz. Karl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache, zum Selbstunterricht für den Anfänger, Halle 1901, ebd.
33. Anz. E. Nonnenmacher, Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache, mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar, Wien o. J., ebd.

1904

34. Zu Zeitschrift XXVI, 475, Ztschr. f. rom. Phil. XXVIII, 97.
35. Anz. Heinrich Grein, Amis und Amiles, ein altfranzösisches Heldengedicht, in deutsche Verse übertragen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Gustav Körting, Kiel 1902, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XXVI[2], 174.

1905

36. Rumänische Volkslieder aus der Bukowina. In „Bausteine zur romanischen Philologie", Festgabe für Adolfo Mussafia, Halle 1905, 683.
    Vgl. G. Weigand, DLitZtg XXVI, (1905) 1045.
37. Adolfo Mussafia †, Feuilleton zur Beilage der Neuen Freien Presse, Wien, vom 18. Juni 1905.
38. Anz. Gustav Weigand, Die Dialekte der Bukowina und Bessarabiens, Leipzig 1904, DLitZtg XXVI (1905), 468.
39. Anz. Vasile Alexandris Pastelle, aus dem Rumänischen übertragen von Konrad Richter, Berlin 1904, DLitZtg XXVI (1905) 2521.

1907

40. Anz. Pericle Papahagi, Basme aromâne și glosar, Ausgabe der rumänischen Akademie, Bukarest 1905, Ztschr. f. rom. Phil. XXXI, 245.

41. Anz. Pericle Papahagi, Graïe aromâne. Sonderabdruck aus den Annalen der rumänischen Akademie, II. Serie, Band XXVII, Denkschriften der literarischen Abteilung, Nr. 5, Bukarest 1905, ebd.
42. Anz. G. Weigand, Rumänen und Aromunen in Bulgarien, Leipzig 1907, DLitZtg XXVIII (1907), 1699.

1909

43. La Vengeance Raguidel, Altfranzösischer Abenteuerroman (Raoul von Houdenc, Sämtliche Werke, nach allen bekannten Handschriften herausgegeben, zweiter Band), Halle 1909.

    Vgl. Rud. Beer, Jahrbuch d. Zeit- und Kulturgesch. III, 262; G. Cohn, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XXXIX[1] (1912) 71; E. Herzog, Ztschr. f. rom. Phil. XXXVI, 102; A. Jeanroy, Rev. crit. 1911, 232; L. Jordan, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1911, 55; F. Lubinski, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XL[1] (1912) 125; G. Raynaud, Romania XXXIX, 397; E. Stengel, Vollmöllers Krit. Jahresb. XI, 1, 206; W. von Zingerle, ebd. XIII, 2, 81.

44. Anz. W. Meyer-Lübke, Historische Grammatik der französischen Sprache. 1. Bd. Laut- und Flexionslehre (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher), Heidelberg 1908, Germ.-Roman. Monatsschrift I, 267.
45. Anz. Philéas Lebesgue, Raoul de Houdenc. Le Songe d'Enfer suivi de la Voie de Paradis, poèmes du XIII[e] siècle, précédés d'une notice historique et critique et suivis de notes bibliographiques et d'éclaircissements, Paris 1908, Ztschr. f. rom. Phil. XXXIII, 620.
46. Anz. Walther Küchler, Französische Romantik, Heidelberg 1908, Archiv f. n. Spr. 123, 434.

1910

47. Zur Geschichte des vortonigen *e* im Altfranzösischen, Verhandlungen der 50. allgemeinen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909, Romanische Sektion, Leipzig (Teubner) 1910, 161.
48. Anz. Caesar Habemann, Die literarische Stellung des Meraugis de Portlesguez in der altfranzösischen Artusepik, Göttinger Dissertation 1908, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1910, 362.
49. Anz. N. I. Apostolescu, L'influence des romantiques français sur la poésie roumaine. Avec une préface de M. Émile Faguet. Paris 1909, DLitZtg 1910, 1254.

1911

50. Über die Volksdichtung der Bukowiner Rumänen, Inaugurationsrede, Czernowitz 1911.

    Vgl. G. Weigand, DLitZtg XXXII (1911) 3238.

51. Anz. J. Kremers, Beiträge zur Erforschung der französischen Familiennamen, Diss. Münster i. W. 1910, Bullet. de dialect. rom. III (1911), 115.

1912

52. Mihail Sadoveanu. Aus der Festschrift zum XV. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912, 268. (Auch in rumänischer Übersetzung: Mihail Sadoveanu, Studiu Literar. Traducere de J. E. Torouţiu, Cluj 1913.)
53. Frau von Staël und die Romantik in Frankreich, Deutschland und England. Czernowitzer Allgem. Zeitung, Liter. Beilage vom 25. Dezbr. 1912.
54. Anz. H. Tiktin, Rumänisch-deutsches Wörterbuch. II. Band (D—O), Bukarest 1911, Archiv f. n. Spr. 129, 497.

1913

55. Troubadours und Minnesang. Aus dem Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main 1913.
56. Anz. Elisabeth Grahl-Schulze, Die Anschauungen der Frau von Staël über das Wesen und die Aufgaben der Dichtung, Kiel 1913, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1913, 375.

1914

57. Der Unterricht in den romanischen Sprachen und Literaturen an der Akademie zu Frankfurt a. M. 1910/11—1912, Vollmöllers Krit. Jahresb. XIII, 4, 48.
58. Anz. R. Weidelt, Die Nominalkomposition im Rumänischen, Diss. Leipzig 1912, Bullet. de dialect. rom. VI (1914), 17.
59. Anz. Ludwig Wyplel, Wirklichkeit und Sprache, eine neue Art der Sprachbetrachtung, Wien 1914, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LXV (1914), Heft 5, 1.

1915

60. Jakob Schipper †, Neuere Sprachen XXIII, 65.
61. Anz. Per. Papahagi, Din trecutul cultural al Aromânilor (cu prilejul unui document de limbă), S.-A. aus den Annalen der rumän. Akademie, II. Reihe, Bd. XXXV, Denkschriften der literar. Abt., Bukarest 1912, DLitZtg 1915, 461.
62. Anz. Bettina Strauss, La culture française à Francfort au XVIIIe siècle, (Bibl. de litt. comp.), Paris 1914, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XLIII^{2}, 171.

1916

63. Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance (aus Anlaſs von H. Morf, Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance^{2}, Straſsburg 1914), Frankfurter Zeitung, 25. Jan. 1916, Erstes Morgenblatt.
64. Cervantes-Literatur, Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel Nr. 83, 10. April 1916.
65. Anz. Erwin Stimming, Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen (Beiheft zur Ztschr. f. rom. Phil. 59), Halle 1915, Archiv f. n. Spr. 134, 435.

1917

66. Franz. Noël, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. XLIV, 110.
67. Anz. Heinrich Gelzer, Der altfranzösische Yderroman, nach der einzigen bekannten Handschrift mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum erstenmal herausgegeben (Gesellschaft für romanische Literatur Band 31), Dresden 1913, Archiv f. n. Spr. 136, 191.

1918

68. Anz. Dorothea Neumann, Der Artikel «Genève» des VII. Bandes der Encyclopädie, Berliner Diss., Berlin 1917, DLitZtg 1918, 419.

1919

69. Die Vengeance Raguidel nach der Middleton-Handschrift, Ztschr. f. rom. Phil. XXXIX, 584.
70. Spanisches Drama in Deutschland, Sonderdruck aus dem Werke „Deutsche Bühne", Jahrbuch der Frankfurter städtischen Bühnen, Frankfurt a. M. 1919, 163.
71. Anz. Constantin Găluşcă, Slavisch-rumänisches Psalterbruchstück, Halle 1913, Ztschr. f. rom. Phil. XXXIX, 231.
72. Anz. Dicţionarul limbii române întocmit şi publicat după îndemnul și cu cheltuiala Maiestăţii Sale Regelui Carol I. Ediţiunea Academiei Române. I. Band, 1. Hälfte A—B; 2. Teil, 1. Lief. C—Căní, Bukarest 1913—1914, Ztschr. f. rom. Phil. XXXIX, 498.
73. Anz. O. Schultz-Gora, Zwei altfranzösische Dichtungen: La chastelaine de Saint Gille. Du chevalier au barisel. Mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar neu herausgegeben, 3. verbesserte u. erweiterte Auflage, Halle 1918, Allgemein. Litbl. XXVIII, 90.

1920

74. Die Ethik und das Futurum (Aus Anlafs von Eugen Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens, Leipzig 1919), Beilage (Literaturblatt) zur Frankfurter Zeitung Nr. 19, 12. Sept. 1920.

1921

75. Jules Cornu †. Zur Erinnerung und Würdigung, Archiv f. n. Spr. 142, 209.
76. Heinrich Morf †, Frankfurter Zeitung, Erstes Morgenblatt vom 8. Februar 1921.
77. Anz. Gustav Weigand, XXI.—XXV. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig, Leipzig 1919, DLitZtg 1921, 291.
78. Anz. S. Puşcariu und E. Herzog, Lehrbuch der rumänischen Sprache. I. Teil: Anfangsgründe. 2. verbesserte und vermehrte Auflage, Czernowitz 1920, Archiv. f. n. Spr. 142, 159.

79. Anz. Giorge Pascu, Gligorie Ureache. Izvoarele lui Ureache, Interpolările lui Simeon Dascalu și textul lui Ureache. Studiu de istorie literară, Jași 1920, Archiv f. n. Spr. 142, 290.

1922

80. Hugo Schuchardt (zum 80. Geburtstage), Frankfurter Zeitung, Erstes Morgenblatt vom 7. Februar 1922.
81. Zur Aussprache des lateinischen C vor hellen Vokalen, Hauptfragen der Romanistik, Festschrift für Philipp August Becker, Heidelberg 1922, 37.

1923

82. Anz. Iorgu Iordan, Diftongarea lui *e* și *o* accentuați în pozițiile *ă*, *e*. Tiparita cu ajutorul fundațiunii universitare Carol I, Jași 1920, Arch. f. n. Spr. 145, 130.
83. Anz. Alexe Procopovici, Introducere în studiul literaturii vechi, Cernauți 1922, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1923, 390.
84. Anz. Giorge Pascu, Istoriea literaturii romîne din secolul XVII, Jași 1922, ebd.

1924

85. Romanische Philologie, Wege und Ziele, Frankfurter Universitätskalender 1924/5, Frankfurt a. M. (F. B. Auffarth).
Vgl. A. Hilka, Ztschr. f. rom. Phil. XLVI, 106.
86. Anz. Paul Studer, The Study of Anglo-Norman (Inaugural Lecture), Oxford 1920, Beiblatt zur Anglia XXXV, 265.
87. Anz. Johan Vising, Anglo-Norman Language and Literature, London 1923, ebd.
88. Anz. Take Papahagi, Antologie aromănească (din publicațiunile casei școalelor), Bucarest 1922, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1924, 139.

1925

89. Anz. Grai și suflet. Revista 'Institutului de Filologie și Folklor' publicată de Ovid Densusianu, Bukarest 1923, vol. I, fasc. 1, Arch. f. n. Spr. 148, 275.
90. Anz. Cultura. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst, 1. Jahrgang, Klausenburg 1924 (Gegründet v. Sextil Pușcariu), DLitZtg 1925, 1305.

1926

91. Anz. Alexie Procopovici, Probleme vechi și nouă (Iarăși *mente* și *minte* — legi fonetice — *e* neaccentuat > *i* — *frasin, buvons, dumică* — *-as, -es* > *i*, evoluții acustice). Extras din Dacoromania II, 174—214 (1922), Cluj, Archiv f. n. Spr. 149, 153.
92. Anz. Josif Popovici, Ortoepia și Fonetica. Lucrări de fonetică. Publicațiunile laboratorului de fonetică experimentală al Universității din Cluj, Cluj 1923, Archiv f. n. Spr. 149, 303.
93. Anz. Cambridge Anglo-Norman Texts, General Editor: O. H. Prior. I. Band: 1. Poem on the Assumption ed. by J. P. Strachey.

2. Poem on the Day of Judgment ed. by H. J. Chaytor. 3. Divisiones Mundi ed. by O. H. Prior, Cambridge 1924, Beiblatt zur Anglia XXXVII, 65.

94. Anz. Gerhard Rohlfs, Griechen und Romanen in Unteritalien. Ein Beitrag zur Geschichte der unteritalienischen Gräzität, Genf 1924 (Bibl. dell'Archiv. Roman.), Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1926, 113.

95. Anz. F. Schmidt-Knatz, Dantes Commedia mit dem Kommentar Jacopo della Lana's. Miniaturhandschrift der Frankfurter Stadtbibliothek, Frankfurt a. M. 1924 (Privatdruck), Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1926, 286.

96. Anz. Jorgu Jordan, Rumänische Toponomastik. Teil I. (Veröffentl. d. Roman. Auslandsinstit. d. Univ. Bonn, Bd. 6, 1), Leipzig 1924, DLitZtg 1926, 802.

97. Anz. Albert Flachs, Anthologie romänischer Lyrik 1740—1900. Ausgewählte Romänische Gedichte im Versmaſse des Originals ins Deutsche übertragen, Bukarest 1925, DLitZtg 1926, 2429.

1927

98. Rumänische Volkslieder aus Bessarabien, Revista Filologică, Cernăuţi I, 51.

1928

99. Hugo Schuchardt †, Ztschr. f. rom. Phil. XLVIII, 241.

100. Densusianu, Ovid, Lat. *palor*, *Palatium*, *Pales*, Ztschr. f. vergl. Sprachforschg, N. F. LV, 197.

101. Anz. Alexander Rosetti, Lettres roumaines de la fin du XVIe et du début du XVIIe siècle tirées des archives de Bistritza (Transylvanie), Bucureşti (Institutul de Filologie şi Folklor) 1926, Archiv f. n. Spr. 154, 318.

102. Anz. Jorgu Jordan, Rumänische Toponomastik. II. und III. Teil. (Veröffentl. d. Roman. Auslandsinstit. d. Univ. Bonn, Bd. 6, 2), Bonn u. Leipzig 1926, DLitZtg 1928, 2055.

1929

103. Anz. Gustav Weigand, Ethnographie von Makedonien. Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil, Leipzig 1924, Ztschr. f. rom. Phil. XLIX, 729.

104. Anz. Karl Kurt Klein, Beziehungen Martin Opitzens zum Rumänentum. (S.-A. aus d. Korrespondenzblatt d. Ver. f. Siebenbürg. Landeskunde, Jg. 50, Nr. 7/8), Hermannstadt 1927, DLitZtg 1929, 363.

105. Anz. Tache Papahagi, Images d'ethnographie roumaine (dacoroumaine et aroumaine), tome Ier, Bucureşti 1928, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1929, 364.

1930

106. Zum altfranzösischen Hunbaut-Roman, Ztschr. f. fz. Spr. u. Litt. LIII, 319.

107. Anz. Friedrich Lang, M. Eminescu als Dichter und Denker, Cluj-Klausenburg 1928, Archiv f. n. Spr. 157, 134.
108. Anz. Alfred Klug, Mihai Eminescu, Märchen und Novellen. Aus dem Rumänischen übersetzt, Czernowitz-Cernăuţi 1928, ebd.
109. Anz. Karl Kurt Klein, Rumänisch-Deutsche Literaturbeziehungen. Zwei Studien aus dem Aufgaben- und Arbeitskreis der Deutschforschung an den rumänischen Universitäten, Heidelberg 1929, DLitZtg 1930, 1501.

1932

110. Anz. Sextil Puşcariu, Istoria literaturii române, epoca veche. Ediţia a doua, revăzută şi întregită, completată cu o bibliografie critică şi un indice cu 82 de ilustraţii, dintre care şase planşe în colori în afară de text, Sibiiu (Hermannstadt) 1930, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1932, 49.
111. Anz. Tache Papahagi, Images d'ethnographie roumaine (daco-roumaine et aroumaine), tome IIe, Bucureşti 1930, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1932, 124.
112. Anz. Kr. Sandfeld, Linguistique balkanique. Problèmes et résultats. (Collect. linguist., publ. par la Soc. de Linguist. de Paris XXXI), Paris 1930, DLitZtg 1932, 1172.

1934

113. Über die Sprache und Heimat der Rumänen in ihrer Frühzeit, Ztschr. f. rom. Phil. LIV, 641.

Vgl. V. Astărăstoaei, Buletinul Institutului de filologie română, Iaşi III (1936) 219; O. Densusianu, Grai şi Suflet VII (1937) 320; S. Puşcariu, Dacoromania VIII (1936) 295; G. Rohlfs, Archiv f. n. Spr. 169, 159.

1935

114. Anz. Tache Papahagi, Images d'ethnographie roumaine. Banat, Olténie, tome III, Bucureşti 1934, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1935, 419.

1936

115. Anz. Alf Lombard, La prononciation du roumain, Uppsala 1935 (Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1934—1936), Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1936, 272.

1937

116. Anz. E. Gamillscheg, Die Mundarten von Şerbăneşti-Tituleşti. Berliner Beiträge zur Rom. Phil. VI, 1—2, Jena u. Leipzig 1936, Archiv f. n. Spr. 172, 108.
117. Anz. Rumänischer Sprachatlas. Unter der Schirmherrschaft des Königs Carol II. hsg. v. Sextil Puşcariu, Sever Pop und Emil Petrovici, Bucarest 1936ff., Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1937, 275.

1939

118. Anz. Sextil Pușcariu, Études de linguistique roumaine. Traduites du roumain à l'occasion du 60 ième anniversaire de l'auteur, Cluj-București 1937, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1939, 51.

1940

119. Rumänische Volkslieder aus der Bukowina. I. Band: Liebeslieder. Mit 380 von Alex. Voievidca aufgezeichneten Melodien, 6 farbigen Bildern, einer Auswahl von 100 Liedern in deutscher Übersetzung und einer Karte herausgegeben, Würzburg (Literarhist.-musikwissenschaftl. Abhandl. hrsg. v. Friedr. Gennrich, Bd. V).
120. Anz. Sextil Pușcariu, Le rôle de la Transylvanie dans la formation et l'évolution de la langue roumaine. Extrait de „La Transsylvanie", Bucarest 1938, Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 1940, 173.

ERHARD LOMMATZSCH.

Osservazioni sulla lingua italiana contemporanea.

(A proposito di un libro recente[1].)

Quando, dieci o dodici anni fa, Bruno Migliorini cominciò a pubblicare i suoi studi sulla storia dell'italiano moderno, il suolo sul quale egli metteva il piede era come fosse vergine (ché dai dilettanti, anche numerosi, credo si possa qui astrarre). Della lingua contemporanea d'uso comune si era ragionato e leticato parecchio per quasi tutto il XIX secolo, nella prima metà particolarmente per opera dei puristi, nella seconda particolarmente per opera dei manzoniani. Ma ormai, e già parecchi anni prima del 1900, non si sentivano più altro che voci di pochi epigoni dell'una e dell'altra fazione, un po' fioche e molto stonate; e nessuno dava loro ascolto. A ragione: l'una e l'altra parte peccava contro la storia, regolandosi come essa non esistesse. Chi si proponeva quasi fine desiderabile di giungere all'identità fra l'italiano di uso letterario e la lingua della città di Firenze, trasportava ingenuamente nel presente le condizioni linguistiche e, che più importa, culturali del secolo XIV; e lottando per l'unità contro i dialettalismi, per la norma contro la libertà, non si accorgeva (e già il Manzoni, che era stato anche a scuola dagl'ideologi francesi, si era lasciato traviare dal modello francese) di presupporre anche da noi condizioni che invece da noi non hanno riscontro, la preponderanza assoluta di una capitale. E chi rifiutava ogni vocabolo che non fosse già nella tradizione, peggio poi se di origine straniera, non aveva neppur sentore che nella lingua non può non rispecchiarsi la storia, cioè progressi tecnici, scoperte scientifiche, mutamenti nell'ordinamento amministrativo, e specialmente nuovi indirizzi statali; non possono non rispecchiarsi le relazioni tra la vita di ciascuna nazione e la vita di Europa. Io non ho conosciuto di persona l'ultimo dei puristi, Raffaello Fornaciari, pure morto nel 1917; ma qui in Firenze ho sentito raccontar di lui molte storielle buffe (e alcune ne ho pubblicate io *opportunitate data*, perché non si perdessero), e mi sono convinto che era non solo un tipo buffo ma un pover uomo; ragazzotto, ho conosciuto l'ultimo dei linguaioli manzoniani, Luigi Morandi, quand'era ancora nel fior dell'età, e di lui posso attestare con buona coscienza che era una testa piccola. Il Morandi aveva tra l'altro compilato un'antologia per le scuole medie inferiori, della quale ho avuto a soffrire anch'io in prima ginnasiale: le note ai testi, scelti

---

[1] Bruno Migliorini, Lingua contemporanea (2ª edizione riveduta). Firenze, Sansoni, 1939—XVII, pp. VII—213 in 8-piccolo.

con criteri prevalentemente linguaioli, consistevano per lo più in osservazioni su doppioni, vale a dire su due forme alternanti delle quali una doveva essere eliminata (perché ?). Naturalmente il Morandi escludeva spesso la forma che è poi prevalsa: *corvatta* doveva essere fiorentino e quindi lodevole: io qui a Firenze, dove abito dal '15, non ho mai sentito altro se non *cravatta* e, più spesso, *ciarpa* e *ciarpino*. Come potevano quei due non essere considerati due seccatori ? Grammatici di questa fatta erano troppo ignoranti della propria lingua e delle altre lingue romanze. Sicché poteva capitar loro di non riconoscere parole di provenienza forestiera e di ricusare francesismi recenti, proponendo al loro posto francesismi un poco più antichi, che essi spacciavano in ottima fede per voci italiane schiette.

Parrà strano che la glottologia romanza, la quale fioriva in quegli anni da noi più che in ogni altro paese di Europa per merito specialmente di un grande maestro, l'Ascoli, non fosse sottentrata nel compito al quale gli ultimi arrembati filologhetti della vecchia maniera erano evidentemente insufficienti. L'Ascoli aveva chiarito in una pagina celebre il problema della lingua letteraria contro le dottrine razionaliste (e francesi alla vecchia maniera) dei manzoniani e del Manzoni stesso, ma egli stesso scriveva una lingua paludata, che, bella e perfino spontanea finché era adoprata da lui, diventava insopportabile sotto la penna dei suoi epigoni; tale insomma da non poter servire di modello agli uomini comuni. E i suoi successori si disinteressarono quasi tutti dei problemi della lingua letteraria e della sua storia, e preferirono indagare i dialetti. La ragione di questa ripugnanza e di questa predilezione consiste in un pregiudizio romantico insieme e positivistico. Il dialetto è la creazione del popolo, la lingua di pochi privilegiati. Il dialetto ubbidirebbe a leggi inderogabili, la lingua letteraria sarebbe frutto di arbitrio o almeno di compromessi. Fece eccezione uno solo, Francesco d'Ovidio; il quale dallo studio delle correzioni ai Promessi Sposi seppe ricavare conseguenze per l'italiano moderno, e non disdegnò neppure di suggerire sul fondamento della conoscenza del passato e dell'osservazione del presente norme pratiche. Ma questo suo lavoro ebbe poca efficacia perché fu discontinuo, anzi soltanto occasionale. Quando cominciò a scrivere Migliorini, di lingua, si può dire, nessuno si curava: il Bertoni attendeva in quegli anni a ripensare la filologia romanza (e quindi ogni filologia) quale scienza idealistica, e non si era ancora volto agli studi d'italiano moderno e al vocabolario.

Da allora l'aria è mutata: l'Accademia d'Italia cura un vocabolario che vuol essere almeno altrettanto normativo quanto storico. Gli studi di storia dell'italiano hanno da due anni un organo loro, *Lingua nostra*, nella quale non manca mai una parte moderna e normativa. La rivista si vende, suppone l'editore, proprio per colpa di questa parte. E non sarà caso che vi collaborino non solo specialisti di italiano e di linguistica, ma filologi classici e giuristi e naturalisti e anche qualche conoscitore di arti e mestieri. Le coscienze sono state

svegliate dalla rapidità dei mutamenti che hanno trasformato l'italiano moderno. Moltissime delle espressioni nuove sono penetrate nella lingua d'uso attraverso le lingue speciali. Certo, la nostra lingua si era arricchita rapidamente di termini europei nel Settecento, come ha mostrato in questa stessa *Zeitschrift*, LVII (1937) pp. 275 sgg., A. Schiaffini, in un articolo che si ha spesso occasione di citare. Ma l'Ottocento aveva reagito, e questa reazione era l'aspetto linguistico di quel ridestarsi del senso di nazionalità che si nota in quell'età in tutta Europa. L'Italia degli ultimi anni si è fatta in ogni senso più moderna, ha stretto sempre più i legami con il resto di Europa; e questa volta il nazionalismo, pur vigile e suscettibile, si è accorto che strapparsi dalle viscere con i vocaboli europei concetti, sentimenti, oggetti europei era un rinunziare a un pezzo di se stessi. Ma esso esige che i vocaboli che non possiamo o non varrebbe la pena eliminare, non contrastino nel ritmo, nei suoni, nell'aspetto grammaticale con l'indole della nostra lingua. E' strano come il pubblico, più grosso è, più si sottometta ingenuamente a un'autorità che così determinatamente non esiste, chiedendo: "Si può dire?" Anche a tale domanda vuole rispondere quella rivista sul fondamento di considerazioni storiche e funzionali.

Beninteso, sarebbe assurdo appellarsi contro quest'attività regolatrice alla libertà creativa del volgo e dei poeti. I glottologi normativi vogliono regolare in primo luogo il vocabolario, e non presumono regolarlo tutto, ma solo quella parte di esso che si chiamerebbe più propriamente nomenclatura, terminologia. E' evidente che solo questa parte del lessico (o al più ancora l'uso delle formule di cortesia) soggiace all'autorità dello Stato o di grandi enti. Un uomo di cultura, che non è né filologo né glottologo, si meravigliò con me quanto poca stima la gente del mestiere facesse, anche nel campo della lingua, della potenza dello Stato, secondo lui illimitata. Gli chiesi se lo Stato avrebbe potuto ordinare che i plurali per esempio di *uomo* e di *donna* si formasserc diversamente, se lo Stato avrebbe potuto mutare di autorità il genere di un sostantivo. Mi rispose che egli si riferiva soltanto al lessico. Io replicai chiedendo se lo Stato avrebbe mai imposto di chiamar *padre* quella che finora si diceva *madre* e viceversa. Dovette convenire che il potere di regolare la lingua si limita alla nomenclatura. Pare poco, ed è moltissimo, perché è evidente che la percentuale di termini tecnici nel linguaggio di uso si è dalla grande guerra in poi decuplicata e centuplicata.

Il presente libriccino ha avuto in pochi mesi due edizioni: segno che non è stato comprato soltanto dagli specialisti. Esso è, per quanto lo permette la complessità e frammentarietà della materia, sistematico: il Migliorini spera di integrarlo presto raccogliendo in un secondo volumetto le sue pubblicazioni precedenti su questioni particolari di italiano moderno. Esso si divide in quattro capitoli, a un dipresso della stessa estensione. Nel primo si tratteggiano le forze che più profondamente hanno influito sull'italiano negli ultimi anni

e che hanno in esso determinato trasformazioni sempre più rapide. Il secondo descrive le principali innovazioni lessicali e grammaticali. Forse non si poteva dividere altrimenti la materia; eppure chi guardi l'indice prima di leggere il libro, sarà colto dal timore che quell'ordinamento porti con sé molte ripetizioni. In pratica non è così, o è in molto minor grado di quel che si aspetterebbe: a ovviare all'inconveniente ha provveduto la ricchezza dell'esemplificazione, la quale rende il libro utile anche allo straniero che se ne voglia servire come di un'introduzione all'italiano più moderno. Se i primi due capitoli sono descrittivi, normativi sono gli altri due. Nel terzo, allo specchio di un problema particolare, se un latinismo moderno quale *auditorium* debba esser lasciato così o italianizzato, si studia tutta la questione più generale dell'adattamento dei latinismi e dei grecismi. Il quarto capitolo pone e risolve un problema analogo per i molto più numerosi forestierismi.

Cominciamo dal primo capitolo. Quali forze formative e trasformative dell'italiano modernissimo il Migliorini enumera in primo luogo il giornale, la rivista, la pubblicità, il telegrafo, la radio, il cinema parlato; poi l'amministrazione pubblica, la politica. Tutte queste forze agiscono in direzione unitaria. Già in questo capitolo è considerato l'influsso straniero o europeo, il quale si fa di consueto valere attraverso le lingue speciali. Il Migliorini dà speciale rilievo al prevalere ormai chiaro della trasmissione scritta della lingua su quella orale; la qual cosa secondo me significa che questa lingua modernissima è in gran parte nomenclatura, e non ha nelle sue origini nulla di popolare né di spontaneo.

Il Migliorini non parla neppure dell'influsso del teatro di prosa, e bisogna riconoscere che esso è diminuito da quando spettacolo per eccellenza popolare è il cinematografo. Ora, per rimanere in un campo che il Migliorini considera con particolare attenzione (accanto al lessico), teatro, cinema parlato, radio hanno agito e agiscono sulla pronuncia. In senso unitario? Se non mi sbaglio, pur non esistendo in italiano nulla di corrispondente alla *Bühnenaussprache* tedesca, la pronunzia degli attori italiani è stata, negli ultimi decenni, piuttosto italiana del nord; diventerà forse piuttosto romanesca per influsso dell'accademia di recitazione di Roma, diretta da D'Amico. E piuttosto romana mi pare sia già la pronuncia della radio. Che ci si avvicini allo spostamento del centro linguistico da Firenze a Roma, preveduto e sostenuto da parecchi, e accettato e anche favorito con qualche prudente concessione da Giulio Bertoni? È presto per dirlo, e per Firenze sta la forza della tradizione, contro Roma il sentimento, non so se giustificato ma diffuso almeno in tutta l'Alt'Italia e in Toscana, che il romanesco sia un dialetto rozzo. Il cinema, finché non vi sarà monopolio di Stato, avrà sempre una lingua non solo nella pronuncia molto più variegata che la radio.

Già il Migliorini dà molta importanza — e io ne darei ancora di più — all'influsso del servizio militare, che durante la grande

guerra e anche in questi ultimi anni ha mescolato insieme cittadini giovani di ogni parte d'Italia. Da qualche anno in qua i campi della G. I. L. hanno esteso quest'influsso unitario a un'età che è ancor molto più ricettiva, alla prima adolescenza. Dall'esercito è partito, come osserva il Migliorini (p. 5), il mutamento, promosso da etimologia errata, di *mollettière* in *mulattiere* (*mulattiere* io ho già sentito dire qualche anno prima della guerra), ma anche altro che nel Migliorini non trovo. Oggi anche ufficiali, persino ufficiali medici parlano della *bassa* di entrata in un ospedale; certo, trasformata così da *base* per assimilazione a un termine che sonava simile, benché abbia tutt'altro significato: da chi se non da uomini di truppa? Ma *arrangiarsi* nel significato specifico di "rubare a un compagno un oggetto uguale a quello che ti è stato rubato", e *fesso* per "sciocco" si sono sparsi per tutt'Italia dopo la grande guerra. Prima, l'un termine sapeva troppo di piemontese; il secondo di meridionale, e per giunta di osceno. Queste due parole suscitano un'altra considerazione: la lingua d'uso italiana è quanto a termini sessuali delle meno scrupolose tra le europee: oggi signore e studentesse dicono senza né rossore né consapevolezza, *fesso, me ne frego, lo sfotto*, che sono in origine termini sessuali: *sfottere* per "trattar con malevolenza, tormentare", ma anche per "prendere, sia pure benevolmente, in giro", è passato dalla lingua dei militari a quella degli studenti, attenuando sempre più il significato. Ora si distingue anche tra *sfotto* e *fotto*, anche questo sentito ormai almeno nelle scuole quale traslato innocente: *il professore nell'esame m'ha sfottuto prima e poi fottuto.* Frasi simili si possono sentire dalla bocca di signorine: al tempo che io ero scolaro, a Roma verso il '900, quello che ora pare il più innocente di tali vocaboli, *fesso*, attirava un ceffone dalle mani paterne. La lunga convivenza militare degli Italiani maschi ha fatto sì che anche bestemmie e male parole, prima per la loro natura gergale singolarmente limitate nello spazio, si siano diffuse in tutt'Italia, qualunque sia la loro origine dialettale, che si senta dire *minchia* nel Veneto e *mona* nella Bassa Italia. Per passare in aria più respirabile, il servizio militare comune ha nelle campagne di tutta'Italia trasformato anche la particella di affermazione: i contadini che hanno fatto il soldato, seguitano per anni e anni a rispondere a persona di condizione superiore *gnorsì, gnornò.* Questa inversione è del resto caratteristica per l'accento di frase italiano rispetto a quello tedesco. In italiano il principio di ogni proposizione è meno fortemente accentato della fine, sicché *sissignore* e *nossignore*, le forme normali, si sentirebbero male, urlate in una piazza d'armi o in piena campagna. Al tedesco non è saltato in mente di mutare il suo *Ja, mein Herr*, perché la regola dell'accento è l'opposta.

Importante è pure l'influsso dei periodici umoristici[1]. Poco tempo fa io ricevetti da un mio scolaro un telegramma: "congratula-

[1] Interessante il termine *sfottò*. Uno di questi giornali grecizzò scherzosamente anche nell'alfabeto lo *sfotto* di cui sopra, σφοττῶ. Il termine

zioni giganti". Mi arrovellai qualche giorno per indovinare donde venisse l'uso aggettivale di *gigante*. Siccome il ragazzo ha molte letture, pensai che fonte fosse il γίγαντες ἄνδρες di Eschilo o in genere l'uso, ellenistico questo, di sostantivi per aggettivi, quello che Catullo riproduce con *anus charta*, "una carta vegliarda". Ne chiesi al ragazzo la prima volta che l'incontrai: la frase è consueta in un periodico umoristico.

Specialmente istruttive le osservazioni sulla tendenza di parole nuove con *e* ed *o* toniche ad assumere la pronunzia aperta conforme a un uso scolastico già medioevale nel leggere il latino (p. 27). Interessante anche la lista di parole pronunziate con *e* ed *o* larghe e strette nella lingua e non in dialetto, secondo il dialetto originario dei parlanti. Nell'elenco di parole che, siccome appartengono al linguaggio scritto, contengono non assimilati gruppi consonantici che per la maggior parte degli Italiani sarebbero malagevoli a pronunziarsi (p. 28), manca *tecnico*; qui in Toscana come nella Bassa Italia *scuola tennica* è pronuncia normale, ma non si scrive mai.

Con accento sbagliato si sente da meridionali oltre, *bàule* (p. 35), specialmente *testìmone*.

Il secondo capitolo, la descrizione delle innovazioni nell'italiano moderno, costituisce il nucleo fondamentale del libro. Non sorprenderà che la parte maggiore tratti del lessico; e non si saprebbero aggiungere molte osservazioni nuove a quelle intorno all'ortografia e alla morfologia che sono qui raccolte da p. 54 a p. 69. Ma io ho l'impressione che per sintassi e stilistica sia un po' troppo poco quello che qui è accennato da p. 70 a p. 72. So benissimo quello che si può dire in contrario e che del resto è implicito in parecchio di ciò che abbiamo ragionato sinora. Qualche anno fa, in un articolo pubblicato in continuazione nel settimanale *Omnibus* (numeri dal 5 al 19 novembre 1938), io mi sono divertito a mostrare come di un periodo preso proprio a caso in una corrispondenza politica del *Corriere*, nove decimi dei vocaboli di valore non soltanto formale, nomi e verbi, non avrebbero potuto essere adoprati così prima del secolo XX. E in quello stesso articolo, tracciando alla buona una storia dell'italiano moderno, insistevo su certo carattere arcaico della sintassi. Congiuntivi ancor vivi persino sulle labbra del popolo, almeno qui in Italia Centrale, gerundi persino col soggetto differente da quello della proposizione principale, ablativi assoluti, participi presenti, dànno alla nostra lingua un aspetto venerando. L'italiano, quanto a vocaboli poco meno moderno del francese, è quanto alla sintassi più antico di secoli. Ma in quello stesso articolo io osservavo innovazioni anche di qualche importanza. Il sistema preposizionale va cambiando, e prevalgono sempre più preposizioni più voluminose, più corpulente, derivate le più dal gergo curiale o, diciam pure, dalle comparse degli avvocati: *dato, considerato* invece di un semplice *per* (nel meno peggio

---

da titolo verbale di rubrica è divenuto di nuovo sostantivo comune, ed è stato rifatto con un suffisso sostantivale in *sfottetto* (su *mottetto*).

dei casi *per via di*); *nei riguardi di* o *nei confronti di* per *rispetto a*; *a parte* per *oltre*; aggiungi *da parte di*. E la circonlocuzione *è a me che l'ha dato*, derivata dal francese, ha preso sempre più piede, man mano che nei nostri dialetti centrali e nella lingua letteraria veniva meno l'antica libertà della collocazione delle parole; e sarebbe ormai pazzia volerla eliminare, perché un modo di porre in luce una parola della proposizione ci deve ben essere. In quell'articolo io accennavo anche a fenomeni stilistici, particolarmente a quello snellimento del periodo nella lingua d'uso scritta, la cui origine lo Schiaffini ha rintracciato nell'Europa del secolo XVIII, e ha considerato, com'è, il primo e più importante degli europeismi. In un articolo più recente (*Primato*, 1° Giugno 1940) io tornavo sull'argomento e fermavo l'attenzione su due fatti che a me paiono altrettanto importanti: la corrispondenza della fraseologia italiana alla fraseologia delle altre lingue europee, tale che scritti italiani si possono tradurre molto più facilmente in tali lingue che in latino, quantunque il corpo della nostra lingua rimanga latino; e il passaggio, che è avvenuto in altre lingue europee e che in italiano è in atto, dallo stile verbale allo stile nominale. Il Migliorini della mia conclusione ultima, di questo staccarsi dello spirito della nostra lingua dallo spirito della lingua latina, di questa incommensurabilità dell'italiano moderno col latino, è convinto quanto me e più di me; e ha anzi anticipato nel suo libro la considerazione, che per me è capitale, della intraducibilità di prosa moderna, pure non tecnica, in latino. Ma alla sintassi e alla stilistica ha qui solo accenni. La ragione è chiara: se noi non possediamo un lessico italiano veramente sufficiente, di una sintassi storica italiana non abbiamo neppure i princìpi. Questo mentre la sintassi storica francese è stata indagata mirabilmente per opera non solo di Francesi ma anche di dotti tedeschi e nordici. Per tutto il resto la descrizione del Migliorini mi pare singolarmente ricca, anche se verso la fine diviene un po' slegata e frammentaria, cosa che con tanta copia di vocaboli appartenenti a campi semantici diversissimi era forse inevitabile.

Ottimamente trattata è dal Migliorini la derivazione, per la quale egli oggi è lo specialista. La storia di *para-*, astratto da termini scientifici di conio greco o grecizzante e divenuto prefisso italiano produttivissimo specialmente grazie a *parastatale*, è molto divertente. Mi stupisce di non trovare (p. 74) tra questi prefissi di origine "scientifica" *pro-*, che è forse più antico degli altri, certamente anteriore di parecchio alla guerra.

Osservazioni singole: per l'accentazione sulla prima sillaba di nomi comuni e propri derivati da lingue straniere, anche là dove l'ossitonia corrisponderebbe all'uso di queste lingue; *càmion*, *cògnac*, *còrdial*, *sòviet*, *tàxi*, *Hàrar*, e per l'analogo trattamento di cognomi ebraici, *Bemporad*, *Còen*, o dialettali italiani, *Tòffanin*, *Pìntor*, e del toponimo friulano *Còrmons* io non insisterei con il Migliorini sulla reazione contro il ritmo francese e su certa azione del ritmo germanico; ma penserei piuttosto a influsso della regola ortografica

per cui le parole accentate sull'ultima portano su questa anche un segno grafico. Chi legge *cognac* e non vede scritto l'accento, legge inevitabilmente *cògnac*. Naturalmente inclinano all'errore più i meridionali che i settentrionali, i quali hanno nei loro dialetti ossitoni uscenti in consonante. Ma nell'Italia meridionale si sente perfino dire *Càvour*. La spiegazione è conforme a quella prevalenza della lingua scritta che il Migliorini ha così bene adoprata come filo conduttore attraverso il groviglio dell'italiano moderno.

A un fatto grafico o topografico io ricondurrei in parte anche una certa ripugnanza all'apostrofare che si nota nella prosa moderna. Proprio nella rivista del Migliorini, *Lingua Nostra* (II, 74), uno studioso esperto di stampa e stampatori, Amerindo Camilli, ha spiegato con vizi di cattivi compositori la tendenza a reintegrare le sillabe elise: *una ondata, dallo errore* e così via. Ma certo c'entra anche quella tendenza a stabilire per ogni vocabolo una forma unica, piena, della quale parla il Migliorini. E in generale, come in ogni lingua distinzioni sottili scompaiono appena aumenta di troppo il numero dei parlanti ed essa si estende oltre i limiti geografici originari, così è naturale che vadano man mano perdute regole sottili del *sandhi* toscano. Del resto a Firenze stessa *in Ispagna* è raro, *gli avverte* mi pare inaudito. Ma troncamenti all'interno di frase resistono ancora molto bene: *a ragion veduta* non urterebbe ancora nessuno. Ma il Migliorini stesso sente (p. 66) che qui c'è bisogno di un'indagine speciale, che consideri accento di frase, proclisi ed enclisi in senso larghissimo: nell'un esempio dei due che vanno bene al Migliorini, *son tutti fermi*, la parola tronca è proclitica. Il plurale *i problema* (p. 60), i *farmacista*, i *Belga*, che è dal Migliorini tacciato di popolaresco, è, mi pare, ignoto all'Italia Centrale, e particolarmente alla Toscana, dove domina la tendenza opposta di corredare ogni plurale del suo segno: *i Balilli, cinque otti, tre setti* (giocare *a tressetti*). Paolo Emilio Pavolini, una volta che ordinò all'Elba *tre caffè*, si sentì correggere dal cameriere: *tre caffei*?[1]. Quanto all'oscillazione nei composti il toscano campagnolo (Pontassieve) ha ancora sing. *pomodoro*, plur. *pumidori*[2]; mia nonna, vecchia romanesca, diceva *er pommodoro, li pommidori*. Ma l'unificazione, vale a dire il composto considerato come parola unitaria, si va sempre più consolidando.

Fra i termini di *sport* non assimilati (p. 105) mi offende molto l'inglese *kid* preposto a nomi di pugilatori giovinetti; ma mi vien poi da ridere quando rifletto che lo stesso *Kid Frattini* non s'immaginerà mai di essere dal suo impresario (*manager*) e dai suoi ammiratori chiamato "capretto".

---

[1] Lo scrittore napoletano del Quattrocento, Loise de Rosa, usa (*Archivio Stor. Provincie Napoletane*, IV, 1879, 417) *ri* quale plurale di *re*: a questo colmo non giunge nessun toscano.

[2] Sorprende il vocalismo della prima sillaba nel plurale: ma forse anche a Pontassieve ci sarà un singolare *pumidoro*, come è attestato per Pisa.

E ora alla parte normativa del libro. La tendenza dei due capitoli è unica, verso l'adattamento delle voci latine al tipo italiano.

Il Migliorini esige che i neologismi contengano il meno possibile di suoni non comodi per la bocca della maggior parte degli Italiani, che cozzino il meno possibile col ritmo e il sistema morfologico della nostra lingua. Dunque un'esigenza di natura economica e una di natura estetica: che l'Italiano normale non abbia a slogarsi le mascelle per pronunziare vocaboli che sono ormai della sua lingua; e che l'aspetto dell'italiano rimanga uno nonostante le parole introdotte di fuori o di recente.

Nel terzo capitolo io avrei staccato, più risolutamente che il Migliorini non faccia, la trattazione dei grecismi da quella dei latinismi. Conviene confessare senz'altro che il greco fu ignoto agli italiani per tutto il Medioevo, se si eccettuino certe città (Ravenna, forse Venezia) e certe regioni (la Bassa Italia e particolarmente la Sicilia), e, s'intende, qualche rarissimo studioso. Lo conobbero molti umanisti del Quattrocento, particolarmente la cerchia fiorentina; ritorna a essere ignoto o quasi ignoto durante tutta la Controriforma. Esso non appartiene ancora alla cultura scolastica normale nella prima metà del secolo XIX, tranne forse nel Lombardo-Veneto, seppure dalla fine del secolo XVIII in poi si trovano sempre più persone dotte che lo conoscono. Parole greche in italiano sono spesso eredità latina, e queste non sono sentite quali grecismi. All'eredità latina appartengono anche suffissi in italiano straordinariamente produttivi come nei sostantivi *-ismo* (*-ésimo*) e *-ista*, o per secoli e secoli non produttivi quali *-ema*, *-ama*. Grecismi veri devono essere o molto antichi, come *zio* e *magari*, anche *calma*, *salma*, *bonaccia*, *gamba*, ecc., penetrati per via popolare, oppure recenti. Moltissimi termini di conio greco e grecizzante sono stati coniati nel Seicento e nel Settecento a gara da ogni nazione e passati dall'una all'altra in forma di prestiti e (nelle lingue germaniche) di calchi[1]. Questi sono in italiano europeismi; possono essere forestierismi. Ma una posizione speciale hanno i nomi propri, del mito, della storia, della geografia. Anche i più di questi sono giunti in Italia già in tempo romano, e i nostri padri sino forse al 1850 hanno imparato a conoscerli da scrittori romani in veste latina. Ma da quell'età in poi il greco s'insegna anche comunemente nelle scuole, sicché gli italiani colti vengono in contatto con le forme originarie di questi nomi. E dal 1870 in poi una certa forma di grecità dilaga anche nella letteratura, da quella dei maggiori, Carducci, Pascoli, D'Annunzio, a quella dei minori e degl'infimi: grecismi ignoti alle generazioni precedenti (p. e. *teoria* per "processione") si leggevano in periodici di bassa lega, *Farfalla Romana* e *Amore Illustrato*. Le generazioni precedenti avevano trattato i nomi propri greci come fossero stati latini, adattandoli: *Temistocle* e *Sofocle* come *Cicerone* e *Orazio*. Ma

[1] Sui latinismi e i grecismi come veicolo di europeismo insiste di recente il Migliorini nell'articolo *Contatti recenti fra il lessico italiano e il lessico europeo*, in *Romana*, gennaio 1940, pp. 38—42.

per influsso di lingue straniere nelle quali la translitterazione è regola, venne di moda scrivere *Themistocle* e magari *Themistocles*, *Sophocle* e magari *Sophokles* contro la nostra tradizione, contro il sistema ortografico della nostra lingua, molto più fonetico che storico, contro le tendenze delle glottidi italiane. A favore di una più esatta translitterazione erano filologi classici, storici dell'antichità, anche naturalisti per una ragione certamente di qualche peso: quei vocaboli greci, trascritti più esattamente, divenivano intelligibili a qualunque dotto straniero, mentre un forestiero che legga *Paneno* o *Cesira*, deve forse riflettere un momento prima di accorgersi di trovarsi di fronte a *Πάναινος* e *Κοισύρα*.

E con tutto ciò quell'ondata è passata. Un po' ne hanno la colpa o il merito gli stessi letterati grecizzanti, che non osarono essere conseguenti: il D'Annunzio rischia talvolta *etaira*, ma si dimentica regolarmente dello spirito aspro. Ma la spinta maggiore è venuta dal bisogno istintivo di certa unità fonetica, ortografica, morfologica. Finali in consonante (*argon*, *pentathlon*, *thermos*) sono rimasti in certi termini della scienza, dello sport (che imita o parodia Olimpia), dell'industria, anche in termini archeologici, linguistici, storici; ma questi ultimi non escono se non di rado o mai dalle lingue speciali, non possono essere valutati diversamente dai simboli dell'algebra e della geometria.

Con questo non si nega che le parole greche non trasmesse attraverso il latino siano state assimilate meno completamente al sistema fonologico che a quello morfologico italiano. Si scrive, se non *chthonio*, *ctonio* e *psicologia*, anche se nell'Italia Centrale lettori anche dotti pronunzieranno *ttonio* e se nessun Siciliano riuscirà a dire *psicologia* senz'inserire un *i* epentetico tra il *p* e l'*s*. Ma *sicologia* e *tonio* sarebbero incomprensibili; e insomma l'una e l'altra parola appartengono alla lingua colta, anche se proprio la *psicologia* tende per sua natura a scivolare in basso.

Dubbi sono rimasti in pratica solo per l'accento. Il gruppo ereditato dal latino aveva naturalmente l'accento latino; che fare dei nomi propri men noti, venuti di moda solo da quando la letteratura greca è diventata un problema vivo e presente per tutta la cultura europea, anche per la cultura italiana? Molti, particolarmente chi vuole *facetior videri et scire plus quam ceteri*, accentano con predilezione nomi greci alla greca, per esempio *Edìpo*. Ma anche qui essi non osano essere conseguenti: *Edìpo*, ma non *Antigòne*, *Eràclito* ma non *Epìcuro* né *Plàtone* né tanto meno *Euripìde*, *Eschìlo*, *Demostène*, *Aristotèle*. E anche se volessero, non oserebbero accentare *Sofoclè*, *Periclè*, come esigerebbe la stretta osservanza della regola[1].

[1] Strana è la vicenda di *Aristide*, nome di battesimo non infrequente da noi e pronunziato comunemente *Arìstide*, per confusione di *-ἰδης* e *-είδης*. Ora la scuola insegna *Aristìde* per l'antico, ma il collega Calderini non osa chiamar sé *Aristìde*. Qualcosa di simile può essere avvenuto per *Eràclito*.

Insomma l'accentazione alla latina non è scossa e tornerà a consolidarsi. Fanno eccezione i nomi propri in *eo* = *εύς*. Qui *Orfèo*, nonostante il latino *Orpheus*, bisillabo e quindi accentato sulla prima, è costante sin dalla prima poesia italiana. E' naturale che esso attiri *Persèo*, *Tesèo*: *Prometeo* oscilla. Altre eccezioni, *metamòrfosi*, *telèfono* (*μεταμόρφωσις*, *τηλέφωνος*), una pronuncia così ingiustificabile come *anémone* (*ἀνεμώνη*; per giunta maschile!) si spiegano col principio, rilevato dal Migliorini, della trasmissione scritta[1]. E così si spiegano anche i ridicoli *cosmopòlita* e *bibliòpola*.

Dopo questa troppo lunga parentesi[2] veniamo ai latinismi. Parole latine sono state immesse in italiano in ogni periodo della storia della nostra lingua: come il Migliorini dottamente ricorda, *irritare* fu rinfacciato al Tasso quale latinismo pedantesco; il Leopardi ritenne opportuno giustificarsi di avere usato *incombere*; *adibire* è ancora sentito quale un brutto (e io credo inutile) neologismo burocratico; *inferto*, *inferire* (di un colpo) cari ai verbali della Pubblica Sicurezza, mi offendono ancora. Persino parole come *asseverare* e *affermare* non sono nella nostra lingua antichissime. E moltissimi dei latinismi più recenti sono stati suggeriti dall'uso francese: io non esito a considerarli quali neolcgismi e in certo senso forestierismi, tanto più che spesso questi termini non esistevano nel latino vero o non avevano lo stesso significato. Questi latinismi hanno rinsegnato agli italiani a pronunciare gruppi consonantici che essi avevano disimparato: *pl*, *fl* non si trovano in italiano in parole ereditate, ma sono frequenti nella tradizione dotta, e non presentano più difficoltà di pronuncia: *pieve* ma *plebe*, *fievole* ma *flebile*. S'intende che in queste parole dotte sia stata adottata la pronuncia scolastica aperta delle *e* ed *o* in sillaba accentata, quale dal Medioevo in poi è da noi abituale nella lettura del latino. Tali latinismi non presentano agli Italiani alcuna difficoltà fonetica; e i più antichi, essendo stati perfettamente adattati al nostro sistema morfologico, non stonano in qualunque prosa italiana. Inadattati erano rimasti alcuni modi avverbiali. Ma la maggior parte di essi (*omnino et infallanter*, *solum*, *tandem*, *tamen*), frequenti, come il Migliorini mostra, nella conversazione del Cin-

[1] A pag. 136 n. 2 Migliorini dà una scelta di termini greci ognuno, per qualche rispetto, eccezionale. Alle tracce della pronuncia itacistica (il più importante esempio è *effìmero*, che ha ormai diritto di cittadinanza nella nostra poesia), si aggiunga il recente *nipiologia* "dottrina dell'infante": si sarebbe forse ancora a tempo a correggere questo termine. *Il tholos* (p. 138) per *la tholos* è meno scusabile che *humus* maschile, perchè termine limitato a cerchie ristrettissima. *La pàrodo* è la forma più frequente tra quei pochi specialisti del teatro antico che adoperano la parola. Invece *Santo Sinodo* prevale decisamente su *la sinodo*. E, venendo a uno dei grecismi più antichi e diffusi dell'italiano, *eco* si usa sempre più al maschile anche nel singolare.

[2] Quale maestro di greco mi sono sentito in dovere di trattare un po' più diffusamente i problemi presentati dalle parole greche in italiano: per i grecismi dotti il Migliorini rimanda a lavori di M. Lenchantin-De Gubernatis e di R. Sciava.

quecento[1], sono stati poi eliminati quali pedanteschi. Dei pochi rimasti i più sono stati o accostati a parole italiane (*insomma, in flagrante*) o tradotti (*alla lettera, ai patri lari*). Fanno eccezione poche ma diffusissime frasi: *gratis, sine qua non, temporibus illis, status quo*, o peggio *statu quo*, ecc.: una lista a p. 125.

Rimangono ancora non adattate alcune espressioni che hanno il carattere di citazione o allusione: *vae victis, non liquet, horribile dictu* e così via: una lista a p. 120. Qui è evidente che traduzione e adattamento sono impossibili, perché quelle frasi hanno lo scopo di mettere in vista la cultura latina di chi le pronuncia, o almeno la sua pretesa di possedere questa cultura: per lo più le adoprano persone un po' semplici; quelle di maggior dottrina solo con intento scherzoso o parodico.

Il problema dell'adattamento non può porsi che per i latinismi dell'ultima mandata, che sono quasi tutti europeismi. Il Migliorini lo formula così (p. 140): dove ancora non c'è un uso costante, sono da preferire le forme assimilate o quelle intatte, il tipo *ortottero* o il tipo *periptero*, il tipo *auditorio* o quello *auditorium*? Egli inclina verso *ortottero*, pur con alcuni temperamenti; più risolutamente verso il tipo *auditorio*. Se prescindiamo dal tipo e consideriamo solo *ortottero* e *auditorio*, vedremo che il primo, un grecismo, rimarrà sempre poco diffuso, e lo pronunzieranno sempre persone a cui un *pt* non dovrebbe riuscir difficile; nella lingua comune tali termini entreranno difficilmente. *Auditorio* è un latinismo, e un tale latinismo che ha ogni probabilità di essere pronunziato da innumerevoli frequentatori di sale di concerto o di conferenze, per le quali quel nome presenta il vantaggio di essere breve e insieme solenne e più estensivo. Qui *auditorio* s'impone, e io non sarei neppure alieno dal procedere un passo oltre, e scrivere *uditorio*, nonostante che *uditorio* abbia già un altro senso. Ma, se *um* finale urta contro le consuetudini del nostro sistema morfologico, *au* è ancora difficile per gl'Italiani, sebbene si trovi in *aula, esaurito, aurifero*. Proporrà il Migliorini contro di me l'esecuzione popolare, la lapidazione, perché colpevole di aver violato un suo criterio funzionale, dell'opportunità di evitare parole di senso diverso e dello stesso suono? Egli non ha nulla in contrario a *lasso di tempo* (p. 143) nonostante l'altro *lasso* da *lassus* o da *laxus*. E su *o* per *-um* siamo tutti e due d'accordo. Insomma, altre lingue moderne si sono regolate a un dipresso come noi: il tedesco dice ora „dem Rektor des Gymnasiums"; il Reiske avrebbe scritto

---

[1] E' naturale che queste locuzioni si trovino non nelle opere maggiormente elaborate del Machiavelli ma nelle lettere: Cicerone usa senza scrupolo frasi greche nelle epistole, non già nelle orazioni. L'esigenza di unità è più severa nella prosa alta: parlando in confidenza, l'uomo di cultura può più facilmente lasciarsi andare ad adoperare espressioni che gli sono familiari. È probabile che i carteggi di filologi italiani contemporanei contengano molte parole e frasi tedesche, dalle quali essi si astengono nelle pubblicazioni, se hanno appena qualche senso di decoro stilistico.

ancora "dem Rectori des Gymnasii", facendo stampare il corpo della parola in caratteri gotici e le desinenze latine in antiqua.

Il quarto capitolo è il meno lineare di tutti, per la sua stessa ricchezza e perché la discussione sull'adozione e l'adattamento dei forestierismi è come adagiata in uno schizzo dell'avvicendarsi di periodi più europei con periodi più casalinghi e puristici nella storia della cultura italiana. Ma chi abbia letto i capitoli precedenti, si orienterà facilmente e non è del resto esposto a sorprese. Il Migliorini distingue insomma due tipi d'adozione: la semplice riproduzione della forma scritta straniera (*dessert*, *sport*, *Reich*) e un adattamento più o meno profondo al sistema fonologico (e, se occorra, morfologico) dell'italiano: *gilè*, *lingotto*, *canotto* ecc. — Aggiunge un terzo tipo di adozione: termini italiani trasformati di significato per influenza di paronimi stranieri, e latinismi e grecismi venuti d'oltralpe: alla prima categoria appartiene per es. il *prospetto* nel significato pubblicitario, che ha ripreso gli usi del latinismo del Settecento francese *prospectus*; *esonerare* nel senso amministrativo, che il latino *exonerare* non aveva. Questo terzo tipo è il più facilmente tollerato,anche se casi singoli diano noia (più a me che al Migliorini). Il Migliorini, neopurista, cioè purista preoccupato di non recidere legami che congiungono l'Italia con l'Europa (ma chi ci riuscirebbe?), inclina a ridurre al secondo tipo tutti quei forestierismi del primo che da lingue marginali, dove si adoprano colla consapevolezza che essi sono termini forestieri i quali si dovrebbero pronunciare secondo regole straniere, tendono a penetrare nella lingua comune e che non possono esser tradotti (alla traduzione il Migliorini assegna un ufficio importante). Ma è naturale che questa tendenza non possa attuarsi completamente, e questo il Migliorini ben sa. Per citare un esempio, da lui non trattato a fondo, tutti gl'Italiani che leggono giornali, sanno ora del *Reich*. Il termine non è traducibile, e a me non pare neppure riducibile alla fonologia italiana. Si aggiunga pure, se si vuole, una finale in vocale, giacché qui non è adoprabile il sistema di conformare le parole avventizie ai tipi più frequenti di suffisso, come si è fatto con *camioncino* e con *poncino*; si scriva pure *ai* invece di *ei*, benché *ai* non renda del tutto la pronuncia tedesca normale (l'*i* è qui aperto); rimarrà sempre la spina del *ch*, della continua palatale impronunciabile per la maggior parte degli Italiani. Qui forse potrà aiutare la radio: gli annunciatori hanno per lo più imparato a pronunciare perfettamente quel suono. L'adattamento deve anche, come il Migliorini osserva, lottare contro un senso sia pur vago, che la parola non adattata abbia un valore di distinzione, di eleganza sociale che manca al termine reso italiano: *viveur* è elegante, il calco *vitaiolo* è borghese e ironico o disprezzante. Certi termini stranieri portano appunto in sé la pretesa di conoscere lingue, istituzioni, usi di altri paesi; mostrano cultura o più spesso vanità di cultura.

Il Migliorini studia minutamente le parole che sono adattabili, e dal modo come alcune sono state adattate popolarmente, forse

inconsapevolmente, trae la norma per adattamenti consapevoli, che in queste zone di linguaggio, insomma nomenclatorie, può esser suggerita dal governo per mezzo dell'uso costante del giornale e della radio. *Alcole* già pochi mesi dopo l'introduzione vince, in grazia del giornale, su *alcool*; dove però davano ncia insieme la finale consonantica, consueta solo agli Italiani del Nord, e il doppio *o*, estraneo alla nostra fonetica[1]. *Alcool* si trovava quindi in condizioni particolarmente sfavorevoli. Altre parole che finiscono in consonante, resistono meglio; e non si oserebbe raccomandare *golfe* o *barre*, benché la ripugnanza a fine assoluta di parola in consonante non sia soltanto toscana, ma generalmente cisappenninica, anche se altrove non si rimedia come in Toscana, aggiungendo una *e* e raddoppiando la consonante; *vèrmutte* (più comune ancora *vermuttino*), *sèmelle* (a Roma e altrove *semolino*, qui a Firenze evitato probabilmente per non far confusione con la minestra della medesima origine), *chìfelle*, *rumme*, ecc.

La trattazione del Migliorini diviene verso la fine sempre più spezzettata, come è necessario, perché ogni caso richiede una trattazione e soluzione propria. Io anzi sarei tentato di andare anche qui oltre il Migliorini e di distinguere anche tra i vocaboli "che hanno continuato a vivere nella lingua corrente, mentre gli uomini di lettere hanno per lo più mantenuto il veto" (p. 170). Per limitare la discussione agli esempi stessi del Migliorini, quei vocaboli non si trovano tutti nelle stesse condizioni. *Rimpiazzare*, *bivacco*, *bordo* mi pare che cedano sempre più a *sostituire*, *accampamento*, *orlo*; *lingeria* non lo sento più dire; *vagone* è sostituito da *carrozza* nell'uso ufficiale e nel linguaggio dei privati. *Rimarcare*, inutilissimo per *osservare*, si mantiene ancora, ma tende a scomparire dalla lingua delle amministrazioni. *Trancia* non esce dalle liste cibarie, e non credo che lo adopri nessuna massaia dell'Italia centrale; dicono tutte *fetta*. *Ingaggiare* è sostenuto dal bollettino delle Forze Armate, *plancia* dalla Marina. *Dettaglio* è difeso dall'uso concorde degli storici dell'arte, mentre qui *particolare* andrebbe benissimo, e in commercio *vendita al minuto* dice proprio lo stesso ed è altrettanto adoprato. *Arrangiare* per *adattare*, *accomodare* è soldatesco anche fuori del riflessivo, di cui abbiamo detto sopra. Contro *forgiare* per *foggiare* ho scritto di recente io in *Primato* del 1° settembre 1940, temo senza frutto, perché quel verbo è troppo profondamente radicato nell'eloquenza militare. *Flacone* regge nel commercio dei profumi, mentre altrove *bottiglietta*, *bottiglina* prende il sopravvento. Rimangono poche voci che non si riesce a eliminare. *Abbordare*, qui *accostare*, va bene solo per una parte dei significati: *lo accosto*, *adgrediar hominem*, dice Plauto. *Debutto* e *debuttare*: *inizio* e *iniziare*, *inaugurare* non s'intenderebbero. *Prima rappresentazione* non significa lo stesso, perché può

[1] S'intende che un giornale, scrivendo "*gli alcole*", rinunzia al maggior vantaggio che l'adattamento mira a portare, l'inserzione della parola negli schemi morfologici consueti: il giornalista ha seguitato a trattare *alcole* come trattava *alcool*.

essere la prima di una serie particolare, non l'inizio assoluto. Verrebbe voglia di proporre *primizia*, che i tedeschi cattolici usano della prima messa; ma saprebbe di lezio. E poi il verbo? *Morale* (dell'esercito) suona meno psicologistico di *stato d'animo*. Per *rubinetto* qui in Toscana si dice *cannella*, ma non mi par proprio la stessa cosa: *cannella* è „Röhre", *rubinetto* „Hahn". *Tenor di vita* sta bene, ma *tenor di casa* è ancora disusato e si sente sempre dir *treno*. *Sabotare* e *montare* sia una macchina, sia la panna, mi sembrano insostituibili.

Di qui in poi, come si spezzetta la trattazione del Migliorini, così io non posso se non rilevare qualche *lumen*, più splendido, e contribuire con qualche osservazione mia. A p. 167 si mette bene in rilievo come il forestierismo conservi in italiano sensi che la parola della lingua originaria aveva ma non ha più. Pag. 158: io a Firenze e a Roma ho sempre sentito dire *crocè* e non *croscè*, col suono certo lievemente lingualizzato della nostra *c* intervocalica dinanzi a vocale palatina. *Purea* è forma artificialissima: qui si dice o *purè* o, sempre più, *passato*. *Gilè* ha vinto a Roma, non a Firenze, dove *sottoveste* è universale; *panciotto* qui nell'Italia Centrale fa ridere: più usato qui e anche fuori di qui *corpetto*, probabilmente diffuso dall'esercito. Pag. 161: Ojetti osservò una volta nel *Corriere* che *camion* è qui adattato in *camio*: l'osservazione è verissima almeno per la campagna, dove il plurale *camii* è senza eccezione. Ma né Ojetti, né Migliorini, né io avremmo forse il coraggio di scriverlo. Qui ha vinto il bisogno di formare un plurale con quello che qui in Toscana è l'esponente universale dei plurali maschili, l'*i*. Questo conferma l'osservazione del Migliorini (p. 181) che i plurali *filmi* e *sovieti* sono più frequenti dei singolari adattati *filme*, *filmo*, *sovieto*, *sovietto*. Pag. 163: *parchè*, *parchetto*, *palchetto* mi richiamano *plafone*, molto usato dai commercianti e dagli artigiani. Si può sperare che non si diffonda fuori di queste cerchie, perché non dice nulla più di *soffitto*. Il *palchetto* suscita anche un'altra considerazione: l'etimologia "popolare", guidata da dotti, potrebbe riuscire a scansare anche altri scogli: per l'infelice *tram*, *tramvai*, *tramvia* io dico da anni *tramite*, e vedo che i miei amici si contagiano. Anche questo, che è stato originariamente uno scherzo, può riuscire una soluzione. Anche *bisboccia* è un ottimo rifacimento popolaresco di *débauche*, tranne che il significato è divenuto più innocente.

Ottima è l'osservazione (p. 185) che la chiarezza della connessione derivativa non è sempre vantaggiosa. *Teletta* sta a *tela* come *toilette* a *toile*, ma per ciò appunto, essendosi il senso del derivato talmente allontanato, si preferisce *toletta*. A pag. 193: non mi pare che *rotaia* abbia qui in Toscana preso il sopravvento su *verga*. *Le verghe del tram* è qui di uso universale; a Roma si dice *il binario*. Ma bisognerà dire *doppio binario* perché *verghe* è in questo senso *plurale* (o *duale*?) *tantum*.

Regista per *régisseur* è una splendida invenzione del Migliorini, ma non si sarebbe tanto diffusa, se non avesse mosso i primi passi da

una rivista teatrale e non fosse stata propagata dalla personalità più ufficiale del mondo del teatro, Silvio D'Amico. Questo il Migliorini stesso (p. 198) non si dissimula. L'uso di *primato* per *record* propagato dal Ministero dell'Aeronautica ha deciso la sua vittoria su *massimo*. L'autorità militare potrebbe assicurare il successo ai doppioni schiettamente italiani della serie che abbiamo discusso di sopra, p. 76—77. In fatto di nomenclatura è lecito ai dotti invocare il braccio secolare, ma non più in là della nomenclatura.

L'indice, ricco, può costituire anche per gli stranieri un ottimo repertorio delle novità dell'italiano contemporaneo di uso comune. Il nuovo libro di ricerche particolari, che il Migliorini promette tra breve (V. sopra p. 65), sarà il benvenuto.

GIORGIO PASQUALI.

Galloitalienische Sprachkolonien am Golf von Policastro (Lukanien).

Es war im Frühjahr 1937. Ich befand mich auf der Rückreise aus Sizilien. In Sapri am Golf von Policastro hatte ich mich mit Freund Giacomelli (Rom) verabredet, um in diesem interessanten Übergangsgebiet zwischen dem Kampanischen und dem Kalabresischen gemeinsam einige Mundartenaufnahmen zu machen. Wir hatten u. a. das etwa 25 km landeinwärts gelegene Rivello für diesen Zweck ausersehen. Was mich persönlich an dem Ort lockte, war die mir bekannte Tatsache, daſs sich in diesem Ort griechischer Ritus ungewöhnlich lange (bis etwa 1572) gehalten hat[1]. In Anbetracht dessen, daſs erst einige Jahre vorher sich der nördlich anstoſsende Cilento mir als ein an griechischen Reliktwörtern reiches Gebiet erschlossen hatte und auch der kalabresisch-lukanische Grenzstreifen (Maratea-Papasidero-Castrovillari-Cerchiara) stark mit griechischen Spuren durchsetzt ist[2], war ich darauf gefaſst, daſs auch Rivello sich als ein Zentrum griechischer Spracheinflüsse erweisen würde.

In diesen Erwartungen wurde ich ziemlich enttäuscht[3]. Dafür kamen schon bei den ersten Wörtern, nach denen wir fragten, andere höchst merkwürdige Dinge zum Vorschein. Als Name des Salzes wurde uns *a salə* genannt. Es ist bekannt, daſs *sale* in ganz Zentral- und Süditalien männliches Geschlecht hat. Nur im westlichen Oberitalien (Piemont, Ligurien, Lombardei), ferner in den galloitalienischen Kolonien auf Sizilien, sowie in der 1925—1930 von mir entdeckten Gruppe galloitalienischer Ortschaften im Gebiet von Potenza[4] ist das Wort weiblich. Ein anderes Wort, dessen Geschlecht in Oberitalien weiblich ist (im scharfen Gegensatz zum übrigen Italien),

---

[1] Vgl. Racioppi, Storia dei popoli della Lucania e della Basilicata, 1902, vol. II, 253.

[2] Vgl. Verf., Scavi linguistici nella Magna Grecia (1933), S. 60ff.

[3] Diese Enttäuschung blieb allerdings auf Rivello beschränkt. In den Mundarten der benachbarten Ortschaften (Trecchina, Maratea) läſst sich eine beträchtliche Zahl griechischer Reliktwörter nachweisen, vgl. im Glossar (S. 97ff.) *ćę̨lastru, ćę̨łastru, ćissə, ćitrinu, ę̨rsu, kasę̨ndulu, kátika, karrattsu, kukọnə, máskula, məlęgru, məsarta, ndráməsu, śbrę̨ñəlu, sẹma, śẹrtu, sọləkrẹka, trípanu.*

[4] Vgl. Verf., Galloitalienische Sprachkolonien in der Basilikata (Zeitschr. f. roman. Phil. Bd. 51, S. 249ff.).

ist die Bezeichnung der Galle. Ich fragte sofort: „E come chiamate il fiele?“ Prompt erfolgte die Antwort *a fẹlə*. Im weiteren Verlauf der Aufnahme gab es noch mehr solche Überraschungen, z. B. *provanə* 'propaggine' mit dem galloitalienischen Wandel von *-p-* zu *-v-*, das Ausbleiben des Umlautes vor auslautendem *u* in Wörtern wie *névərə* 'nero', *sẹvu*, 'sego'; lexikalische Besonderheiten wie *baǧǧə* 'Kröte', das genau dem genuesischen *baǧu* entspricht, *gaǵǵana* 'Elster', *rǫkka* 'Spinnrocken', *stifa* 'Pflugsterz', *naškə* 'Flöhkraut' (Pulicaria), *kuna* 'Wiege', *testa* 'Kopf' (statt des süditalienischen *kapu*). Aber diese fremdartigen Elemente, die deutlich nach dem Norden wiesen, waren eingebettet in eine Mundart, die in der Hauptsache doch dem regionalen süditalienischen Sprachtypus entsprach. Es war für mich klar, daſs der Ort einmal galloitalienische Einwanderung erhalten haben muſste. Leider stand mir damals für die Aufnahme in Rivello nur ein knapper Tag zur Verfügung. Schon am gleichen Abend muſste die Rückreise nach Deutschland angetreten werden, so daſs die Nachbarorte von Rivello nicht aufgesucht werden konnten.

Ein Jahr später, auf der Rückreise aus Kalabrien, kam ich wieder an den Golf von Policastro. Ich stieg diesmal in Maratea aus. Mein Ziel war der 25 km östlich von Maratea gelegene Ort Lauria. Aber die Mundartaufnahme in diesem Ort ergab (abgesehen von einigen lexikalischen Merkwürdigkeiten)[1] nichts Besonderes, nichts, was zu den in dieser Gegend zu erwartenden Mundartenverhältnissen im Widerspruch stand. Am nächsten Tage ging es nach Trécchina, das etwa auf halbem Wege liegt zwischen Maratea und Lauria. Hier gelang es mir in dem Bauern Nicola Lamboglia (56 Jahre alt) ein ausgezeichnetes Sujet zu bekommen. Schon die erste Viertelstunde der Aufnahme lieſs klar erkennen, daſs die Mundart in vielen wesentlichen Punkten ein galloitalienisches Gepräge hatte. Ein Jahr später (Frühjahr 1939) konnte ich meine in Trecchina gesammelten Materialien vervollständigen und einige weitere bisher nicht besuchte Nachbarorte auf ihre Sprachverhältnisse untersuchen. Es wurde festgestellt, daſs Vibonati und Torraca keine galloitalienischen Merkmale zeigten, daſs dagegen in Nemoli und S. Costantino (beide Dörfer sind 'frazioni' von Rivello) ziemlich die gleiche Mundart gesprochen wird, wie in Rivello[2]. Die südlich von Trecchina gelegenen kalabresischen Orte (Tortora, Ajeta) waren von mir schon früher auf ihre dialektischen Verhältnisse untersucht worden: galloitalienische Spuren waren dabei nicht zum Vorschein gekommen. Auch das westlich gelegene Maratea, dessen Mundart ich 1922 für den italienischen Sprachatlas (AIS) aufgenommen hatte, bietet (abgesehen von einigen wenigen lexikalischen Elementen) keine Anhaltspunkte für gallo-

---

[1] Vgl. im Glossar s. v. *krəšẹntə, rattapañǫtta, riviła*; ferner weibliches *fẹlə* 'fiele' (S. 93).

[2] Ein dritter kurzer Aufenthalt in Trecchina (im Oktober 1940) diente dazu, einige noch bestehende Lücken in meinen Materialien zu ergänzen.

italienische Einflüsse. Es stand nunmehr fest, daſs Trécchina[1] das Zentrum einer galloitalienischen Einwanderung bildet, die in geringerem Maſse auch in Rivello, in Nemoli und S. Costantino ihre deutlichen Spuren hinterlassen hat.

Im folgenden sollen die Merkmale, die man als 'galloitalienisch' bezeichnen darf, besprochen werden. Der folgenden Darstellung wird die Mundart von Trécchina (T) zugrunde gelegt. Sprachformen der anderen Orte sind durch folgende Sigel gekennzeichnet: R (Rivello), N (Nemoli), C (S. Costantino)[2].



Über die Mundart von Trecchina findet sich einiges Material in den von Gino Rotondano zusammengestellten Wortlisten, die sein Lehrer Giulio Bertoni im Arch. Rom. vol. XVIII, p. 542—550 veröffentlicht hat. Aber, obwohl Rotondano aus Trecchina gebürtig ist, sind die von ihm mitgeteilten Sprachformen zum Teil phonetisch sehr unzuverlässig, zum Teil erfassen sie nicht die wirklich bodenständigen Lautformen. Es hängt das damit zusammen, daſs Rotondano aus dem Zentrum ('La Piazza') des Ortes stammt, dessen Mundart heute weitgehend meridionalisiert ist. Die alte bodenständige

[1] Die mittelalterliche Namensform (a. 1079 u. 1276) *Triclina* (siehe Racioppi, Storia dei popoli della Lucania e della Basilicata, 1902, vol. II, 66, 306) läſst auf griechischen Ursprung schlieſsen:: τρίκλινος 'mit drei Betten'.

[2] Die phonetische Umschrift ist die des AIS, mit einigen Vereinfachungen. Die Betonung wird nur in Zweifelsfällen angegeben. Wörter ohne Akzent sind auf der vorletzten Silbe betont.

Mundart wird nur noch von der bäuerlichen Bevölkerung gesprochen, die in den Aufsenteilen des Ortes bzw. in den Weilern (Parrutta, Rispoli, Piano dei Peri) wohnt. Nur hier leben z. B. noch gewisse altertümliche Wörter wie *kẹšu* 'Kinnlade', *savúlu* 'Bienenstachel', *triχá* 'niesen', die der Bevölkerung im Zentrum des Ortes ganz unbekannt sind. Auch den galloitalienischen Ursprung der Mundart hat Rotondano nicht erkannt.

Lautlehre.

1. — Lateinisch *ę* und *ǫ*. — Die Entwicklung des offenen *e* geht in Süditalien folgende Wege. Entweder bleibt es erhalten (Südkalabrien, in Teilen von Sizilien, in einzelnen Dörfern von Nordkalabrien wie Rossano und Fuscaldo, in einigen Zonen von Lukanien)[1], oder es erfolgt Diphthongierung zu *ie* (woraus *ẹ* bzw. *i* werden kann) unter dem Einflufs eines *i* oder *u* der Auslautsilbe (ob der Tonvokal in freier oder gedeckter Silbe steht, ist ganz gleichgültig). Das wichtige, ist, dafs da, wo in Süditalien Umlautwirkung eintritt, sowohl *i* wie *u* der Auslautsilbe umlautende Wirkung haben. Diese Verhältnisse finden wir auch in Trecchina und seinen Nachbarorten, z. B. *fierru* 'ferro', *viendu* 'vento', *viendi* 'venti', *kappieḍḍu* 'cappello', *kappieḍḍi* 'cappelli'. Neben diesen 'normalen' Ergebnissen finden wir aber eine ganze Reihe von Wörtern, die nur bei auslautendem *-i* diphthongieren, nicht aber bei auslautendem *-u*.

Beispiele: *ćęrru* 'Art Eiche', plur. *cierri*; *apęrtu*, plur. *apierti*; *pęrsu* 'perduto', plur. *piersi*; *ćęvutsu* 'gelso', plur. *cievutsi*; *jęŋku* 'giovenco', plur. *jieŋki*; *kasęndulu* 'Regenwurm', plur. *kasienduli*; *kovęrču* 'Deckel', plur. *kovierči*.

Ganz analog liegen die Verhältnisse bei der Entwicklung von offenem *o*. Die süditalienische Entwicklung zeigt entweder Bewahrung des offenen *ǫ* oder es erfolgt Diphthongierung zu *uo* (woraus sekundär *ọ* bzw. *u* entstehen kann) unter dem Einflufs eines *i* oder *u* der Auslautsilbe. Diese Entwicklung finden wir auch in unseren Dörfern, z. B. in Trecchina *núovu*, plur. *núovi*; *úočču*, plur. *úočči*; *fúossu*, plur. *fúossi*; *trúono* 'Donner', plur. *trúoni*; *tsúoppu*, plur. *tsúoppi*. Aber in sehr vielen Wörtern erfolgt die Diphthongierung nur vor auslautendem *-i*, nicht vor auslautendem *-u*.

Beispiele: *mǫrtu*, plur. *múorti*; *pǫrku*, plur. *púorći*; *kǫttu*, plur. *kúotti* (fem. *kǫtta*, plur. *kǫtti* < coctae); *vǫsku* 'bosco', plur. *vúoski*; *ǫssu*, plur. *úossi*; *grǫssu*, plur. *grúossi* (fem. *grǫssa*, plur. *grǫssi*); *ǫrtu*, plur. *úorti*; *pǫrru*, plur. *púorri*, *nǫstu*, plur. *núosti* 'nostri'.

Dafs die Vokale *ę* und *ǫ* in vielen Fällen nur für den *i*-Umlaut empfänglich sind, nicht aber für den *u*-Umlaut, steht im Widerspruch mit allem, was wir über die Entwicklung dieser Laute in Süditalien

[1] Vgl. Verf., ZRPh. 57, S. 424; H. Lausberg, Die Mundarten Südlukaniens S. 1.

wissen. Ich kenne im festländischen Unteritalien nur eine Mundart, die *ę* und *ǫ* ebenfalls nur unter dem Einfluſs eines *i* (nicht eines *u!*) umlautet. Es ist die Mundart von Picerno (bei Potenza), deren galloitalienische Abstammung ich vor einigen Jahren erwiesen habe[1]. Hier haben wir *grǫsə* 'grosso' aber *grusə* 'grossi', *tsǫpp* 'zoppo' aber *tsupp* 'zoppi', *pǫrkə* 'porco' aber *purć* 'porci', *ręndə* 'dente' aber *rində* 'denti'[2]. Dagegen ist bekannt, daſs in vielen Gegenden Oberitaliens *ę* und *ǫ* vor *i* umgelautet werden, vor *u* aber keine Veränderung erleiden. So findet man im altvenezianischen Fra Paolino *povolo* : *puovoli*, *sosero* : *suoseri* (Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 44). Für das moderne Venezianische mag Grado angeführt werden mit *tenpo* (plur. *tinpi*), *contento* (plur. *continti*), s. Ascoli, Arch. glott. 14, 330. Für das Mailändische gibt Salvioni (Fonetica S. 63) *bèll* (plur. *bij*), *capell* (plur. *capij*), *castell* (plur. *castij*), *većć* 'vecchio' (plur. *vićć*), *pett* (plur. *pitt*). Im Poschiavo-Tal haben wir nach Michael (Diss. Zürich, 1905, § 10 u. 12) *vęrm* (plur. *virm*), *pręt* (plur. *pręt*), *mǫrt* (plur. *mört*), *grǫs* (plur. *gröš*), *ǫrt* (plur. *ört*), *bǫf* (plur. *böf*). Aus dem Ossola-Gebiet verzeichnet Bertoni für die Valle Vigezzo *korp* (plur. *kęrp*) 'corpo', *fos* (plur. *fęs*) 'fosso', aus dem Gebiet von Novara *ęć* 'occhio' (plur. *ić*); aus der Valmaggia *sold* (plur. *söld*), *popul* (plur. *pöpul*)[3]. Für die Valmaggia (Tessin) gibt Salvioni (Arch. glott. 9, 244) weitere Beispiele: *pǫpul* (plur. *pöpul*), *kǫrp* (plur. *körp*), *fǫss* (plur. *föss*), *tsǫp* (plur. *tsöp*), *nǫss* (plur. *nöss*), *pǫr* (plur. *pör*). Im Bereich des Piemontesischen verzeichnet der AIS für Villafalletto (P. 172) *grǫs* 'grosso', plur. *grǫ̈s*, für den gleichen Punkt *ǫs* 'osso', plur. *ǫ̈s* < * ossi, für Vicoforte (P. 175) *grǫs* 'grosso', plur. *grǫ̈š*, für Villafalletto (P. 172) *martęl* 'martello', plur. *martęy*. Im Bereich des Lombardischen gibt der AIS für Monasterolo (P. 247) *vęnt*, plur. *ęnć* (K. 399), *vedęl* 'vitello', plur. *edęy* (K. 1046); für Gromo (P. 237) *martęl*, plur. *martey*, *vedęl*, plur. *vedęy*. — Wir haben also hier eine ganz deutliche Übereinstimmung mit oberitalienischer Sprachentwicklung.

Abgesehen von den eben besprochenen Möglichkeiten der Diphthongierung gibt es nun aber in Trecchina eine Reihe von Wörtern, die in auffälliger Weise Diphthongierung zeigen, obwohl sie in der lateinischen Auslautsilbe weder *i* noch *u* enthalten. Es sind Wörter, die nach süditalienischer Entwicklung nicht diphthongieren würden.

a) bei zugrunde liegendem *ę*: *piettanu* < pectine, *viečča* < vetula, *miela* 'die beste', *tieššə* 'sie webt' < texit, *iesku* 'ich gehe hinaus' (exeo)[4], *ieši* < exit, *aspiettu* < exspecto.

[1] Vgl. oben S. 80, Anm. 4.

[2] Die alten Diphthonge *uo* und *ie* sind hier zu *u* bzw. *i* reduziert worden.

[3] G. Bertoni, Italia dialettale § 36.

[4] Das aus *o* der ersten Person hervorgegangene *u* bewirkt sonst in Lukanien keine Diphthongierung, vgl. Lausberg, Die Mundarten Südlukaniens § 343.

b) bei zugrunde liegendem *ǫ*: *úoji* < hodie, *kúolu* (colligo), *vúolu* < voleo, *múoru* < morio, *kúǫlə* < colligere, *ssúolə* 'auswählen'[1].

Allen hier aufgeführten Formen ist gemeinsam, daſs dem Tonvokal ein palataler Laut folgt. Unter solcher Bedingung pflegt in Unteritalien keine Diphthongierung einzutreten. Dagegen ist Diphthongierung vor palatalem Konsonanten wieder charakteristisch für Oberitalien[2]. Beispiele: ligur. *pietene* < pectine (AIS. K. 673, P. 179); *lietu* < lectu (ib., K. 904, P. 179); ligur. *köša* < coxa (ib. K. 161); piem. lomb. *öć*, ligur. *öǵu* < oculu (ib. K. 101); piem. lomb. *iŋkö*, ligur. *aŋkö* 'heute' < hinc-hodie (ib. K. 346); piem. *lajö*, ligur. *lagö*, lomb. *liö* 'ramarro' < *langoriu? (ib. K. 450); piem. lomb. *föja*, ligur. *föǵa* 'foglia' (ib., K. 562); piem. *öt*, ligur. *ötu* (ib. K. 287) < octo; piem. lomb., ligur. *vöį* 'voglio' (ib. K. 1086); piem. *köži*, lig. *köže*, lomb. *közer* < coquere (ib. K. 952); piem. *öli*, lig. *öju* (ib. K. 1012) < oleum. — Über weitere Einzelheiten vgl. Fr. Schürr, Ro. Fo. 50, 290 ff.

Nur wenige Wörter von Trecchina fügen sich nicht in die bisher besprochenen Diphthongierungsgesetze: *čúove* 'piove', *fúora* 'fuori', *núova* 'nuova' (während die männliche Form *núovu* mit dem süditalienischen *núovu* nicht im Widerspruch steht). In allen drei Fällen ist die Diphthongierung für süditalienische Verhältnisse höchst auffällig. Sie stimmt aber wieder zu der Entwicklung gewisser norditalienischer Mundart: piem. lomb. *pįöf*, lig. *ćöve* 'piove' (AIS. K. 366), piem. lomb. *föra*, lig. *föa* < foras (AIS. K. 356). Zu *núova* vgl. lig. piem. lomb. *növa* (AIS. K. 1578).

Sehr auffällig ist ferner die Diphthongierung in der 1. 3. und 6. Person des Präsens der Verben 'venire' und 'tenere': *vieŋgu* 1, *vienə* 3, *vienənu* 6; *tieŋgu* 1, *tienə* 2, *tienənu* 6[3]. Da in diesen Formen in Trecchina (wie auch sonst in dieser Gegend) normalerweise keine Umlautwirkung eintritt (vgl. die Paradigmen der Verben 'potere', 'sentire', 'perdere', 'intendere' unten S. 95 ff), verlangen diese Formen ihre besondere Erklärung. In der Tat zeigt im Gebiet des Ligurischen der P. 179 (wo der alte *ie*-Diphthong erhalten geblieben ist, vgl. S. 84

---

[1] Wohl zu exeligere, das unter den Einfluſs von colligere geraten ist (vgl. u. S. 96).

[2] Die alten Diphthonge *ie* und *uo* haben in Oberitalien in jüngerer Zeit sich zu Monophthongen entwickelt, wobei *ie* in der Regel zu *ę*, *uo* zu *ö* geworden ist. Nur auf sehr begrenztem Raum hat sich altes *ie* (seltener *uo*) erhalten, z. B. in den ligurischen Bergmundarten zwischen Genua und Bobbio im Gebiet des Monte Antola (Punkt 179 des AIS), vgl. *lįetu* 'letto' (K. 908), *dįeze* 'dieci' (K. 288), *pįetu* < pectus (K. 1056), *pietene* < pectine (K. 673), *pįegra* 'pecora' (K. 1068), *ñętsa* aus älterem *nietsa* < neptia (K. 22), *muorti* 'morti', *puorku* 'porco' (K. 1088). Ferner im Onsernone (Tessin) nach Salvioni (Arch. glott. 9, 199): *lięć* 'letto', *špięć* 'specchio', *vięć* 'vecchio', *vediel*, *ferdiel* 'fratello', *aviert* 'aperto', *tiemp*, *vient*, *mięį* 'meglio'.

[3] Normal ist dagegen der Diphthong in der 2. Person des Singulars: *vienə*, *tienə*.

Anm. 2) in den gleichen Personen des Präsens von 'venire' diphthongische Formen bzw. Formen, die einen Diphthongen voraussetzen: *vi̯ę́ñu* 1, *viaña* 3, *viañu* 6 (AIS. K. 1695). Diese Formen zeigen, daſs der Diphthong durch den folgenden Palatal (der infolge analogischer Einflüsse der Mundart von Trecchina verloren gegangen ist) bedingt gewesen ist[1].

Sehr bemerkenswert ist, daſs die Diphthongierungsgesetze, die in Trecchina herrschen, haarscharf übereinstimmen mit den Lautverhältnissen der vor einigen Jahren von mir in der Gegend von Potenza entdeckten galloitalienischen Ortschaften. Auch dort erfolgt Diphthongierung vor palatalen Lauten, vor *v* und vor *r* (vgl. ZRPh. 51, 225), dagegen nicht in anderen Fällen, wo im Gemeinsüditalienischen die Diphthongierung eintreten würde[2]. Und die gleichen Gesetze gelten auch für die galloitalienischen Kolonien Siziliens[3].

Die folgende Tabelle soll die gemeinsame Entwicklung veranschaulichen[4]. Unter 'gemeinsüditalienisch' verstehe ich hier die Verhältnisse, wie sie herrschen im nördlichen Kalabrien, in groſsen Teilen Siziliens, Lukaniens und Apuliens, ferner in Kampanien.

	Gemeinsüd-italienisch	Trecchina	Tito	Sperlinga
ŏssu	*úossu*	*ǫssu*	*ǫssə*	*ǫsᵘ*
hŏrtu	*úortu*	*ǫrtu*	*ǫrtu*	*ǫrtᵘ*
pŏrcu	*púorku*	*pǫrku*	*pǫrk*	*pǫrkᵘ*
grŏssu	*grúossu*	*grǫssu*	*grǫssu*	*rǫsᵘ*
infĕrnu	*infiernu*	*imfęrnu*	*mbęrnu*	*mfęrnᵘ*
hŏdie	*ǫji*	*úoji*	*úoji*	*u̯oji*
pĕctine	*pę́ttini*	*piettanu*	*piettənu*	*pi̯ęncənᵘ*
fŏras	*fǫra*	*fúora*	*fúǫra*	*fu̯ǫra*
plŏvit	*čǫvi*	*čúove*	*čúovə*	*ću̯ǫʷ*
nŏva	*nǫva*	*núova*	*núova*	*nu̯ǫva*

[1] Auch die galloitalienischen Mundarten in Sizilien zeigen in den gleichen Formen den Diphthongen, z. B. in S. Fratello (AIS. K. 1695, P. 817) *vi̯ę́ñ* 1, *vi̯ę́ŋ* 3, *vi̯enuŋ* 6, in Sperlinga (ib., P. 836) *vi̯ę́ñu* 1, *vi̯ę̄* 3, *vi̯ę́nənu* 6.

[2] Es ist also keineswegs richtig, wenn v. Wartburg (ZRPh. 56, 38) behauptet: 'Doch dürfte heute kaum mehr bezweifelt werden, daſs *ę* und *ǫ* in ganz Oberitalien in freier Stellung diphthongiert hatten'. Richtig ist: Die Diphthongierung von *ę* und *ǫ* ist in Oberitalien an ganz bestimmte Voraussetzungen geknüpft. So war es wenigstens ursprünglich. Gewisse Gegenden, vor allem die oberitalienischen Sprachkolonien in Süditalien, zeigen uns den alten Zustand gut erhalten. Später hat die Analogie die Diphthongierung vielfach über ihre alten Grenzen hinausgeführt. Aber Spuren des älteren Lautstandes sind auch in Oberitalien mit Sicherheit nachzuweisen, vgl. tessin. *rǫda*, nordpiem. *rǫa*, romagn. *rǫda*, Livigno *rǫda* < rŏta; Ossola, nordpiem. *nǫf* < nŏvem; nordpiem. tess. *nǫva* < nŏva; nordpiem. tessin. *kǫr*, Livigno *kǫr* < cŏr; nordpiem. tessin. *nǫra*, Livigno *nǫra* < *nŏra; nordpiem., tessin. *mǫla*, Veltlin *mǫla* < mŏla. Diese Beispiele zeigen, daſs die Diphthongierung in freier Stellung keineswegs obliga-

2. Die Entwicklung von *ĭ*, *ē* und *ŭ*, *ō*. — Die Entwicklung dieser Laute erfolgt in Süditalien in zweierlei Weise. In der südlichen Zone (Sizilien, Kalabrien, südliches Apulien) fallen *ĭ* und *ē* in der Form *i* zusammen, während *ŭ* und *ō* gemeinsam *u* ergeben: *pinna* 'penna', *tila* 'tela', *vuće* 'voce', *kruće* 'croce'. In der nördlichen Zone werden *ĭ* und *ē* nur dann zu *i*, ebenso *ŭ* und *ō* nur dann zu *u*, wenn im lateinischen Auslaut ein *ī* oder ein *ŭ* standen; andernfalls finden wir als Ergebnis *ẹ* bzw. *ọ*: *sikku*, *sikki*, *aćitu*, *pumu*, *surdu*, andererseits *sẹkka*, *pẹnna*, *tẹla*, *vọće*, *krọće*. Zwischen diesen beiden Zonen liegt ein sehr archaisches Restgebiet, in dem *ĭ* und *ē*, ebenso *ŭ* und *ō* noch heute auseinandergehalten werden (nördlichstes Kalabrien und südlichstes Lukanien), vgl. Lausberg, Die Mundarten Südlukaniens § 18 ff.

Die Ortschaften, deren Sprache uns hier interessiert, liegen in einer Gegend, wo diese drei Gebiete sich eng berühren: die südliche Zone hat einen isolierten Vorposten im südlichen Cilento (zwischen Sapri und Ascea), die Ergebnisse der nördlichen Zone reichen bis Rivello und Nemoli, während Maratea zur archaischen Zwischenzone gehört. In Anbetracht dieser Lage am Berührungspunkte dreier Dialektgebiete wäre es nicht auffällig, wenn wir in unserem Gebiete 'unsaubere' Verhältnisse finden würden, d. h. Auftreten verschiedener Lauttendenzen unter dem Einfluſs der verschiedenen Nachbarzonen.

In Wirklichkeit aber finden wir, vor allem in Trecchina (etwas seltener in Rivello, Nemoli, S. Costantino), einen Vokalismus, der von einem ganz anderen Gesetze beherrscht wird als in den drei Nachbarzonen. Es fällt nämlich *ĭ* und *ē* in der Form *ẹ*, ebenso *ŭ* und *ō* in der Form *ọ* zusammen (wie in der Nordzone); dagegen erfolgt der Umlaut zu *i* bezw. zu *u* nur, wenn in der Auslautsilbe ein *ī* stand; er erfolgt nicht unter dem Einfluſs eines *ŭ*. Das heiſst: auch in diesem Fall wird die Umlautwirkung (wie im Falle der Diphthongierung von *ĕ* und *ŏ*) nur von dem extremen Vokal der Palatalreihe hervorgerufen.

---

torisch war, sondern sie war ursprünglich an andere Bedingungen geknüpft. Meine Auffassung der oberitalienischen Diphthongierung deckt sich damit völlig mit der Ansicht von Fr. Schürr, Umlaut und Diphthongierung in der Romania (Rom. Forsch. Bd. 50, S. 288 ff.). Vgl. auch Verf., Arch. f. d. Stud. der neuren Sprachen Bd. 177, S. 36 (Nr. 37). — Mit der Widerlegung der Wartburgschen Auffassung fällt auch dessen Ansicht, daſs die Diphthongierung im nördlichen Italien durch germanische Einflüsse (angebliche Differenzierung der betonten Vokale in freier Stellung gegenüber der Entwicklung dieser Vokale in gedeckter Stellung) bedingt sei (ZRPh. 56, S. 38 ff.; Die Entstehung der romanischen Völker S. 149 ff.). [Daſs diese paar Beobachtungen nicht genügen, um meine Auffassung zu widerlegen, werde ich in einem längeren Aufsatz in einer der nächsten Nummern dartun. — W.]

[3] Vgl. für Sperlinga (Sizilien) noch folgende Beispiele. Vor Palatal: *pi̯ẹ́gura*, *fúogu*, *ku̯oi̯ru*, *u̯oi̯tu* 'otto', *u̯oǧu* 'occhio'. Vor *v*: *u̯ọu̯* 'uovo', *bu̯ói̯*. Vor *r*: *ku̯orə*, *suoru* 'sorella'. Keine Diphthongierung in folgenden Fällen: *kọrpu*, *ọsu* 'osso', *rọsu* 'grosso', *ọrtu*.

[4] Für die 'potentinische Gruppe' lege ich zugrunde den Ort Tito, für die galloitalienischen Ortschaften Siziliens Sperlinga: jeweilig die Orte, in denen sich die alten Verhältnisse am reinsten bewahrt haben.

Beispiele für ē, ĭ: *fręddu* (aber *friddi*) T, *stręttu* (aber *stritti*) T, *néyuru* 'nero' (aber *níyuri*) T, *névərə* 'nero' (aber *nívərə*) N, C, *sękku* (aber *sikki*) T, R, C, *ęḍḍu* (aber *iḍḍi*) < illu, *fręsku* (aber *friski*) T, *ku̯ęstu* (aber *ku̯isti*) T, N, *čęnu* (aber *čini*) 'pieno' T, *ku̯ęḍḍu* (aber *ku̯iḍḍi*) 'quello' T, N, *avęmu* < habemus (aber *aviðə* < habetis) T; vgl. ferner *sęvu* 'sego' T, N, R, *spęssu* T, C, *riðęmu* T (aber *riðiðə* < ridetis), *skrəvęmu* T (aber *skrəviðə* < scribetis), und so auch bei den anderen Verben dieser Klasse (s. u. S. 95 ff.).

Beispiele für ō, ŭ (aus Trecchina): *sǫlu* (aber *suli*), *sǫrdu* (: *surdi*), *jǫrnu* (: *jurni*), *rǫssu* (: *russi*), *sǫrku* 'solco' (: *surki*); vgl. ferner folgende mir nur im Singular vorliegende Formen: *fǫrnu*, *ǫrmu* 'olmo', *mǫstu*, *čǫmmu* 'piombo', *tǫnnu* 'tondo', *mǫkku* 'moccio', *trǫ́ŋganu* 'tronco', *gunǫčču* 'ginocchio'. Aus Nemoli habe ich: *sǫlə* 'solo', *sǫrdə*, *fǫrnə*, *mǫkkə*; aus Rivello *ǫ́rsələ* 'orso', *tsǫppə* 'pozzo' (!); aus S. Costantino: *fǫrnə*, *sǫrdə* (pl. *surdə*).

Die gleichen Lautverhältnisse haben wir in der galloitalienischen Gruppe von Potenza (am deutlichsten in Tito): *sękku*, *fręddu*, *yęḍu* < illu, *nęgru*, *čęnu*, *sęvu* 'sego', dagegen im Plural *sikki*, *friddi*, *yiḍi*, *nigri*, *čini*; in Picerno *čęnə* 'pieno', *činə* 'pieni'.

Sonderfälle:

a) Einfluſs der südlichen Nachbarzone zeigen *pilu* 'pelo', *kapiḍḍu*, *acitu*, *nuðu* 'nodo', *vutu* 'voto', *čuppu* 'pioppo', *gúvitu* 'gomito', *juvu* 'giogo' u. a.

b) Aus lat. vēndo wäre in unseren Dörfern *vęnnu* (2. Person *vinnə*) zu erwarten. Statt dessen lauten die Formen *vęnnu* 1, *viennə* 2. Sie setzen also *ę*-Vokalismus voraus, worin man norditalienischen Einfluſs sehen könnte, vgl. piem. lig. *vęnde*, lomb. *vęnd*, emil. *vęnder*, romagn. *vęnder* (AIS. K. 825). Allerdings finden wir *ę* nicht nur in unseren Dörfern, sondern in ganz Lukanien (*vęnnə* 'vendere'), ferner in den apulischen Mundarten (*vęnnə*, *vę́nnəri*); aber in diesen Gebieten ist *ę* durch die gedeckte Stellung bedingt und beruht regelmäſsig auf vēndere (vgl. Lausberg, Die Mundarten Südlukaniens, §§ 81—89, 92 ff., 102).

c) Auch *kwętu* (Pl. *kwieti*) 'quieto' setzt *ę*-Vokalismus voraus (Lehnwort?).

Wenn die eben behandelten Vokale nur unter dem Einfluſs eines auslautenden *i* dem Umlaut unterworfen sind, so findet auch diese Erscheinung ihre Entsprechung und Erklärung in den oberitalienischen Verhältnissen. Wir haben den *i*-Umlaut (ohne daſs *ŭ* umlautend wäre!) vor allem im Ossola-Gebiet, im Tessin, vereinzelt auch anderswo (im südlichen Piemont, Mailand, Grado). Vergleiche: (in der Val Leventina nach Sganzini, It. Dial. II, 109) *pęr* 'pelo' (Pl. *pir*), *nęgru* (Pl. *nigri*), *vędru* (Pl. *vidri*), *milanés* (Pl. *milanís*); in Cavergno in der Valmaggia (Tessin) nach Merlo (It. Dial. XI, 12): *rǫt* : *rüt*, *fǫrn* : *fürn*, *ǫrs* : *ürs*, *rǫs* : *rüs*, *dęt* : *dit*, *fęrm* : *firm*, *dęt* : *dit*,

fręć 'freddo' : *frić*, *lęñ* : *liñ*; im Mailändischen *quell* : *quij*, *quest* : *quist*, *cavell* 'capello' : *cavij* (Salvioni, Fonetica S. 63); in Grado (Venezien) *elo* : *ili*, *mondo* : *mundi* (Ascoli, Arch. glott. 14, 330). Vgl. des weiteren Nicolet (Antrona) S. 36; Spoerri (Valsesia) § 67; Gysling (Val Anzasca), Arch. Rom. XIII, 134 u. 140.

3. Intervokalisch *-k-*, *-p-*, *-f-*. — Wenn auf Grund der bisher behandelten Erscheinungen aus dem Vokalismus noch ein Zweifel an einem Zusammenhang zwischen der Mundart unserer Ortschaften und dem galloitalienischen Sprachtypus bestehen geblieben sein mochte, so wird dieser endgültig behoben durch einige Erscheinungen im Konsonantismus. Einer der bemerkenswertesten Unterschiede in der Entwicklung der norditalienischen und süditalienischen Mundarten besteht darin, daſs diese die stimmlosen lateinischen Verschluſslaute bewahren (*spika*, *sapone*, *rota*), während jene die galloromanische Stufe zeigen (*spiga* bzw. *spia*, *savon*, *roda*)[1].

Wo in Unteritalien, abgesehen von den weitverbreiteten Lehnwörtern aus dem Norden (*povero*, *arrivare*, *scudella*, *padella* usw.), statt der lateinischen Laute stimmhafte Konsonanten auftreten, kann man sicher sein, daſs es sich um galloitalienische Sprachinseln handelt. Dies ist der Fall in den galloitalienischen Kolonien Siziliens (*anaδa* 'annata', *urti<g>a* 'ortica', *saver* 'sapere'), ebenso in den galloitalienischen Ortschaften im Raume von Potenza (*kaδena*, *duménega*, *kavełi* 'capelli').

Diesen Lautstand zeigt auch Trecchina.

a) *t* > *δ*: *kręδa*, *fraδi* 'fratello', *fi̯aδu*, *jaδá* 'fiatare', *mariδu*, *spǫδá* 'sputare', *frittaδa*, *poδá* 'potare', *δiδu pǫ́lićə* 'Daumen' (aber *jíδitu* 'Finger': die süditalienische Form!), *sẹδi* 'sete', *araδu* 'aratro'. In der Partizipialendung *-aδu*, *-uδu*: *mariδaδu*, *tronaδu*, *spoδaδu*, *annaδu* 'andato', *kandaδu* 'cantato', *staδu*, *lambaδu*, *naδu*, *mətuδu* 'mietito', *təšuδu* 'tessuto', *ćərnuδu* 'vagliato', *vəstuδu*, *kušuδu* 'cucito', *vuḍḍuδu* 'bollito', *vəvuδu* 'bevuto', *sałuδu* 'salito', *savuδu* 'saputo'. In der Endung der 2. Pers. Pluralis: *kantaδə*, *annaδə* 'andate', *krəδiδə* 'credete', *dišiδə* 'dite', *siδə* 'siete', *aviδə* 'avete'. — Ausnahmen (mit süditalienischem Konsonantismus): *katęna*, *męta* 'bica', *fíkatu*, *rǫta*, *sęta*.

b) *k* (vor *a*, *o*, *u*) > *γ*: *pẹ́rtəγa*, *domẹ́nəγa*, *nẹ́vəγa*, *spiγa*, *mánəγu*, *diγu*, *moḍḍiγa* 'mollica', *mánəγa*, *stǫ́maγu*, *vǫmməγá* ('vomicare' = 'vomitare'), *fúoγu*, *foγuláriγu*, *affutəγá* 'rimboccare' (vgl. tarent. *affruticare* id.). Verlorengegangen ist der Reibelaut in *ordía* 'ortica'

[1] Die Toskana geht mit dem Süden (*ruota*, *fiato*, *cantato*, *creta*, *cantate*, *veduto*, *dito*, *cognato*, *ortica*, *fuoco*, *nevica*, *manica*, *sambuco*, *mollica*, *capo*, *sapone*, *ripa*, *coperta*, *sapere*, *capelli*, *cipolla*, *siepe* usw.; Wörter mit stimmhafter Konsonanz (*cabo*, *riva*, *strada*, *lido*, *dado*, *spada*, *spiga*, *lago*, *povero*, *arrivare* usw.) müssen aus Oberitalien (Bologna, Venedig), bzw. aus Frankreich eingedrungen sein; vgl. Pieri, Arch. glott. ital. XV, 369 ff.; Verf., La struttura linguistica dell'Italia S. 16; Bartoli, Atti della R. Acc. delle Scienze di Torino, vol. 75, estr. S. 20 ff., S. 40. — Anderer Meinung sind Merlo (It. Dial. IX, 18) und Bottiglioni (Arch. Rom. 21, S. 524).

(vgl. auch piem. *urtia, ortija*). Aus Nemoli habe ich nur *vruyə* 'erica' < brucu (ebenso in Rivello und S. Costantino). — Süditalienischen Konsonantismus zeigen: *sammuku, suká* 'succhiare'.

c) *p* > *v*: *saviðə* 'sapete', *savia* 'sapeva', *savuðu* 'saputo', *səvala* 'siepe' (südital. *sepala*, altgen. *sevala*), *kovę́rču, kánnəva* 'canapa', *sǫva* 'sopra', *kavu* 'gugliata' ('capo'). Aus Nemoli habe ich *kánnəvə, provana* (auch C, R) 'propaggine', *trívəćə* 'treppiede' (< *tripex statt tripes). — Süditalienischen Konsonantismus zeigen *sapǫnə, ćəpǫḍḍa*.

4. Vokal + *c* + *e* oder *i*. — Das Ergebnis von *c* in dieser Stellung in Unteritalien im allgemeinen, wie im besonderen in Lukanien ist *ć*: siz.-kalabr. *nući*, lukan.-kamp. *nǫćə* 'noce'; siz.-kalabr. *dići*, lukan. *dićə*, kamp. *rićə*. Von dieser Entwicklung hebt sich das Ergebnis in Trecchina (*š*) scharf ab: *nǫšə, vǫšə, mašiná, fę́ləša* 'felce', *sálišu, sorišu* < soricem, *púliša* < pulicem, *ę́ləšu* < ilicem, *vraša* 'brace', *diši* 'dice'[1]. Aus den anderen Ortschaften unserer Gruppe habe ich nur *vraša* R, *vraš* N 'brace'. Den gleichen Lautstand haben wir in der galloitalienischen Gruppe von Potenza: *nǫš, mašəná, fašia, fę́ləšə, sáləšə, sǫ́rəšu* usw. (ZRPh. 51, 264).

Die norditalienischen Mundarten haben in diesen Fällen *ž*, das nur im Auslaut zu *š* wird: gen. *mažiná*, piem. *mažnę́*, venez. *maženare* (AIS. K. 254), gen. *diže*, piem. *diš* 'er sagt' (ib. K. 384), gen. *taži* 'tu taci' (AIS. K. 1600). Auch in Trecchina dürfte ursprünglich *ž* bestanden haben. Da aber das Lautsystem Unteritaliens den Laut *ž* nicht kennt, erklärt es sich, daſs *ž* durch die stimmlose Entsprechung *š* ersetzt worden ist. Eine solche Entwicklung konnte um so leichter eintreten, als auch die sonstigen stimmhaften Laute des norditalienischen Lautsystems in unserem Ort vielfach durch die stimmlosen Laute ersetzt worden sind: *kadęna* > *katęna, rǫda* > *rǫta, sęda* > *sęta*. Vor allem ist statt des stimmhaften intervokalischen *s*, wie es in Oberitalien vorherrscht, in unseren Ortschaften allgemein stimmloses *s* eingetreten: *česi̯a* 'chiesa' (oberit. *ćęza*), *kasə* (oberit. *kaza*), *nasə* (lig. *nazu*, ven. *nazo*).

Abweichende, aber ebenfalls ganz unsüditalienische Entwicklung zeigen einige Verbalformen: *fajə* 'tu fai', *diji* 'tu dici', *fajęmu* 'noi facciamo', *fajiðə* 'voi fate', *fiji* 'feci', *faistə* 'facesti'. Die gleiche Entwicklung scheint vorzuliegen in *ajiervə* (N, R, C) 'mit unvollkommener Schale' (vom Ei) < acerbus. Auch dieses Resultat dürfte durch oberitalienische Sprachverhältnisse bedingt sein, vgl. piem. (P. 147, 156) *diji*, lig. (P. 177) *diji* 'du sagst' (AIS. K. 1695).

5. Intervokalisches *-si̯-*. — Die Entwicklung dieses Nexus hat in ganz Unteritalien (bis zur ungefähren Linie Cassino-Gargano) einheitlich zu *-s-* geführt: sizil. kalabr. *vasu*, otrant. *asu*, lukan. *vasə*, kamp. *vaso*, apul. *vasə, väsə* (AIS. K. 68) < basium.

---

[1] Dagegen zeigen süditalienischen Konsonantismus *krǫćə, -pi̯aćia* 'piaceva', *pǫ́rfićə* 'forbice', *aćitu, noćę́ḍḍa* 'nocciuola'.

Dieser Entwicklung entziehen sich nur die galloitalienischen Kolonien auf Sizilien: Novara *bažu*, Aidone *bažúŋ*, Sperlinga *bažó*, S. Fratello *bažáŋ* (AIS. K. 88) 'bacio' ('bacione')[1]. Ferner die Ortschaften der galloromanischen Gruppe bei Potenza: *bašə* 'bacio', *bašá* 'baciare', *kašu* < caseum, *kamiša* (mit *š* aus älterem *ž*). Dazu kommt nun Trecchina mit *vašu* < basium, *vašá* < basiare, *kamiša* < camisia, *pertušu* < pertusium. Auch in diesem Fall (wie bei der Entwicklung von macinare > *mašiná*) dürfte *š* auf einem älteren *ž* beruhen. Dies ist in der Tat die Lautstufe, die wir als Ergebnis unseres Nexus in einigen oberitalienischen Mundarten finden: ligur. *bažá*, nordpiem. (Ossola) *bažá*, tessin. *bažá*; anderwärts *-z-*, vgl. lomb. *bazá*, venez. *bazare*, emil. *bazär*. Vgl. dazu ZRPh. 51, 263.

6. Inlautendes *-ll-* und anlautendes *l-*. — Inlautendes *-ll-* ergibt in unseren Ortschaften *ḍḍ*: *gaḍḍu* T, *gaḍḍina* T, *moḍḍiya* T, *vuḍḍuδə* T 'bollito', *eḍḍa* C 'ella', *soręḍḍə* C 'sorella', *kapiḍḍə* N 'capelli', *kuoḍḍə* R 'collo', *ćipǫḍḍə* R 'cipolla'. Diesen Lautstand teilen unsere Ortschaften mit der süditalienischen Entwicklung, die für Sizilien, große Gebiete in Kalabrien, Lukanien und Apulien gilt. In Rivello, Nemoli und S. Costantino (dagegen nicht in Trecchina) nimmt auch der bestimmte Artikel an dieser Entwicklung teil, wenigstens in vorvokalischer Stellung: *ḍḍ'ape* 'l'ape', *ḍḍ'uvə* 'l'uva', *ḍḍ'ária* 'l'aria', *ḍḍ'aratə* 'l'aratro'[2].

Bemerkenswert ist nun aber, daß dieser Lautwandel in unseren Ortschaften im Gegensatz zur süditalienischen Entwicklung auch anlautendes einfaches *l* ergreift, wenigstens in Trecchina, d. h. in dem Ort, der die Kennzeichen des oberitalienischen Substrates am besten bewahrt hat: *ḍḍiettu* 'letto', *ḍḍęña* 'legna', *ḍḍəntsúolu* 'lenzuolo', *ḍḍinu*, *ḍḍana*, *ḍḍavá* 'lavare', *ḍḍəvatu* 'lievito', *ḍḍimitu* 'limite', *ḍḍęnə́nə* 'lendini'. — Auch in diesem Punkt ist die Übereinstimmung mit den galloitalienischen Kolonien auf Sizilien und der galloitalienischen Gruppe bei Potenza ganz eklatant. So haben wir z. B. in Piazza Armerina (Sizilien) *ḍana*, *ḍait* 'latte', *ḍašé* 'lasciare', *ḍarma* 'lacrima', *ḍibr* 'libro', *ḍuna*, *ḍunudí* 'lunedi', *ḍuzént* 'lucente' (Piazza a. a. O. 166)[3]. In Tito (Potenza): *ḍęŋwa* 'lingua', *ḍana*, *ḍupu*, *ḍǫpa* 'lupa', *ḍinu*, *ḍęña*, *ḍęnənə* 'lendini'[4].

Aus der gleichartigen Behandlung von inlautendem *-ll-* und anlautendem *l-* in den süditalienischen Mundarten, die auf norditalienischem Substrat beruhen, drängt sich die Schlußfolgerung auf, daß

---

[1] Vgl. noch in Piazza Armerina *bažé* < basiare, *kamiža*, *kreža* < ecclesia (F. Piazza, Le colonie e i dialetti lombardo-siculi S. 163).

[2] Diese Entwicklung des Artikels findet sich auch sonst gelegentlich in Süditalien, z. B. in Procida (*dd'ǫssə* 'le ossa'), Ischia (*dd'ęnnə* 'l'anno'), in Nordkalabrien (Ajeta, Verbicaro *ḍḍ'annə* 'l'anno'), in Apulien (Gargano, Molfetta *dd'annə*).

[3] Mit einfachem *ḍ*, entsprechend dem *ḍ*, das auch im Inlaut für *ll* aufzutreten pflegt: *štęḍa* 'stella', *jaḍina*, *tsivuḍa* 'cipolla' (Piazza a. a. O. 167).

[4] Mit dem gleichen einfachen *ḍ*, das auch für inlautendes *-ll-* erscheint: *kǫḍu*, *špaḍa* 'spalla' *yaḍina*; vgl. ZRPh. 51, 267.

anlautendes *l-* der norditalienischen Koloristen dem inlautenden *-ll-* artikulatorisch sehr nahegestanden haben muſs, d. h. daſs es mit stärkerem Stimmeinsatz gesprochen worden ist. Die Vorstufe zu der Entwicklung von anlautendem *l-* zu *ḍḍ* (später vereinfacht zu *ḍ*) finden wir in einem Ort der Provinz Messina, der die Entwicklung von *ll* > *ḍḍ* nicht mitgemacht hat, nämlich in Montalbano (westlich des galloitalienischen Novara), einem Ort, dessen Mundart (auf Grund persönlicher Erhebungen) starke Spuren eines galloitalienischen Substrates zeigt, vgl. *llima, lluna, llana,* entsprechend *kǫllu, gallina, bẹllura* 'donnola'[1]. Wir kommen auf Grund dieser Tatsachen zu der wichtigen Erkenntnis, daſs die Schwächung der Doppelkonsonanten in Oberitalien nicht sehr alt sein kann: wenigstens muſs *-ll-* noch von *-l-* geschieden gewesen sein, als die Auswanderungen nach Süditalien stattfanden[2].

7. Die *l*-Verbindungen. — Auch in der Entwicklung der *l*-Verbindungen sind einige auffällige Tatsachen festzuhalten. In ganz Unteritalien wird *-cl-* > *-čč-* : auricula > *ariččа, riččа, rẹččа.* Diese Entwicklung findet sich auch in Zentralitalien. Dagegen erscheint in Oberitalien (Piemont, Ligurien usw.) als Ergebnis ein stimmhafter Laut (piem. *urega, urija, uraǧǧa,* ligur. *uéga*), der folgende Entwicklung voraussetzt: *-cl-* > *-gl-* > *-ł-* (vgl. palea > ligur. *paga,* piem. *paja*). Dazu stimmt aufs genaueste in unseren Ortschaften *sǫłá* N 'sporcare' < *suculare, ferner *aóǧǧə* N 'ago' < *acucula. Nach süditalienischer Lautentwicklung hätten diese Wörter **soččá,* **aǫ́ččə* ergeben müssen.

Wie *-cl-* entwickelt sich in Unteritalien auch *-pl-* (vgl. caplum > *kačču,* copla > *kuččа*). Wenn wir nun in Rivello *stǫǧǧa* 'stoppia' < stupula finden, so paſst das wieder nicht zu der unteritalienischen Entwicklung, wohl aber zu den Verhältnissen in Oberitalien, wo das Ergebnis (südpiem., ligur.) *stuga* (AIS. K. 1461) ist[3]. Und der Form *stǫǧǧa* entspricht genau das von mir in Trecchina gehörte *ǫǧǧə* 'loppio' < opulus, das nach süditalienischer Entwicklung *ǫčču* bzw. *uočču* ergeben müſste. — Auch in diesem Fall besteht völlige Übereinstimmung mit der Sprache der galloitalienischen Kolonien auf Sizilien (vecla > *viega,* auricla > *au̯rẹga*) und der galloitalienischen Gruppe von Potenza (auricla > *rẹ́ga,* acucla > *gǫ́ga*). Vgl. ZRPh. 51, 264.

8. Apokopierung des Part. Perf. — Im Gegensatz zu den Infinitivendungen, die auf groſsen Gebieten Unteritaliens (besonders Lukanien, Kampanien, Apulien, Abruzzen) ihr *-re* verlieren (*kantá,*

---

[1] Es ist bekannt, daſs die gleiche Behandlung von anlautendem *l-* und inlautendem *-ll-* auch für andere Gegenden der Romania gilt, vgl. katal. *llet* 'latte', *llana, lluna, llengua* mit dem gleichen Laut wie in *gallina, castell.* Ebenso in Asturien: *lleite, llá* 'lana', *llúa, llingua* (wie *gallía, castello*).

[2] In der Tat ist auch in gewissen Mundarten Oberitaliens das Ergebnis von *-l-* ein anderes als das von *-ll-*, vgl. piem. *para* 'pala', *vora* 'vola' gegenüber *galiya, siula* 'cipolla'.

[3] Auch der Worttyp weist nach Oberitalien.

nəvəká, krédə), bleiben die Partizipialendungen *-ato* und *-uto* in Unteritalien erhalten (*kantatu, kridutu*). Apokopierung auch in diesem Falle kennen die galloromanischen Kolonien auf Sizilien. Dort heiſst es *kantá, ritinú* 'ritenuto', *ćamá* 'chiamato', *batedzá, tunú* < tondutu, *kuká* 'coricato'[1]. Die gleiche Apokopierung findet sich in den galloitalienischen Mundarten der Gruppe von Potenza; doch sind daneben noch die volleren Formen erhalten: *vəstú* neben *vəstuδə* (bzw. *vəsturə*), *truvá* neben *truvaδə* (*truvarə*), *vulú* neben *vulúδə* (*vulurə*), vgl. ZRPh. 51, 270. Zu diesen Verhältnissen stimmt genau die Entwicklung in Trecchina. Auch hier sind beide Formen nebeneinander gebräuchlich: *saná* neben *sanaδu* 'guarito', *truvá* neben *truvaδu, vənnú* neben *vənnuδu* 'venduto', *savú* neben *savuδu* 'saputo'. Und zwar stehen die apokopierten Formen vorzugsweise im Satzausgang. Diese Apokopierung der Partizipialendung, die in Süditalien sonst ganz unbekannt ist, entspricht wieder genau den norditalienischen Verhältnissen, vgl. piem. lig. lomb. *a truná*, venez. *ga toná*, emil. *al a trunẹ́* 'ha tuonato' (AIS. K. 397).

9. Lautentwicklung von *cognatus*. — Eine eigenartige Entwicklung zeigt cognatus in Trecchina: *čanatu*. Die Palatalisierung des anlautenden *c* ist höchst auffällig. Das Rätsel löst sich, wenn wir feststellen, daſs die gleiche Palatalisierung des Anlautkonsonanten auch in Oberitalien begegnet, und zwar im äuſsersten Norden des Piemonts (Antrona-Tal) *čiñó, čüñá* 'cognato'; desgleichen in den benachbarten Mundarten des Tessin: *čüñẹ́u̯* (AIS. K. 27). Sie findet sich dort auch in anderen Fällen, vgl. (aus dem Antrona-Tal) *čil* 'culo', *čirá* 'curare', *čina* < cuna (Nicolet S. 118). Man ersieht daraus, daſs *č* bedingt ist, durch den folgenden hellen Vokal, der sich aus *ū* (> *ü* > *i*) ergeben hat. Die in Trecchina übliche Form *čanatu* muſs also auf einem *cūgnatus beruhen, das in Oberitalien den Wandel von *ū* > *ü* mitmachte, vgl. piem. *küñá, kiñá*, lig. *küñọ́u̯*, lomb. *küñá*, emil. *küñá* (AIS. K. 27). Diese Form der oberitalienischen Kolonisten ist in Trecchina sekundär unter den Einfluſs des südital. *kanatu* (AIS. K. 27) geraten. Auch die galloitalienischen Ortschaften der Gruppe von Potenza haben *čenatu* (ZRPh. 51, 274), während die galloitalienischen Kolonien in Sizilien reinen *k*-Anlaut zeigen: Novara *kuñadu*, Sperlinga und Aidone *kuñá* usw.

Formenlehre.

10. Geschlechtsunterschiede. — Sehr aufschluſsreich für die Erkennung eines oberitalienischen Substrates ist das Geschlecht von sal, mel und fel. Diese drei Wörter haben in Oberitalien weibliches Geschlecht. Von der Toskana ab südlich erscheinen diese Wörter da-

[1] Die besonders in Piazza Armerina und Aidone begegnende Endung *-ait* (*truvait, anait, štait*) ist eine Analogiebildung nach *fait* < factu; von hier ist es auch zur Bildung von *-uit* (*vuluit, finuit*) gekommen. Vg. Meyer-Lübke, Ital. Gramm. § 407.

gegen mit männlichem Geschlecht, vgl. die Karten 1009, 1159 und 140 des AIS. Eine Ausnahme bilden nur die galloitalienischen Kolonien auf Sizilien sowie die Ortschaften der Gruppe von Potenza (vgl. ZRPh. 51, 271).

	sal	mel	fel
S. Fratello	*la sẹu̯*	*la mi̯ẹu̯*	*la fi̯ẹu̯*
Sperlinga	*a sau̯*	(*u mẹli*)	*a fi̯ẹu̯*
Aidone	(*u sau̯*)	(*u miu̯*)	*a fẹu̯*
Novara	(*u sa*)	(*u mẹi̯*)	*a fẹi̯*
Picerno	*la sala*	*la mẹla*	*la fẹla*
Potenza	*la sala*	*la mẹla*	*la fẹlə*
Tito	*la sala*	*la miẹlə*	*la fiẹlə*

Auch in unseren Dörfern gilt weibliches Geschlecht für fel und sal: weibliches *fẹlə* konnte festgestellt werden in Trecchina, Nemoli, Rivello, ja sogar noch in Lauria; weibliches *salə* in Nemoli, S. Costantino und Rivello; dagegen zeigt mel überall männliches Geschlecht.

11. Auffällige Plurale. — Während in ganz Unteritalien (wie auch in Zentralitalien) die Plurale von ŏvum und ŏssum die alte neutrale Form fortsetzen (*ǫva, ǫssa*), zeigen die oberitalienischen Mundarten die analogische Form *ŏvi und *ŏssi, vgl. ven. *i ovi*, lomb. *i öf*, piem. *i öf*. Dazu stimmen die Verhältnisse in den oberitalienischen Kolonien Siziliens, z. B. Sperlinga *l'uovi, l'ǫši*, Novara *l'ovi, l'u̯ossi*. Auch in den Ortschaften der Gruppe von Potenza liegt dem Plural von ŏvum die Form *ŏvi zugrunde: (Tito, Potenza) *úovə*, (Picerno) *ǫvə*. Und ebenso hat Trecchina *úovə* < *ŏvi und *úossi* < *ŏssi.

12. Stellung des Possessivpronomens. — Bei Verwandtschaftsbezeichnungen gilt für ganz Unteritalien[1] die enklitische Stellung des Possessivpronomens. Dagegen zeigen die Ortschaften der Gruppe von Potenza die in Zentral- und Oberitalien übliche Stellung, z. B. in Potenza *mi fra, ta marirə* 'tuo marito', *ta kai̯natə* 'tuo cognato'; in Tito *mi núǫra, mi siri* 'mio padre', *tǫ fra* usw. (ZRPh. 51, 271)[2]. Ebenso ist es in unseren Ortschaften.

Trecchina: *mẹ mariδu, mẹ nǫra, mẹ súǫyru, mẹ fiła, tǫ sorẹḍḍa* 'tua sorella', *tǫ fraδi*.

---

[1] Mit Ausnahme der Gebiete, die erst im Mittelalter neuromanisiert worden sind: Südkalabrien und Sizilien. Hier sagt man *mẹ fiǧǧu, tǫ frati* usw.

[2] In den galloitalienischen Kolonien Siziliens haben wir ebenfalls *tǫ fra, sǫ ma* 'sua madre', doch steht diese Stellung nicht im Widerspruch mit dem sizilianischen Sprachstand, da im Zuge der mittelalterlichen Neuromanisierung sich in ganz Sizilien die Stellung einbürgerte, die in der literarischen 'lingua aulica' üblich war.

Nemoli: *mi̯ẹ maritə, mi̯ẹ nọra, mi̯ẹ δọnna* 'mia suocera', *mi̯ẹ kai̯natə* 'mio cognato'.

Rivello: *mi̯ẹ fratieḍḍə* 'mio fratello', *mi̯ẹ kajənatə, sọ tsiə*[1].

13. Personalpronomen. — In dem Gebrauch des betonten Personalpronomens der 1. und 2. Person unterscheiden sich die Ortschaften der Gruppe von Potenza (wie ZRPh. 51, 272 festgestellt worden ist) dadurch von den Verhältnissen des übrigen Lukanien, daſs sie nicht auf mē, tē beruhen, sondern auf mihi, tibi: *ku mmi* 'con me', *a tti* 'a te'. Diese Formen gelten auch bei den Galloitalienern Siziliens, z. B. in Sperlinga *vi̯eǧu ku̯ant^a mi* 'vecchio come me' (AIS. K. 54). Den gleichen Sprachgebrauch treffen wir auch in unseren Ortschaften: *ku mmi, ku tti, a mmi, də ti*. Da mihi und tibi gerade für Oberitalien charakteristisch sind[2], wird man auch in diesem Fall Fortwirken des galloitalienischen Substrates annehmen dürfen.

Verbalflexion.

Im folgenden sei für die wichtigsten Verben einiges aus der Verbalflexion zusammengestellt.

14. „restare".

Ind. Pr. *rẹ́stu, riestə, restámu, restáδə, rẹ́stanu*; Impf. *restáva*; Pass. rem. *restájə, restásti, restẹ́, restẹ́mu, restástəδə, restẹ́nu*; Cond. *restẹ́ra, restieri, restẹ́ra, restẹ́ramu, restierəδə, restẹ́ranu*; Part. Perf. *restaδu*; Inf. *restá*.

15. „dare".

Ind. Pr. *dọ́ŋgu, dájə, dá, dámu, dáδi, dánu*; Impf. *dáva*; Pass. rem. *dievi, dástə, dẹ́, dẹ́mu, dástəδə, dẹ́nu*; Part. Perf. *dáδu*; Inf. *dá*.

16. „stare".

Ind. Pr. *stọ́ŋgu, stájə, stá, stámu, stáδi, stánu*; Impf. *stáva*; Pass. rem. *stieδi, staisti, stẹ́ttə, stẹ́mu* (auch *stẹ́ttimu*), *stástəδə* (oder *staistəδə*), *stẹ́nu* (oder *stẹ́ttunu*); Part. Perf. *stáδu*; Inf. *stá*.

17. „andare".

Ind. Pr. *váγu, vái, vá, annámu, annáδə, vánu*; Impf. *annáva*; Pass. rem. *annájə, annásti, annẹ́, annẹ́mu, annástəδə, annẹ́nu*; Cond. *annẹ́ra*; Part. Perf. *annáδu*; Inf. *anná*.

18. „avere".

Ind. Pr. *áǧǧu, ájə, á, avẹ́mu, avíδə, ánu*; Impf. *avia* 1, *avívə* 2, *avia* 3, *aviemu* 4, *avivəδə* 5, *avianu* 6; Pass. rem. *ieppi, avistə, ẹ́ppə, ẹ́ppimu, avístəδə, ẹ́ppinu*; Part. Perf. *avúδu*; Inf. *avẹ́*.

---

[1] Auch in dem benachbarten Lauria, das nur ganz vereinzelte galloitalienische Merkmale aufweist (vgl. *a fẹlə* 'ił fiele') herrscht diese Stellung: *tọ fratiḍḍə, mia surẹḍḍa*.

[2] Vgl. piem. *da ti* 'da te', ligur. *veǧu kume mi* 'vecchio come me' (AIS. K. 54), tessin. *ne mi ne ti* (It. Dial. 12, 4).

19. „essere".

Ind. Pr. *sǫ, si, ę, sǫmu, síδə, sonu*; Impf. *ęra, ieri, ęra, ęramu, ierivi, ęranu*; Pass. rem. *fúji, fústə, fú, fǫ́mu, fústəδə, fǫ́nu*; Part. Perf. *stáδu*.

20. „sapere".

Ind. Pr. *sáćću, sájə, sa, savęmu, savíδə, sánu*; Impf. *savía*; Pass. rem. *sieppi, savístə, sęppə, sęppimu, savístəδə, sęppinu*; Part. Perf. *sáppətu* und *savúδu*; Inf. *savę*.

21. „potere".

Ind. Pr. *pǫ́ttsu, púojə, pǫ, pǫtęmu, pǫtíδə. pǫ́nu*; Impf. *pǫtía*; Pass. rem. *púotti, pǫtístə, pǫ́ttə, pǫ́ttəmu, pǫtístəδə, pǫ́ttənu*; Part. Perf. *pǫtúδu*.

22. „volere".

Ind. Pr. *vúołu, vúojə, vǫ, vǫlęmu, volíδə, vǫ́nu*; Impf. *vǫlía*; Pass. rem. *vúotsi, vǫlístə, vǫ́tsə* (auch *vǫ́ttə*), *vǫ́tsəmu, vǫlístəδə, vǫ́ttsənu* (auch *vǫ́ttənu*); Part. Perf. *vǫlú*(*δu*).

23. „vedere".

Ind. Pr. *vęγu, víδə, vęδə, vəδęmu, vəδíδə, vęδinu*; Impf. *vəδía*; Pass. rem. *vítti, vəδístə, vęttə, vęttimu, vəδístəδə, vęttənu*; Part. Perf. *vístu*.

24. „tenere".

Ind. Pr. *tieŋgu, tienə, tienə, tənęmu, təníδə, tienənu*; Impf. *tənía*; Pass. rem. *tínni, tənístə, tęnnə, tęnnimu, tənístəδə, tęnnənu*; Part. Perf. *tənúδu*.

25. „bere"

Ind. Pr. *vęvu, vívi, vęvə, vəvęmu, vəvíδə, vęvənu*; Impf. *vəvía*; Pass. rem. *víppi, vivísti, vęppə, vęppəmu, vivístəδə, vęppənu*; Part. Perf. *vəvú*(*δu*).

26. „venire".

Ind. Pr. *vieŋgu, vienə, vienə, vənęmu, vəníδə, vienənu*; Impf. *vənía*; Pass. rem. *vínni, vənísti, vęnnə, vęnnimu, vənístəδə, vęnnənu*; Cond. *vənęra*; Part. Perf. *vənúdu*.

27. „sentire".

Ind. Pr. *sęndu, siendə, sęndə, səndęmu, səndíδə, sęndənu*; Impf. *səndía*; Pass. rem. *səndíji, səndístə, səndí, səndímu, səndístəδə, səndínu*; Part. Perf. *səndú*(*δu*); Inf. *sęndə*.

28. „salire".

Ind. Pr. *sáłu, sáłi, sáłə, sałęmu, sałíδə, sáłənu*; Impf. *sałía*; Pass. rem. *sałíji, sałístə, sałi, sałímu, sałístəδə, sałínu*; Part. Perf. *sałú*(*δu*); Inf. *sáłə*.

29. „morire".

Ind. Pr. *múoru, múori, múorə, moręmu, mọridə, mọ́rənu*; Pass. rem. *mọ́rsi, moristə, mọ́rsə, mọ́rsəmu, mọristədə, mọ́rsənu*; Part. Perf. *mọ́rtu*; Pl. *múorti*.

30. „uscire".

Ind. Pr. *iesku, ieši, iešə, šęmu, šídə, iešinu*; Impf. *šía*; Pass. rem. *šívi, šístə, ší, šímu, šístədə, šínu*; Part. Perf. *šú(δu)*; Inf. *ší*.

31. „cadere".

Ind. Pr. *káu, káδi, káδə, kaδęmu, kaδiδə, káδənu*; Impf. *kaδía*; Pass. rem. *kaδíjə*; Part. Perf. *kaδú(δu)*.

32. „perdere".

Ind. Pr. *pę́rdu, pierdi, pę́rdə, pərdęmu, pərdíδə, pę́rdənu*, Impf. *pərdía*; Pass. rem. *pərdiji* (auch *piersi*), *pərdístə, pərdí* (auch *pę́rsə*), *pę́rsəmu, pərdistədə, pərdínu* (auch *pę́rsenu*); Part. Perf. *pę́rsu* oder *pərdú(δu)*.

33. „credere".

Ind. Pr. *kręyu, kríδə, kręδə, krəδęmu, krəδíδə, kręδənu*; Impf. *krəδía*; Pass. rem. *krísə, krəδístə, kręsə, kręsimu, krəδístədə, kręsinu*; Part. Perf. *kręsu*; Inf. *kręδə*.

34. „intendere".

Ind. Pr. *ndę́nnu, ndienni, ndę́nnə, ndənnęmu, ndənnídə, ndę́nnənu*; Part. rem. *ndísi, ndənnístə, ndę́sə, ndənnímu, ndənnístədə, ndę́sənu*; Part. Perf. *ndę́su*; Inf. *ndę́nnə* 'sentire'.

35. „fare".

Ind. Pr. *fáttsu, fájə, fá, fajęmu, fajídə, fánu*; Impf. *faía*; Pass. rem. *fíji, faístə, fę́, fę́mu, faístədə, fę́nu*; Cond. *fęra*; Part. Perf. *fáttu*; Inf. *fá*.

36. „dire".

Ind. Pr. *díyu, díji, dišə, dišęmu, dišídə, díšinu*; Impf. *dišía*; Pass. rem. *díssi, dišístə, dę́ssə, dę́ssəmu, dišistədə, dę́ssənu*; Part. Perf. *díttu*.

37. „cogliere".

Ind. Pr. *kúołu, kúołi, kúołə, kọłęmu, kọłídə, kúołinu*; Impf. *kọłía*; Pass. rem. *kúotsi, kọłístə, kọ́tsə, kọłímu, kọłístədə, kọ́tsənu*; Part. Perf. *kọ́tu* (oder *kọłúδu*); Inf. *kúołə*.

38. „scegliere".

Ind. Pr. *ssúołu, ssúołi, ssúołə, ssọłęmu, ssọłíδə, ssúołinu*; Pass. rem. *šəłivi* (oder *šíetsi*), *šəłístə, šę́tsə, šəłímu* (oder *šę́tsimu*), *šəłístədə, šəłínu* (oder *šę́tsinu*); Part. Perf. *ssọ́tu*; Inf. *ssúołə*. — Die meisten Formen beruhen auf Kreuzung von exeligere und colligere (vgl. unten S. 107).

Wortschatz.[1]

affutəyá 'rimboccare'; vgl. tarent. *affruticare*, nordkalabr. *affruticare* (Diz. I, 72), gallosizil. (S. Fratello) *afritigher* (Studi glott. ital. II, 250) id.

agręna f. 'resta della spiga'.

agušša (R), *avǫšša* (C), *aǫšša* (N), *ǫcca* (T) f. 'ago'. Das süditalienische Wort (von Sizilien und Südkalabrien abgesehen) ist acus; dagegen herrscht *acucula in Oberitalien: piem. *agüća*, lomb. *guga*, gen. *agóga*, gallosizil. (Piazza Arm.) *aoggia* (Roccella S. 45).

aguššatə (N), *gułaδa* (T) f. 'pungolo' < virga aculeata. Das Wort findet sich auch in dem benachbarten Maratea (*vułata*), ferner in S. Chirico Raparo (*gułata*), dem nächsten Atlaspunkt in östlicher Richtung (AIS. K. 1243). Das spricht für Ausstrahlung des Wortes aus dem galloitalienischen Kolonisationszentrum. Sonst ist das Wort für Unteritalien nur aus Sizilien zu belegen, nicht nur aus den galloitalienischen Kolonien: (Novara) *gułada*, (Sperlinga) *gušaδa*, (S. Fratello) *ušera*, sondern auch aus anderen Gegenden: *uššata* (P. 819, 821, 826, 846, 896), *gułata* (P. 844, 845). Die eigentliche Area dieses Worttypes ist Oberitalien (REW. no 125).

agurę́ćəna (T), *avulę́ćənə* (R) f. 'susina', 'prugna'; vgl. salern. *au̯lę́cəna*, kalabr. *au̯wę́ćənə*, abruzz. *lécena* id. < (pruna) *ulicina (REW. no. 9034a).

ajiervə (CNR) ag. 'imperfetto', 'col guscio molle' (dell'uovo) < acerbus; vgl. tosk. *ǫvo ćę́rbo* id. — Zur Lautentwicklung s. S. 89.

aku̯ə (N) f. 'ago piccolo'; *aku̯o-sakkoralə* (R) 'ago da sacchi'. Vgl. irpin. *aqua* 'ago' (Nittoli).

ammortá 'spegnere'; vgl. piem. *murtá*, andererseits lukan. nordkalabr. *ammortá*, gallosiz. (S. Fratello) *amurter* id. Wohl nördlicher Provenienz.

áŋgwəra f. 'amo'; die nächstverwandte Form ist gallosiz. (Piazza Arm.) *ánguli* 'amo' (Rosella 44).

anná 'gehen' (vgl. § 17). Weist nach dem Norden; das süditalienische Verbum ist ire.

arḭalə m. 'crivello da aia'; vgl. irpin. *airale* < areale (cribrum).

armániu (T), *armáñə* (R) m. 'animale selvatico'.

aspa (T), *ašpə* (C) 'aspo', 'matassaio'. Vgl. piem. lig. *aspa* id. Das süditalienische Wort ist *matassaru*. Nur Sizilien hat *aspa*, *naspa*; die Gallosizilianer (Sperlinga) *aspa*, (Aidone) *ašpa*; ebenso findet sich *našpa* in der galloitalienischen Mundart von Picerno. Da nach den Aufnahmen des AIS *aspa* bzw. *naspa* nur im nordöstlichen Sizilien vorkommt (Gebiet der galloitalienischen Kolonisten), dürfte es durch die galloitalienische Einwanderung bedingt sein.

attsa f. 'matassa', 'filo intorno all'arcolaio'; vgl. kalabr. *attsa* 'pezzo di filo', irp. *azza* 'lino o canapa filata'.

bału (T), *bašša* (CNR) m. 'rospo'. Das Wort greift hinüber in die Mundarten des benachbarten Cilento: (Torre Orsaia, Roccagloriosa) *vału*,

[1] Abkürzungen für die einzelnen Ortschaften: C = S. Costantino; L = Lauria; N = Nemoli; R = Rivello; T = Trecchina. Wörter ohne Ortsangabe gehören der Mundart von Trecchina an. — Diz. = Rohlfs, Dizionario dialettale delle Tre Calabrie.

(Camerota) *gụału*, (Ascea) *bału*. Norditalienisches Wort, vgl. gen. *bağu* piemont. *bağ, babi, bábịu* (AIS. K. 455). Auch in der Nähe der gallo-italienischen Kolonien Siziliens, z. B. in Roccella Valdemone *bağğu* id.

bẹkkə (R) m. 'mento'; vgl. nordapul. (Spinazzola) *bẹkkə* 'mento col pizzo', valtell. (Bormio) *bẹk* 'mento' (AIS. K. 115).

bọ́χχera f. 'bolla di sapone'; vgl. kalabr. *bọ́χara* id. (Diz.)

ćẹ́kuli pl. 'ciccioli'; vgl. kamp. *ćíkuli* id. (AIS. K. 996), nordkal. *ćíkuli* id.

ćẹ́lastru m. 'agrifoglio'. Entspricht dem in der benachbarten kalabresischen Zone (Laino) belegten *ćéğğastru, ćiğğastru* id., das mit dem bei Theophrast belegten *κήλαστρον* 'agrifoglio' identisch sein dürfte. Vgl. noch süd-kalabr. *attsíjastru, astriḍḍittsu*, bovagriech. *attsiḍḍastru* 'agrifoglio' < **ὀξυ-κήλαστρον* (Verf., Scavi linguistici nella Magna Grecia S. 16).

ćẹ́łastru m. 'biscia d'acqua'. Vgl. nordkal. (Tortora) *ćéłastru* id. — Vermutlich griechischen Ursprungs, vgl. kalabr. *χélandru, jélandru, léχandru* id. < *χέλυδρος*; andererseits nordkalabr. *éğğənə*, lukan. (Maratea) *ẹ́łina* id. (Verf., Scavi ling. S. 65).

ćẹ́rminu m. 'comignolo'; vgl. salern. *ćérminu* id. < *celmen (statt culmen)?

ćikúorịu (T), *uḍḍəγúolə* (N), *ḍḍəddəγúolə* (R), *ḍḍuḍḍúolə* (C) m. 'lucertolone', 'ramarro'. In der galloitalienischen Gruppe von Potenza heißt die Smaragdeidechse *lavọru, ḍḍavúorịə, ḍḍavọrə, lavúorə* (ZRPh. 51, 274). Dem entspricht in der Ätna-Gemeinde Bronte, wo sich starke gallo-italienische Spuren zeigen, *lavọ́rịu* in der gleichen Bedeutung. Es ist ein typisch oberitalienisches Wort, vgl. piem. *laieul* (Levi 153), piem. *lagö, lajö, laviö*, ligur. *lagö, lajö*, lomb. *ligör, lingor* id. (AIS. K. 450). Die verschiedenen Formen lassen als Grundlage ein *ligŏriu oder *lagŏriu erkennen, das mit dem von Plinius aus Oberitalien genannten vermutlich keltischen languria 'Art Eidechse' (vgl. lomb. *lingor*) verwandt sein dürfte.

ćissə (N) m. 'edera'; vgl. nordkal. *ćissu*, luk. *ćissu*, salern, *ćissu* id. < *κισσός* id. (EWUG. no 1008).

ćítrinu 'giallo'; vgl. nordkalabr. *ćítrinu*, salern. *ćítrinu* id. < *κίτρινος*.

čanatu m. 'cognato'; vgl. oben S. 92.

čandzọnə m. 'castagno giovane'; vgl. kalabr. *prantsune* 'arboscello' < *plantione (vgl. franz. *plançon*).

ḍḍarávətə (C) av. 'lassù' ('là-alto').

ḍḍiekuvu m. 'citiso' (Cytisus Laburnum). Identisch mit lomb. *ègol, èghel, ìghel, ègano*, venez. *ègano, èghelo, jegol, viegol* 'citiso' (Penzig S. 158), trent. *éghel, égan, égolo* 'citiso' (Pedrotti-Bertoldi S. 123). Das Wort ist sonst südlich des Appennin unbekannt. V. *ẹ́lika*.

ḍḍisu 'poco cotto' (del pane); vgl. altmail. altberg. *liso* 'ungesäuert' < alisus (REW. no 346a). Sizil. (von mir in Biancavilla notiert) *lisu* 'non lievitato' dürfte mit dem galloitalienischen Kolonisationszentrum in Zusammenhang stehen.

ddonna f. 'suocera'; vgl. kalabr. *dọnna* id., andererseits piem. *madọna*, lomb. *madona*, venez. *madọna* id. Das gedehnte *dd* kehrt wieder bei den Bovagriechen in Kalabrien *maddọnna* 'Stiefmutter'.

δẹ́lika f. 'erica'; vgl. nordkal. *diélikə* f. id.

ðəmətalə (R) m. 'soglia della porta'. Vgl. altgen. *limedal,* altberg. *l'umedal* (Lorck 115), valtell. *limedal* (AIS. K. 879) id.; andererseits auch südapul. *limmitale* id. (AIS. K. 879).

ðiðu-pǫ́ličə m. 'pollice'; vgl. piem. *di pǫli,* lig. *di-pǫ́ri̯u,* tosk. *dito pǫliše* id. (AIS. K. 154). Die süditalienische Bezeichnung für Finger ist *jiðitu;* vgl. andererseits im Gallosizilianischen (Sperlinga) *ðiðu,* in der galloitalienischen Gruppe von Potenza *ðiðu* (ZRPh. 51, 273).

ðoi̯talə (N), *dǫjitalə* (R) m. 'ditale'.

dzindziva f. 'gengiva'; vgl. bei den Galloitalienern auf Sizilien (Sperlinga) *dzəndziva,* (Novara) *dzəndziya,* piem. *zanziva, dzandzüva,* lig. *dzandzia* id. (AIS. K. 110). Unteritalien zeigt andere Lautformen.

ẹlika (N) f. 'citiso'; v. *ḍḍiekuvu.*

ẹrsu ag. 'non coltivato'; vgl. kal. *χersu, jersu, jiersu* id. < *χέρσος* 'incolto'.

fajiḍḍǫnə (R) m. 'castagno giovane'; vgl. kal. *faiḍḍuni* 'ramo giovane', *hajillune* 'castagno giovane' (Diz.), siz. *faiḍḍuni* 'pollone' (Traina). Abl. von f a g u s.

faŋgǫttu m. 'fagotto'.

fẹḍḍənə (R) m. 'castagno molto giovane'. Wohl Vermischung von *fajiḍḍonə* 'castagno giovane' und nordkal. (Ajeta, Laino, Papasidero) *fẹḍḍaru* 'tiglio' < **φίλυρον* (agr. *φιλύρα*) id.

fəlúni̯a f. 'diaframma dell'uovo'.

fərrújinə pl. 'castagne lesse'; vgl. lomb. *ferüdi,* südpiem. *früvẹ* id. (AIS. K. 1294).

frúskulu m. 'fiocco di neve'.

fukaña f. 'focolare'; vgl. luk., apul. *fukaña* id. (AIS. K. 931), luk. (Picerno, Tito) *fuyaña* 'cucina', altprov. *foganha* 'Küche'.

gaǵǵana (C, N, R) f. 'gazza', 'ghiandaia'. Dieser Worttyp sonst nur in Oberitalien, vgl. lig. *gazaŋna,* südpiem. *gazaŋa* 'ghiandaia' < *g a j a n a.

gaǵǵǫla v. *kanǵǫla.*

gálatru m. 'avena selvatica'; vgl. kal. *gálatru,* salern. *gálatro,* luk. *gálətrə,* röm. *kálatru* (AIS. K. 634); v. *ləgardə.*

gálvi̯a (L) f. 'pioppo bianco'; vgl. piem. *albra, arbra,* lig. *aibra,* lomb. *álbara* 'pioppo' (AIS. K. 585). Auch in den galloitalienischen Kolonien Siziliens: S. Fratello *jérbara,* Piazza Arm. *aubra* 'pioppo'. Zum *g*-Vorschlag, vgl. Verf., Diz. I, 35.

gárəvu m. 'buco in un albero'. Sicher identisch mit südpiem. *garp,* ligur. *garbu, gẹrb* 'buco' (AIS. K. 857), südpiem. *garb,* lig. *garbu* 'hohl' [vom Baum] (AIS. K. 534); bei den Galloitalienern Siziliens (S. Fratello) *yerb* 'hohl' (vom Baum), (Novara) *garbudu* id (AIS. K. 534). In dem sizilianischen Mandanice (in der Nähe der galloitalienischen Kolonien) *k^g^arbu* 'buco in un albero'. Das oberitalienische Wort setzt sich fort in die provenzalischen Alpenmundarten: *garbo* f. 'tronc d'arbre creux' (Mistral II, 22). Die Verknüpfung mit dem germanischen Stamm k e r b (REW. 4690 und Gamillscheg, RG. II, 146) ist nicht überzeugend. Eher vorrömisch[1].

---

[1] Hierher gehört auch piem. *garbíŋ, gŭrbíŋ* 'Bienenstock' (AIS. K. 1157), piem. *garbín, ghərbín* 'truogolo' (Levi, Diz. etim. piem. 136).

gariłu (T), *variłə* (N) m. 'gheriglio della noce'. Die Formen wurden spontan genannt, ohne daſs beim Abfragen das ital. *gheriglio* (in Unteritalien ein ziemlich unbekanntes Wort!) gebraucht wurde. Auch bei den Galloitalienern in Sizilien: (S. Fratello) *gariğğ* 'spicchio' (Arch. glott. 8, 421), (Piazza Arm.) *gariggh* 'gheriglio' (Roccella); ferner in dem sizilianischen Bronte (das ein deutliches galloitalienisches Substrat erkennen läſst) *gariłu* 'gheriglio'. Ein oberitalienisches Wort, vgl. piem. *garij*, emil. *garǫ́j* 'gheriglio della noce' (AIS. K. 1300). — In T bezeichnet *gariłu* auch eine Art Pilz.

garvutaδu 'vuoto dentro'; s. o. unter *gárəvu*.

gattapañǫtta v. *rattapañǫtta*.

gǫ́ddələ (R) ag. f. 'senza corna' (della capra); vgl. lukan. *krapa guḍḍa*, kal. *krapa gulla* 'Ziege ohne Hörner'. Wohl zu altgriech. κόλος 'ohne Hörner'.

gruγulẹγə (R) m. 'gufo'; vgl. kal. *gurguligu*, *gruguliju*, luk. *grugulegu* 'Käuzchen'. Zu ngr. (Arkadien) γούργουλας 'Art Eule' (EWUG. no 459).

gułaδa v. *aguğğatə*.

gųínnaru (T), *wínnələ* (N) m. 'arcolaio', 'guindolo'. Worttyp herrscht sowohl in Oberitalien wie in unserer Gegend (Lukanien, Kampanien, Apulien). Bei den Galloitalienern Siziliens: (Novara) *jínniru* (Stud. glott. 8, 48), (Nicosia) *ghindu*, (S. Fratello) *vinu* (ib. 2, 267) id.

gunǫčču m. 'ginocchio'. Das *u*- der Vortonsilbe entspricht dem in Unteritalien weitverbreiteten Typ *gonuculu oder gŭnuculu (vgl. ZRPh. 57, 452), während der Vokalismus des Tonvokals den Einfluſs norditalienischer Lautverhältnisse erkennen läſst (vgl. o. S. 86f.). Vgl. auch *nučč*.

ğğifa (R), *ğğifə* (N) f. 'zolla' < osk. *glefa (lat. gleba). Die lateinische Form lebt als *łiva* im benachbarten Maratea, ferner im Cilento (ZRPh. 57, 441) und teilweise in Südlukanien (S. Chirico Raparo *łẹva*). Sonst herrscht in unserer Gegend meist die oskische Lautform: nordkal. *łefa*, lukan. *ğğẹfə* (Lausberg S. 185). Das Wort ist auch oberitalienisch, z. B. piem. (P. 176) *ğiva* id. (AIS. K. 1420).

inda prp. 'in', *inda l'ǫrtu* (T) 'nell'orto', *ində kasə* (R) 'nella casa'; vgl. im Cilento *inda la kasa* 'nella casa' (ZRPh. 57, 439).

karrattsu 'ramo sottile di castagno' (T), *karrattsə* (R) m. 'bastone', 'palo'; vgl. im Cilento *karrattsu* 'palo da vite' < χαράκιον (ZRPh. 57, 452).

kasẹ́ndulu (T), *sakrẹndə* (N) m. 'lombrico' (Plural in T: *kasienduli*); vgl. lukan. (Maratea) *kasẹndru*, (Lauria) *kasandru*, kal. *kasẹ́nteru* < dorisch γᾶς (γῆς) ἔντερον id.

kátika (L) f. 'stiva dell'aratro'; vgl. nordkal. (Ajeta) *kátika*, südkal. *kata* id. (Diz.). Wohl griechischen Ursprungs.

kavañə (R) m. 'paniere'. Auf Sizilien bei den Galloitalienern: (Aidone, Piazza Arm.) *kaváñ*, aber auch in rein sizilianischen Mundarten (Vita, Baucina, Calascibetta) *kaváña* 'Körbchen, mit dem die ricotta geformt wird'. Identisch mit piem. lomb. *kaváñ* 'Art Korb'.

kavu m. 'gugliata' < caput. Der Konsonantismus ($p > v$) erweist das Wort als norditalienisch, vgl. venez. *cao* (< *cavo*) 'capo', ital. (< nordit.) *cavo* 'Kabel'. Semasiologisch dagegen zu kalabr. *capu di filu*, kamp. *capo di filo* 'gugliata' stimmend.

kęšu m. 'mascella' < *capsu bzw. *capseu. Das Wort ist in dieser Bedeutung bisher nirgends aus Italien nachgewiesen. Es entspricht genau südfranz. katal. *queix* 'Kiefer', port. *queixo* 'Kinnbacken'. Da die Lautgestalt von *kęšu* norditalienische Entwicklung erkennen läſst[1], ergibt sich, daſs der Worttyp *capsu bzw. *capseu als Fortsetzung der iberoromanischen-südfranzösischen Wortzone einst auch in Oberitalien bodenständig gewesen sein muſs.

kǫḍḍá 'salire'; vgl. kors. *kullà* 'salire', kal. *kollare, koḍḍare* 'tramontare', siz. *kuḍḍari* id. Ableitung von *collis* 'Hügel' (vgl. *tramontare*).

kǫ̂ḍḍaru (Maratea) m. 'fusaggine' (Evonymus europaeus), wohl identisch mit ligur. *còlaro, còllaro,* Veltlin *còller,* trent. *còler* 'Haselnuſsstrauch' (Penzig 141, Pedrotti-Bertoldi 111) < *colurus aus älterem corylus. In Süditalien scheint das Wort sonst nicht fortzuleben, vgl. aber den Ortsnamen *Corleto* (Potenza).

kǫstiñu m. 'fiscella da ricotta'; vgl. kalabr. *kustiñu* id.

kǫttsə (R) f. 'truogolo'; vgl. lukan. (Maratea) *kǫttsa,* nordkal. (Verbicaro) *kǫttsa* id.

krapiúolu (T), ***krapi̯úolə*** (R) m. 'corrente da tetto' < capreolus. Aus Italien in dieser Bedeutung bisher nicht nachgewiesen; vgl. rum. *căprior* 'Dachsparren'.

kręšə 'spazzare'; vgl. kal. *krišərə* 'vagliare' < crescere. In der Bedeutung 'fegen' bisher nirgends nachgewiesen. Etappen des Bedeutungswandels: 'vermehren' > 'auf einen Haufen bringen' (> 'vagliare' bzw. 'scopare').

krəšęntə (C, T), ***krəšęntə*** (L) f. 'scopa'; vgl. bei den Galloitalienern in Sizilien (Novara) *krišenti,* (S. Fratello) *krəšdint* 'Tennensieb', vereinzelt auch in Kalabrien *krišęntə* m. 'vaglio da grano', südluk. *krəššęnd* f. 'radimadia' (Lausberg S. 214) < crescentem.

krəšətura f. 'spazzatura'.

krǫćća (N, T) f. 'gruccia'; vgl. kal. luk. *krǫćća,* piem. *krosa* id.

ḳrǫčča f. 'grillotalpa'; vgl. kalabr. luk. kamp. *krǫčča,* kal. *skrǫčča,* abruzz. *sklǫkki̯a* id. (AIS. K. 467).

krǫndza f. 'coccio di piatto o tegolo'. Sonst nirgends belegt. Vermutlich aus einer Kontamination entstanden zwischen dem im Cilento üblichen *kǫndza* 'coccio' und dem in Lukanien und Kampanien weit verbreiteten *grasta* 'coccio' (AIS. K. 977).

kukǫnə m. 'regione lombare'; vgl. kal. *cucunu, cuccuni* 'femore', 'anca', 'natica' (vgl. griech. *κοχώνη* 'natica').

kuła (L, T) f. 'ernia'; vgl. kal. *kuła,* apul. *kuǧǧa* id. (zu coleum 'Hode').

kuna (R) f. 'culla'. Vgl. bei den Galloitalienern in Sizilien *kuna* id. (Roccella 95), entsprechend lomb. *küna,* piem. *küŋa,* lig. *küŋna, kiŋa,* venez. *kuna* id. (AIS. K. 61). Das süditalienische Wort ist *naka* (< *νάκη*).

kurętłu m. 'gonna'; vgl. nordkal. *krettu, kuriettu* id. (< altital. *coretto*).

kurittsu m. 'ramo secco'.

---

[1] Aus *capsu wäre in Süditalien *kassu,* aus *capseu ein **kašu* geworden.

kutrillu m. 'pannolino da bambini' (zu ital. *coltre*). Der Stamm dieses Wortes kehrt wieder zur Bezeichnung der gleichen Sache in den gallo-italienischen Kolonien Siziliens: (Novara) *kutricella*, (Aidone) *kutrita*, (Sperlinga) *koutręta*; vgl. aber auch apul. *kutərieḍḍə* id. (AIS. K. 60).

láyuru (T), *lávi̯u* (T) m. 'rigogolo'. Vgl. umbrisch (Rieti) *lauru* (Giglioli, Avifauna 20), kampan. *lau̯rə* (AIS. K. 495); andererseits piem. *avuriúŋ*, *avuriö*, *au̯ri̯ö* id. (It. Dial. 3, 97).

ləgardə (C, N, R) m. 'avena selvatica'; v. *gálatru*.

lęŋgu̯a bǫna f. 'orbettino'; volksetymologisch entstellt aus 'lingua di bue', vgl. luk. *liŋgu̯a ri vǫju*, kal. *liŋg' i vojə*, apul. *lęŋgu̯ə də vǫvə* id. (AIS. K. 451).

lieğğə (N), *lieğğələ* (R), *jieğğələ* (T) m. 'elleboro' < *ellebolus für helleborus.

łimba (T) f. 'zolla'; vgl. Cilento *łimba* id. Kreuzung zwischen luk. (Maratea) *łiva*, Cilento *łiva* < gleba und Cilento *tęmba* 'zolla' (ZRPh. 57, 441).

máδi̯a f. 'catasta di legno', 'pila di piatti'.

magaru f. 'cervo volante'; vgl. südital. *magara* 'Hexe'.

Mardiǫtə (N, R) 'abitante di Maratea', mit griechischem Suffix (-ώτης).

maręlla f. 'matassa'; vgl. piem. *maręla* id. Auch in Sizilien (durch Vermittlung der galloitalienischen Kolonien) *marręḍḍa* id. (AIS. K. 1505).

máskula f. 'ascella'; vgl. Cilento *máskula*, *máskera* id. < gr. μασχάλη id.

mbęllurę̆ m. 'zampogna'.

mbręgula v. *męrgula*.

məlęgru m. 'frassino'; vgl. luk. (Muratea) *milegru*, (Lauria) *məlęju*, Cilento *milęgu*, kalabr. *milęju* id. (zu gr. μελία id.).

məndǫsa f. 'parietaria'; vgl. luk. (Maratea) *mindǫsa*, (Lauria) *vindǫsa*, kal. *mindusa*, *ventusa* id. < herba ventosa. In Kalabrien sonst *erba di vientu*.

męrgula (L, N), *mbrégula* (T) f. 'merlo'; vgl. luk. *męrgula*, kal. *mergulu* id.

męrma f. 'melma'; vgl. piem. *męlma*, *męlma*, lomb. *męlma*. In Süditalien ein wenig bekanntes Wort. Dagegen in Gebrauch bei den Galloitalienern in Sizilien (Sperlinga *męu̯ma*) und in der galloitalienischen Gruppe von Potenza (Picerno *múrma*).

məsarta f. 'parete di frasche nella stalla'; vgl. nordkal. *misárta* id. In mittelalterlichen griechischen Urkunden aus Kalabrien μεσάρτη 'gemeinsame Mauer zwischen zwei Häusern' (Trinchera, Syllabus S. 422 u. 502). Das Wort ist griechischer Herkunft (μέσος 'mittlerer' und ἀρτάω, ἀρτύω 'anbringen', 'festmachen'), ist aber bisher nicht nachgewiesen [vgl. das von μέσος abgeleitete neugr. μεσάρι 'Zwischenmauer'].

mika dient als Füllwort bei der Negation: *nun aǵǵu δurmuδu mika* (T), *nun aǵǵə δormutə mikə* (C, N) 'ich habe nicht geschlafen'. Ebenso in dem galloromanischen Potenza *nun aggio durmú mia* (ZRPh. 51, 274). Die Verwendung eines Füllwortes ist in Süditalien ganz ungewöhnlich[1]. Dagegen ist das Füllwort charakteristisch für die norditalienischen Mundarten: *miga* oder *mia* im Piemont, Tessin, Lombardei (AIS. K. 653).

[1] Nur in der Mundart von Matera (im östlichen Lukanien) findet sich *mük* < mica als Füllwort; im südlichen Apulien (Terra d'Otranto) gebraucht man in dieser Funktion *filu*, z. B. *no kkantu filu* 'non canto'.

moḍḍẹya (T), *muḍḍẹkə* (N) f. 'mollica'. Lat. *mollica hat langes ī (nach Ausweis von ital. *mollica*, röm. *mollica*, neap. *mollikə* (AIS. K. 989). Infolgedessen sollte man auch in unserer Gegend *moḍḍiya* erwarten. Der auffällige Vokalismus, der ĭ (oder ē) voraussetzt, kehrt wieder in den galloitalienischen Mundarten Siziliens: (Piazza Arm.) *muḍḍẹa* (Roccella 162), (Sperlinga) *məḍḍẹya*. Und diese Lautform entspricht genau dem piem. *mulẹja*, *mulẹa* (AIS. K. 989), das mit dem neuprovenz. *moulego* 'Krume' in geographischem Kontakt steht[1].

munnəlẹḍḍə (N, R) f. 'nottolino'; vgl. nordkal. *mánnalu*, otrantinogr. *mándalo* id. < μάνδαλος.

muraña (T), *murañə* (N, R) m. 'muro a secco'; vgl. piem. (Alba) *müraña* 'muro' (It. Dial. 3, 127).

naska (T), *naška* (C, N, R) f. 'pulicaria', 'conizza'. Identisch mit genues. *nasca* id. (Frisoni, Diz. genov. S. 182), ligur. (Pontecimo) *nasca* 'pulicaria' (Penzig S. 389), (Portofino) *ñaska* id. (Archiv 165, 309), südfranz. (Côte d'Azur) id. (ib.). Ein typisches Wort der ligurisch-südfranzösischen Mittelmeerküste. In Süditalien ist das Wort außerhalb unserer eng begrenzten Zone nirgends nachweisbar[2].

ndrámәsu m. 'pistacchio'; vgl. bovagriech. *trámiso* 'eine Pflanze', neugr. (Kreta) τετράμιθος und τραμιθιά 'Art Pistazie' (EWUG. no 2166).

nẹstr' a ssọlə 'esposto al sole'; vgl. kal. *nẹstra* 'eccetto' (< in-extra).

nəttsọla (C, N, R) f. 'nocciuola'. Die auf nuceola zurückgehenden Bezeichnungen der Haselnuß sind charakteristisch für die Mundarten Ober- und Zentralitaliens, dagegen in Unteritalien südlich von Neapel unbekannt. Hier herrscht statt dessen der Worttyp nucella (vgl. AIS. K. 1302). Bemerkenswert wieder die Übereinstimmung mit dem Gallosizilianischen (Piazza Arm. *n'zzola*, Roccella S. 185) und der potentinischen Gruppe (Tito *nəćúola*, mit nordital. Vokalismus!), vgl. ZRPh. 51, 274.

ninə (R) m. 'nido'; vgl. piem. lomb. *niŋ* 'nido' (AIS. K. 515).

nnáŋgụələ (C, N) m. 'corbezzolo'.

nsúłu m. 'subbio' < insubulum. Die zentral- und süditalienischen Formen haben das *in-* abgeworfen oder an das folgende *s-* assimiliert (siz. *suğğu*, kalabr. *súłu*, *suğğu*, neap. *suło* usw.), während oberitalienische Mundarten vielfach Bewahrung des Präfixes zeigen, vgl. friaul. istr. *insubli* (AIS. K. 1513).

nučč (C, N), *nuččə* (R) m. 'ginocchio'. Auch im Piemontesischen ist das Wort bis auf eine Silbe (*žnuć*, *žnuį*) zusammengeschrumpft, während es in Unteritalien in der Regel dreisilbig ist (AIS K. 162). Aber die Entwicklung ist doch wohl rein süditalienisch, sie läuft über *u γunúčč* > *u ɣunúčč* > *û nučč* (mit 'schleiftonigem' Artikel, vgl. Lausberg, Südlukanien § 285). — Vgl. *gunọčču*.

ñoppəyá 'piegare'. Verlangt als Grundlage ein *induplicare. Dessen Entwicklung muß gegangen sein über **indoppịegare* > *(*i*)*nnoppịegare*

[1] Wie mollīca verhält sich auch urtīca. Bei den Galloitalienern in Sizilien finden wir (Aidone) *urteja*, das genau zu dem lombardischen *urtẹja* (AIS. K. 622, P. 271) stimmt und ebenfalls ĭ oder ē voraussetzt.

[2] Südital. (kal., siz.) *naska* als Bezeichnung eines Pilzes ist ein anderes Wort.

> **nnįoppegare* (mit Umstellung des *į*). Aus dem Wandel von *pl* > *pį* ergibt sich der nichtsüditalienische Ursprung des Wortes (vgl. capulu > südit. *kačču*). Die echt süditalienische Entwicklungsform haben wir in apul. (Martina Franca) *adduččəká*, tarent. *dučəkę̄* < *ad-duplicare 'piegare' (AIS. K. 1530). Dagegen erscheint die oberitalienische Entwicklung in der Sprache der galloitalienischen Kolonien: (S. Fratello) *nduǵer*, (Sperlinga) *ndǫǵǵę*, (Bronte) *nduǵǵarə* 'piegare', ganz entsprechend dem lig. *aduǵá*, piem. *dubįę* 'piegiere' (AIS. K. 1530), piem. *andobįé* 'doppiare' (Sant' Albino, Diz. piem.)[1].

ǫǵǵə m. 'loppio' < opulus; mit galloitalienischer Lautentwicklung (s. o. S. 91).

pannẹḍḍa f. 'pannocchia di granturco'. Dieser Worttypus ist in Unteritalien als Bezeichnung des Maiskolbens ganz unbekannt, vgl. andererseits lig. *paŋna*, südwestpiem. *paŋ*, westpiem. *paŋa*, *pana*, venez, *panǫ́ča* id. (AIS. K. 1464).

panuttsu m. 'pannocchia sgranata di granturco'; vgl. piem. *panucio* id. (Sant' Albino, Diz. piem.), *panüč* id. (AIS. K. 1465).

parrattsina (L, T) f. 'cinciallegra'; vgl. piem. (Cuneo) *parussinna* (Giglioli, Avifauna 240), *parüsina* (Levi, Diz. etim. piem. 191) id., lig. *sparütseįna* id. (AIS. K. 487, Legende). Wohl durch Vermittlung der oberitalienischen Kolonisten ist das Wort auch in die Mundarten des inneren Lukanien übernommen worden: S. Chirico Raparo (P. 744) *paruttsina*, Castelmezzano (P. 733) *parrəttsina* id. (AIS. K. 487, Legende). Auch das für Sizilien belegte *parraccina* (Giglioli, Avif.) dürfte auf diese Weise seine Erklärung finden.

patẹḍḍa f. 'osso lombare'.

pattẹgu m. 'nome di un piccolo uccello'.

pę (N) m. 'piede', Plural *i pįę́* (N, R) 'i piedi'. In Unteritalien bleibt der intervokalische Konsonant erhalten, vgl. jedoch piem. *pę*, *pę*, ligur. *pę*, lomb. *pę*, bei den Galloitalienern auf Sizilien *pę*, bei den Galloitalienern der potentinischen Gruppe (in Tito) *pę* (plur. *i pięji*).

pəttsǫ́ŋgələ (R) m. 'picchio'.

piččúotulu m. 'pizza napoletana'.

pītsu m. 'muschio'; vgl. nordkal. *pītsu*, luk. *pītsu* id. (AIS. K. 620). Läſst als Grundlage ein *pilsus erkennen, das wohl vorrömisch ist.

pītulu m. 'becco'; vgl. luk. salern. *pittsulu* id. (AIS. K. 1128).

pǫma (L, T) f. 'mela'; vgl. piem. *pum*, *puma*, lomb. *pǫm*, venez. *pǫmo* 'Apfel'. In Süditalien herrscht der Typ *melo*, *mela*. Nur wenige Gegenden gehen mit Norditalien: nordkal. und südluk. *puma* (wohl durch gallo-

---

[1] In der Nachbarschaft des Typs induplicare begegnet siz. *ñuttikari*, apul. (Carovigno, Ostuni) *ñuttəká* 'piegare' (AIS. K. 1530). Für dieses wird gewöhnlich die Grundlage *flecticare bzw. *inflecticare (Merlo, Rev. de dial. rom. I, 254; REW. no 3366) angenommen. Aus sprachgeographischen Gründen dürfte es näherliegen, auch in diesem Fall von induplicare auszugehen. Die Entwicklung würde über folgende Zwischenstufen geführt haben: *induplicare > *innuččikare* (= *innuƚƚikare*) und nun mit Verschiebung der Palatalisierung > *iññuttikare*. Nur so erklärt sich auch das vortonige *u*, das in flecticare keine Begründung hat.

italienische Einflüsse vermittelt), gallosiz. *puma*. Ferner haben wir *pumu* in dem spätneuromanisierten Sizilien sowie im südlichen (früher griechischen) Südkalabrien.

pǫnnəle (R) f. 'intestino cieco'.

provana (C, N, R) f. 'propaggine'; vgl. lomb. *proana*, lig. *pruana*, parm. *provana*. Auch bei den Galloitalienern in Sizilien: (Nicosia) *pruvana*, (Sperlinga) *prəvana* (AIS. K. 1312).

puḍḍu m. 'pulcino'; vgl. nordkal. *puḍḍu* 'uccello giovane'.

pupičč (N) m. 'capezzolo'. Kreuzung zwischen dem piem. Typ *püpiŋ*, *pipiŋ* und dem südital. *kapičču* (AIS. K. 127).

rattapañǫtta (in den Weilern von Trecchina), *gattapañǫtta* (in T) f. 'pipistrello'. Auch in den Nachbarorten (Maratea und Acquafredda) *rotapannǫtta*, (Tortora) *rǫttapannǫtta*, *rǫtapannǫtta*, in dem nahen Rotondella (nach Garbini II, 555) *gattapennata* id. Die zitierten Formen erinnern so stark an provenz. *ratapenada* id., daſs man an einen verwandtschaftlichen Zusammenhang denken muſs. Das westliche Oberitalien zeigt folgende Typen: lig. *ratupenügu*, piem. *ratavoloira*. Wenn man bedenkt, daſs auch für Sizilien *rittsabannǫtta* aus einem Ort (Mistretta) belegt ist, der in unmittelbarer Nähe der galloitalienischen Kolonien liegt (AIS. K. 448, P. 826), drängt sich die Vermutung auf, daſs der provenzalische Typ *ratapenada* einst auch im Piemont (neben *ratavoloira*) vertreten war, aber in späterer Zeit durch *ratavoloira*[1] verdrängt worden ist. — Die anderen Orte unserer Gruppe zeigen spielerisch umgestaltes *rǫtarotaña* (C, N, R); noch stärker entstellt ist (Lauria Inf.) *rǫkka-pernǫkka*, (Lauria Sup.) *rǫkkula-pernǫkkula*, (Tortorella) *rǫkkəla-pərnǫkkələ* f. 'pipistrello'.

rəyataḍḍə (R) m. 'scricciolo'; vgl. piem. *reatel* 'scricciolo' (Sant' Albino, Diz. piem.). Dazu die verwandte Form: tosk. (Lucca) *reattino*, lomb. *reattin* 'Zaunkönig'.

rępanu m. 'tralcio di vite lasciato per l'anno venturo'; vgl. nordkalabr. (Laino, Mormanno, Castrovillari) *rępanu* id. — Deverbale Ableitung von einem *r e p a n a r e, vgl. südapul. (Gallipoli, Francavilla) *panu* 'viticcio della vite' < p a n u s.

restá (N) a. 'lasciare', z. B. *ręstəmə kká* 'lasciami qua'. Vgl. *rumanə*.

rəvəškaḍḍə (R) f. 'querciuola'. Zum Stamm vgl. kal. *višila* id., zum Suffix das oben genannte *rəyataḍḍə*.

rəvęttsu m. 'pettirosso'; vgl. nordkalabr. *ruviettsə* id. < *r u b a e c e u s (Diz. II, 210).

riŋgulu (T), *riŋgwələ* (C, N) m. 'legame con cui il giogo viene attaccato al timone'. Vgl. im nahen Lagonegro *gręŋganu*, im galloitalienischen Picerno (bei Potenza) *ŋgriŋgətə* id. — Zu altumbr. k r e n k a t r u m, c r i n g a t r o 'cingulum' (ZRPh. 51, 275).

rittsima f. 'fregola della capra'; vgl. nordkal. *rittsá* 'desiderare il becco' (Diz. II, 201).

---

[1] Auf dieser Grundlage beruht das *ratavǫla* des galloitalienischen Aidone (Sizilien). Auch das galloitalienische Potenza hat *tavəlarǫra*, das aus *rotavoloira* umgestellt ist (vgl. ZRPh. 51, 276).

riviła (L) f. 'scopa di ginestra'. Auch vereinzelt in Sizilien: *diviǧǧa* (Traina), (Avola) *ariviǧǧa* 'granata di rami secchi' (Studi glott. 8, 10); vgl. bei den Galloitalienern in Sizilien das Verbum *dvgghiè* (lies *dəvəǧǧ̨*) 'togliere la buccia al grano' (Roccella S. 115). Ein norditalienisches Wort, vgl. lig. *dvía*, *dvija*, südwestpiem. *davijja*, *dviǧa* 'scopa' (AIS. K. 1552), lomb. *düvía* 'Birkenbesen' (REW. 9328).

rǫčča f. 'gruppo di persone'; vgl. kal. *rǫčča* id., salern. luk. *rǫčča* 'Herde' < rŏtula.

rǫkka (T, R), *rǫkka* (C, N) f. 'rocca per filare'. Das germ. Wort ('Rocken') ist über die Linie Neapel-Ancona nur wenig nach Süden vorgedrungen. Wo es weiter südlich vorkommt, entstammt es der italienischen *Κοινή*, wie z. B. in den neuromanisierten Gebieten Siziliens (*rokka*, *rukka*) und des südlichen Kalabriens (*rǫkka*), oder es ist durch norditalienische Kolonisten verschleppt. Das süditalienische Wort ist *conocchia* (vgl. AIS. K. 1502).

rǫkka (R) f. 'roccia'. Das Wort ist, wenn man von Ortsnamen absieht, in Unteritalien ziemlich unbekannt; vgl. andererseits piem. lig. *rǫka*.

rǫkka-pernǫkka v. *rattapañǫtta*.

rǫtacieḍḍu m. 'scricciolo'; vgl. kal. *rrę d'aciellu*, *radaciḍḍə*, salern. *rę ri l'aucieḍḍi* ('König der Vögel').

rotarotaña v. *rattapañǫtta*.

rǫvęta (R), *rovętə* (N) f. 'rovo'. Die weibliche Form darf als charakteristisch gelten für Oberitalien: lomb. *roveda*, monferr. *arveja*, piem. *a ruai*. Auch bei den Galloitalienern in Sizilien (S. Fratello) *ruvaira* < *roveta (AIS. K. 608).

rumanə 'lasciare'; vgl. *tə rumanə* (T), *tə rəmanə* (N) 'ti lascio'. Siehe *restá*.

rumiendə m. 'residui nella greppia' < ramentum. Vgl. tessin. *rüment*, Como *rumint* 'Küchenabfälle' (REW. 7025), piem. *armęnta*, *rimęnta*, lig. *rümenta* 'spazzatura' (AIS. K. 1552). Auch bei den Galloitalienern in Sizilien: (S. Fratello) *rumainta* 'spazzatura' (ib.)

rúttsələ (R) m. 'subbio del telaio'.

savúłu (T) m. 'pungiglione dell'ape', *saúǧǧu* (N) 'dolore acuto'. Identisch mit piem. *sagüju*, *savüj* 'Bienenstachel' (AIS. K. 1153), gen. *sagüǧǧu*, alomb. *sauglio* (Arch. glott. 14, 381); dazu das Verbum gen. *sagüǧá* 'stechen' < *ex-aculeare.

šbinčǫnə m. 'pollone'; vgl. irp. *vinchio* 'vimine' < vinculum.

šbręnəłu m. 'crescione selvatico'. Identisch mit nordkal. (Morano) *splęǧǧənə*, (Nocara) *spręłənə*, (Mormanno) *šbręǧǧanu*, (Tortora, Ajeta) *šbręłara*, (Cetraro) *aspéłantru*, lukan. (Rotonda) *splęǧǧənə*, südkal. *spélandru*, bovagriech. *spélendro* 'crescione selvatico'. Das Wort dürfte griechischer Herkunft sein, doch hat sich eine überzeugende Etymologie noch nicht finden lassen.

sęma f. 'cicatrice'; vgl. kal. *sima* id. < *σῆμα* 'Zeichen'.

sę́mməla (N) f. 'cicatrice'; v. *sęma*.

sərtina (N), *sartina* (L) f. 'vicolo'.

səvala f. 'siepe', 'rovo'; vgl. bei den Galloitalienern der Gruppe von Potenza: (Tito) *səvala*, (Picerno, Potenza) *suvalə* 'siepe', altgen. *sevale* (REW. 7496). Die süditalienische Form ist *sepala*, *sipala*.

sfaḍḍuδu 'slogato'.

sįęstə (R) m. 'traccia'; vgl. im Cilento (Omignano) *siestu* 'traccia', 'rotaia' (AIS. K. 848), ital. *sesto* 'ordine', 'misura', neap. *siesto* 'sesto'.

sirə (T), *sire* (Maratea) m. 'padre', *mə sirə* (T) 'mio padre'. Bei den Galloitalienern der Gruppe von Potenza (Picerno) *sirə*, südapul. *sire, siri* 'Vater' (eigentlich 'Herr'); vgl. ZRPh. 51, 276.

šęrtu (T), *širtu* (Maratea) 'palettina del pungolo per pulire l'aratro' < altgriech. *ξύστρον* 'Instrument zum Schaben', 'raschiatoio'.

škaráčulu m. 'ovile'; vgl. kal. *skaráttsu* 'ovile'. Gehört zu kal. *skáriu* 'Platz im Walde, wo das Holz zugehauen wird' < *ἐσχάριον* 'Bauplatz'.

škǫmbə a. 'finire', *škǫmbu* 'io finisco', *škumbə* 'tu finisci', *škǫndu* 'finito'; vgl. neap. *scómpere* 'compiere' (D'Ambra 337).

skǫrnúttsula (T), *škərdəluttsə* (N, R) f. 'lucciola'; vgl. in Oberitalien (Piacenza) *skurnüsla* (Ankersmit, Die Namen des Leuchtkäfers S. 38), gen. *škurlütsura* id. (AIS.); andererseits auch in Unteritalien: apul. (Lucera) *skərnúttsə* (AIS. K. 469), salern. *skornúttsolo* (Ankersmit S. 37).

škrǫkka (R) f. 'treggia' (che ha la forma di un grosso pezzo di legno biforcato); identisch mit kal. *skįǫkka, škǫkka* 'forcella'.

skułurá (T), *škułulá* (N) n. 'scivolare'.

sǫləkręka (C, N), *soləgrękə* (R) f. 'lucertola'; vgl. luk. (Rotonda) *silukreka*, (Armento) *salekrega*, salern. (Rofrano) *siligręčča*, (Ascea) *salikręčča*, (Vallo) *saligręčča* id. Die Namen sind etymologisch verwandt mit kal. *suričča* 'Eidechse', das auf griech. *σαύρα* (*sauricula) beruht (Verf., Wörterb. der Unterital. Gräzität no. 1919 und ZRPh. 57, 454).

sǫłá (N) 'sporcare' < suculare. Das angesetzte Etymon hätte bei unteritalienischer Entwicklung *sǫččá* ('socchiare') ergeben. Das lautliche Ergebnis paſst dagegen zum oberital. Lautstand, vgl. altlomb. *ogli* (phon. *ołi*) 'Augen' < oculi, *veglo* (phon. *veło*) 'alt' < veclus.

spágaru 'sparagio selvatico'; umgestellt aus **spáragu* (< *ἀσπάραγος*). Im benachbarten Lauria *sfairə*, bei den Galloitalienern in Picerno *spáγərə* id.

ssúołə a. 'scegliere' (in N sagt man *ssęłə*); vgl. tosk. (Elba) *šǫ́łare* 'scegliere' (AIS. K. 1584, P. 570). Ist Kreuzung von 'scegliere' und 'cogliere', bzw. 'scegliere' angepaſst an das Flexionssystem von 'cogliere', 'togliere'.

stíppula f. 'turacciolo'; vgl. südluk. *stíppulu*, kalabr. *típpula* id.

stiva (C, N, T), *stifa* (T, R) f. 'stiva dell'aratro'[1]. Nach Karte 1439 des AIS ist das Wort nur im westlichen Oberitalien gebräuchlich. In Unteritalien ist es ganz unbekannt.

stǫ́ǧǧa (R) f. 'stoppia' (zur Lautentwicklung vgl. o. S. 91). Bei den Galloitalienern in Sizilien (Sperlinga) *stǫǵa*, piem. *stuǵa*, gen. *stuǵa*, lomb. *stubįa* < stupula. Der süditalien. Worttyp ist *ristučču, restučča* (REW. 7252a).

strę́ttələ (R) f. 'vicolo'; vgl. lukan. *strę́ttələ* id. (AIS. K. 843) < *strictula.

strúmmiu (T), *strǫ́mmələ* (N) m. 'trottola'; vgl. kalabr. *strúmmulu, strúmbulu*, luk. *strúmblə*, neap. *strúmmolo* id. Zu griech. *στρόμβος* id.

---

[1] Das Wort wurde mir in den genannten Orten angegeben auf die Frage 'come chiamate il manico dell'aratro?', ohne daſs das italienische Wort genannt worden wäre.

sua f. 'fregola della scrofa'; vgl. kal. *sua, suva* id., *suvare* rfl. 'desiderare il verro' (zu lat. sus).

súoiə (N) m. 'luridume'; vgl. oben *soiá*.

šərvittsu m. 'terreno incolto'. Gehört zu oberit. (piem.) *ǵẹrp, zẹrp, ǵẹrbi, ǵẹrbiu*, lig. *dzẹrbu* id. (AIS. L. 1417). Das Wort findet sich auch in den gallo-italienischen Kolonien Siziliens: (Sperlinga) *ǵẹrbu*, (Novara) *ǵẹrbu* id., und ist zum Teil auch in andere sizilianische Mundarten (*ǵẹrbu, ǵierbu*) gedrungen (AIS. K. 1417).

šibba f. 'ganghero della porta'; vgl. kalabr. *χibba*, luk. (Maratea) *šibba*, salern. *šibba* id. (AIS. K. 883) < *flibba < fibula.

šušárdula f. 'lucertola'. Bemerkenswert wegen des *rd*, das wiederkehrt bei den Galloitalienern in Sizilien (Sperlinga *ḍḍažárdəla*, Aidone *ḍḍužẹrda*, S. Fratello *ǵérdula*) und der potentinischen Gruppe (Potenza *dašẹrda*). Diese Formen haben ihre Grundlage in piem. *lazarda, lažẹrda*, lomb. *lužarda, lüšerda* id. (AIS. K. 449).

tassa f. 'tazza'; vgl. salern. (Acerno) *tassa* 'Schöpflöffel der Hirten'.

tẹsta (C, N, R, T) f. 'testa'. Das Wort ist in Unteritalien, wenn man von dem neuromanisierten Sizilien und Südkalabrien absieht, ganz unbekannt. Statt dessen herrscht überall caput (bzw. *capus fem. mit Übergang in die 4. Dekl.). Dagegen ist *tẹsta* das herrschende Wort auch in den Ortschaften der galloitalienischen Gruppe von Potenza (Potenza, Tito, Pignola, Vaglio), vgl. ZRPh. 51, 276. — Es entspricht oberit. (piem., lig., emil., ven.) *tẹsta*.

tẹttakrapə (R) m. 'caprimulgo'; vgl. gen. *tetacrave*, ven. *tetacavre*, pav. *tettacrav* id. (Giglioli, Avifauna 298).

tiχannə f. 'sternuto'; in dem zu Trecchina gehörenden Weiler Parrutta *triχá* (offenbar ein alter Infinitiv) 'sternuto'.

tọpa (C, N, R) f. 'talpa'; vgl. lomb. *tọpa* id. Mit Lautentwicklung, die in Süditalien nicht einheimisch ist.

trappu m. 'talpa'; vgl. salern. (Teggiano) *trappu* id. In der Nachbarschaft: (Lagonegro, Lauria) *trappọnə*, das genau zu piem. *tarpúŋ* stimmt (AIS. K. 447).

treččənarə (N, R) 'uomo di Trecchina'; ebenso *Rutunnarə* (R) 'di Rotonda', *Sənəsarə* 'di Senise'. Mit dem Suffix -arius, das zur Bezeichnung von Einwohnernamen nicht sehr häufig ist. Vgl. Verf., Archiv Bd. 177, 71.

trípanu (T) m. 'treppiede'; vgl. nordkal. *trípanu* id. (Rohlfs, Dizion.), südsard. *tréβini* (AIS. K. 934) id. Wohl durch Dissimilation aus lat. tripede. Doch ist zu beachten, daſs bei den Proparoxytonis nicht selten ein Wechsel stattfindet aus der Klasse der Dentalausgänge in die Klasse der Nasalausgänge, vgl. ital. *lámpana* neben *lámpada*, ital. *cercine* 'rundes Kopfpolster' (circite), franz. *tertre* (*termite) neben ital. *termine*, franz. *lente* (*lendite) neben ital. *lendine* 'Nisse'; vgl. Meyer-Lübke, Einführung[3] § 178.

trívəćə (N), *tríbbəćə* (R) m. 'treppiede'; vgl. im Cilento (Morigerati) *tríppići* id. Weist auf eine Grundlage *trīpex (*trīpicem) mit galloitalienischer Entwicklung des intervokalischen *-p-*. Im nördlich anschlieſsenden Cilento heiſst der Dreifuſs (Camerota, Ascea, Roccagloriosa) *trípiti*, (Castellabate, Perdifumo, Stella) *trẹ́ppətə* < tripes.

tsiku 'piccolo', *tsiku panə* 'poco pane', *tsiku kruδu* 'un po' crudo'; vgl. Cilento *tsiku* 'piccolo' (ZRPh. 57, 447).

tsọppə (R) m. 'pozzo'; umgestellt aus *pọttsə*. Eine häufige Erscheinung in Unteritalien, vgl. Verf., Don. natal. Car. Jaberg S. 52.

uḍḍuvúolə v. *čikúoriu*.

u̯aččə (N, R) m. 'cappio'; *gu̯ačču* (L) 'avena selvatica'; vgl. luk. *ku̯ačču* 'cappio' (AIS. K. 514). Aus capulum wäre zu erwarten *kačču* (so lautet das Wort in Kalabrien). Das *u̯* dürfte auf der Nachwirkung des Artikels (*u kačču*) beruhen, eine Erscheinung, die in Unteritalien weitverbreitet ist, vgl. in Nordkalabrien *u ku̯anə* 'il cane', *u ku̯aḍḍə* 'il callo' usw. (Verf., Dizion. I, 33).

uχχá (T), *uχχẹ́* (L) a. 'soffiare'; vgl. Cilento *uššá*, kal. *uχχare*, siz. *unčari* 'gonfiare', sard. *umfrare* id. < *onflare bzw. *unflare (Verf., Donum natal. C. Jaberg S. 75)[1].

váδi̯ə (R) m. 'orlo della gonna' < varius.

valọppa f. 'busta per lettera'. Französismus (*enveloppe*), der durch Auswanderer verschleppt ist.

varvíerə (R, N) m. 'rigogolo'; vgl. piem. *garbè, sgarbè, galbè*, lomb. *galbèr*, gen. *garbè, garbiero* id. (Giglioli, Avif. 19). Auch sizil. *auberi, galberi* (ib.) erklärt sich durch Vermittlung der galloitalien. Kolonisten.

vəlúottsu (R, T), *viluttsu* (L) m. 'sp. di fungo', 'ovolo'; vgl. Cilento (Torre Orsaia, Roccagloriosa) *vilu̯ottsu* id., Cilento (Omignano) *vəlu̯ottsu*, neap. *veluóccelo* (D'Ambra 441) 'torlo d'uovo'. Ableitung von *ovulum 'kleines Ei' (Merlo, It. Dial. 9, 189).

vẹrna (C, N, R, T) f. 'ontano'. Auch in der weiteren Nachbarschaft: südluk. *vẹrna*, nordkal. *vẹrna* id. Ferner bei den Galloitalienern in Sizilien (Novara *vẹrna*) und in dem galloitalienischen Picerno (Prov. Potenza). Sonst nur im Piemont, in Ligurien und Südfrankreich.

viskọña (T), *vəškọñə* (R) f. 'vischio'. Zum Suffix *-ọñə* (< -onia < *-ωνία*) bei Pflanzennamen, vgl. ZRPh. 57, 455.

vọ́mmićə m. 'blatta', 'scarabeo'; vgl. kal. *vọ́mmənćə, vọ́mbićə* 'Hummel', 'Hornisse' < *βόμβυξ* 'summendes Insekt'.

vọ́ttsalu m. 'piccola scheggia di legno'.

vraŋgu m. 'ramo'; vgl. nordkal. *vraŋka, vraŋga* 'Ast', bei den Galloitalienern in Sizilien (Novara) *braŋku*, (Sperlinga) *braŋka*, (S. Fratello) *bräŋka* 'ramo grosso', auch in den sizilianischen Nachbarmundarten (Mandanice) *braŋka*, (Catenanuova) *vraŋka* id., piem. *braŋk* 'ramo' (Sant'Albino, Diz. piem.).

vroδáta f. 'brina'; vgl. nordkal. *vroδata* id. (zu *brodo*).

vruγə (C, N, R) m. 'erica'; in dem Nachbarort Maratea *vruga* id. Ein typisch norditalienisches Wort: piem. *brük, brüga*, lig. *brügu*, lomb. *brük, brüga* id. (AIS. K. 617).

* * *

---

[1] Bartoli (Atti della R. Ac. delle Scienze di Torino, vol. 75, estr. p. 27) setzt als Grundlage conflare an; doch müſste in diesem Fall der anlautende Velar erhalten bleiben.

In einer Schlufsbetrachtung soll nun versucht werden, unsere Ergebnisse zusammenzufassen, um nach Möglichkeit die engere norditalienische Heimat zu bestimmen, aus der unsere Kolonisten gekommen sind.

Folgende Erscheinungen konnten als 'galloitalienisch' festgestellt werden.

1. Diphthongierung von *ĕ* und *ŏ* vor *-i* (nicht vor *-ŭ*): mailänd., Ossola, Tessin, Grado, südpiem. (P. 172, 175).
2. Diphthongierung von *ĕ* und *ŏ* vor folgenden Palatalen: ligur., piem., lomb.
3. Diphthongierung von *ŏ* vor *r* und *v* ('piove', 'fuori', 'nuova'): piem., ligur., lomb.
4. Umlaut von *ē* (*ĭ*) und *ō* (*ŭ*) unter dem Einflufs eines auslautenden *i* (nicht *ŭ*!): Ossola, Tessin, Mailand, Grado.
5. Intervokalisch *-p-*, *-t-*, *-k-* werden zu *-v-*, *-d-*, *-g-*: ganz Oberitalien.
6. Vokal + *c* + *e* (*i*) > *š*: ganz Oberitalien.
7. Intervokalisches *-si̯-* > *š* (aus älterem *ž*): ligur., piem., tessin.
8. Anlautendes *l-* > *ḍḍ*: weist auf anlautendes *ll-*, das sich für Oberitalien in älterer Zeit nur vermuten läfst.
9. *-cl-* > *ł* (> *ǧ*): stimmt zur Entwicklung in Piemont und Ligurien.
10. Apokopierung des Partizipiums: piem., lomb., emil., venez.
11. cognatus > *cugnatus > *č-*: Ossola-Gebiet.
12. Weibliches Geschlecht von sal, mel, fel: ligur., piem., lomb.
13. *ovi, *ossi statt ova, ossa: piem., lomb., venez.
14. Proklitische Stellung des Possessivums bei Verwandtschaftsbezeichnungen: ganz Oberitalien.

Die meisten dieser Erscheinungen sind über so grofse Gebiete Oberitaliens verbreitet, dafs sie für eine genauere Lokalisierung nicht in Frage kommen. Dagegen erlauben einige der genannten Erscheinungen gewisse Gebiete auszuschliefsen. So scheidet die Romagna aus, da sal, fel und mel hier mit männlichem Geschlecht gebräuchlich sind. Ausscheiden läfst sich auch Ligurien, da hier das Partizipium nicht Apokopierung (cantatu > *cantá*) erleidet, sondern das auslautende *u* durch den Fall des Dentalen Verbindung mit dem vorhergehenden betonten Vokal eingeht: cantatu > *cantáu*, *cantǫu*, *cantó*. Ferner kennt Ligurien nicht den Pluraltyp *ossi, *ovi (es hat *osse, *ove). Auf ein engeres Gebiet beschränkt ist die Palatalisierung von *c* in dem Worte cognatus Da diese Palatalisierung durch folgendes *ü* bedingt ist und *küñá* im ganzen westlichen Oberitalien (Ligurien, Piemont, Lombardei) herrschend ist, kann auf diese engere Begrenzung kein besonderes Gewicht gelegt werden; denn aus einer Basis *küñá* (bzw. *kiñá*) konnte eine Palatalisierung von *k* zu *č* verhältnismäfsig leicht und spontan erfolgen. Immerhin wird durch die Form *čanatu*, die ein *küñá* voraussetzt, das östliche

Oberitalien (östlich der Linie Mantua—Modena), wo *u* nicht zu *ü* wird, ziemlich sicher ausgeschaltet[1].

Weitere Anhaltspunkte liefert der Wortschatz. Doch wird die Identifizierung der genaueren oberitalienischen Heimat dadurch erschwert, daſs der Wortschatz der oberitalienischen Mundarten, soweit er nicht im Sprachatlas vertreten ist, in vielen Gegenden erst sehr unvollständig gesammelt ist[2]. Auch gilt es zu bedenken, daſs Wörter, die heute nur in einer begrenzten Gegend Oberitaliens nachzuweisen sind, im Mittelalter weiter verbreitet gewesen sein können. Sehr bemerkenswert ist in dieser Hinsicht das Wort *kẹšu* 'Kinnbacke' (< capsu bzw. *capseu). Dies Wort ist in Oberitalien heute nirgends mehr nachweisbar; auch die alten Texte scheinen es nicht zu kennen. Aber das Vorkommen dieses Wortes bei den Galloitalienern von Trecchina zusammen mit dem Auftreten dieses Wortes im Provenzalisch-Katalanischen spricht sehr dafür, daſs es auch in gewissen Gebieten Oberitaliens einst zu Hause war und später durch die heute hier herrschenden Wörter *ganasa, mašẹla* (AIS. K. 116) verdrängt worden ist. Ebenso ist es mit *rattapañọtta, rọttapannọtta* 'pipistrello'. Die Übereinstimmung mit dem aus Mistretta (in der Nähe der galloitalienischen Kolonien!) in Sizilien belegten *rittsabannọtta* 'pipistrello' (s. o. S. 105) weist mit aller Sicherheit darauf hin, daſs der für Südfrankreich charakteristische Worttyp *ratapenado* einst auch in Oberitalien vertreten war und erst in jüngerer Zeit durch andere Worttypen (piem. *ratavoloira*, lig. *ratupenügu*) verdrängt worden ist.

Einen wichtigen Anhaltspunkt liefert uns das in Trecchina und Nachbarorten (C, N, R) auftretende *tẹsta*, das im absoluten Gegensatz steht zu dem in Unteritalien herrschenden caput. Dieses Wort war uns bereits als ein charakteristisches Wortelement bei den Galloitalienern von Potenza aufgefallen (ZRPh. 51, 276), wo der Gebrauch

---

[1] Die Tatsache, daſs Trecchina kein *ü* kennt und selbst in typischen Wörtern oberitalienischer Herkunft (z. B. *kuna* 'Wiege', *vruyə* 'Heidekraut') *u* spricht, kann nicht als Argument gegen Oberitalien oder gegen gewisse oberitalienische Landschaften geltend gemacht werden. Denn auch den anderen oberitalienischen Sprachinseln in Unteritalien (Sizilien, Potenza) ist das *ü* unbekannt, vgl. in S. Fratello *fus, frut, kru, mu* 'mulo', *škur, ḍuna* 'luna'. Aus der Form *čanatu* (Potenza *čenatu*) erkennt man im Zusammenhang mit piem. *küñá, čüñá* (< *cūgnatus), daſs die Kolonisten ursprünglich *ü* (bzw. einen Laut, der dem *ü* nahestand) hatten. Aber in der neuen Heimat, wo *ü* ein unbekannter Laut war, ging es wieder verloren und wurde durch *u* ersetzt. In der Tat gibt es ja auch in Oberitalien Gebiete (z. B. im Tessin), die von älterem *ü* wieder zu *u* zurückgekehrt sind; vgl. Sganzini, Italia Dial. IX, 27.

[2] Selbst ein so umfangreiches Wörterbuch wie das von Di Sant' Albino (Gran dizionario piemontese-italiano, Torino 1859), das in der Bibliographie von Angelico Prati (I vocabolari delle parlate italiane, Roma 1931) das lobende Attribut 'd'importanza capitale' erhält, ist trotz seiner 1237 Seiten nicht sehr aufschluſsreich. Es fehlt fast völlig der Wortschatz, der sich auf die bäuerliche Kultur bezieht. Man hat den Eindruck, daſs dieses Wörterbuch, wie so manches andere italienische Dialektwörterbuch im wesentlichen durch Übertragung eines italienischen Wörterbuchs in die betreffende Mundart entstanden ist, bzw. auf der Dialektliteratur beruht.

von *tęsta* ebenfalls völlig isoliert ist inmitten der bis zur Linie Gaeta —Gargano heraufreichenden Wortzone caput. Nun ist *tęsta* tatsächlich charakteristisch für Oberitalien (die Toskana schwankt zwischen *testa* und *capo*). Aber mit einer wichtigen Ausnahme: die Lombardei hat *kọ* (< caput). Erst seit einem Jahrhundert fängt *testa* hier an, das ältere Wort langsam zurückzudrängen[1]. Da die Galloitaliener in Trecchina (wie auch die der Gruppe von Potenza) nur aus einem mittelalterlichen *testa*-Gebiet stammen können, ist also die Lombardei als Heimatland der Kolonisten ebenfalls auszuscheiden. Auch die Emilia dürfte nicht ernstlich in Frage kommen, da eine Reihe charakteristischer Wortelemente in dieser Landschaft nicht nachweisbar sind. Man vergleiche folgende Zusammenstellung.

	Trecchina	Piemont	Ligurien	Emilia
rospo	*bału*	*babi, bağ*	*bağu*	*rọsp*
ghiandaia	*gağğana*	*gazaŋa*	*gazaŋna*	*zgaza, gaza*
pollice	*δiδu-pǫliće*	*di pọli*	*di pọ̈rịu*	*did grọs*
pioppo	*gálvia*	*albra*	*ajbra*	*pịọpa*
ontano	*vęrna*	*vęrna*	*vęrna*	*ọna*
mollica	*moḍḍeya*	*mulęja*	*miọla*	*mol, briza*

Es ergibt sich nunmehr mit ziemlicher Sicherheit, daſs unsere Kolonisten aus dem Piemont stammen müssen[2]. Innerhalb des Piemonts können die Grenzen noch enger gezogen werden. Der nördliche Teil dieser Landschaft (nördlich des Po) kommt deswegen nicht in Frage, weil hier *ọ* vor Palatalen, vor *r* und *v* erhalten bleibt, unsere Kolonisten aber aus einem Gebiet gekommen sein müssen, wo in diesen Fällen Diphthongierung zu *uo* (heute *ö*) erfolgte, vgl. nordpiem. *fọja* (AIS. K. 562) < fŏlia, *nọć* (AIS. K. 342) < nŏcte, *pịọf* (ib. K. 366) < *plŏvit, *fọra* (ib. K. 356) < fŏras. Auch der Wortschatz weist eher nach dem südlichen Piemont. Man vergleiche folgende Zusammenstellung.

	Trecchina	Südpiem.	Nordpiem.
ghiandaia	*gağğana*	*gazaŋa*	*gaza, gağa*
ontano	*vęrna*	*vęrna*	*auniča*
mollica	*moḍḍeya*	*mulęja*	*mọl*
pannocchia sgranata	*panuttsu*	*panüć*	*molọŋ*
matassa	*maręlla*	*maręla*	*aša*

Wir kommen damit ziemlich auf die gleiche Gegend (Monferrat), die auch als Heimat der galloitalienischen Kolonien Siziliens an-

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Wörter und Sachen Bd. XII, S. 12.

[2] Ligurien wird auch durch gewisse lexikalische Typen ausgeschaltet, wie z. B. *pọma* 'Apfel' (südpiem. *puma*; lig. *meị* < melum), *moḍḍeya* 'mollica' (südpiem. *mulęja*; ligur. *miọla* < medulla).

genommen worden ist[1]. Was die galloitalienischen Ortschaften der Gruppe von Potenza betrifft, so hat die Untersuchung ihrer Sprache uns s. Z. ebenfalls zu der Erkenntnis geführt, daſs auch die Heimat dieser Kolonisten mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit im Piemont zu suchen ist[2]. Die überraschend groſse Übereinstimmung zwischen den drei galloitalienischen Mundartengruppen in Süditalien läſst es sehr wahrscheinlich erscheinen, daſs die Festsetzung der piemontesischen Auswanderer in den drei Gebieten annähernd zur gleichen Zeit erfolgt ist. Für Sizilien lassen verschiedene Anhaltspunkte auf das 12. Jahrhundert schlieſsen. Damals war die Insel nach der Vertreibung der Sarazenen wohl nur dünn besiedelt. Gerade in dieser Zeit ergoſs sich nach der Insel ein starker Strom von Einwanderern. Man wird vermuten dürfen, daſs im Zuge der aus Oberitalien startenden Auswanderungsbewegung auch die piemontesischen Niederlassungen im Raume von Potenza und am Golf von Policastro erfolgt sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daſs die damals in Oberitalien einsetzenden Ketzerverfolgungen zu der Auswanderung Anlaſs gegeben haben[3], aber für eine solche Annahme haben wir einstweilen keinerlei Grundlagen.

---

[1] Auf Grund der Studien von Lionardo Vigo (1857 und 1875) und Luigi Vasi (Studi storici e filologici 1889). Vgl. auch die Stellungnahme von Meyer-Lübke (Italien. Gramm. S. 7) und des Verfassers (Literaturblatt 1924, S. 136). Anderer Meinung waren De Gregorio und Salvioni. Ersterer vermutete die Heimat der Kolonisten in der Emilia, letzterer in der Gegend von Novara bzw. im Kanton Tessin.

[2] Vgl. ZRPh. 51, 279.

[3] Man vergleiche die Waldenserkolonie Guardia Piemontese in Kalabrien und die wohl ebenfalls durch Ketzerverfolgungen bedingten frankoprovenzalischen Kolonien Faeto und Celle in der Provinz Foggia (Apulien).

GERHARD ROHLFS.

Pour l'histoire du suffixe d'origine longobarde *-ing* dans l'Italie centrale.

Depuis Flechia, le nombre des linguistes dont l'attention a été attirée par le suffixe *-ing* en Italie n'est certes pas négligeable: mais le savant piémontais avait si bien posé le problème, en traitant de ce suffixe dans les noms de personne et de famille, d'abord, dans des formations substantives ou adjectivales ensuite, tant dans la langue littéraire que dans les dialectes, dans les noms de lieu enfin[1], qu'on peut dire que les travaux qui ont suivi n'ont fait, souvent d'ailleurs de façon remarquable, que compléter sur l'un ou l'autre point les données initiales. A plusieurs reprises, Salvioni a traité de mots de la langue de tous les jours, dans les parlers du nord de l'Italie[2] ou même des environs de Rome[3]: et à cette étude M. Bertoni a apporté lui aussi sa contribution[4]. Quant aux noms de lieu de l'Italie septentrionale, il n'y a qu'à rappeler, pour mémoire, les travaux bien connus de Bruckner, de Salvioni, de M. Serra, d'autant plus qu'une étude récente de M. Jud vient de les compléter, en reprenant le problème avec toute la science qu'on lui connaît[5].

Pour la Toscane, le premier à s'occuper de notre suffixe fut Bianchi, qui le signala lui aussi dans des noms de personne, dans quelques formations adjectivales — nous reviendrons là-dessus —, dans des noms de lieu[6], point sur lequel Pieri apporta cela va sans dire d'importants compléments, si bien que la remarque de Bianchi,

---

[1] G. Flechia, *Di alcune forme de' nomi locali dell'Italia superiore*, Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino, serie 2ª, t. XXVII, Torino 1873, pp. 366—373.

[2] C. Salvioni, *Saggi intorno ai dialetti di alcune vallate all'estremità settentrionale del Lago Maggiore*, Archivio storico italiano, vol. IX (1886), p. 220; le même, *Appendice ai precedenti Saggi*, vol. cit., p. 258; le même, *Giunte italiane alla* Romanische Formenlehre *di W. Meyer-Lübke*, Studi di filologia romanza, vol. VII (1898), p. 231.

[3] C. Salvioni, *Ancora i nomi leventinesi in* -éngo, Bollettino storico della Svizzera italiana, anno XXV (1903), p. 97, note 1.

[4] G. Bertoni, *L'elemento germanico nella lingua italiana*, Genova 1914, p. 24, note 1.

[5] J. Jud, *Die Verteilung der Ortsnamen auf* -engo *in Oberitalien*, Donum natalicium Carolo Jaberg, Romanica Helvetica, t. IV (1937), pp. 162—192.

[6] B. Bianchi, *La declinazione nei nomi di luogo della Toscana*, Archivio glottologico italiano, vol. X (1888), p. 358.

que ,,questo suffisso è stato poco ferace in nomi di luogo per la Toscana'', n'a plus qu'une exactitude très relative. Pour qu'il ait pu, du reste, donner lieu à des dérivés nouveaux, sur des radicaux romans, comme *casalingo, ramingo, solingo, maggioringo* — ce n'est guère que dans *guardingo* qu'en italien littéraire nous le trouvons accouplé à une base germanique — il faut qu'il ait eu une vitalité beaucoup plus considérable qu'on ne l'imagine; il faut surtout qu'il ait été employé ailleurs que dans des noms de personne ou de lieu.

Et c'est ce que les anciennes chartes toscanes nous laissent entrevoir. Bianchi déjà, ai-je dit, avait signalé dans cette région de l'Italie, à Lucques, pour préciser, deux adjectifs, ,,terra *Chunimandingha*'' et ,,terra *Rolandinga*'' en 999[1], et ,,curte *Guinithinga*'' en 1158[2]: en réalité, les exemples de formations de ce genre sont très nombreux, au XI[e] et au XII[e] siècle, en Toscane. L'immense majorité d'entre eux — mais non pas tous — se trouve dans des délimitations de terres, la pièce donnée, achetée ou vendue étant dite bornée, de tel côté, par un terrain désigné par le nom d'un de ses propriétaires, actuel ou passé, nom muni du suffixe *-inga*.

C'est ainsi qu'à Lucques ou dans les environs nous avons en 1068 une ,,terra *Baldiçinga*''[3], en 1069 une ,,terra *Berithinga*''[4], en 1077 une ,,terra *Raimondinga*''[5], en 1106 une ,,terra *Ghirardinga*'' et une ,,terra *Rolandinga*''[6], en 1111 une ,,terra *Gerardinga*'' et de nouveau une ,,terra *Rolandinga*''[7], en 1137 une ,,terra *Butinga*'', nom qui doit sans doute se retrouver dans une ,,terra *Buthinga*'' en 1143[8], une ,,terra *Fralminga*'' en 1147[9]. Pour le reste du XII[e] siècle, les exemples ne sont pas moins nombreux: nous avons en effet une ,,terra *Paulinga*'' — où le suffixe est ajouté à un nom d'origine latine — et une ,,terra *Omicinga*'' en 1147[10], de nouveau une ,,terra *Bothinga*'' en 1148 ainsi que, cette même année, une autre mention d'une ,,terra *Gerardinga*''[11], une ,,terra *Alucinga*'' en 1150[12]. En 1170, il est question d'un ,,Arrighino consule *Gerardingorum*'' et d'une ,,domo *Gerardinga*''[13], en 1178 d'un ,,feudum quod habemus a *Chirardingis*''[14], en 1180 d'un ,,Ramundini quondam Guilielmi consulis case *Soffredinga*'' et d'une ,,domo *Ghirardinga*''[15] de nouveau, d'une ,,terra *Buthinca* ,,encore en 1182[16], d'une ,,terra *Gondithinga*'' en 1191[17] et, enfin, un document de

---

[1] *Memorie e documenti per servire all'istoria del ducato di Lucca*, t. V, 2[a] parte, pp. 612—613. Le texte a: ,,in terra Rolandingha''.

[2] *Op. cit.*, t. IV, 2[a] parte, p. 179.

[3] P. Guidi e O. Parenti, *Regesto del capitolo di Lucca*, vol. I, Roma 1910, p. 138.

[4] *Op. cit.*, vol. cit., p. 139.

[5] *Op. cit.*, vol. cit., p. 175.

[6] *Op. cit.*, vol. cit., p. 284.

[7] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 300 et 301.

[8] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 400 et 426.

[9] *Op. cit.*, vol. cit., p. 432.

[10] *Op. cit.*, vol. II, p. 14.

[11] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 26 et 27.

[12] *Op. cit.*, vol. cit., p. 34.

[13] *Op. cit.*, vol. cit., p. 169.

[14] *Op. cit.*, vol. cit., p. 247.

[15] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 272 et 273

[16] *Op. cit.*, vol. cit., p. 301.

[17] *Op. cit.*, vol. III, p. 79.

1192 mentionne un fait qui eut lieu ,,cum iste archipresbiter erat *camarlinghus*''[1].

A Pise aussi, les dérivés en *-ing* employés de cette façon sont nombreux, aux XIe et XIIe siècles. En 1048 nous avons une ,,terra *Teudicinga*'' et une ,,terra que vocatur *Baldringa*''[2]; un texte datant de la première moitié de ce siècle mentionne que les ,,mansium Iohannis de Staia est *Obertinga*, mansium Damiani est *Obertinga*, mansium Ansoaldi est *Obertingum*'', et la même charte parle de l',,*Obertinga* terra''[3]; en 1075, il est question de la ,,terra *Lambertinga*''[4], en 1089 de la terra *Opitinga*. ,,— qu'on retrouve en 1133 et en 1164''[5]—, en 1097 de la ,,terra *Gotitinga*'' et de la ,,terre *Ighisolfinga*''[6], en 1109 de la ,,terra *Eldebrandinga*''[7], et en 1134 de la ,,terra *Bertinga*'' citée aussi en 1163 et en 1196[8]. En 1135, un texte parle de la ,,strada *Guilielminga*'' et un autre de la ,,terra *Rubertinga*''[9]; en 1137 mention est faite de la ,,terra S. Fridiani et *Burellinga*'' et de la ,,terram *Hibertingam*''[10]. En 1146, en parlant d'un domaine, on précise que ,,medietas fuit *Sassinga*, altera medietas fuit *Sibertinga*'', et il est question en même temps de la ,,curte de *Tedicingo* vel *Opethingo*''[11]. En 1149 est cité un ,,cerretum *Ildebrandingo*'', et une pièce de terre est dite ,,de *Carrocinga*'' et une autre ,,*Corocinga*''[12]; une ,,turris *Fralminga*'' apparaît en 1158[13], une ,,terra *Gubithinga*'', une ,,terra *Alferinga*'' et une ,,terra que *Maufredinga* dicitur'' en 1164[14]. En 1178 sont mentionnées des ,,terra *Hibaldinga* . . ., terra *Lambertinga* et *Carboninga*'', et en 1182 une ,,terra *Paganinga*'', ainsi qu'une ,,terra *Bonifathinga*''; en 1184 une terra *Gualandinga*'' est dite aussi ,,terra filiorum Gualandi''[15]; en 1186, une ,,terra de *Bruschingis*'' et enfin en 1196 — le *Regesto della chiesa di Pisa* de M. Caturegli ne va que jusqu'en 1200 — une ,,terra *Gosfredinga*'' et une ,,terra *Rosselminga*''[16].

Les *Documenti per la storia della città di Arezzo nel medio evo* publiés par Ubaldo Pasqui ne contiennent que peu d'exemples de dérivés analogues: une ,,terra que dicitur *Ubertenga*'' et une ,,clusure qui dicitur *Ubertenge*'' en 1072[17], une ,,terra *Guilelminga*'' en 1092[18];

---

[1] *Op. cit.*, vol. cit., p. 127.
[2] N. Caturegli, *Regesto della chiesa di Pisa*, Roma 1938, pp. 75 et 76.
[3] *Op. cit.*, p. 77.
[4] *Op. cit.*, p. 121. On la retrouve en 1176 (*Op. cit.*, p. 178).
[5] *Op. cit.*, pp. 213 et 334.
[6] *Op. cit.*, p. 128.
[7] *Op. cit.*, p. 139.
[8] *Op. cit.*, pp. 221, 332 et 474.
[9] *Op. cit.*, pp. 229 et 230.
[10] *Op. cit.*, pp. 238 et 241.
[11] *Op. cit.*, p. 272.
[12] *Op. cit.*, p. 279.
[13] *Op. cit.*, pp. 314 et 334.
[14] *Op. cit.*, pp. 376 et 406.
[15] *Op. cit.*, p. 421. Cf. une autre mention en 1186, p. 446.
[16] *Op. cit.*, pp. 447 et 487.
[17] U. Pasqui, *Documenti per la storia della città di Arezzo nel medio evo*, vol. I, Firenze 1899, p. 295. A la p. 163, note 1, à propos d'une charte parlant d'une ,,terra illa que fuit Oberti marhio, que vocatur Cluse, in comitatu aritino, infra plebe sancte Mustiole sito Quarto'', l'éditeur situe exactement la terra Ubertenga, qui ,,giaceva nel declivio del poggio di Turrita, verso la Valdichiana, dalla sommità di esso poggio fino alle paduli per una vasta zona posta sotto la dizione della pieve di S. Maria al Toppo,

dans une charte des environs de 1100, nous trouvons une brève histoire d'un nommé Morulus, qui „fuit castaldus *Ubertingus*, qui deveniens in paupertatem reversus est in Langobardia[1]"; et enfin, dans un texte datable de 1177—1180, il est question des „plebes de *Assiannìga*" ou des "ecclesias de *Assianinga*", ainsi que des „ecclesiis de *Assianinga* et de *Berardinga*"[2]. Mais, dans cette région encore, ainsi qu'on peut le constater dans le *Regesto di Camaldoli*, les adjectifs en *-inga* sont attestés dès le commencement du XIe siècle: en 1025 déjà, en effet, dans une charte datée d'Arezzo, figure une „terra *Albertinga*"[3]. En 1030, il est question des „masariis illi quod dicitur *Vitalingi*"[4]; en 1032, d'une „terra *Albertinga*" de nouveau[5]. En 1072, pour la première fois, je trouve la mention d'une „terra *Guilgelminga*"[6], adjectif qu'on rencontre fréquemment par la suite, orthographié *Guilelminga, Guilliermingam, Guilelmingna*, en 1072, 1082, 1084, 1085, 1086, 1088, 1089, 1092, 1097, 1101, 1103, 1106, 1107, 1108, 1112[7]. Citons encore, en 1072, une terre „*Tebaldigua*" [sic] et une „*Berardinga*"[8], adjectif qui figure dans une autre charte de la même année[9], en 1086 une „terra *Bentiinga*"[10], une „lama *Spertinga*" en 1101 et en 1103[11], de nouveau une „terra *Bentiinga*" en 1101[12]; en 1103, une „terram... *Corbicingam*"[13], dérivé qu'on rencontre aussi, sous les formes *Corbitiinga* en 1112 et 1113, *Corbizinga* en 1134 et 1141[14]. En 1111, mentionnons le „monasterium S. Salvatoris de terre *Berardinga*"[15], une „terra *Bonandinga*" en 1147, et, enfin, en 1168, „unum tenimentum quod fuit *Rinbandingi*"[6], où il s'agit peut-être, non pas d'un adjectif, mais d'un nom de personne en *-ing*.

Et les anciennes chartes du couvent de Coltibuono, elles encore, nous apportent leur contingent d'adjectifs de ce genre. En 1003, il est question d'un „loco Versinne ubi dicitur *Salingo*"[17]; en 1048, d'une „sors . . . posita in loco Purcignano, que fuit *Bonefatiinga*"[18], en 1050 d'une „terra *Tedalinga*"[19], en 1060 d'une „terra *Tendaldinga*[20]", en 1064, d'une „terra *Gerardinga*"[21]. En 1066, une

---

e nel declivio che volgesi verso la città compreso nella pievania urbana di S. Maria in Gradi".

[18] U. Pasqui, *op. cit.*, p. 387.

[1] U. Pasqui, *op. cit.*, p. 401.

[2] U. Pasqui, *op. cit.*, pp. 535, 536 et 537.

[3] L. Schiaparelli e F. Baldasseroni *Regesto di Camaldoli*, vol. I, Roma 1907, p. 33.

[4] *Op. cit.*, vol. cit., p. 45.

[5] *Op. cit.*, vol. cit., p. 51.

[6] *Op. cit.*, vol. cit., p. 138.

[7] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 149, 181, 195, 200, 213, 219, 222, 226, 234, 247; vol. II, pp. 5, 8, 24, 25, 26, 28, 39, 54.

[8] *Op. cit.*, vol. I, p. 149.

[9] *Op. cit.*, vol. cit., p. 150.

[10] *Op. cit.*, vol. cit., p. 212.

[11] *Op. cit.*, vol. II, pp. 4 et 9.

[12] *Op. cit.*, vol. cit., p. 5.

[13] *Op. cit.*, vol. cit., p. 8.

[14] *Op. cit.*, vol. cit., pp. 54, 58, 137 et 159.

[15] *Op. cit.*, vol. cit., p. 39.

[16] *Op. cit.*, vol. cit., p. 232.

[17] L. Pagliai, *Regesto di Coltibuono*, Roma 1909, p. 6.

[18] *Op. cit.*, p. 18.

[19] *Op. cit.*, p. 22.

[20] *Op. cit.*, p. 28.

[21] *Op. cit.*, p. 30.

pièce de terre est bornée, sur son quatrième côté, ,,de super *Sassinga*''[1] et, en 1123, une charte mentionne ,,terra illa que dicitur terra *Pimminga*, et est in villa de Turriccle''[2]; en 1123, une charte spécifie que les vendeurs d'une pièce de terre ,,pretium receperunt a Gerardo *spedalingo*''[3], soit de l'hospitalier du monastère; en 1125 est citée une ,,terra *Ietoringa*''[4] et en 1130, une ,,*Gotitiinga*''[5]; en 1140, une ,,terra *Reinfredinga*''[6], et en 1164 une ,,terra *Gocinga*''[7].

La région de Sienne elle aussi a connu des formations semblables. Ainsi trouvons-nous (il est vrai que le document est daté de Florence, et que le domaine dont il est question n'appartient pas nécessairement aux environs de Sienne) une ,,terra *Guinitiinga*'' en 1091[8], un ,,Guinitzus *camarlingo*'' en 1139[9], une ,,vinea *Farelfenga*'' et une ,,terra *Farolfenga*''[10] à Petroio en 1175, et, parmi les propriétaires de la contrée, en 1176, le ,,comitem Ildebrandinum et uxorem et filios, Guilliscos Ardingescos, civitatem de Orbivieto . . ., filios Tiniosi, *Scialingos, Berardingos*''[11]. Pour le territoire de Volterra, je puis citer un lieu dit ,,Petra *Raninga*'', actuellement Pietra, en 1198[12] et, pour les alentours du monastère de la Berardenga, une ,,terra *Chadalinga*'' en 1050[13], ainsi que plusieurs ,,terra *Berardinga*'', en 1065, 1085, 1089[14], et un ,,Gerardo, *spedalingo* . . . abatis''[15] entre 1136 et 1139.

Par contre, pour le centre nord de la Toscane, le recueil des *Carte di S. Maria in Firenze* publié par L. Schiaparelli n'a pas un seul exemple d'adjectif en *-ing*. Mais le fait que ces formations sont si vivaces en trois points opposés de la Toscane, à savoir Lucques, Arezzo, Sienne, laisse croire qu'elles ont dû être connues à Florence aussi: et j'en veux voir une preuve dans l'existence de ce ,,praedia quod vocatur cafadia *Bonifacinga*[16] — du nom du marquis Boniface — qui appartenait en 1014 à l'abbaye de Fontana Taona près de Pistoie, domaine mentionné à plus d'une reprise par la suite, en 1027 (ce diplôme est conservé par une copie du XIIe siècle, qui a ,,cafagium qui vocatur *Bonifazingo*''[17]), à une date imprécise du règne de l'empereur Henri III[18], en 1136 encore, dans un diplôme original de Lo-

---

[1] *Op. cit.*, p. 32.
[2] *Op. cit.*, p. 145.
[3] *Op. cit.*, p. 144.
[4] *Op. cit.*, p. 147.
[5] *Op. cit.*, p. 155.
[6] *Op. cit.*, p. 173.
[7] *Op. cit.*, p. 210.
[8] F. Schneider, *Regestum senense*, Bd. I, Rom 1910, p. 47.
[9] *Op. cit.*, p. 69. Citons aussi un ,,Rustichini camarlenghi'' en 1208, p. 182.
[10] *Op. cit.*, p. 102.
[11] *Op. cit.*, p. 103.
[12] F. Schneider, *Regestum volaterranum*, Rom 1907, p. 84.
[13] E. Casanova, *Il cartulario della Berardenga*, Siena 1927, p. 477.
[14] E. Casanova, *op. cit.*, pp. 137, 351, 399 et 498.
[15] E. Casanova, *op. cit.*, p. 126.
[16] *Monumenta Germaniae historica*, Diplomatum regum et imperatorum Germaniae t. IV, p. 420. Cf. *op. cit.*, t. III, p. 364.
[17] *Op. cit.*, t. IV, p. 89.
[18] *Op. cit.*, t. V, p. 24.

thaire III[1]. Par contre, cette dérivation en *-ing* paraît être inconnue aux chartes plus septentrionales ou plus méridionales: je n'en ai jamais rencontré à Reggio, à Modène[2], pas plus qu'à Orvieto, à Gubbio ou à Farfa. Et cette constation coïncide assez exactement avec le fait que M. Gamillscheg n'a recueilli des toponymes en *-ing*, en Italie, en dehors du bassin du Po — et encore l'Emilie n'est-elle représentée que par l'unique *Gossolengo* —, de Gênes et d'Ancône, que dans les provinces de Florence, de Lucques, d'Arezzo, de Pise et de Sienne, avec, en plus, *Aringo* (qui serait gothique) et *Civitaretenga* dans la région d'Aquila, et *Fiamenga* aux environs de Pérouse[3].

Il n'est pas étonnant que nous trouvions ce suffixe, avec sa pleine valeur adjectivale, dans cette Tuscia où l'influence longobarde s'est fait sentir si puissamment et si longuement. Sans doute est-il curieux que les chartes lucquoises des VIIIe, IXe, et Xe siècles, dont nous possédons quelques centaines, ne donnent qu'un seul et unique exemple de *-ing*, et que cet exemple soit de l'extrême fin du Xe siècle, puisqu'il apparaît à la date de 999; sans doute est-il remarquable que ce soit surtout au siècle suivant, ainsi que dans la première moitié du XIIe siècle, que notre suffixe a l'air plein de vitalité à Lucques et à Arezzo: mais il y a à cela une explication, me semble-t-il. Sans compter qu'il serait, inutile de le dire, trop audacieux, et certainement inexact, de conclure à l'inexistence d'un mot, d'une forme, d'un suffixe, du fait que les chartes anciennes n'en ont pas trace, on peut aisément imaginer que *-ing* n'avait guère sa place dans les documents écrits en latin à une date reculée, pour la bonne raison que les scribes bilingues de cette époque savaient que ce n'était pas là un suffixe latin, et qu'au contraire il appartenait au longobard, langue parlée, oui, mais non pas langue écrite, langue de chancellerie. Si bien qu'il y aurait quelque probabilité, théorique tout au moins, qu'il n'ait pu s'introduire dans les actes notariaux qu'au moment précisément où le longobard avait perdu toute influence, où son souvenir s'était assez estompé pour qu'on ne sût plus, en tout cas, que *-ing* appartenait en propre au germanique. Il convient cependant de noter que, dans l'immense majorité des cas, il est appliqué à des noms de personne d'origine germanique: seuls font exception *Paulinga* à Lucques en 1147[4], *Paganinga* et *Bonifathinga* à Pise en 1182,

---

[1] *Op. cit.*, t. VIII, p. 168.

[2] Dans le recueil de E. P. Vicini, *Regesto della chiesa cattedrale di Modena*, vol. I, Roma 1931, je n'ai trouvé en effet qu'un *Walengo*, nom de personne, en 1005 (p. 110), un „loco *Tutengo*" en 1029 (p. 151), et un „*Berengeringi* 1029 dont je ne sais la valeur exacte, en 994 (p. 94).

[3] E. Gamillscheg, *Romania Germanica*, Bd. II, Berlin und Leipzig 1935, pp. 72—81.

[4] Cet *Assianinga* doit être en effet identifié avec *la Scialenga* „così detta anticamente la contea d'Asciano nel Senese", ainsi que le note B. Bianchi, *art. cit.*, p. 358. Je trouve, par exemple, une mention de „comitum *Scianenge*" en 1209 (F. Schneider, *Regestum senense*, Bd. I, p. 166), et un „Rainerius Pepi comes de *Scialenga*" la même année (F. Schneider, *op. cit.*, vol. cit., p. 167).

Bonifacinga à Pistoie à partir de 1014, et *Assianinga* aux environs d'Arezzo, qui doit être dérivé d'un nom de lieu[1]. C'est dire, si je ne me trompe, que malgré tout on conservait ce suffixe, non seulement avec sa valeur primitive, mais dans sa pureté première, c'est-à-dire accolé presque uniquement à des anthroponymes germaniques: en Italie septentrionale aussi, du reste, les toponymes comme *Martinengo, Justingo, Marcellengo, Petringo,* sont l'exception. Et, au surplus, comme M. Gamillscheg l'a très justement remarqué, il n'est même pas dit que ces *Martinus, Justus, Petrus,* n'aient pas pu être des Germains, puisqu'il arrivait que ceux-ci portassent des noms latins[1].

Les exemples de formations en *-ing* recueillis à Lucques et à Arezzo permettent une autre constatation encore: que, dans les deux zones, leur nombre tend nettement à diminuer vers la fin du XII[e] siècle. Et les regestes de Coltibuono et de Camaldoli, comme le regeste de Lucques du reste, montrent que *-ing* tend à être remplacé par des dérivés en -ensis, analogues quant au sens: en 1066 déjà nous trouvons dans la région d'Arezzo une ,,terra *Tuanise* et *Recinise*''[2], en 1136 sont mentionnées une ,,terra *Camenzensis* ,,et une ,,terra . . . *Vingnolensis*''[3], en 1181 une ,,terra *Turnonese*''[4]. Un autre suffixe, germanique lui aussi, d'ailleurs, s'est substitué partiellement à *-ing*: c'est -isk, que nous rencontrons — je cite ces exemples entre cent autres — en 1164 avec la mention d'une ,,terra *Albertinesca*'', en 1181 avec celle d'une terre ,,*Rodulfesca*'', en 1189 avec celle d'un domaine ,,*Albertissco*''[5]. Il n'est donc pas étonnant que les noms de lieu toscans en *-ing* soient surtout attestés au moyen âge, et que ceux qui ont survécu jusqu'à nos jours soient extrêmement rares, comme l'a du reste remarqué M. Gamillscheg[6].

Sans doute ces formations médiévales toscanes en *-ing* sont-elles encore extrêmement rapprochées de leur usage longobard: mais leur nombre même peut expliquer qu'à un moment donné, dans l'Italie centrale comme en Provence ou dans la péninsule ibérique[7], on en ait étendu l'emploi par la création d'autres adjectifs — devenus parfois substantifs — ayant comme radical un nom commun. Nos chartes, il est vrai, n'en donnent que bien peu d'exemples; mais elles montrent au moins qu'un adjectif en *-ing* n'était pas seulement appliqué à la désignation d'une pièce de terre, puisqu'à Arezzo vers 1100 nous avons rencontré un ,,Morulus castaldus *Ubertingus*'', et qu'à Lucques en 1180 vivait le fils de feu ,,Guilielmus consul case *Soffredinga*'', pour ne citer que ces cas. Abstraction faite de *camarlingus,* attesté en 1139 à Sienne, qui a pu être emprunté directement

---

[1] E. Gamillscheg, *op. cit.,* vol. cit., p. 71.
[2] L. Pagliai, *op. cit.,* p. 32
[3] L. Schiaparelli e F. Baldasseroni, *op. cit.,* vol. II, p. 141.
[4] L. Pagliai, *op. cit.,* p. 224.
[5] L. Pagliai, *op. cit.,* pp. 209, 224 et 229.
[6] E. Gamillscheg, *op. cit.,* vol. cit., p. 72.
[7] Cf. là-dessus W. Meyer-Lübke, *Grammaire des langues romanes,* t. II, Paris 1895, pp. 601—602, § 515.

au longobard, et qui dès lors ne prouve pas grand chose, le seul exemple de mot en *-ing* qui ne désigne pas l'appartenance à une famille ou à un individu est du reste suggestif: il s'agit du ,,Gerardo *spedalingo*" mentionné par deux fois, dans une charte datée de Tornano en 1123[1], et dans un acte de la Berardenga de 1136—1139[2]. Je dirais même qu'il est doublement suggestif, puisque nous y voyons un dérivé en *-ing* devenu substantif, d'une part (il est hors de doute qu'on a dû dire tout d'abord ,,monachus spedalingus"), et que d'autre part *-ing* y est ajouté à un radical latin. Et ce cas, si esseulé qu'il soit, laisse néanmoins entrevoir qu'alors déjà les formations en *-ing* qui ont survécu jusqu'à nos jours avaient fait leur apparition, et que si ce que je remarquais tout à l'heure, que la majorité de nos adjectifs en *-ing* est formée sur des noms de personne germaniques (ce qui laisserait croire qu'on connaissait encore l'origine et l'usage normal du suffixe), est vrai, il est vrai aussi qu'en ce commencement du XII[e] siècle déjà, on tendait à généraliser son emploi.

A cette constatation, il fallait s'y attendre: ce n'est, en bonne logique, qu'à un moment où le suffixe *-ing* avait une vitalité tout particulièrement exubérante — ce qui semble bien avoir été le cas au XI[e] siècle —, et où d'autre part l'usage de la langue à laquelle il appartenait était moins pur et moins sûr, que des formations nouvelles, à bases latines, ont pu être créées. Et, fait curieux, ce sont presque uniquement ces hybrides, ces mélanges italo-germaniques qui, tant dans le langue littéraire que dansles dialectes, septentrionaux surtout, ont défié les siècles et sont parvenus jusqu'à nous.

---

[1] L. Pagliai, *op. cit.*, p. 144.
[2] E. Casanova, *op. cit.*, p. 126.

PAUL AEBISCHER.

VERMISCHTES.

I. Sprachwissenschaft.

1. Comment le mot *foresta* est entré dans le vocabulaire italien.

Dans sa critique du travail de Thimme, *Forestis*[1], Ch. Petit-Dutaillis[2], après avoir précisé le sens du mot dans les textes carolingiens, après avoir aussi exprimé ses doutes sur l'étymologie de ce terme, consacre quelques pages au sort de ,,forêt'' en Angleterre, en Allemagne et en France[3]. Il n'a pas cru devoir étendre ses recherches à l'Italie: c'est là une lacune que la présente note voudrait tenter de combler.

Que *foresta* soit un mot d'origine étrangère dans le vocabulaire italien, c'est ce qu'a déjà reconnu, pour ne citer que lui, M. Bezzola[4]. Il en fait, sans cependant qu'il le dise de façon absolument claire, un gallicisme: et nous allons voir que ce n'est pas tout à fait exact.

Détail qu'il importe de noter, en effet, les plus anciens exemples de *forestis*, ou de ses variantes *forestum*, *foresta*, dans les chartes médiévales relatives à la péninsule, apparaissent toujours dans des privilèges de rois ou d'empereurs. Comme l'a dit M. Bezzola, ,,in Italia si trova *forestis* per la prima volta in un documento di donazione di Carlomagno a Bobbio''[5], en 774: il est question, dans ce diplôme daté de Pavie, de ,,silva nostra una cum curte illa ibidem sita, quorum vocabulum est silva Montelonga'', et de ,,quicquid ad eandem *foresten* vel partem nostram . . . aspicere videbatur''[6], d'où il ressort clairement que *forestis* avait exactement le sens de *silva*, et non celui, fréquent en France dans les documents carolingiens, de ,,réserve'' quelconque, de pêche aussi bien que de chasse. Vient ensuite, en 844, un diplôme de Lothaire en faveur du même monastère, où est men-

[1] H. Thimme, *Königsgut und Königsrecht nach den Forsturkunden, vom 6. bis 12. Jahrhundert*, Archiv für Urkundenforschung, t. II (1909), pp. 101—154.

[2] Ch. Petit-Dutaillis, *De la signification du mot ,,forêt'' à l'époque franque*, Bibliothèque de l'Ecole des chartes, vol. LXXVI (1915), pp. 97—152.

[3] Ch. Petit-Dutaillis, *art. cit.*, pp. 143—149.

[4] R. R. Bezzola, *Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli* (750—1300), Zurigo 1924, p. 94.

[5] R. R. Bezzola, *op. cit.*, p. 94, note 4.

[6] C. Cipolla, *Codice diplomatico del monastero di S. Colombano di Bobbio*, vol. I, Roma 1918, p. 130; cf. *Historiae patriae Monumenta*, Chartarum t. I, col. 22.

tionnée la même ,,quandam *forestem*, quae nuncupatur Monslongus''[1], puis une confirmation par l'empereur Louis II, en 860, des possessions, de Bobbio toujours, où il est dit que ,,confirmamus etiam *forestem* quandam, quae dicitur Monslongus . . . et *forestem*, quae vocatur Adra''[2]. Aux alentours de l'an 900, le mot apparaît assez fréquemment dans les formules de pertinence des diplômes des rois italiens: ainsi, en 892, un privilège mentionne-t-il les ,,*forestibus*, piscariis...''[3]; en 904, les ,,*forestis* et forestariis, montibus, planitiebus...''[4]. En 927 — cette date, du reste, n'est pas sûre — le terme est employé dans le texte proprement dit: il est question alors d' ,,ipsa *foresta* quem tenetis per comparationem cartulam da Garardus''[5] et, en 958 ou 959, il réapparaît dans la formule ,,aquis aquarumque decursibus, *forestis*''[6] . . . Et c'est encore dans une formule semblable que figure *forestis* dans un diplôme de Louis III, en 901, soit dans l'expression ,,. . .teloneis, districtionibus, *forestis* et forastariis, montibus, planitiebus''[7].

Durant tout le reste de ce Xe siècle, c'est toujours dans des diplômes royaux ou impériaux qu'est employé notre mot: en 967, dans un privilège d'Othon II daté d'Ostie, où il s'agit du ,,*foresto* de Tribleo, quod est in comitatu Aretino in massa Verona, *forestum* de Corezo in comitatu Aretino''[8]; en 994 et 995, dans deux privilèges d'Othon III, qui mentionnent, l'un le ,,*forestum* de Monte Cello''[9] et l'autre les ,,castellum, areis, *forestis*, silvis, venationibus...''[10]; en 1000, dans un diplôme du même empereur, ayant trait en particulier à ,,omnem *forestum* quod est inter Baonam et Sturam''[11].

Si bien que ce n'est que dans les toutes premières années du siècle suivant, en l'an 1002, que *forestum* figure dans une vente faite par un particulier, à Asti: on relate dans cet acte la vente d' ,,omnibus rebus . . . usque in silva qui dicitur Celere et usque in *foresto*''[12]. Mais il faut bien que, dès cette époque, le mot ait été connu et employé dans un cercle beaucoup plus étendu qu'auparavant, puisque, peu après, Helmpertus, évêque d'Arezzo, donne ,,omnes runcos, et terram

---

[1] C. Cipolla, *op. cit.*, vol. cit., p. 144.

[2] C. Cipolla, *op. cit.*, vol. cit. p. 178.

[3] L. Schiaparelli, *I diplomi di Guido e di Lamberto*, Roma 1906, p. 35. Cf. *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 584.

[4] L. Schiaparelli, *I diplomi di Berengario I*, Roma 1903, p. 126.

[5] L. Schiaparelli, *I diplomi di Ugo e di Lotario, di Berengario II e di Adalberto*, Roma 1924, p. 34.

[6] L. Schiaparelli, *op. cit.*, p. 329.

[7] *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 671.

[8] L. Schiaparelli e F. Baldasseroni, *Regesto di Camaldoli*, vol. I, Roma 1907, p. 5.

[9] A. Gloria, *Codice diplomatico padovano dal sesto secolo a tutto l'undecimo*, Venezia 1877, p. 108.

[10] *Codex diplomaticus Langobardiae*, col. 1590.

[11] *Historiae patriae Monumenta, Chartarum* t. I, col. 339.

[12] F. Gabotto, *Le più antiche carte dello archivio capitolare di Asti*, Biblioteca della Società storica subalpina, vol. XVIII, Pinerolo 1906, p. 249.

cultam nemoris et *foresti*, que est iusta Prataliam"[1], et qu'en 1027 un autre évêque d'Arezzo, Theodaldus, cède ,,domnicato *foresto* nostro de Asque"[2]. Et, à peu près à la même, époque, *foresta* fait son apparition aux environs de Rome: une donation de la comtesse de Gaète en 1020 mentionne en effet ,,a septentrionis ... *furesta* ex nostro puplico"[3], tandis qu'en 1066 ou 1067 un acte relatif à Farfa a trait à ,,centum modiola de terra ... habentia fines: ab uno latere brizarum, a .II. latere fossam de petra, a .III. latere *foresta*"[4]. Et, dans la région de Gaète, vers la fin de ce même siècle, le mot est déjà attesté dans la toponymie: un acte daté de 1075 environ cite, près de Pontecorvo, un ,,loco qui vocatur *foresta*"[5] et un autre, de 1093, parle d',,una ecclesia et monasterio vocabulo S. Pauli Apostoli, quae sita est infra fines de jam dicta civitate [Cajeta] in loco ab ipsa *Furesta*"[6]. Il en est de même en Campanie: une bulle d'Urbain II en faveur de S. Angelo in Formis, en 1097, mentionne un ,,Sancti Petri in *Foresta*"[7]. Et c'est vers la même époque, du reste, que *Foresto* apparaît dans le lexique toponymique toscan: le cartulaire de la Berardenga cite, à la date de 1110, un lieu dit ,,in vocabulo *Foresto*", qui est peut-être le même qu'un ,,in *Foresto*" en 1113[8].

La région de l'Italie où notre mot est arrivé en dernier, d'après mes renseignements, serait la Pouille. Ce n'est qu'en 1129, en effet, qu'à Siponto le mot apparaît, dans la mention d'une ,,terram et oleastros ... inter flumen Candelarii et *forestam* meam"[9]; et, à Terlizzi, il n'est attesté qu'une fois, et tardivement, en 1199: il est question à cette date d'un ,,loco Pantanelli propre *forestum* domini Cumtero"[10].

Le fait le plus caractéristique qui ressort de ces dépouillements est, si je ne m'abuse, la rareté de *forestum*, *foresta* dans les textes médiévaux italiens, sauf dans les diplômes royaux et impériaux, qui ne sauraient évidemment être invoqués comme preuves de la popularité du terme en question dans la langue de tous les jours. Même dans le nord au XII[e] siècle, *forestum* n'apparaît que de loin en loin,

---

[1] U. Pasqui, *Documenti per la storia della città di Arezzo*, vol. I, Firenze 1899, p. 127; cf. L. Schiaparelli e F. Baldasseroni, *op. cit.*, vol. cit., p. 8.

[2] U. Pasqui, *op. cit.*, vol. cit., p. 181; cf. L. Schiaparelli e F. Baldasseroni, *op. cit.*, vol. cit., p. 36.

[3] *Codex diplomaticus Cajetanus*, t. I, p. 263.

[4] I. Giorgi e U. Balzani, *Il Regesto di Farfa*, vol. IV, Roma 1888, p. 340.

[5] *Codex diplomaticus Cajetanus*, t. II, p. 116.

[6] *Op. cit.*, vol. cit., p. 150.

[7] D. M. Inguanez, *Regesto di S. Angelo in Formis*, Badia di Montecassino 1925, p. 19.

[8] E. Casanova, *Il Cartulario della Berardenga*, vol. I, Siena 1927, pp. 172 et 23.

[9] F. Camobreco, *Regesto di S. Leonardo di Siponto*, Roma 1913, p. 5.

[10] *Codice diplomatico barese*, vol. III; Fr. Carabellese, *Le pergamene della cattedrale di Terlizzi (871—1300)*, Bari 1899, p. 201.

tandis que *silva* et *boscum* sont plus que fréquents. Ainsi, pour le Piémont, dans un acte de vente d'un bois dans la forêt de None est-il fait mention de ,,pecia una nemoris . . . que iacet in *foresto* Noni''[1]; une charte datée de Suse en 1137 emploie la forme ,,*foresto*''[2]; un document capouan de 1114 parle d'une ,,*furesta* quae dicitur de Caczoli''[3]; une charte amalfitaine de 1187 précise qu'un fermier doit ,,facere *furesta* et culture et studiare illa''[4], et un autre document de même origine, daté de 1192, use lui aussi du mot ,,*furesta*''[5]. Mais si ces cas allongent légèrement notre liste, ils ne peuvent en aucune façon changer notre impression sur le peu de vitalité dont a fait preuve *forestum* en Italie. Une autre preuve de ce peu de vitalité, c'est la rareté du terme en toponymie: comme nom de commune ou d'écart, Amati ne mentionne qu'un *La Forest* à Villa Castelnuovo (Ivrée), quatre *Foresta*, l'un près d'Ivrée, et les trois autres dans la région de Bénévent, cinq *Foresto*, tous dans l'Italie septentrionale[6]. Et, par ailleurs, alors que les dérivés de *bosco* sont nombreux, nous ne trouvons, à côté de *foresta*, que *forestale*, *forestaro* — vieilli et peu usité — et l'adjectif *foresto*.

Tout concourt, bref, à nous persuader que *foresta*, *foresto* n'a jamais été populaire dans la péninsule. Il paraît avoir pénétré tardivement, et n'a pu s'imposer à ses concurrents sémantiques, à *bosco* surtout, qui avait pris presque partout la place de *selva*. Il semble enfin avoir été, non pas un gallicisme, mais, si étonnant que cela puisse paraître, un germanisme, puisque nous avons là, comme pour *capella*[7], un mot qui a dû sa fortune — sa maigre fortune — en Italie au fait qu'il était usité dans le lexique de la chancellerie des empereurs germaniques et des rois d'Italie. Mais, moins heureux que *capella*, il n'a pas réussi à se faire adopter par les scribes et les notaires, et n'est point parvenu dans la langue courante. Il est resté, bref, un étranger, un *forestiero*. Et il n'est pas impossible que ce soit précisément ce dernier mot qui ait empêché *foresta*, au sentiment des Italiens, de remplir parfaitement son rôle sémantique.

---

[1] *Historiae patriae Monumenta*, Chartarum t. I, col. 754.
[2] *Op. cit.*, vol. cit., col. 779.
[3] D. M. Inguanez, *op. cit.*, p. 51.
[4] R. Filangieri di Candida, *Codice diplomatico amalfitano*, Napoli 1917, p. 423.
[5] R. Filangieri di Candida, *op. cit.*, p. 442.
[6] Amati, *Dizionario corografico illustrato dell'Italia*, vol. III, pp. 833—834.
[7] Cf. mon article *Esquisse du processus de dissémination de* capella *en Italie*, Archivum latinitatis medii aevi, 5e année (1929—1930), pp. 5—44.

PAUL AEBISCHER.

2. Lexikologisches aus katalanischen Texten des ausgehenden Mittelalters.

Die folgenden lexikologischen Daten sind katalanischen Texten des 14. und 15. Jahrhunderts entnommen, deren Autoren eine Gewähr dafür bieten, daſs sie auf den ausgewählten Sachgebieten die nötige Erfahrung besaſsen und daher offenbar auch die Terminologie beherrschten.

Ich verwende die folgenden Abkürzungen[1]:

AC = Pere March, *L'arnès del cavaller.* Recull de textes catalans antichs XV. [Barcelona 1910.] (2. Hälfte 14. Jahrhunderts.)
B = Bernat Boades, *Libre dels feyts darmes de Catalunya.* Bibl. Cat. Barcelona 1873. (1. Viertel 15. Jahrhundert.)
Cav = Ponç de Menaguer, *Lo cavaller.* Recull de textes catalans antichs III. Barcelona 1906. (Ende 15. Jahrhundert.)
CG = *Curial e Guelfa.* Els nostres clàssics 30. 35—36. 39—40. 3 Bde. Barcelona 1930, 1931, 1933. (Mitte 15. Jahrhundert.)
P = [Bernat Descoll], *Crónica del rey de Aragón D. Pedro IV el Ceremonioso ó del Punyalet.* Barcelona 1850. (2.—3. Viertel 14. Jahrhundert.)
Rodes = Francesch Farrer, *Romans de la armada del Soldá contra Rodes.* In *Cançoner del XVèn segle de l'Ateneu Barcelonès,* o. O., o. J. S. 40—46. (1444.)
TB = J. Martorell, *Tirant lo Blanch.* Bibl. Cat. 4 Bde. Barcelona 1873/1905. (2. Hälfte 15. Jahrhundert.)
Xal = *La historia de Jaxob Xalabin.* Histories d'altre temps VII. Barcelona 1910. (1. Hälfte 15. Jahrhundert?)

1. Reitzeug.

Die katalanische Terminologie des Reitzeugs im 13. Jahrhundert (unter Einschluſs des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts) habe ich VKR I, 154—156 bzw. 180—182 mitgeteilt. Die folgenden Angaben schlieſsen also zeitlich an die dort gemachten Ausführungen an.

Das Pferd, wie es der Ritter im Krieg und im Turnier verwendet, das 'Streitroſs' heiſst *cavall* oder *roci,* im Gegensatz zum 'Reisepferd', *palafré* oder *hacanea* (s. REW 3966). Der *palafré* dient Rittern (P 279) oder Damen (CG II, 34. 88. 117), die *hacanea* Damen (CG II, 68. 125) oder Greisen (CG II, 259) als Beförderungsmittel.

Das gesamte 'Sattelzeug' wird wie im 13. Jahrhundert *ensellament* genannt (P 156).

Der 'Sattel' heiſst stets *sella* (B 363. CG I, 65. 144. 145 usw. TB IV, 17. 24 usw. Cav fol. VI. IX. XI) bzw. *ceyla* (AC 77. 861. 1102 usw.), *cella* (TB II, 248. IV, 10) genannt. 'Satteln': *ensellar* (Xal 42. TB II, 171), *encellar* (Xal 47); 'absatteln': *leuar les selles als cavalls* (TB II, 108).

'Sattelbogen': *arçó* (TB I, 211. II, 248. Cav fol. XI), *arçó de la sella* (CG II, 116. TB I, 90. IV, 41. Cav fol. XII).

'Bauchgurt': *cingla* (TB II, 77 *les cingles dels caualls*). Vgl. AC 1169 *cavall be cinglada*; AC 1190 *cinglar.*

[1] Ich zitiere nach Seiten, AC und Rodes nach Versen.

Von besonderen Satteltypen für den Ritter — im 15. Jahrhundert waren ja, wie sich aus dem Reitbuch D. Duartes ergibt (vgl. meine Ausführungen über das *Portugiesische Reitzeug am Anfang des XV. Jahrhunderts* ... in der *Miscelânea scientífica e literária dedicada ao Dr. J. Leite de Vasconcelos* (separat Coimbra 1931 [= 1932]), eine ganze Reihe von Satteltypen gebräuchlich — wird nur der Genettensattel, der auch bei D. Duarte behandelt ist, hervorgehoben, wenn es TB I, 326 von Tirant heißt *posa en punt lo ginet ab sella de la guisa*. Solche Genettensättel, die maurischen Ursprungs waren, wurden nach VKR I, 155 bereits in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts von den Katalanen verwendet. Daß sie auch im 14. Jahrhundert von Katalanen und Kastiliern verwendet wurden beweist u. a. P 46: *XXV homens a cavall de la geneta*, P 305/6: *cavalls de la geneta* (Katalanen), P 373: *homens de la geneta* (auf Seite der Katalanen), P 376: *tres milia de la geneta* (Kastilier). In TB erscheint *lo ginet* als Pferd christlicher Ritter außer I, 326 auch II, 254 und II, 301. Nach wie vor ist *lo ginet* aber im 15. Jahrhundert das rasche Pferd mit besonderem Sattel- und Zaumzeug, wie es von Mauren und Türken benutzt wird (TB I, 39. 325. II, 97. 199. 261. III, 286. 297. 299. 300. 324. IV, 140. 143), wenngleich auch Türken- und Maurenpferde gelegentlich *rocins* genannt werden (TB II, 261. IV, 8. 24).[1]

Im Gegensatz zu den Reitsätteln hießen die Sättel der Tragtiere, der *adzembles* (nkat. *atzembles*) : *albardes* (TB II, 375 u. 377). 'Bauchgurt': *singla* (TB II, 375). 'Überdecke': *cobreadzembla* (TB II, 377).

Fre (P 258. 259. Xal 47. 49) bedeutet im 14. und 15. Jahrhundert wohl schon Zaum und nicht mehr 'Gebißstück' wie im 13. Jahrhundert (VKR I, 155). Kast. *freno* (ursprünglich ebenfalls 'Gebißstück') kommt bereits im 13. Jahrhundert in der Bedeutung 'Zaum' vor. 'Aufzäumen': *afrenar* (AC 863), *refrenar* (AC 877), *enfrenar* (P 48. Xal 42). Ferner Xal 47: *tragueren llurs frens a llurs caualls* und Xal 49: *meteren los frens a lurs caualls*.

Die Zügel heißen wie im 13. Jahrhundert *les regnes* (P 82. 156. CG I, 146. 179. II, 21. 22 usw. TB II, 379. III, 41) oder *la regna* (CG II, 140. TB I, 111. Cav fol. VIII, IX. XII); daneben tritt nun aber neu auf *la brida* (AC 862. 876. 1104. 1218. B 363. — *brila* AC 78), bzw. *les brides* (TB I, 192). REW 1313. Nach B 363 war die *brida* aus Leder gefertigt (*los cuyros de la brida*).

Auf der Reise benutzte man die *falça regna*, einen kurzen Zügel, der mehr oder minder straff über den vorderen Sattelbogen gehängt wurde und dem Tier — ähnlich wie die Leine beim Esel, der die *sinia* in Betrieb setzt — ein Geführtwerden vortäuscht, so daß der Reiter gegebenenfalls im Reiten schlafen kann: *E stant axi, veu venir per aquell pla un home a cauall: e conegue que venia dormint: ... Com lo roci fon dauant la font, e veu laygua, acosta si per voler beure: e perque*

[1] Zur Etymologie von *ginet*, *geneta* siehe jetzt J. P. Machado im Boletim de Filologia VI, 24—26.

tenia la falça regna en larço de la sella no podia, e tant bascha, que fon forçat al gentilom ques despertas . . . (TB I, 90).

'Halfter': *dogal* (TB II, 96).

Ebenso wie im 13. Jahrhundert am Brustriemen Glöckchen befestigt waren, erscheint CG III, 240 an dem Pferd eines Ritters eine Schelle, *esquella: esquella al coll* (del cavall de Curial), *la qual de gran troç luny, movent-se lo cavall, se sentia.*

'Steigbügel': *(e)strep* (Xal 21. CG I, 179. TB I, 199. II, 211. IV, 17. Cav fol. VI. XI). 'Die Füſse aus den Steigbügeln herausziehen': *traure los peus dels streps* (TB II, 381).

Die 'Sporen': *(e)sperons* (AC 79. 890. 1107. P 83. Xal 58. CG I, 65. 178 usw. TB I, 104. 327. II, 381. 386. III, 41 usw. Cav fol. XIII) waren im 15. Jahrhundert Radsporen. Das 'Sporenrad' wurde nach TB II, 387 mit *roda del speró* bezeichnet. Es ist nicht ausgeschlossen, daſs neben den Radsporen auch noch Stachelsporen in Gebrauch waren. *Los sperons son aguts* (TB I, 104) bezieht sich aber auf die Schärfe der Sporen und läſst keinen Schluſs auf das etwaige Vorhandensein von Stachelsporen zu.

Die Sporen werden beim Ritterschlag verliehen (*calçar los sperons* TB I, 152. 193).

Für das Antreiben des Pferdes mit den Sporen verwendete das 13. Jahrhundert *esporonar, brocar* oder *punyir* (*dels sperons*). Für das 14. Jahrhundert habe ich keine Belege und im 15. finden wir andere Ausdrücke: *ferir los caualls dels sperons* (TB I, 207), *ferir de sperons los caualls* (Xal 58), *ferir d'esperons a tot son poder* (CG I, 65), *ferir dels sperons* (CG I, 178. II, 68. TB I, 327. II, 108. III, 299. IV, 12), *ficar sperons* (CG II, 58. 78. 114), *fermar de sperons* (TB I, 326. II, 200), *donar d'esperons* (CG I, 65. II, 134. III, 234), *donar dels sperons* (CG I, 177).

'In gestrecktem Galopp daherkommen': *donar una gran carrera a brida batuda* (B 271) und *correr a galop tirat* (TB II, 244).

Auf die Sitte des Hufbeschlags weist TB IV, 24: *mana que tot hom ferras sos caualls de nou.*

Über das Bedecken der Pferde mit Decken und über die Pferderüstung siehe *Homenatge a A. Rubió i Lluch,* Barcelona 1936, I, 66—67.

2. Signal- und Musikinstrumente.

Über die mittelalterlichen Musikinstrumente wissen wir im Verhältnis zu anderen Gebieten der Kultur nur wenig. Die folgenden Daten sind als Baustein zur mittelalterlichen Instrumentengeschichte gedacht. Dem Charakter unserer Quellen zufolge beschränken wir uns auf die Signalinstrumente und die Lärm- und Musikinstrumente der ritterlich-kriegerischen Sphäre. Die in Frage kommenden Instrumente sind Blasinstrumente und Schlaginstrumente[1].

---

[1] An anderen Musikinstrumenten erwähnt B 325 *cascauells* 'Glöckchen' oder 'Schellen' (beim Weihnachtsfest), TB an Blasinstrumenten *flautes*

Das wichtigste Signalinstrument ist die *trompeta* (fem.). Die Bedeutung, die diesem Instrument im Heere zukam, geht daraus hervor, daſs es TB II, 6 nötig erscheint *compar cinch caxes grans de trompetes* für das Heer.

Trompeta ist ein Diminutivum zu *trompa*, das im 14. Jahrhundert bei Tanzmusik erwähnt wird (P 290). Vgl. aprov. *tromba* (Var. *trompa*) bei Bertran de Born und afrz. *trompe* Levy[1] S. 12, Brücker S. 20, Gérold S. 396. Das frz. Wort *trompette* ist, wie Brücker S. 22 nachgewiesen hat, seit dem 14. Jahrhundert belegt. Brücker will das Auftreten der Diminutivform in Zusammenhang bringen mit der Erscheinung, daſs man durch Biegen der Röhre dem Instrument eine kürzere Gestalt gab. Diese Erklärung scheint mir sehr glücklich, denn im 14. Jahrhundert begann man die Röhre entweder in S-Form abzubiegen oder aber man führte das Rohr in einer Windung herum (ähnlich wie bei den heutigen Trompeten). Auch ital. *trombetta* scheint erst im 14. Jahrhundert aufzutreten (Dante, *Inferno* XXI, 139[2].

(II, 230 Unterhaltungsmusik), *charamites* (IV, 398 Hochzeitsmusik) und *musetes* (IV, 306 Festmusik), an Saiteninstrumenten *arpa* (II, 105. 230 Unterhaltungsmusik. IV, 306 Tanzmusik), *laut* (II, 230 Unterhaltungsmusik. IV, 306 Tanzmusik) und *mija viola* (II, 230) bzw. *miges viules* (IV, 306) für Unterhaltungsmusik und an Schlaginstrumenten *simbols* (IV, 306). — Zu *flauta* 'Flöte' vgl. afrz. *flaute*, aprov. *flauta*, *flaut*, F. Brücker, *Die Blasinstrumente in der altfranzösischen Literatur*, Gieſsen 1926, S. 30. Die *charamita* (zu CALAMELLUS REW 1484) dürfte entsprechend ital. *caramella* afrz. *chalemel*, ptg. *charamela* und *chirimia* ein oboeähnliches Instrument gewesen sein. Dem widerspricht auch nicht die Zusammenstellung mit den übrigen TB IV, 398 genannten Instrumenten; im Gegenteil die nähere Zusammenfassung *tamborinos e charamites* entspricht ganz der uns aus dem heutigen Katalonien und Valencia bekannten Spielweise von Trommel und Doppelrohrblattflöte (vgl. meine Bemerkungen LGRPh. LIV, 250). Andererseits könnte es sich aber nach mallork. *xirimia*, siz. *ciaramedda* auch um einen Dudelsack handeln. Daſs auch Dudelsack und Trommel zusammen musizieren (von verschiedenen Musikanten bedient) zeigt der in Galicien übliche Spielgebrauch. Daſs auf Mallorca und Sizilien ein Bedeutungswandel 'Schalmei' oder 'Oboe' > 'Dudelsack' eingetreten ist, ist so zu erklären, daſs die Abkömmlinge von CALAMELLUS, die zunächst eben eine Schalmei bezeichnen, hier auf die Spielpfeife des Dudelsacks übertragen wurden und dann schlieſslich den ganzen Dudelsack benennen. Vgl. auch afrz. *la muze au grant challemel*, was zeigt, daſs afrz. *chalemel* auſser 'Schalmei' auch 'Spielpfeife des Dudelsacks' sein konnte. Hierzu noch das frz. Verb *calemeler*: *kalemele / En la muse au grant bourdon* (Th. Gérold, *La musique au moyen age*, Paris 1932, S. 403). Sicher ein Dudelsack war die *museta*. Vgl. afrz. *musette* Brücker S. 51, auvergn. *musette*. Zu *arpa* 'Harfe' vgl. für Frankreich Fr. Dick, *Bezeichnungen für Saiten- und Schlaginstrumente in der altfranzösischen Literatur*, Gieſsen 1932, S. 16 und Gérold S. 373 *harpe*. Zu *laut* 'Laute' vgl. akast. *laud* MMSp. (= W. Giese, *Maurische Musikinstrumente im mittelalterlichen Spanien* in *Iberica* III) S. 58. Die *mija viola* war wohl kleiner als die Viole (oder mit weniger Saiten bespannt?). Zu *simbols* vgl. afrz. *çambale* Dick S. 105, Gérold S. 407.

[1] J. Levy, *Die Signalinstrumente in den altfranzösischen Texten*. Diss. Halle 1910.

[2] Gérold schlieſst (S. 397) aus diesem Beleg irrtümlich, daſs *trombetta* in Italien bereits im 13. Jahrhundert auftritt.

In unseren Texten erscheint das dem frz. *trompette* (Levy S. 14, Brücker S. 22, Gérold S. 397) entsprechende *trompeta* um die Mitte des 14. Jahrhunderts in dem gleichen Text, der auch noch *trompa* bietet: P 306 und 372, und zwar ist an diesen Stellen die *trompeta* Signalinstrument im Kriege.

Weitaus reicher sind die Belege für *trompeta* (fem.) im 15. Jahrhundert: B 274. 285. 325. Xal 36. CG I, 54. 65. 76. II, 129. TB I, 41. 58. 60. 75. 155. 205. 211. 241. 244. 317. 319. 325 usw. Die *trompeta* ist in erster Linie Signalinstrument[1]. Ihr Blasen dient dem herannahenden Besucher dazu, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken (TB I, 205) oder zeigt den Aufbruch, die Abreise an (Xal 36. CG I, 54). Zum Erwecken der Aufmerksamkeit geht der Bekanntgabe einer Weisung ein Trompetensignal voraus (TB I, 317 *T. mana tocar les trompetes, e feu fer crida que* . . .; vgl. unten unter Turnier und TB I, 336 Trompeter als öffentlicher Ausrufer). Die *trompeta* gibt aber auch (im gleichen Sinne wie TB III, 42 das *corn*) das Zeichen, sich um den Fürsten zu versammeln: *Lo Solda prestament mana sonar la trompeta, e tots los senyors se ajustaren a hon ell era* (TB II, 213).

Vielfache Verwendung findet die Trompete als Signalinstrument beim Turnier. Sie gibt das Signal zum Freimachen der Kampfbahn für den Kampf: *Lo pretor féu tocar la sua trompeta, per què tothom s'apartà* (CG I, 65), zum Anweisen der Plätze für die Streiter: *lo trompeta del enperador féu un toch, per què los feels prengueren los cavallers, e·ls meteren al loch on los havien partit lo sol* (CG I, 77). Ein Trompetensignal gibt das Zeichen zum Beginn des Kampfes[2]: CG I, 76. 77. 142. TB I, 155. 211. 244. CG I, 146 geben die Trompeter das Signal zum Abbrechen des Buhurts. Wie wir schon oben gesehen haben, leitet das Trompetensignal eine Bekanntgabe ein. Dafür finden wir auch beim Turnier Beispiele: *Per què Bon Panser, per manament del cavaller de les spases, ab gran brogit de trompetes, féu crida a quatre angles del camp, que tot cavaller que volgués dir que la donzella del scut negre no fos la plus bella de totes les de les loges, se fes avant, que aquí hauria qui lo-y facia conéxer per força d'armes* (CG II, 129). — *e volem que sia per tots los quatre cantons de les liçes publicat per lo millor dels cauallers, per los reys darmes, herauts e porsauants, ab trompetes e ministres* . . . (TB I, 149). Siehe ferner TB I, 155. 244.

Im Kriege gibt die Trompete das Signal zum Wecken (TB I, 75 *E al mati en lalba clara, lo Rey feu tocar les trompetes, e armas tota la gent.* — TB II, 91 *Com venia lo mati .ij. hores ans del dia fehia sonar les trompetes per a ensellar.*), zum Satteln (TB II, 91) und zum Aufbruch zum Kampf oder Angriff (TB I, 60. 75. II, 91/92. 143),

---

[1] Über ptg. *trombeta* als Signalinstrument im Kriege siehe J. M. de Oliveira Simões, *As armas nos "Lusíadas"*, Vila-Nova-de-Famalicão 1932 [= 1933], S. 98.

[2] CG I, 77 dient das gleiche Signal zur Aufforderung, das Feld frei zu machen und zum Kampfbeginn.

bzw. zum Abzug (Rückzug) (TB I, 325 *e prestament* (der türkische Sultan) *mana sonar les trompetes e anafils del camp, e . . . Com lo camp fon leuat . . .*). — TB IV, 216 machen die *trompetes* mit *anafils* und *botzines* zusammen Lärm, um den Gegner zu erschrecken. — TB IV, 185 und 291 blasen Trompeten zur feierlichen Begrüſsung.

Daraus, daſs des öfteren *trompetes* im Plural genannt werden, wo es sich nicht um Signalinstrumente verschiedener Abteilungen handeln kann, darf man schlieſsen, daſs die Trompeter zu Musikabteilungen zusammengefaſst wurden (vgl. für Frankreich Levy S. 35 [13. Jahrhundert]). Als rein militärisches Musikkorps sind offenbar die TB IV, 291 zur Begrüſsung Tirants blasenden Blechblasinstrumente (*trompetes, anafils* und *clarons*) anzusehen, wie auch die B 273. 285 und 325 sich zu festlicher Musik vereinigenden *trompetes* und *tabals*. Auſserdem treten die *trompetes* beim Hofe (Tafelmusik, Festmusik) und bei den Turnieren auch zusammen mit Spielmannschören (Musikanten) auf. Die Verbindung *trompetes e ministrers* u. ä. ist häufig: CG I, 64. 72. 85. 91. 176. III, 250. TB I, 149. 206. 241. TB I, 319 wirken *trompetes, tabals* und *altres maneres de insturments* zusammen; TB IV, 398 spielen beim Hochzeitszug *multitut de trompetes, clarons e anafils, tamborinos e charamites, e altres diuersitats de sturments.*

Trompeta (masc.) bezeichnet den Mann oder Soldaten, der die Trompete bläst, also den 'Trompeter': CG I, 64. 72. 77. 85. 91. 142. 146. 176. III, 250. TB I, 149. 206. II, 375. IV, 97. Da dem Trompeter aber besondere Funktionen zukamen, nahm *trompeta* (m.) auch weitere Bedeutungen an. So wird *trompeta* (m.) zum 'öffentlichen Ausrufer': *E mana als trompetes que fessen crida com ell se tenia per content de la merce del senyor Mestre, e de tota sa Religio, e daua de bon grat al poble lo forment e la farina e totes les altres coses que preses hauien, e que volia que negu no pagas res* (TB I, 336). Weiterhin wird der *trompeta* zum 'Boten': *Lo Rey de Egipte com hague ordenada la letra de batailla pres vn trompeta e dona lay, e mana li que la portas a Tirant* (TB II, 203). — *. . . lo Rey de Egipte trames a dir a Tirant per vn trompeta li regraciaua la promesa que li hauia tenguda . . .* (TB II, 243). — *. . . lo Rey Menador . . . trames los vn trompeta que venguessen prestament e ques tornassen moros* (TB IV, 11) und schlieſslich zum 'Parlamentär' oder 'Unterhändler': *Partiren dos grans cauallers moros del castell Dalimburch: los quals trametia lo rey de Canaria a la ciutat de Varoych per embaxadors al rey de Anglaterra. E ans de lur partida trameteren un trompeta a la ciutat per demanar salconduyt. Com lo trompeta fon al portal de la ciutat, les guardes li digueren que sesperas un poch e tornarien li la resposta. Una de les guardes anaren* (sic) *prestament al Rey per dir loy. Lo Rey, hagut son consell, dix a la guarda quel dexassen entrar. Com lo trompeta fonch dins la ciutat, lo comte de Salasberi parla ab ell e dix li: Trompeta, yous dich de part de la magestat del senyor Rey que los embaxadors poden venir saluament e segura que nols sera fet nengun dan. E lo Comte dona li una roba de*

seda e cent dobles. Lo trompeta sen torna molt content. (TB I, 41—42). *Com los embaxadors foren elets trameren un trompeta per salconduyt* (TB I, 58). *Hagueren* (die Türken) *de acort que ell* (lo Rey de Egipte) *vingues al camp dels crestians. E trames un trompeta a Tirant, e com fon a la vora del riu feu son senyal posant vna touallola en vna canya que portaua. E los del camp prestament li respongueren per aquell mateix senyal, e passaren lo per manament de Tirant ab la petita barca que tenien deça. Com fon dauant lo Capita demana salconduyt per al Rey de Egipte e .x. ab ell* (TB II, 195). — *Tengut lo concell lembaxador se mes en orde . . . e trameteren ans que partis vn trompeta per demanar salconduyt, e de continent li fon atorgat. E tornada resposta per lo trompeta, lembaxador entra dins la ciutat ab tota la sua gent . . .* (TB IV, 135). — *. . . elegiren per embaxadors lo fill del gran Caramany, e lo Princep de Sixa . . . e ans que partissen trameteren al camp de Tirant hun trompeta per demanar salconduyt, lo qual los fon atorgat. Partiren los embaxadors, e feren via del camp* (TB IV, 230). Wir sehen besonders aus TB I, 41—42, aus der Art der Anrede des Comte und aus der Art des Geschenkes, daſs der *trompeta* ein gewisses Ansehen genoſs. TB II, 195 bedient er sich nicht eines Trompetensignals, um sich dem Gegner bemerkbar zu machen, sondern des (weiſsen?) Tuches an einer Stange, ganz ähnlich wie TB II, 148. 199 und 261 ritterliche Unterhändler eine *touallola* an den Schaft ihres Speeres binden. Es handelt sich in allen diesen Fällen bei dem *trompeta* offenbar um einen Mann in gehobener Stellung, nicht um einen gewöhnlichen Spielmann (Soldaten). Seine Aufgabe ist es, für den *embaxador* ,,freies Geleit" (*salconduyt*) zu verlangen. Er hat also ein besonderes ,,Amt". Darauf spielt auch der Marques an, der TB II, 105 sagt: *Yo no tinch offici de trompeta ni de eraut*, wobei zu beachten ist, daſs es möglich ist, *trompeta* und *eraut* — ungeachtet aller Unterschiede der Funktion und der Stellung — nebeneinander zu nennen.

Nächst der *trompeta* erscheint in TB am häufigsten der *anafil:* TB I, 72. 325. IV, 216. 291. 398. Vgl. kast. *añafil* MMSp 61 (Abb. 15), ptg. *anafil*, prov. *anafil* Brücker 26. Über den persisch-arabischen Ursprung dieses Instruments und seine Bauart, die Übernahme in das abendländische Instrumentarium gegen 1200 sowie über seine heutige Verbreitung in Marokko und in Asien vgl. meine Bemerkungen MMSp 61/62. TB I, 325 sind die *anafils* Signalinstrumente im Türkenheer. TB I, 72, wo es von den vorrückenden Mauren heiſst: *feyen grans alegries sonant tabals, trompetes e anafils* und TB IV, 216 *E axi mateix* (Tirant) *mana a tots los patrons* (der Schiffe) *que com ferien en lestol dels moros que fessen gran sclafit de trompes, e anafils, e de botzines* spielen die *anafils* die gleiche Rolle, den Gegner durch den Lärm zu erschrecken, wie die *añafils* der Maurenheere in den alten kastilischen Chroniken. TB IV, 216 lassen sich die *anafils* auf die beim Heere Tirants befindlichen Mauren beziehen. Dagegen sind TB IV, 291 (*Com Lalmirall veu venir a Tirant feu tocar les trompetes,*

e anafils, e clarons, e ab grans crits saludaren al Capita) und sicher TV IV, 398, wo die *anafils* mit *trompetes, clarons, tamborinos* und *charamites* zusammen während des Hochzeitszuges von der Kirche zum Palast blasen, die *anafils* Bestandteil von einem Musikkorps, und zwar einem christlichen.

Botzines werden nur TB IV, 216 erwähnt, als Lärminstrument zum Erschrecken des Gegneıs (s. oben). Vgl. afrz. *buisine* Levy S. 2, Brücker S. 17, Gérold S. 395; aprov. *bozina.* Afrz. *buisine* bezeichnet *Chanson de Roland* 1629 und 3223/4 das gleiche Instrument der Heiden, das in den asp. Chroniken *añafil* genannt wird. Demnach stellen afrz. *buisine* und asp. *añafil,* wo sie von Christen geblasen werden, das gleiche, von den Mauren übernommene Instrument dar. Diese Anschauung vertritt auch Gérold S. 395. Kat. *botzina* wird man trotz des auffälligen *-tz-* nicht von afrz. *buisine*, aprov. *bozina* trennen dürfen. Kat. *botzina* müſste also mit *anafil* synonym sein. Wenn aber im Kat. *botzina* und *anafil* nebeneinander stehen und TB IV, 216 auch zusammen blasen, wird man die Frage aufwerfen müssen, ob nicht doch leichte Unterschiede (wenigstens im katalanischen Spanien) zwischen den beiden Instrumenten bestanden haben, oder ob es sich TB IV, 216 um epische Häufung handelt, denn die *botzines* den Christen und die *anafils* den beim Christenheer befindlichen Mauren zuzuteilen ist nicht möglich, wenn TB IV, 398 *anafils* als Instrumente eines christlichen Musikkorpsgenannt werden. Heute bedeutet kat. *botzina* 'Sprachrohr'.

Das 'Horn', *corn,* dient TB III, 42 dem christlichen Kaiser dazu, die Ritter zu sich zu rufen: *E lo Emperador feu sonar vn gran corn que de mes de vna legua podia esser hoyt, e tots los cauallers hoyt lo corn tiraren la via de Pera.* Es handelt sich hier also um ein groſses, weittragendes Instrument, in dem vielleicht auch eine Art Hoheitszeichen zu sehen ist. Vgl. die Luren und den maurischen *an-nafîr,* der ursprünglich gewissermaſsen ein Hoheitszeichen der Emire war. Vgl. noch über die Rolle des Horns als Verständigungsmittel im mittelalterlichen Frankreich Levy S. 24.

TB IV, 42 dient ein Hornsignal den Mauren als Zeichen zum Rückzug: *e sonaren vn corn, e tots los moros se dexaren de batallar: e retraent se pujaren sen en vn mont.*

Materialangaben und Bemerkungen über die Form des Instruments fehlen. — Vgl. afrz. *cor(n)* Levy S. 3, Brücker S. 5.

Clarons treten TB IV, 291 und 398 als Bestandteile von Musikkorps auf (s. oben unter *anafil*). Vgl. afrz. *clairon,* aprov. *clarion* Brücker S. 24.

TB IV, 185 werden *bombardes* genannt: *e veu aqui les fustes del Rey de Sicilia, qui comensaren a fer gran festa de trompetes, e de bombardes, e les de Tirant per lo semblant.* Diese *bombardes* können Mörser zum Salutschieſsen sein, oder aber Musikinstrumente, entsprechend afrz. *bombarde* Brücker S 47, Gérold S. 406, einer Art Oboe. Nach

Gérold liefs Johann I. von Aragonien im Jahre 1391 Musiker, die gut *bombarda* blasen konnten, in Deutschland suchen.

Tamborinos, 'Trommeln', treten TB I, 241 und II, 173 in Verbindung mit *trompetes* auf bei feierlichem Aufmarsch oder Einzug. TB IV, 398 bilden die *tamborinos* — mit *charamites* näher zusammengefaſst (die übrigen genannten Instrumente sind Blechblasinstrumente) — einen Bestandteil des beim Hochzeitszug spielenden Orchesters. Vgl. afrz. *tabourin*, aprov. *tabori* Dick S. 130, span. ptg. *tamboril*. Zur Herkunft des Wortes vgl. LGRPh LIV, 249[1]. Heute bezeichnet kat. *tambori* die mit dem *dolcaina* oder *flabiol* genannten Holzblasinstrument zusammen gespielte volkstümliche Trommel, ebenso wie in der Provence der *tambourin* das von ein und demselben Spielmann mit der *galoubet* genannten Flöte zusammen bediente Schlaginstrument ist. Im Valencianischen wird die entsprechende Trommel dagegen *tabalet* genannt (Játiba, Concentaina).

Ob die *tabals* wie akast. *atabal* (MMSp 62) afrz. *atabale* (Dick S. 143 = 'Pauke der Türken oder Mauren') und deren Grundwort arab. *attâbal* Pauken gewesen sind oder Trommeln wie heute marokk.-arab. *ṭbal* und valenc. *tabalet*, läſst sich nicht ausmachen. Daraus, daſs die *tabals* P 290 (*taballs*) mit *trompes* zusammen und B 274. 285. 325, Rodes 154 und TB I, 319 mit *trompetes* zusammen genannt werden, kann nicht — etwa entsprechend der Verbindung von *añafiles* und *atamores* im Maurenheer (*Prim. Crón. General* S. 736, 755 usw.) oder der heutigen Kavallerie- und Artilleriekapellen — auf Pauken geschlossen werden, denn nach TB I, 241 und II, 173 kamen ja auch *tamborinos*, die sicher Trommeln (d. h. doppelseitig bespannt) waren, in Verbindung mit Trompeten vor. Auſserdem erscheinen die *tabals* als kriegerisches Musik- oder besser Lärminstrument nach Art der *atamores* (kast.) der anrückenden Maurenheere oder der *atabales* (afrz.) der Türken und Mauren nur Rodes 154. Dagegen werden die *tabals* P 290 bei Tanzmusik und B 274. 285. 325 (Weihnachtsfest) und TB I, 319 bei festlicher Musik geschlagen. TB II, 338 dient das Schlagen von *tabals* einer maurischen Burgwache zur Unterhaltung: *e tenien alli vns grans tabals, e beuent e sonant stigueren quasi fins a la mija nit*. Hier könnte es sich wohl um maurische Kriegspauken handeln.[2]

---

[1] W. Meyer-Lübke hat in der 3. Aufl. des REW (8512a) nunmehr ebenfalls an die Stelle des arab. *tambar* der früheren Aufl. (8516a) arab. *ṭanbûr* (LRGPh. LIV, 250 *ṭambûr*) gesetzt.

[2] Für die Geschichte der Musikinstrumente der von uns behandelten Zeit bieten die Dokumente des Kronarchivs in Barcelona wichtiges Material. Proben hiervon bietet jetzt H. Anglès in den *Gesammelten Aufsätzen zur Kulturgeschichte Spaniens* VIII, Münster i. W. 1940, S. 361 und 379.

WILHELM GIESE.

II. Literaturwissenschaft.

1. Sur un épisode de la *Vengeance de Raguidel.*

La *Vengeance de Raguidel*[1] est un excellent exemple de roman épisodique, série d'aventures décousues, n'ayant en commun que le personnage du héros. L'épisode dont il s'agit ici est le deuxième du roman. Pour en donner une ideée au lecteur, on ne saurait faire mieux que de citer le résumé de Gaston Paris[2].

Gauvain, se rendant à la cour d'Arthur, après avoir quitté le château de Maduc, entend les cris d'une demoiselle qu'un chevalier maltraite et veut tuer, ayant déjà tué son père; il la délivre après un combat terrible; Ide lui offre son amour et lui jure une reconnaissance éternelle. Gauvain, de son côté, se sent pris pour elle d'un vif amour. Après un repos rempli de délices dans le château de sa maîtresse, il reprend le chemin de la cour... Ide l'accompagne, portant un épervier sur son poing et suivi de deux lévriers. Ils arrivent à la cour. Peu de temps après s'y présente un chevalier qui avait les traits réguliers et le bas du corps fort bien fait, mais le buste ridiculement petit et chargé de deux bosses. Ce chevalier . . . obtient d'Arthur qu'il lui accordera, sans le connaître d'avance, le don qu'il va lui demander: or ce don, c'est tout simplement la belle Ide, assise à côté de Gauvain. Celui-ci naturellement proteste, et propose au chevalier de décider la querelle par un combat; l'étranger accepte, mais il ne veut pas combattre Gauvain chez son oncle: il lui donne rendez-vous dans un mois, à la cour du roi Baudemagus. Comme il va s'éloigner, on lui demande comment il s'appelle. Il répond:

4392 «Druïdain, li fius Drulias.
Et por ço ai non Druydain
Que je doi estre drus Idain,
Ele ma drue et je ses drus:
Lors si serai joians et drus!
Ce ne puet estre trestorné;
Trestuit li honme qui sont né
Ne touroient cest argument.
Li Lyons d'arain qui ne ment
Me dist que je l'avrai!» fait cil.
Et il dist voir, que puis l'ot il
Le plus des jors de son aé.
Sorti li fu des qu'il fu né.

Quelque temps après, Gauvain s'arme et part avec Ide pour aller trouver son adversaire. En chemin, il rencontre un chevalier qui veut lui enlever sa compagne; Gauvain s'apprête à le frapper, mais l'autre lui dit:

4533 «S'il vos sanble que ce soit biens,
Por ce que li tors n'en soit miens,

---

[1] Ed. M. Friedwagner, Halle, 1909; cp. Bruce, *The Evolution of Arthurian Romance*, II, 208 et suiv.; *Gaston Paris, Histoire littéraire*, XXX (1888), p. 45 et suiv.

[2] Ibid., p. 59 et suiv.

Metele entre moi et vos;
A celui qu'el vaura de nos
Se tiengne par tel covenant
Que li autres rien n'i demant.»

Gauvain accepte cette singulière proposition, que l'on communique à Ide:

4552 Cascuns d'els de li s'eslonga,
Et Ydain remest enmi liu;
Or ont issi parti le giu.
Dist mesire Gavains: «Ales,
Ydain, au quel que vos volés!»
Quant Idain escoutés les ot,
En haut respont que cascuns l'ot:
«Coment?» fait ele, «est il ensi?
Avés vos de moi ju parti?
Avés me vos misse en balance,
Molt ai en vos povre fiance!
Or sai je bien: se m'amissiés,
Ja ju parti n'i eüssiés . . .
Certes je pren ceste partie,
M'amors est de vos departie,
Or en alés, de vos me part,
Car en moi n'arés nule part.
Alés vos ent, car je vos les!»
Ele s'en vait poignant adès
Vers le chevalier qui l'atent:
Son elme oste et il le baisse.
Molt fu li chevaliers a aisse.

Le pauvre Gauvain, lui, n'est pas «à aise»; il s'éloigne tout déconfit, et surtout fort embarrassé de son rendez-vous avec Druidain, où il doit amener sa belle. Pendant qu'il se livre sur les femmes aux réflexions les plus pessimistes, et donne raison à Keu, leur éternel détracteur, il s'entend appeler. C'était le nouvel ami d'Ide, qui, excité par elle, venait réclamer à Gauvain les deux lévriers de la belle, qui avaient continué à le suivre. Gauvain refuse de les rendre sans combat; l'autre renouvelle alors sa proposition:

4714 «Metés les ciens enmi la voie,
Si aillent la u il vauront . . .»

Gauvain n'accepte pas cette proposition. Ils se battent donc, et Gauvain, d'un coup de lance, perce le cœur de son rival. Ils arrivent ainsi chez Baudemagus, et le combat a lieu. Vainqueur de Druidain, Gauvain, à sa grande surprise, lui cède la belle Ide, objet de leur contestation, en ajoutant seulement:

4854 «Se tu ne vius anui avoir,
Ne croi pas ce que te dira;
Par maintes fois te mentira
Se tu le crois, ne le croi pas!»

Or est bien venue a conpas
Li sors en cui Druïdains crut . . .
Issi con li Lïons d'arain
Le faisoit prover par son non.

Commentant ce récit, le grand savant français s'exprimait ainsi:

Ce méchant conte d'un inconnu préféré à un amant parfait par une belle au coeur volage est ici visiblement mutilé: pour qu'il ait sa vraie forme, il faut que la fidélité des chiens soit mise en contraste avec l'inconstance de la femme. Il se retrouve dans le Chevalier à l'Epée et dans le roman de Tristan en prose; il provient sans doute d'un ancien lai que nous n'avons plus et qui, dans les trois imitations que nous en connaissons en français, nous apparaît assez gravement défiguré. On peut facilement le restituer tel qu'il a dû être à l'origine: un guerrier voyage avec sa belle et son chien...; il rencontre un autre guerrier qui veut lui enlever la femme, mais lui propose, au lieu de combattre, de la laisser choisir entre eux; le héros, plein de confiance, accepte, et, à son grand étonnement, c'est l'inconnu que la belle préfère. La même épreuve a lieu pour le chien, mais elle donne un résultat bien différent: le chien, appelé de deux côtés, court droit au maître qu'il a toujours aimé . . . Aucune des trois versions françaises n'a bien gardé les traits essentiels du récit: dans le *Chavalier à l'Epée*, Gauvain (qui est là aussi le héros de l'histoire) quand il les appelle, c'est seulement parce qu'ils le connaissent un peu. Dans notre poème, la seconde et indispensable partie, le choix des chiens opposé à celui de la femme, est supprimé, ce qui enlève au conte presque tout son sel . . . Dans le *Tristan* en prose, la maîtresse de Dinas s'est fait enlever de son plein gré; en sorte qu'il est absurde, quand il a rejoint le couple fugitif, qu'il espère être choisi par elle.

Cet archétype, ainsi reconstitué par Gaston Paris, se retrouve dans une variante néerlandaise restée inconnue, paraît-il, au grand savant français et aussi à M. Armstrong, qui n'en fait pas mention dans son étude sur le *Chevalier à l'Epée*[1]. Suivant toutes les apparences, cette variante provient d'une chronique flamande[2]:

Bouchard V de Montmorency, qui vivait vers le milieu du XIIe siècle, avait pour maîtresse une religieuse du couvent de Sainte-Gertrude de Nivelle. Il eut d'elle un fils, Jean de Nivelle, qu'il fit élever comme un fils légitime. Fait chevalier, ce Jean emmène une jeune fille dont il s'est épris, assise derrière lui sur son cheval, tandis que son chien trotte à ses côtés. Tout à coup, il rencontre un chevalier inconnu, qui lui barre la route tout en lui offrant un duel pour la possession de la dame. Jean ne se soucie pas trop de combattre et propose de laisser le choix à la jeune fille. L'étranger y consent. Alors, à la grande surprise de notre héros, elle saute du cheval pour rejoindre l'adversaire. Jean n'a qu'à s'en aller, plongé dans des réflexions peu flatteuses pour le beau sexe. Peu après, la dame demande à son nouveau protecteur le chien de Jean. Le chevalier consent à le lui

[1] E. C. Armstrong, *La Chevalier à l'Epée*, Baltimore, 1900, p. 63 et suiv.; voir aussi Gaston Paris, *Romania*, XXIX (1900), p. 596—597.

[2] Johann Wilhelm Wolf, *Niederländische Sagen*, Leipzig, 1843, p. 220—221, no. 134.

ramener et rebrousse chemin. Jean s'en remet encore une fois au choix fait par son protégé; mais le chien reste avec son ancien maître. Voilà pourquoi on dit toujours, en parlant d'un homme qui ne fait pas attention aux propositions les plus flatteuses: «Voilà le chien de Jean de Nivelle[1].»

Les contradictions et les inconséquences relevées par Gaston Paris ne sont pas les seules; il y en a d'autres. Druidain nous est présenté comme un modèle de laideur, sans qu'on en voie la moindre raison. Pourquoi d'ailleurs le roi Arthur aurait-il accordé un don, sans réserve aucune, à un nain tellement vilain? D'autre part, le compilateur garde un silence étrange sur la taille du chevalier inconnu, alors que cette taille n'est pas sans intérêt pour expliquer le changement soudain de l'héroïne. Quelle est la solution de cette énigme?

Il y a un récit oriental très répandu d'après lequel l'épouse d'un noble prince, éprise d'un nain de laideur exemplaire (quelquefois il s'agit d'un paralytique, d'un cul-de-jatte, d'un bossu, ou d'un noir), se donne à lui et se laisse même maltraiter par lui[2]. Il semble que notre compilateur se soit rappelé ce conte: mais au lieu de s'en servir, comme il eût été logique, pour caractériser le chevalier inconnu, il en aurait attribué les traits caractéristiques à Druidain, bien inutilement, puisque ce n'est pas de celui-ci que s'éprend Ide. La description détaillée de son physique n'est donc d'aucune importance pour l'ensemble du récit.

Si notre conjecture est bien fondée, il y a lieu de penser que le compilateur a mis encore à profit d'autres thèmes et motifs d'origine orientale. Gaston Paris ne s'est pas trompé sur le ton cynique qui domine tout notre épisode. Seulement, dans son analyse du caractère d'Ide, il n'est pas allé assez loin. Ide est beaucoup plus qu'une «belle au cœur volage»; par sa conduite envers Gauvain elle se rend coupable de la plus noire ingratitude: après avoir été sauvée par lui d'une mort certaine, elle l'abandonne pour se jeter dans les bras d'un inconnu. Notre thème n'est donc pas seulement celui de la femme «qui souvent varie», mais celui de la femme ingrate envers son mari qui est aussi son sauveur. Que Gauvain et Ide ne soient pas mari et femme de par l'église, cela ne tire pas à conséquence.

L'action de l'épisode peut donc se résumer ainsi:

1⁰ Le héros sauve sa femme (maîtresse) d'une mort certaine,

2⁰ non sans y risquer sa propre vie.

3⁰ A la première occasion, elle s'éprend d'un inconnu (qui, si notre conjecture est fondée, est d'une laideur exemplaire).

---

[1] Quoi qu'on pense de cette origine de la locution, elle a encore d'autres acceptions. «La paix s'éloigne, écrivait le marquis d'Argenson à Voltaire, comme le chien de Jean de Nivelle» (c'est-à-dire rapidement); voir Duc de Broglie, *Maurice de Saxe et le marquis d'Argenson*, Paris, 1893, I, 258.

[2] Pio Rajna, *Giornale della Società asiatica italiana*, XII (1899), p. 171—196; *Le fonti dell'Orlando Furioso* (1900), p. 437—438; voir R. Köhler, *Kleinere Schriften*, II, 625; Chauvin, *Bibliographie*, V. 188 et suiv.; E. Cosquin, *Etudes folkloriques*, Paris 1922, p. 265—347; Tawney-Penzer, *The Ocean of Story*, Londres, 1924—1928, II, 130—131.

4° Le chien du héros reste fidèle à son maître.
5° Le mari finit par s'emparer de nouveau de la femme ingrate,
6° mais, ayant appris sa leçon, il s'en débarrasse promptement.

Nous discuterons plus tard le quatrième de ces motifs, qui est un intrus. Tous les autres se retrouvent dans un récit oriental étudié par Gaston Paris, qulque vingt ans après son essai sur la *Vengeance de Raguidel*[1]. Il s'agit du thème de la femme ingrate, qui se laisse résumer ainsi:

Un mari se sacrifie pour sa femme, menacée d'une mort certaine. En retour, elle le trahit avec un autre tout à fait indigne d'elle. Elle pousse même l'ingratitude jusqu'à essayer de faire périr son bienfaiteur. Heureusement, elle y échoue et reçoit la juste punition de ses crimes.

Ce récit existe dans l'Inde sous deux formes différant d'abord dans le sacrifice fait par le mari: dans l'une, le héros nourrit de son propre sang et de sa propre chair sa femme épuisée au milieu d'un désert; dans l'autre, la femme, déjà morte, est ressuscitée par l'entremise d'une puissance surnaturelle, à condition que le mari cède la moitié de sa propre vie. Ensuite, dans l'une, la femme, dans le but de faire périr son bienfaiteur, le dénonce au juge, mais se voit condamner elle-même par la suite; dans l'autre, il n'est pas question d'une pareille tentative: la femme infidèle se contente de renier son mari; dans la suite, elle se voit forcée de lui rendre ce qu'il lui a cédé, et sur-le-champ elle meurt pour la deuxième fois. Enfin dans l'une, l'amant est un criminel estropié par la justice et sauvé d'une mort certaine par le héros; dans l'autre, il s'agit d'un estropié de naissance à qui le mari a offert l'hospitalité. Nous reviendrons plus tard sur les textes mêmes.

Constatons d'abord que dans l'épisode de la *Vengeance de Raguidel* les deux espèces de sacrifice ont été remplacées par une troisième: Gauvain sauve Ide des mains d'un chevalier sur le point de la tuer, sans qu'on sache pourquoi. Ce manque de motif suffisant pour expliquer cette conduite étrange n'empêche pas de comprendre la raison du changement: dans un roman d'aventures, n'étaient utilisables ni le voyage à travers le désert ni l'entremise d'un agent surnaturel, vrai *Deux ex machina*, ajoutée au motif fantaisiste de la cession d'une partie de la vie du héros. Pour ne pas sortir du cadre traditionnel de ce genre de littérature, notre poète était donc obligé de trouver quelque motif mieux d'accord avec les traditions ou, si l'on préfère, les lieux communs des romans médiévaux. En même temps, pour faire ressortir davantage l'ingratitude de l'héroïne, il a cru bon de doubler ses obligations envers son protecteur. Gauvain non seulement la sauve des mains d'un chevalier méchant, mais il est prêt à se rendre au pays mystérieux de Baudemagus, pour y lutter

---

[1] Gaston Paris, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XIII (1903), p. 1—24; 129—150; voir aussi A. Wesselski, *Märchen des Mittelalters*, Berlin, 1925, p. 12 et suiv.; 188 et suiv.

contre un adversaire redoutable et nettement surnaturel. C'est ce qui nous amène à examiner le caractère de ce Druidain.

Faisons remarquer d'abord que l'apparition de Druidain à la cour d'Arthur est un parallèle frappant de l'apparition de Meleaganz, qui enlève la reine dans le roman du *Chevalier de la Charrette.* Il y a lieu de noter aussi que, dans l'*Iwain* de Hartmann von Aue, ce Meleaganz demande au roi un don et, la promesse faite, choisit la reine, qu'il enlève sur-le-champ[1]. Cet épisode a un parallèle exact dans l'enlèvement d'Iseut par un harpiste: dans ce récit aussi le roi accorde un don à un étranger, qui choisit la reine pour l'emmener avec lui[2]. Ces parallèles en disent long sur le caractère de notre Druidain. Il s'agit clairement d'un être surnaturel; son nom même apparenté au mot *druide,* veut dire «sorcier, magicien». Son oncle est Baudemagus, identique au Baudemaguz, père de Meliaganz, du *Chevalier de la Charrette.* C'est le roi du lays *dont nus estranges ne retorne,* le roi du monde des morts. Ces récits, nous croyons l'avoir démontré récemment, sont les pendants celtiques de l'enlèvement de Burd Ellen par le roi des elfes, d'Hélène par Aphidnos (plus tard remplacé par Thésée), d'Alceste par Thanatos (la Mort en personne), de Sita par le démon Ravana. Dans tous ces contes, il s'agit du roi des enfers qui enlève sa victime, forme littéraire qui exprime la banale vérité que ni la beauté ni la jeunesse ne sont à l'abri de cette divinité impitoyable[3]. La Mort en personne paraît pour demander sa victime et pour l'emmener dans son triste royaume. C'est alors que, sans hésitation aucune, l'homme aimé se sacrifie. Lancelot descend aux enfers pour délivrer Guenièvre. Dans notre poème, Gauvain se déclare prêt à lutter contre la Mort aux enfers mêmes, pour sauver Ide. Il n'est pas jusqu'au trait de la remise à plus tard du duel fatal qui n'ait des parallèles; il suffit de rappeler le roman de *Gauvain et le Chevalier Vert:* ce mystérieux «chevalier vert» n'est qu'une autre forme du dieu de la mort; c'est la couleur des *síde* irlandais, qui ne sont que les manes celtiques, du diable et de la mort[4].

A ces considérations, il convient d'en ajouter une autre. Druidain déclare qu'Ide lui est destinée dès sa naissance, de par la prophétie du lion d'airain. Excepté cette forme de l'oracle (sur laquelle nous reviendrons plus tard), il faut noter que ce motif a un parallèle exact dans le *Lancelot* moyen haut-allemand. Là Valerîn, ravisseur de Gue-

---

[1] Ed. E. Heinrici (1891), vv. 4526 et suiv.

[2] Gertrude Schoepperle, *Tristan and Isolt,* Frankfurt a. M. et Londres, 1913, II, 420 et suiv.

[3] *Revue Celtique,* XLVIII (1931), p. 94—123; *Rheinisches Museum für Philologie,* LXXX (1931), p. 113—128.

[4] W. Henderson, *Notes on the Folk-Lore of the Northern Counties of England and the Borders,* Londres, 1879, p. 34—35; Charlotte S. Burne, *Shropshire Folk-Lore,* Londres, 1883, p. 289; A. Aichele, *Zigeunermärchen,* Jena, 1926, p. 326; T. Gwynn Jones, *Welsh Folklore and Folk-Custom,* Londres, 1930, p. 199; Bolte-Polívka, *Märchen-Anmerkungen,* II, 435; L. C. Wimberly, *Folklore in the English and Scottish Ballads,* Chicago, 1928, p. 175; 240.

nièvre, déclare qu'on lui avait promis la main de la reine quand celle-ci était enfant[1]. Dans un autre poème moyen haut-allemand, *Diu Crône*, le ravisseur, Gasozein de Dragoz, se réfère aux *Nahtweiden* (évidemment les Nornes) qui lui auraient destiné Guenièvre dès sa naissance[2]. Tout cela signifie simplement que, fait banal, dès sa naissance la reine a été destinée à mourir jeune. Ajoutons que, dans tous ces récits, un duel de l'amant (ou du mari) avec l'inconnu décide du sort de la femme, presque toujours en faveur du héros. C'est que notre thème est l'histoire d'une mort et d'une résurrection, vrai péan de victoire de la vie et de l'amour sur les forces de la destruction et de la mort. Cela prouve suffisamment que Gauvain est prêt à sacrifier sa propre vie une seconde fois pour sauver la femme ingrate et infidèle. Seulement, le compilateur n'a plus compris le vieux thème, — pas plus que certains savants modernes; — voilà pourquoi il inventa, bien inutilement, l'épisode du chevalier qui, sans motif aucun, veut tuer une femme sans défense. Nous connaissons déjà l'espèce de gratitude qui est la récompense du chevalier courageux, son sauveur.

Nous avons fait observer également que la description peu flatteuse de Druidain est due à une transposition: dans aucun des récits parallèles le dieu de la mort ne prend la forme d'un nain d'une laideur exemplaire. Ce nain est au contraire très commun dans les variantes du conte oriental de la femme ingrate: le séducteur de la triste héroïne est généralement un nain, un bossu, un estropié, ou même un noir[3].

Ce fait nous ramène aux textes étudiés par Gaston Paris. Commençons par un récit du *Panchatantra*[4]:

Ayant perdu par la mort sa femme aimée, un brahmane entend une voix du ciel lui disant: «Ta femme ressuscitera si tu lui cèdes la moitié de ta propre vie!» Sans hésiter, le bon mari se déclare prêt à faire ce sacrifice, et la femme ressuscite en effet. Peu de temps après, elle rencontre, dans un jardin, en l'absence de son mari (qui s'est éloigné pour chercher des provisions) un cul-de-jatte qui la séduit par sa belle voix. Elle se donne à lui, puis, son mari étant de retour, persuade celui-ci d'emmener son amant avec eux. Quelque temps plus tard, ayant poussé son mari dans un puits, elle déclare devant le roi du pays que le cul-de-jatte est son mari légitime.

---

[1] Ed. K. A. Hahn, Frankfurt a. M., 1845, vv. 6565 et suiv.

[2] Ed. G. H. Scholl, *Bibliothek d. Lit. Vereins*, XXVII (1852), p. 41 et suiv.

[3] Rajna, *Giornale*, XII, 188 et suiv.; Köhler, *op. cit.*, II, 277; J. Curtin, *Hero-Tales of Ireland*, Boston, 1894, p. 323—324; 331; E. Chavannes, *Cinq cents contes et apologues extraits du Tripitaka chinois*, Paris, 1910—1911, I, 50, 112; III, 22; *Jatakam*, übers. v. J. Dutoit, Munich, 1906—1921, II, 256; V, 459; Tawney-Penzer, V, 153, n. 1; Bolte-Polívka, I, 129—130; *Romania*, LVI (1930), p. 587, n. 1; Stith Thompson, *Motif-Index*, T 232; W.R.S. Ralston, *Russian Folk-Tales*, Londres, 1873, p. 252; P. Kennedy, *Legendary Fictions of the Irish Celts*, Londres, 1866, p. 75; A. Bastian, *Die Völker des östlichen Asien*, Jena, 1866—1871, I, 51.

[4] Paris, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XIII, 9 et suiv.

Heureusement, le brahmane s'est échappé du puits; il se rend à la cour pour y dénoncer le femme ingrate. Au cours des plaidoyers, il réussit à l'obliger à lui rendre la moitié de sa vie qu'il lui avait cédée. Immédiatement elle tombe morte.

Ce récit contient donc un sacrifice, un rôle d'estropié comme amant de la femme ingrate, enfin une juste punition de cette femme. Tous ces motifs se retrouvent dans notre épisode, sous une forme quelque peu différente: Gauvain tue de sa propre main l'amant de sa maîtresse; puis il l'abandonne aux mains de Druidain, c'est-à-dire à la mort, à laquelle il l'avait arrachée d'abord.

Il nous reste à expliquer quelques inconséquences et quelques contradictions apparentes.

Le duel entre Gauvain et Druidain pourrait paraître superflu, étant donné que Gauvain a l'intention de se débarrasser de la femme ingrate. L'explication, c'est que le compilateur tenait à établir encore une fois la grande bravoure de son héros. De plus, il y a sans doute aussi une question d'honneur.

Pour le lion d'airain, Gaston Paris[1] hésitait à offrir une explication. Tout ce qu'on peut dire, c'est qu'il fait partie de la grande catégorie d'objets magiques ayant à peu près les mêmes fonctions. Qu'il suffise de mentionner ici la tête d'airain, qui fait son apparition dans un certain nombre de romans datant généralement des trois derniers siècles du moyen âge[2].

On ne saurait douter non plus que le conte oriental de la femme ingrate n'ait été répandu dans l'Europe du moyen âge. En fait, le motif de la reine éprise d'un nain ou d'un bossu a laissé de nombreuses traces dans la littérature médiévale[3].

Reste l'épisode des chiens fidèles contrastant avec la femme ingrate et infidèle. Notons d'abord qu'il s'agit d'un intrus: en ce qui concerne l'action de notre épisode, cet incident est parfaitement inutile. La punition de l'amant, exigée par le conte de la femme ingrate, eut pour conséquence, nous l'avons remarqué ci-dessus, la disparition de la deuxième et indispensable partie de cet incident, le choix des chiens opposé à celui de la femme. Disons pourtant quelques mots de ce thème.

Il y a lieu d'observer, ainsi que l'a déjà noté Th. Benfey[4], que le conte de la femme ingrate et infidèle est étroitement apparenté à certains autres, dans lesquels un chien sauve la vie de son maître, tandis que la femme essaie de le tuer[5]. Sans essayer de discuter la

---

[1] *Histoire littéraire*, XXX, 60.

[2] Voir là-dessus Arthur Dickson, *Valentine and Orson*, New-York, 1929, p. 191 et suiv.

[3] Köhler, II, 277; *Romania*, LVI, 587; *Modern Language Notes*, XXXVIII, 166.

[4] Th. Benfey, *Pantschatantra*, Leipzig, 1859, I, 445.

[5] *Gesta Romanorum*, éd. H. Oesterley, no. 124; Pauli, *Schimpf und Ernst*, éd. J. Bolte, no. 423, II, 355—356; Bolte-Polivka, II, 365—366; Jan de Vries, *Die Märchen von klugen Rätsellösern*, Helsingfors, 1928 (*F.*

filiation de tous ces textes, tâche qui dépasserait de beaucoup le but de cette étude, contentons-nous de remarquer que la fusion des deux thèmes a dû se produire de la façon suivante: en reproduisant le conte de la femme ingrate, le compilateur s'est rappelé un thème apparenté, celui qui oppose la femme ingrate au chien fidèle. La tentation était alors trop grande: il y céda et inséra coûte que coûte le deuxième thème dans le premier, sans se rendre compte qu'en ce faisant il allait ruiner l'effet de celui-là, qui dépend, on s'en souvient, de l'épreuve des chiens.

En résumé, notre épisode est le remaniement du récit oriental de la *Femme ingrate*, dont il a remplacé le motif original (le sacrifice) par deux autres. De ceux-ci, le premier (la persécution de la belle par un chevalier cruel) est clairement un motif rationnel et plutôt banal. Le deuxième, le thème du Seigneur des enfers qui vient enlever l'héroïne, est bien connu grâce au *Chevalier de la Charrette*, sans parler d'une huitaine de textes parallèles. Il est à croire que, dans l'archétype perdu de la *Vengeance de Raguidel*, il n'y avait que ce dernier thème; par malheur, n'en comprenant plus la véritable portée, notre compilateur crut bon d'y ajouter le premier, dont la banalité prouve suffisamment son caractère secondaire. Séduit par l'analogie, ce même compilateur inséra ensuite l'épisode des chiens dans le thème principal, sans en tirer d'ailleurs tout le parti possible.

L'archétype de notre épisode était donc probablement ainsi conçu: Gauvain délivre une jeune fille des mains de Druidain, Seigneur des enfers, mais doit se déclarer prêt à combattre avec lui en duel, dans le pays d'outre-tombe; ce duel décidera du sort de la belle. En route pour le pays mystérieux de la Mort, ils rencontrent un nain d'une laideur extraordinaire, dont elle s'éprend. Notre héros tue son adversaire, mais n'abandonne pas pour cela son expédition dans le pays de Drudain. Il vainc en effet son redoutable adversaire, mais, se souvenant du tour qu'elle lui a joué, il renonce volontairement à la possession de la femme ingrate; il la cède au roi des enfers.

Il est facile de voir que cet épisode est le contraire absolu du *Chevalier de la Charrette*. Dans les deux contes, le héros pénètre dans le pays d'outre-tombe pour la femme aimée. Dans le poème de Chrétien, Lancelot prend sur lui cette aventure dans les illusions de l'amour; dans la *Vengeance de Raguidel* il le fait après avoir été complètement désillusionné à ce sujet. On le voit, l'esprit est différent: c'est l'esprit qui domine dans la deuxième partie du *Petit Jehan de Saintré*, esprit plus critique, plus réaliste, partant, hélas, beaucoup plus pessimiste que l'autre. On conçoit sans peine que, pour cet esprit, l'ancien conte oriental, essentiellement cynique, ait été le bien-venu, à condition d'y introduire quelques modifications requises par les conventions et les formules littéraires des romans d'aventures.

F. C., no. 73); A. Dozon, *L'Epopée serbe*, Paris, 1888, p. 148; W. M. Petrovitch, *Hero Tales and Legends of the Serbians*, New-York, 1934, p. 127—128; Armstrong, *op. cit.*, p. 66; *Speculum*, VIII (1933), p. 214.

Washington, D. C. ALEXANDRE HAGGERTY KRAPPE.

BESPRECHUNGEN.

Sprachwissenschaft.

Latein.

Giacomo Devoto, *Storia della lingua di Roma.* Bologna, Licinio Cappelli [1940]. 429 S.

Dieses Buch bildet den 23. von den 30 Bänden des vom Istituto di Studi Romani herausgegebenen Gesamtwerkes „Storia di Roma". Dieses weitausblickende Unternehmen will Rom in seiner Entwicklung von den ältesten irgendwie faſsbaren Zeiten bis auf den heutigen Tag darstellen. Es gliedert sich in Unterabteilungen, wie Politische Geschichte, Religion, Römisches Recht, Topographie, Literatur, Kunst. Dabei nehmen die einzelnen Perioden in den verschiedenen Teilen ungleich groſse Ausdehnung an. Während z. B. für die allgemeine Geschichte dem Altertum einerseits und dem Mittelalter und der Neuzeit zusammen anderseits der gleiche Raum gewährt wird (je acht Bände), umfaſst die Kunst fürs Altertum einen, für die anderen Zeiträume vier Bände. Umgekehrt liegt es bei der Literaturgeschichte, die überhaupt nicht über die Kaiserzeit hinausgeht. Einer besonderen Begründung bedarf diese Verteilung nicht. Devotos Band ist natürlich vor allem eine Geschichte der lateinischen Sprache. Doch trägt er dem Grundgedanken des Unternehmens, die ewige Stadt durch alle Zeiten zu betrachten, dadurch Rechnung, daſs er im letzten Kapitel noch eine rasche Übersicht über das spätere, gelehrte Latein und über Roms Volkssprache seit dem Abschluſs des Altertums gibt.

Was D. unter „Geschichte der Sprache" versteht, sucht er im ersten Teil eines Anhangs zu umschreiben. Im allgemeinen wird man den von ihm darin vertretenen Grundsätzen die Berechtigung nicht absprechen können. Vor allem sucht Devoto die Geschichte der Sprache gegen die historische Grammatik abzugrenzen. Die Verschiebungen im Sprachbau, welche letztere um ihrer selbst willen verfolgt, und die sie in ihrem gesamten Umfang zu erfassen strebt, werden in der Geschichte der Sprache zu bloſs illustrativen Symptomen. Manche finden überhaupt in diesem Rahmen keinen Raum mehr, so z. B. Erscheinungen analogischen Charakters, die überall und zu allen Zeiten auftreten können. Ähnlich bin ich auch in meinem Buch „Evolution et structure de la langue française" verfahren. In einem Punkt allerdings haben mich Devotos prinzipielle Ausführungen nicht voll überzeugt: er schlieſst jede Betrachtung der künstlerischen Ver-

wendung der Sprache durch bestimmte Schriftsteller aus. Nur was in der Tradition der kollektiven Literatursprache lebt, soll Berücksichtigung finden. Man **kann** natürlich die Geschichte der Sprache so umgrenzen; aber man **mufs** es nicht. Mir scheint es im Gegenteil, dafs die Art und Weise, wie ein grofser Sprachkünstler das Idiom seines Volkes gebraucht, für Volk und Zeit auch wiederum ihre Bedeutung hat. Nicht jede künstlerische Wirkung kann zu jeder Zeit erzielt werden; es braucht eine gewisse Tragkraft, eine gewisse Entwicklungsstufe der Gemeinsprache dazu. Darum fällt von solchen analytischen Betrachtungen einzelner Schriftsteller auf die Sprache ihrer Zeit ein helles Licht zurück. Diese und andere Gründe haben mich bestimmt, in dem oben erwähnten Buch einige Seiten über gewisse Autoren einzustreuen. Ich bedauere nur, dafs die Knappheit des Raumes mich verhindert hat, das in noch gröfserem Umfange zu tun. Devoto hätte seinem Buche ein bedeutendes Relief hinzugefügt, wenn er es um ein paar Stilanalysen bereichert hätte.

Für den Romanisten sind nicht etwa nur die späteren Kapitel von Interesse. Heute, wo wir immer deutlicher erkennen, ein wie grofser Teil der sprachlichen Gliederung der Romania auf alten Gegensätzen beruht, welche Roms zentralisierende Wirkung nie auszugleichen vermocht hatte, sind für uns gerade die Kapitel über die Stellung des Lateins im Indogermanischen, über die vorindogermanischen Sprachen Italiens, über das Verhältnis der Protolatiner zu Oskern und Umbrern von hervorragender Bedeutung. Das gilt um so mehr, als ja gerade Devoto durch seine beiden Bücher „Gli antichi Italici" und „Tabulae Iguvinae" entscheidend an der Formung unserer heutigen Vorstellungen auf diesem Gebiet mitgewirkt hat.

Die folgenden Kapitel behandeln: 3. Die archaische Zeit; 4. Das Zeitalter Plautus; 5. Das Zeitalter Ciceros; 6. Die Ausbreitung des Latein in Italien; 7. Von Augustus zu Quintilian; 8. Das silberne Zeitalter; 9. Die Ausbreitung des Latein im Reich; 10. Das christliche Zeitalter; 11. Das Latein nach dem Untergang des Reichs.

So führt uns D. durch drei Jahrtausende sprachlicher Entwicklung, überall das Wesentliche heraushebend durch eine Reihe gut gewählter Beispiele, nie sich im Detail verlierend. Die grofsen Zusammenhänge treten plastisch hervor. Jede Periode wird in ihrem Wesen mit den Problemen, denen sie sich gegenüber sah, charakterisiert. Die gleichmäfsige Verteilung der Darlegungen, die keine Periode zugunsten einer andern vernachlässigt, sondern alle mit gleicher Sorgfalt in ihrer besonderen Lage erfafst, war nur einem Gelehrten möglich, der sich wie D., in allen Gebieten aus persönlicher Erfahrung so gründlich auskennt.

Zur Gesamtkonzeption des Buches hat der Rez. kaum kritische Bemerkungen zu machen. In allen wesentlichen Fragen, an denen der Romanist mitzuarbeiten berufen ist, stimmen die Anschauungen, die sich Devoto erarbeitet hat, überein mit den Ergebnissen, die hier Bd. 56, S. 1ff. und in dem Buch „Die Entstehung der romanischen Völker" niedergelegt sind. Besonders in der Frage der Substrate decken sich die Auffassungen weitgehend (s. z. B. S. 304 über die *u* > *ü*-Frage). Es wäre vielleicht auch vom latinistischen Standpunkt aus wünschenswert und interessant gewesen,

die grofse Verschiedenheit der Bedingungen hervorzuheben, unter denen die Latinisierung der verschiedenen Provinzen erfolgte (s. z. B. Entstehung S. 32—46).

Wenige Punkte nur sind es, in denen ich Devotos Auffassungen für korrekturbedürftig halte. — Ein Unterkapitel ,,Conseguenze linguistiche della riforma di Diocleziano" (S. 295 ff.) legt dar, dafs die neue Reichseinteilung, wie sie Diokletian vorgenommen hat, neue Zentren, neue Verbindungswege geschaffen habe, und dafs hier der eigentliche Ausgangspunkt der dialektalen Grenzbildung im Innern des Reiches liege. Ich denke kaum, dafs die Meinung den Tatsachen genügend Rechnung trägt. Dieser Zeitpunkt ist schon viel früher, mindestens ein Jahrhundert vor Diokletiam erreicht. Wie sehr die sprachliche Führung Rom schon lange entglitten war, dürfte aus meinem Buch deutlich hervorgehen. Als entscheidenden Punkt möchte ich die Zeit ansehen, zu der sprachliche Neuerungen, die nicht etwa mit dem Substrat zusammenhängen, von der Provinz ausgehen und von Rom nicht mehr pariert werden. Eine so einschneidende und einen so grofsen Teil des Vokabulars in Mitleidenschaft ziehende lautliche Veränderung wie die Sonorisierung der stimmlosen zwischenvokalischen Konsonanten (*p t k s*) hat den Westen des Reiches nachweisbar etwa ein Jahrhundert vor Diokletian ergriffen (s. schon im 2. Jahrhundert ein *imudavit* für *immutavit*, hier 56, 8). Die Reform des Diokletiam ist nicht so sehr der Grund der Regionalisierung des Reiches, als vielmehr die Legalisierung eines faktisch schon lange bestehenden Zustandes, die weise Tat eines grofsen Realisten. Das gilt nicht nur für die Sprache, sondern für das gesamte Leben im Reich. Darüber läfst auch das Werk von Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft im Römischen Kaiserreich, keinen Zweifel bestehen.

In dem Kapitel über das christliche Latein hätte die Umprägung gewisser Ausdrücke aus dem Gebiet des sittlichen Lebens stärker hervorgehoben werden können. Und zugleich wäre darauf hinzuweisen, dafs die Stoa, deren Rolle für das sprachliche Leben Roms nicht erwähnt wird, in mancher Beziehung als Wegbereiter der christlichen Gedankenwelt erscheint. Vgl. etwa CARO, des zum erstenmal bei Tertullian als Gegensatz zu SPIRITUS erscheint, in demselben Sinne, in dem im Griech. des Neuen Testaments sich *σαρξ* und *πνεῦμα* gegenüberstanden. Diese Bedeutungsnüance ist aber bei Seneca schon vorbereitet, der sagt *omne illi* (scil. *animo*) *cum hac gravi carne certamen est*; *non est summa felicitatis nostrae in carne ponenda.* Damit stimmt es überein, dafs Tertullian ein adj. CARNALIS, das bisher nicht bestanden hatte, schafft, als Antithese zu SPIRITALIS, dem er die Bedeutung ,,vom Heiligen Geist herkommend" gibt. Auch die Bedeutungsgeschichte von CAPTIVUS wirft ein scharfes Licht auf diesen Teil des christlichen Lateins und besonders auf das Verhältnis zum Sprachgebrauch der Stoa. S. FEW 2, 332, 382, 390.

Einige Einzelbemerkungen mögen noch folgen: S. 277. Die Theorie vom oskischen Ursprung der spanischen Stadt Huesca dürfte wohl allgemein als erledigt gelten. — S. 279. Zum Fortleben des Gallischen über den Zerfall des Reiches hinaus s. besonders die Forschungen von J. U. Hub-

schmied in den verschiedenen Bänden der Vox Romanica, die hier wohl Berücksichtigung und in der Bibliographie Erwähnung verdient hätten. — S. 284. Der Ersatz von ILLE und ISTE durch die emphatischen Formen, die mit ECCE, ECCUM gebildet sind, wird hier als Auswirkung der affektiven Intensität dargestellt. Daſs die eigentlich treibende Kraft bei diesem Vorgang nicht dort liegt, wo D. meint, habe ich in meinem Aufsatz „Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft" S. 11 und S. 20ff. angedeutet. Es lassen sich Zug um Zug die verschiedenen Phasen des Vorgangs als durch die Gesamtlage des ganzen Pronominalsystems bedingt nachweisen. — S. 287. Was hier über die Rekrutierung der Legionen aus Italien gesagt wird, ist unrichtig. S. das Werk von Rostovtzeff, sowie Entstehung der romanischen Völker S. 51. — S. 287. Irreführend ist die Art und Weise, wie der Akzent des Italienischen dem des Französischen gegenübergestellt wird. Die Formulierung „la intensità dell'accento si fa sentire maggiormente nella pronuncia dell'italiano peninsulare, mentre si placa nei dialetti dell'Italia Settentrionale e in francese" wird bei den meisten Lesern den Eindruck wecken, der Akzent als solcher habe sich verändert, verstärkt im Italienischen, abgeschwächt im Französischen. Die Dinge liegen aber vielmehr so, daſs der Akzent im Französischen in einem solchen Maſse übersteigert worden ist, daſs die unbetonten Silben alle gefallen sind, während das Italienische die alte Akzentstärke beibehalten hat. Vgl. die Formulierung, die ich in „La posizione della lingua italiana" (Sansoni 1940) S. 77ff. gegeben habe. — S. 299. Mit Recht weist D. auf die konservative Haltung des dazischen und des iberischen Latein hin. Es wäre aber angezeigt, darauf hinzuweisen, daſs die Gründe dieser Haltung nicht bei beiden Ländern die gleichen sind, daſs das dazische Latein früh den territorialen Zusammenhang mit dem übrigen lateinischen Sprachgebiet verloren hat, während Iberien mehr bewuſste Traditionstreue besaſs, als andere Gebiete. — S. 300. Das Verbum *tirare* sollte hier nicht erwähnt werden, da es eine verhältnismäſsig späte Bildung ist. — S. 301. Der Wandel von *k* zu *ts* in Wörtern wie *Caesar* hat natürlich längere Zeit gedauert. Es ist durchaus nicht notwendig, ja, kaum wahrscheinlich, daſs zur Zeit der Übernahme dieses Wortes ins Germanische noch absolut *k* gesprochen wurde. Das *k-* des Germanischen ersetzt den Laut des lateinischen Wortes durch den nächstliegenden des germanischen Lautsystems. — S. 305. Der Wandel von *f-* zu *h-* im Spanischen hat ursprünglich nur auf einem kleinen Gebiet bestanden und hat sich dann von dort aus ausgedehnt. Es geht daher nicht an, ihn mit dem Iberischen direkt in Berührung zu bringen. S. hier 48, 459. — S. 351—9. D. spricht hier vom mittelalterlichen Latein als einem „Superstrat". Das bedeutet eine Dehnung des Begriffs, die ich im Interesse der terminologischen Klarheit ablehnen möchte. Vgl. meine Definition in den Berichten des Brüsseler Linguistenkongresses von 1939. Substrat und Superstrat sollten meines Erachtens für die Fälle reserviert bleiben, wo zwei verschiedensprachige Völker längere Zeit im gleichen Land zusammenleben, bis das eine der beiden zur Sprache des anderen übergegangen ist, wobei aber ein Teil seiner sprachlichen Güter in die obsiegende Sprache aufgenommen wird. Siegt die Sprache des neu dazu-

gekommenen Volkes, so ist die unterlegene Sprache eine Substratsprache; siegt die Sprache des älteren Volkes, so ist die unterlegene Sprache eine Superstratsprache. Im Falle des mittelalterlichen Latein handelt es sich aber einfach um eine Sondersprache einer bestimmten sozialen Klasse, deren Mutter- und normale Umgangssprache in weitaus den meisten Fällen identisch ist mit der Sprache des Volkes. — In der die S. 383—397 umfassenden Bibliographie, die natürlich nur eine Auswahl des Wichtigsten bieten will, könnte man einige Punkte anders sehen. Als Begründer der Sprachgeographie Schuchardt auf eine Ebene mit Gilliéron genannt zu sehen, berührt den Romanisten etwas seltsam. Die Frage der dialektalen Gliederung des Latein ist in den letzten Jahren so intensiv diskutiert worden, daſs man erstaunt ist, die Literaturangaben auf die zwei alten Bücher von Sittl (1882) und Mohl (1899) beschränkt zu sehen. Auch für die Substratfrage hätte wohl weitergegangen werden dürfen, als die von D. zitierten Aufsätze. Endlich dürfte das hervorragende Werk von Elise Richter, Beiträge zur Geschichte der Romanismen, Halle 1934, in einer Geschichte der lateinischen Sprache nicht unerwähnt bleiben.

Diese wenigen kritischen Bemerkungen wollen nur zeigen, mit welch brennendem Interesse der Romanist den Darlegungen Devotos gefolgt ist. Devoto hat das Buch, das auch im Druck und Ausstattung eine hervorragende Leistung ist, pietätvoll Jakob Wackernagel gewidmet. W.

Romanische Sprachen im allgemeinen.

Homenatge a Antoni Rubió i Lluch. Miscellània d'estudis literaris històrics i lingüístics. Barcelona 1936. Vol. I, XV, 666 S. Vol. II, VIII, 566 S. Vol. III, VIII, 730 S. [Vol. I, III = *Estudis Universitaris Catalans* XXI, XXII; Vol. II = *Analecta Sacra Tarraconensia* XII.]

Da die Verbindungen der wissenschaftlichen Welt mit Spanien seit dem Jahre 1936 einigermaſsen gestört sind, dürften die drei umfangreichen und schon jetzt schwer zu beschaffenden Bände des Homenatge a Rubió i Lluch nicht die Beachtung gefunden haben, die diesem Gemeinschaftswerk von 118 Forschern aller Nationen zukommt. Das wird wohl der Grund gewesen sein, weshalb der Herausgeber dieser Zeitschrift noch jetzt eine Anzeige bringen wollte.

Von der wissenschaftlichen Leistung des Jubilars Antoni Rubió i Lluch, der seinen 80. Geburtstag nur um ein Jahr überleben sollte, vermittelt die dem 1. Band vorangestellte ausgewählte Bibliographie einen Eindruck. Sein Leben war der Erforschung von Geschichte, Literatur und Sprache seiner Heimat gewidmet. Besonders die katalanischen Beziehungen zu Griechenland haben ihn immer wieder angezogen. Nichtkatalanische Themen stellt er sich nach seiner bekannten Arbeit über das Ehrgefühl im Theater Calderons nur ab und zu. Wenn so der Rahmen seines Schaffens eng scheinen mag, so ist seine Wirkung doch weit gewesen. Das zeigt der Beitrag des Kolumbianers A. Gómez Restrepo (I, 357—62 „Antoni Rubió i Lluch propagandista de las glorias catalanas"), der in persönlichen Erinnerungen das Verdienst Rubiós um die Verbreitung der Kenntnis

katalanischen Schrifttums in Kolumbien würdigt, und ein anderer aus Argentinien (III, 229—37 I. Brante Schweide, „Ricardo Rojas, historiador"), der die Bedeutung des argent. Dichters, Literarhistorikers und Universitätsrektors R. Rojas für das Erwachen des argent. Nationalbewußtseins und die Eigenart seines historisch-philosophischen Werkes aufzeigt und Rubiós Leistungen für die spanisch-amerikanische Welt anerkennt.

Es sollen nun die uns am bedeutsamsten erscheinenden Beiträge kurz besprochen werden. Die größte Gruppe bilden die zur **Katal. Literatur und Sprache.** A. Pagès, „La *densa* provençale et les *goigs* en Catalogne" (I, 201—24) erläutert den zuerst von Milà i Fontanals gesehenen Zusammenhang der beiden Gattungen folgendermaßen: In Katalonien bezeugt die Chanson de Sainte Foy d'Agen v. 14f. schon für das 11. Jahrhundert Heiligenkantilenen, die mit Tanzbewegungen vorgetragen wurden. Die prov. *balada* und *dansa* wurde in Katalonien besonders gepflegt, wie vier von P. hier neuveröffentlichte Beispiele des Cerveri de Girona zeigen. An den Wallfahrtsorten, wie in Montserrat, begann man im 14. Jahrhundert *dansas* und — seltener, da schwieriger auszuführen — *baladas* religiösen Inhalts zu verfertigen. Als eine Sonderform der religiösen *dansas* finden sich seit dem 14. Jahrhundert die *goigs*, die in sieben Strophen die sieben Freuden der Maria besingen, zunächst offenbar auch getanzt wurden und dann eines der volkstümlichsten Genera katal. Dichtung bis zur Gegenwart gewesen sind. Zum gleichen Thema äußert sich A. Serra i Baldó (III, 367—86 „Els *Goigs de la Verge Maria* en l'antiga poesia catalana"), der das vorhandene Material ordnet und um zwei neue Texte vermehrt (Bibl. de Catalunya 854, fo. 115—6v. *Los set goyts*; Bibl. Trinity College Cambridge R 1—17, fo 89ss. katal. Übersetzung des *Gaude, flore virginali*) und die Entwicklung der *goigs* aus lat. Hymnen zu einem volkstümlichen Genus zu klären sucht. — Mehrere Aufsätze gelten der katal. **Trobadordichtung.** J. Boutière, III, 339—46 „Les *Vidas* des troubadours catalans". Nur von fünf der etwa 20 katal. Trobadors ist eine Biographie bekannt. Für die Legende vom gegessenen Herzen über Guilhen de Cabestanh verweist B. auf die Ausgabe von Långfors und gibt hier den kritischen Text der kurzen Viten des Uc de Mataplana, Alfons I. von Aragon, Berenguier de Palazol und Guilhen de Berguedan. J. Massó i Torrents (I, 405—17 „Poetesses i dames intel lectuals") trägt die wenigen Nachrichten zusammen, die über sieben katalan. dichtende oder im Kreise der katalan. Trobadors stehende Frauen aus der Zeit vom 13.—15. Jahrhundert zu erlangen sind: Constanze von Aragón, Na Tecla de Borja, N'Isabel Suaris, die Witwe Ribes und drei Unbekannte. M. de Montoliu (I, 363—98 „Ramon Llull, trobador") ermittelt in sorgfältiger Untersuchung, Gedanken von Menéndez y Pelayo, Nicolau d'Olwer und H. Probst nachgehend, welche Elemente im *Libre d'Amic i d'Amat* aus der Trobadorlyrik stammen, sondert auch aus, was von der Allegorik des Rosenromans, dem *dolce stil nuovo*, der Augustinischen Mystik, der Bibel, der christlichen Theologie usw. herkommt, und gelangt zu dem Schluß, daß die Trobadorliebeslyrik, die in Südfrankreich selbst im 13. Jahrhundert ins Religiös-Devote umbiegt,

ihre organische Fortsetzung in dieser Zeit einerseits in der metaphysischen Symbolik des *dolce stil nuovo*, anderseits in der Liebesmystik des R. Llull findet. Damit wäre der Weg für die Arabisten freigemacht zu untersuchen, was es mit Llulls einleitender Bemerkung, er habe den Libre „segons la manera dels sufís sarraïns" geschrieben, auf sich hat. J. S. Pons (III, 109—13 „Raymond Lulle et le *Plant de Notre Dame Sainte Marie*") sieht in dem pathetisch-dramatischen Gehalt von Llulls Marienklage eine unmittelbare Vorstufe zum Passionsmysterium. Prolegomena zu einer Untersuchung der philosophischen Sprache Llulls bietet T. Carreras i Artau (I, 545—52). Er berührt Llulls Bemühungen einerseits um ein a priori konstruiertes logisch-mathematisches Ausdruckssystem im Sinne von Leibniz und Husserl, anderseits darum, als erster eine romanische Sprache, die katalan., zum Ausdruck philosophischer Gedanken fähig zu machen. E. Levi (III, 681—85 „Un poeta italo-catalano del Quattrocento") trägt Nachrichten zusammen über den obskuren Bartolomeo Gentile, von dem die späteren Ausgaben des Cancionero General 18 ital. religiöse Sonette enthalten, und der in die Spätzeit gehört (Ende 15. Jahrhundert), die die prov. gegen ital. Vorbilder eingetauscht hat, und in die Dichtergruppe von Valencia. Seine Zugehörigkeit zum katal. Kreis zeigt er auch dadurch, daſs er in einer Dantenachahmung den R. Llull die Stelle des Führers Vergil einnehmen läſst. Hier soll noch angefügt werden Carlos M. Clavería, „Sobre las epístolas de Guiraut Riquier" (III, 127—36). Der Verfasser kündigt eine Untersuchung über die rhetorische und scholastische Struktur der Briefgattung an und zeigt hier diese Aspekte an Guiraut de Riquier. Er weist hin auf das Nachwirken der klassischen Muster, die Bedeutung der diplomatischen Formularien und der *Artes dictandi* für die Form, die der scholastisch-tomistischen Philosophie für den Gehalt der Episteln. Besonders ergiebig scheint, wie die Staatslehre des Thomas von Aquino mit den Lehren der Zeitgeschichte (Albigenserkrieg, soziale Umschichtung, Aufkommen des Bürgerstands, Hinwenden der Trobadors zum spanischen Thron) sich verschmilzt.

Zur älteren **katalan. Prosa** seien folgende Beiträge hervorgehoben. S. Bosch, „Les *Partides* i els textos catalans didàctics sobre cavalleria. Relacions de mútua dependencia" (III, 655—80). B. untersucht den *Libellus de batallia facienda* (s. Z. 13, 98—114, möglicher Autor Pere Albert, Entstehungszeit um 1240) und weist im einzelnen seinen Einfluſs auf die *Siete Partidas* von Alfons X. durch Vermittlung des *Fuero Real* nach. Die *Partidas* wirken wieder auf das katalan. Schrifttum zurück: eine teilweise Übersetzung ist die *Obra de Mossèn Sent Jordi e de Cavalleria* auf Veranlassung Peters III. Benutzt wurden sie von Pere Joan Ferrer in seinem *Sumari de batalla a ultrança* und von Bernabé Asam in seinem *Tractat de Cavalleria* (15. Jahrhundert). Sorgfältige Bibliographie. — L. Nicolau d'Olwer, der eine Ausgabe der Chronik R. Montaners vorbereitet, gibt I, 69—76 den Stammbaum der neun ziemlich übereinstimmenden Hs. — J. Rubió, „La versió llatina de la Crònica General de Catalunya i Aragó" (I, 343—55). Der Vater des Verfassers hatte die noch unveröffentlichte katalan. und die aragon. Version der sogenannten *Crónica de San Juan de*

la Peña für Übersetzungen der lat. Fassung gehalten. J. Rubió weist hier mit sprachlichen Kriterien nach, daſs der lat. Text auf dem katalan. beruht und stellt mit Hilfe eines bisher unveröffentlichten Dokuments den als Ovidübersetzer bekannten Guillem Nicolau als den Übersetzer fest (wohl um 1370). Eine für 1359 bezeugte lat. Version kann mit der des Nicolau auch aus inhaltlichen Gründen nicht identisch sein. — Über den katalan. Roman *Curial e Güelfa*, den der Jubilar 1901 als erster herausgegeben hat, bringt die Festschrift zwei Untersuchungen. P. Bohigas (I, 607—19 „Notes sobre l'estructura del *Curial e Güelfa*") bemüht sich, die schon oft festgestellte Zwitterstellung und Gemischtheit des Romans aus französ.-mittelalterl.-ritterromanhaften und ital.-renaissancehaften-sentimentalen Elementen in der Handlung und in den Charakteren, besonders dem des *cavaller e home de sciència* Curial, aufzuzeigen und als literarischen Ausdruck der geistesgeschichtlichen Lage des Kataloniens des 15. Jahrhunderts, wo die ital. Renaissance auf das französ. Mittelalter trifft, zu verstehen. Von einer anderen Seite her stellt der letzte Herausgeber R. Aramón i Serra (I, 703—23 „L'humorisme del *Curial e Güelfa*") die Frage nach der inneren Einheit des Romans und findet sie in feinfühlender Untersuchung der humoristischen Elemente in der Neigung des Verfassers zur Karikatur, Parodie und Irreverenz gegenüber dem mittelalterlichen Ritterideal wie der antiken Götterwelt und in seiner maliziös-verhaltenen, nur andeutenden Darstellung obszöner Dinge. — R. d'Alòs-Moner gibt I, 651—66 den Text einer katalan. Übersetzung des 15. Jahrhunderts von Petrarcas *De remediis utriusque fortunae* mit Bemerkungen über Petrarca in Katalonien. — Andere Beiträge gehen mehr die Geschichtswissenschaft an: so der neuentdeckte Geleitbrief für Fra Anselm Turmeda, den E. Sans II, 405—8 bespricht, und der überraschend bestätigt, was die Biographen des Mallorkiner Franziskanermönchs und Apostaten schon über ihn ermittelt hatten, so auch die Arbeit von J. Puig i Cadafalch, der I, 1—9 die Gedanken des katalan. Polygraphen und Franziskaners Eiximenis über Städtebau auf ihre griech. und röm. Quellen zurückführt, während P. Martí de Barcelona II, 301—40 zum ersten Male seine *Ars praedicandi* nach den drei vorhandenen Hs. veröffentlicht. Für Bernart Metge bringt M. de Riquer II, 173—76 nach Barceloneser Archiven den Familienstammbaum und, wie auch F. Martorell † I, 603, Dokumente über seine Tätigkeit als Sekretär Martins I. Endlich hebt H. Finke (II, 149—60 „Mossen Borra in Deutschland") aus den drei Briefen, die Borra vom Konstanzer Konzil und vom Ulmer Reichstag (1417) an den arag. König Alfons richtet, die für die Kenntnis der Zeitpolitik bedeutsamen Nachrichten hervor und läſst die Gestalt des gewandten und beliebten katalan. Hofnarren auch in ihren menschlichen Zügen lebendig werden.

Über **katalan. Sprache.** E. Seifert, „Das Katalanische in den Werken von F. Diez" (I, 193—99), zeigt, besonders an Stellen aus den kleineren Arbeiten von Diez, wie sich dem Altmeister aus der Betrachtung der Literatur- und Sprachgeschichte allmählich die Überzeugung von der Selbständigkeit des Katalanischen als romanischer Sprache ergeben hat, die er in der 2. Auflage der Romanischen Grammatik 1856 zum ersten Male

klar aussprach. — Der hervorragende katalan. Linguist J. Coromines (III, 283—315 „Les relacions amb Grècia reflectides en el nostre vocabulari") erforscht auf Grund der Literatur und eigener Aufnahmen in dem katalan. Fischerdorf Sant Pol de Mar die griech. Wörter der katalan. Seemannssprache (*barca de panescalm*; *caro*; *escalèm*; *embons*, *embornals*; *estamenera*; *paramitjal*; *arjau*; *góndol*; *gúmena*; *calabrot*; *prois*; *puja*; *xarxa*; *bol*; *sardó*; *ormejar*; *escar*; *nòlit*, *noliejar*; mit Vorbehalten *gúa*, *romball*, *esparagol*) und einige andere katalan. Wörter griech. Ursprungs (*conquilla*; *neret*; *codonyat*; *prestatge*; *calaix*; *cartre*; *pampallugues*; *melangia*), wobei der Blick immer auf die Gesamtromania gerichtet bleibt, und besonders für das prov. und it. Gebiet vieles mit klargestellt wird. In vielen Fällen zeigt das vorliegende spätgriech. Etymon, daſs griech. Wortgut auch in romanischer Zeit noch nach dem Westen wanderte, zuweilen deutlich über Italien. Katalonien wird dann neues Ausstrahlungszentrum nach Kastilien, Portugal, Frankreich, Italien und Nordafrika für einige dieser Wörter. — F. de B. Moll (III, 447—50 „Comentari a un vell mot català") stellt akat. *prexèvol* „dringlich bittend; dringliche Bitte" und das Verbum *prexivolar* zu afr. *pressif* „qui demande d'une manière pressante; urgence". Nicht recht überzeugend, wie mir scheint; denn *pressif* ist Ablt. zu afr. *presser*, aber wo gibt es akat. *presar*, *prexar* „dringlich bitten"? Dazu sind die akat. Nebenformen ohne *r*, *puxoule*, *puxolar*, — die semantisch nicht zu (a)gask. *poissieu*, *pouchieu* „Hindernis" und diese wieder nicht zum Stamme lt. POSSE passen, wie Moll will, — älter als die mit *r*. Man wird sie für die ursprünglichen halten müssen. In drei von Molls Beispielen steht nun das Wort in unmittelbarer Nachbarschaft von *pregar*, *pregs*, so daſs der Schluſs naheliegt, ein schon damals etymologisch unklares und nirgends in der Sprache anzuschlieſsendes *puxol* hat sich semantisch und lautlich mit *pregar* gekreuzt. — W. Giese (I, 33—67 „Waffengeschichtliche und -terminologische Aufschlüsse aus katalanischen literarischen Denkmälern des 14. und 15. Jahrhunderts") erweitert seine bekannten Studien über kat. (13. Jahrhundert), span., pg. und prov. Waffen auf die katalan. Renaissancezeit, für die die Auseinandersetzungen mit den Türken, das erste Auftauchen der Feuerwaffen und die dadurch bedingte Umwandlung der Rüstung kennzeichnend sind. Auffällig ist auch die groſse Internationalität der Gegenstände, die sich sprachlich in zahlreichen Lehnwörtern widerspiegelt, die öfters, als es geschehen ist, als solche hätten gekennzeichnet werden sollen. Sicher unzutreffend übersetzt ist die Stelle *Tirant lo Blanch* 1, 215. Sie bedeutet: „auf dem Rücken trug er Rindsleder an die Brustplatte (*peto*, s. auch TB 1, 153, Giese 56, 7) angenagelt". — L. Klaiber (III, 81—6 „Der *Vocabulari catelà-alemany* von 1502") gibt eine bibliographische Untersuchung, die einem Hinweis von Aloys Schulte nachgehend feststellt, „daſs das katalanisch-deutsche Vocabular von 1502 keine selbständige Arbeit ist, sondern eine Übersetzung eines italienisch-deutschen Wörterbuchs, von dem wir bis zum Jahre 1500 bis jetzt acht verschiedene Drucke kennen". — II, 161—63 A. Griera, „Les Cabanelles". Auf Menorka heiſsen die drei ersten Augusttage *cabanelles*, und je nach dem Tau, der an diesen Tagen fällt, schlieſst das Volk auf ein nasses oder ein feuchtes Jahr.

Bezeichnung und Brauch sind, wie die angeführten Urkunden beweisen, ein Nachklang des jüdischen Laubhüttenfestes.

Zu **Literatur-** und **Sprachgeschichte des übrigen Spanien.** — A. Hämel (I, 147—59 „Arnaldus de Monte und der *Liber S. Jacobi*") bringt einen wichtigen Beitrag zur Pseudoturpinforschung. Der Mönch Arnaldus de Monte von Ripoll hat 1173 in Compostela einen aus fünf Büchern bestehenden Codex in grofsen Teilen abgeschrieben. Diese Abschrift (Barcelona, Arxiu de la Corona d'Aragó, Codex Ripoll 99) kann nicht von dem heute in Compostela liegenden *Liber S. Jacobi* (Codex Calixtinus) genommen worden sein, wie schon P. Wagner wegen der abweichenden Notierung der Singweisen vermutet hatte und Hämel hier mit weiteren Beobachtungen — abweichender Titel, Umstellungen, Zufügungen, andere Kapitelzählung, auch einzelne Textvarianten — erhärtet. Es hat, zumindest für das vierte Buch, den Pseudoturpin, einen älteren, kürzeren Text gegeben, der jetzt durch Ripoll 99 und die weitaus meisten Pseudoturpinhs. vertreten wird. — J. Sarrailh (I, 77—97 „Quelques remarques sur la IIIème épître de Bartolomé de Argensola") stellt fest, dafs die berühmte Epistel, in der Argensola den Grafen Nuno de Mendoça warnt, seine Söhne an den Hof nach Madrid zu schicken, entweder vor 1601 oder nach 1606 — dem Zeitraum der Verlegung des Hofs nach Valladolid — entstanden sein mufs. Sehr schön zeigt S. dann an reichlichen Belegen, wie Argensola klassische Lesefrüchte — wie die Themen vom guten Beispiel, vom schlecht bezahlten Lehrer, von der Sittenverderbnis in der Stadt aus Lukian, Plutarch, Quintilian, Horaz, Juvenal und den Humanisten — mit eigenen Beobachtungen der Zeitverhältnisse — Unbildung des Adels, schlechte Handschrift, Koketterie, Verschwendungssucht — verschmilzt. — J. Givanel i Mas (I, 175—91 „Algunes llegendes Cervantines d'Argamasilla de Alba i el Toboso"). Argamasilla behauptet, der Ort in der Mancha zu sein, an dessen Namen Cervantes sich nicht erinnern wollte, und zeigt das Haus Don Quijotes, das des Sanson Carrasco, das Gefängnis des Dichters, wie El Toboso die Wohnung der Dulcinea. Wenn der Verfasser mit der Widerlegung dieser und weiterer auch in das Cervantesschrifttum eingedrungener Fabeleien auch eher offene Türen einrennt, bietet er im ganzen ein instruktives Beispiel für moderne Legendenbildung nach einem literarischen Werk. — R. Schevill (III, 555—68 „¿ Quien era Alonso Fernández de Avellaneda ?") widerlegt die Vermutung E. Cotarelos (zuletzt Bol. de la Ac. Esp. 1934, Juni), Guillén de Castro sei der apokryphe Fortsetzer des *Quijote* gewesen. — W. Krauss, I, 225—46 „Die Kritik des Siglo de Oro am Ritter- und Schäferroman". Während der Kirche Ritter- und Schäferroman moralisch gleich verdammenswert erscheinen, verurteilen die Humanisten nach ästhetischen Gesichtspunkten nur den Ritterroman wegen seiner Unwahrscheinlichkeit, während der Hirtenroman in die Nähe des spätgriech. Abenteuerromans rückt und den Ruf „einer den aristotelischen Regeln angepafsten Kunstschöpfung" geniefst. Ebenso besteht vor den apriorischen Bedürfnissen des Lesers wegen ihrer immanenten subjektiven Wirklichkeit auch nur die bukolische Dichtung. Die zahlreichen Urteile, die der Verfasser meist aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts anführt, würde man gern durch statistische Angaben

über den Buchhändlererfolg beider Romanarten und somit über die Geschmacksbildung des Lesepublikums dieses Zeitraums ergänzt sehen. — Mehrere Beiträge gelten **Lope de Vega.** A. Farinelli (I, 581—601 „*Peregrinos de Amores en su Patria* de Lope de Vega") versteht es, in wohlabgewogenen Urteilen sowohl die Wirkung der Lopeschen Erzählkunst auf den zeitgenössischen und den modernen Leser (Mangel an Entwicklung, aber innere Gespanntheit der Charaktere, ermüdende Mannigfaltigkeit, Frage der Wahrscheinlichkeit), die inneren Antriebe dieser Kunst (Erinnerungen an eigene Liebeserfahrungen und Pilgerfahrten), ihre Absichten (Unterhalten und Belehrung) und ihre literarischen Vorbilder (besonders Jacopo Caviceo, Jerónimo de Contreras, Alonso Núñez de Reinoso) zu fassen, als auch in blumigen Sätzen, die dem Gegenstand angemessen sind, uns den Stimmungs- und Gedankengehalt des Werkes (Schicksal und freier Wille, Lopes Liebestheorie, vorherrschende Stellung der Frau, alleiniges Anrecht der Adligen auf Ehre und Liebe im Roman, Freude am Wissen) nahe zu bringen. — W. C. Atkinson (I, 111—131 „Seneca, Virués, Lope de Vega") will die Anschauung berichtigen, daſs die klass. Tragödie ohne Bedeutung für die span. Comedia geblieben sei. An den fünf Trauerspielen des Valencianers Cristóbal de Virués zeigt er einen Umwandlungsprozeſs auf, besonders eine Zersetzung der moralischen Grundhaltung, der das Alte mit dem Neuen verbindet. Virués beginnt mit einer in Stoff und Form klass. senezistischen Tragödie, *Elisa Dido* (fünf Akte, drei Einheiten, gleichbleibendes Versmaſs), und schlieſst mit *La infelice Marcela* (span. Stoff, drei Akte, kein Chor, drei Einheiten ohne Zwang befolgt, häufiger Wechsel im Versmaſs, Nebenfiguren: Bauern, Diebe), die wohl für eine Comedia im Lopeschen Sinne gelten kann. Lope lernt das Theater des Virués in Valencia in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung kennen und feiert ihn im *Arte Nuevo* als den Begründer des Dreiakters und in *El Laurel de Apolo* als den,

a quien las Musas Cómicas debieron
los mejores principios que tuvieron.
Celebradas tragedias escribiste.

Wenn nun aber Atkinson aus diesem Tatbestand schlieſst, daſs das span. Nationaldrama phönixartig aus der Asche der klassischen Tragödie entsteht, daſs Virués sein wahrer Begründer sei und Lope ihm nach eigenem Zeugnis Entscheidendes verdanke, kommen einem doch Bedenken. Denn erstens überzeugt nicht, daſs mit *Musas Cómicas* oben das Lustspiel im antiken Sinne gemeint sein soll und nicht wie sonst, dem span. Gebrauch des Wortes entsprechend, einfach das Theater. Daſs Lope selbst die Geburt des Lustspiels aus der Tragödie behauptet, liest Atkinson m. E. in die Stelle hinein. Und selbst wenn er hier Recht hat, darf man wirklich das, was Lope im Jahre 1630 über Virués schreibt, Lope, der immer lieber lobte als tadelte, für den reinen Sachverhalt nehmen? Aus der Entfernung gesehen erscheint Virués doch bestenfalls als ein schmaler Kanal, der das Meer der antiken Tragödie mit dem Ozean des nationalspanischen Theaters verbindet, der aus anderen und reicheren Zuflüssen gespeist wird, eben besonders der mittelalterlichen kirchlichen und volkstümlichen Tradition. Lopes Weg-

bereiter ist nicht Virués sondern Lope de Rueda. Für die Frage der Bedeutung Senekas ist auf Vosslers Lopebuch (S. 238 der spanischen Ausgabe) zu verweisen. — M. Artigas III, 699—702 ,,La fuente de 'El piadoso aragonés' de Lope". Dieses Stück und *El mejor mozo de España*, in denen das Bild Juan II. von Navarra und das seines Sohnes Don Carlos de Viana so stark verfälscht ist, hat Lope mit groſser Wahrscheinlichkeit aus dem Ms. 7530 der Madrider Nationalbibliothek gezogen, in dem ein Herzog von Villahermosa Material zu einem Schauspiel für Lope hatte zusammenstellen lassen. — R. Menéndez Pidal (I, 537—43 ,,Del honor en nuestro teatro clásico") legt gegen Menéndez Pelayo das soziale, nicht egoistische Wesen des klassischen Ehrbegriffs dar, hebt hervor, daſs bei Lope und seiner Schule (*Peribáñez, Fuenteovejuna, Alcalde de Zalamea*) auch der Bauer und Bürger als Rächer seiner Ehre auftritt und bringt schlieſslich das bedeutsame Ergebnis, daſs die verschiedenen Lösungen des Ehreproblems — heroische, oportunistische, komische — bei verschiedenen Autoren des goldenen Zeitalters weniger aus einer verschiedenartigen Ideologie entspringen, als mit dem jeweiligen literarischen Genus verbunden sind. Hier bahnt sich eine verheiſsungsvolle Neueinteilung der literarischen, besonders der dramatischen Genera nach ihrem Gedanken- und Stimmungsgehalt an, zu der der Verfasser an anderer Stelle weitere Untersuchungen verspricht[1]. — Ángel Valbuena I, 627—49 ,,Sobre el tono menor y el estilo en la escuela de Calderón". Unter ,,tono menor" versteht V. die Kleinkunst der Verwendung von Motiven und Elementen der Malerei, Plastik, Musik bei der Herausarbeitung der Dekoration und Landschaftsschilderung im Theater, das, was auf den Stimmungshintergrund abzielt; den Stil der hier gemeinten Autoren des 17. Jahrhunderts, den am reinsten Calderón, Góngora und Gracián zeigen, hat man sich gewöhnt, barrock zu nennen. V. untersucht so die Miniaturtechnik des Granadiners Alvaro Cubillo de Aragón, die musikalischen Elemente in Moreto, der von Lope, Tirso und Cervantes kommt und zu Beaumarchais auf der einen, Rossini und Mozart auf der anderen Seite führt, das Thema ,,Theater im Theater" in *El mejor representante, San Ginés* von Cáncer, Rosete und Martínez de Meneses, einem Stück, das sich charakteristisch zwischen Lopes geniale Improvisation *Lo fingido verdadero* und die starre Regelhaftigkeit des *Saint Genest* von Rotrou stellt und versucht im letzten Abschnitt, das Theater des Bances Candamo aus der Vergessenheit zu ziehen, in dem sich nach der Meinung des Verfassers als in dem letzten wirklich schöpferischen Dramatiker der Schule Calderóns die lyrischen und dekorativen Stilelemente dieser Gruppe noch einmal rein zeigen, und der mit seinem philosophischen Schauspiel *La piedra filosofal* den Weg von *La vida es sueño* zu Grillparzers *Der Traum ein Leben*

[1] Nämlich in seinem späteren Vortrag ,,Del honor en el teatro español", abgedruckt in R. Menéndez Pidal, ,,De Cervantes y Lope de Vega". Buenos Aires 1940 [= Collección Austral 140. — Auf diese bequeme und billige Sammlung z. T. sonst schwer erreichbarer Texte und Untersuchungen sei hier hingewiesen. Sie bringt von Menéndez Pidal noch ,,Estudios literarios" (No. 28), ,,Los romances de América y otros estudios" (55), ,,Flor nueva de romances viejos" (100), ,,Antología de prosistas españolas (110), ,,Idea imperial de Carlos V" (172)].

zeigt. — An diese Aufsätze zum spanischen Theater sei der Beitrag von B. Croce I, 419—32 „Intorno a Giacinto Andrea Cicognini e al *Convitato di Pietra*" angeschlossen. Ein Mitbürger und Freund Cicogninis, M. B. Bartolommei, hat 1668 — also immerhin erst etwa 18 Jahre nach dem Tod des Dichters — einen Katalog seiner Dramen (18) aufgestellt, weil mit Cicogninis berühmtem Namen Miſsbrauch getrieben werde. Da der *Convitato di Pietra* in dieser Liste fehlt, schlieſst Croce, daſs er Cicognini zu Unrecht zugeschrieben wird und hält diese Fassung für eine spätere Bearbeitung eines Scenario der Commedia dell'Arte, die das Stück nachweislich schon 1640 aus dem spanischen Theater übernommen hatte. Läſst sich diese nicht ganz verläſsliche Beweisführung auch mit inneren Kriterien stützen? Croce äuſsert sich nicht dazu, wie das strittige Stück zur Art Cicogninis passen würde, die er als „una finissima e vaghissima scherna di motti sottili ed arguti alle platee di allora, il non plus ultra del vigore dialogico e dell' eleganza concettosa" kennzeichnet. Die verlorene Fassung des Onofrio Giliberto endlich scheint nach dem, was Croce über diesen Astrologen zusammenträgt, das moralische und religiöse Element betont und in dieser Hinsicht Spuren bei den Franzosen Dorimon und De Villiers hinterlassen zu haben.

A. G. Solalinde, I, 133—40 „La expresión *nuestro latín* en la *General Estoria* de Alfonso el Sabio". Neben dem Ausdruck *dizen en latín* findet sich in der *General Estoria*, und anscheinend fast ausschlieſslich nur in dieser, *dezimos en latín*, worauf ein lateinisches oder spanisches Wort folgt, *dezimos en nuestro latín* und sogar *nos los latinos dezimos en el lenguaje de Castiella*. Die Verfasser waren sich also ihrer Latinität — noch oder schon — bewuſst und verwenden das Wort für alles, was auf der römischen und christlichen Kultur beruht, also für lateinisch-romanisch. Der Frage, wie sich die anderen romanischen Sprachen vor der Renaissance hier verhalten, verdient nachgegangen zu werden. — Der Gebrauch von *il mio latino* im Sinne von „meine Sprache" bei Dante, Rim. Sacr 398, den Solalinde erwähnt, findet sich fürs Aprov. schon bei Wilhelm von Poitou. — G. Tilander, I, 331—41 „Palabras desconocidas en el aragonés medioeval". Die besonders aus den *Fueros de Aragón* gezogenen und erklärten Wörter sind: 1. *esprair* „ausstreuen" < *SPRAGIRE, kast. *esparcir*. 2. *astí* „hier, dort" < AD ISTI(C), cf. Kast. *allí, ahí*. 3. *estís* „auſser", analog. verkürzt aus *destís* < DE — ISTI + adv. *s*, *porestís* „deswegen". 4. *execar* „teilen" (*execo* „Geteiltes") < *EXÆQUARE, cf. apr. *eisegar*, wohl halbgelehrt wegen *c*. 5. *carne casse(r)* „koscheres Fleisch" < hebr. *kâchêr*. 6. *vergado* „gestreift" < VIRGATUS, REW 9362.

Zur **allgemeinen romanischen Sprachwissenschaft** verdient der Beitrag von P. Aebischer, „La forme métathétique *padule* dans les langues romanes" (I, 161—74) Beachtung. Mit Meisterschaft breitet A. das Material der Sprachatlanten, Ortsnamen und mlt. Urkunden aus: „*padule* pour *palude* existe ou existait dans toute la péninsule hispanique, en Sardaigne, dans toute l'Italie, sauf la Vénétie et peut-être la partie occidentale du Piémont, dans le latin d'Orient aussi". In Oberitalien hat *palude* in späterer Zeit wieder Boden gewonnen. Und die Deutung dieses Kartenbildes:

„ce cas s'ajoute à ceux (que) . . . Rohlfs . . . explique par le fait que tant la péninsule balkanique que la Sardaigne et l'Ibérie ont été colonisées par des gens de l'Italie du sud." — Weniger gelungen erscheint uns der Beitrag von G. Pascu, I, 451—69 „Le maïs dans les langues romanes et balkaniques". Schon die zahlreichen sprachlichen Unebenheiten lassen vermuten, daſs er von seinem Verfasser, wie das bei Festschriften bisweilen erklärlich ist, nicht zur letzten Reife gebracht werden konnte. Er enthält, wenigstens für die westliche Romania, kaum Neues und viel Unzutreffendes. Das benutzte Material ist ganz ungenügend, Spitzers Aufsatz in WS 4 wird an einer Stelle erwähnt, scheint aber sonst nicht herangezogen worden zu sein, die Karte maïs des ALF und Weigands Untersuchung über die Terminologie des Mais im Rumän., Bulgar. und Kleinruss. (Jahresbericht des Rumän. Inst. zu Leipzig 16, 17) werden nicht einmal genannt. P. versucht, aus den Namen die Wege, auf denen die Ausbreitung der Pflanze vor sich gegangen ist, zu erkennen. Aber wenn er schon, wie andere vor ihm, richtig sieht, daſs die Türken trotz *blé de Turquie* hier keinerlei Verdienste haben, läſst er sich m. E. in ähnlichen Fällen von der Phantastik der pseudogeographischen Namen irreführen, so, um nur einen Fall zu nennen, wenn aus Arabien (was ist damit überhaupt gemeint?) der Mais nach Griechenland, wegen gr. *ἀραποσίτι*, und nach Bulgarien (bulg. *arápka*) gekommen sein soll. — S. 452 ist sp. *zara* „Mais" nachzutragen, das die gröſseren spanischen Wörterbücher als provinziell angeben und das WS 4, 124A ungeklärt geblieben ist. Es ist ein Quichuawort, wie Agustín de Zárates Bemerkung zeigt: „. . . el pan . . ., que en la lengua de las islas se llama *maíz*, aunque en la del Perú se llama *zara*" (Hist. del descubrimiento . . . del Perú, 1555; in Exploradores y conquist. de Indias, Madrid 1934, 240); C. Bayo, Manual del lenguaje criollo, Madrid 1931: „*sara* o *zara* maíz, en quichua".

Abschlieſsend seien noch drei Beiträge zur **vergleichenden** und zur nichtspanischen **Literaturgeschichte** genannt. A. M. Espinosa (III, 621—29 „El tema de *la princesa orgullosa* en la tradición hispánica") findet für das Märchen vom König Drosselbart in der europ.-span. und amerik.-span. Tradition 36 Fassungen, die er nach sechs Grundtypen ordnet. E. Philippsons Vermutungen über germanischen Ursprung des Märchens, bzw. französischen und italienischen Ursprung der spanischen Fassungen hält er für voreilig. — Jg. González-Llubera (III, 463—79 „Un aspecte de la novel listica oriental") hebt mit Recht hervor, daſs bei der Betrachtung vereinzelter folkloristischer Motive die Frage des orientalischen Einflusses auf die europäische Literatur immer wenig faſsbar bleiben wird, daſs man dagegen Fragen der Erzählungstechnik, der Struktur zur Grundlage solcher Untersuchungen machen müsse, und studiert hier im einzelnen die Übernahme der hebräisch-orientalischen Form der *imbricació de conte* in die abendländischen Literaturen. — H. Hatzfeld, III, 137—93 „Geist und Stil der flamboyanten Literatur in Frankreich". Den Zeitraum, der das 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts umfaſst, das Mittelfranzösische, hat die französische Literaturgeschichte gewöhnlich in seinem ersten Teil dem Mittelalter, den Rest der Renaissance zugerechnet, nicht ohne daſs

an dem Renaissancecharakter etwa des Rabelais schon Zweifel aufgetaucht wären. Hatzfeld begreift diese Epoche hier vom nordfranzösisch-flämischen Raume aus als eine Einheit mit einer eigenen Wesenheit und nennt sie mit der beliebten Übernahme einer kunsthistorischen Bezeichnung die flamboyante Literatur. Sie wird charakterisiert durch ,,Genrehaftigkeit, Intérieurfreudigkeit, Modewahn, Liebe zum Detail und zur Anekdote, Hang zur Konversation, derben Naturalismus, groben Fetischismus, Bilddenken, Sprichwortbesessenheit, Unbefangenheit, *Malice équivoque*, Neigung zur Parodie, Ausgelassenheit, Verspieltheit, Maſslosigkeit, Sterbeangst, Depression, Krämergeist, Zeremonienwut, Sentimentalität, die extreme Verbindung also der krassesten naturalistischen Einzelheiten mit Schelmerei einerseits, mit stilisierter Verstiegenheit anderseits . . . (183)", eine Gesamtcharakteristik, in der die Wesenheiten der französischen Einzeldichter von Alain Chartier bis Rabelais umschlossen sind. Die Grundlagen dieser Literatur seien ,,flämische Bodenständigkeit und Derbheit, englischer Humor und Kaufmannsgeist, burgundische Verprunkung und Repräsentanz" (192). Dabei bezeichnet H. selbst die Art und den Grad des englischen Einflusses, so einleuchtend die Hinweise auf Chaucer sind, als noch unbekannt, desgleichen die Wege der Ausstrahlung von NO nach dem übrigen Frankreich (Rabelais-Touraine) und schlieſslich auch das innere Verhältnis zum übrigen Europa. W. Hering.

Premier Congrès International de Toponymie et d'Anthroponymie. Actes et Mémoires (Paris, 25—29 juillet 1938). Paris, Institut de Phonétique de l'Université de Paris. 287 p.

Das Studium der Ortsnamen und der Personennamen hat in fast allen Ländern in den letzten zwanzig Jahren einen derartigen Aufschwung genommen, es hat eine solche Fülle von sicheren Ergebnissen gezeitigt und neue Probleme eröffnet, daſs der Wunsch einer direkten, persönlichen Aussprache sich schon lange fühlbar machte. Es ist das Verdienst von A. Dauzat, diesem Bedürfnis durch die Einberufung und Organisierung eines Namenkongresses zu seinem Rechte verholfen zu haben. Der vorliegende Band vereinigt die zahlreichen Referate, meist im Wortlaut. Im folgenden seien die für den Romanisten besonders interessanten davon erwähnt:

S. 23—31. Léon Mirot, Auguste Longnon. Mit Recht wurde der Kongreſs mit diesem schönen Überblick über Leben und Wirken des Gelehrten eröffnet. — S. 32—38. Paul Marichal, De l'expression ,,château" en toponymie française. Studiert die verschiedenen Bedeutungen, die *castellum*, je nach der Zeit, in der es zur Bildung eines Ortsnamens verwendet wurde, besaſs. — S. 38—49. Ch. Rostaing, Les domaines gallo-romains en Provence. Sucht die chronologisch aufeinanderfolgenden Schichten der mit dem Element *-sc-*, mit *-acus* und mit *-anus* gebildeten Ortsnamen gegeneinander abzugrenzen. — P. 49—56. Jacques Soyer, Toponymes du département du Loiret formés à l'aide de noms de peuples. Die Ortsnamen vom Typus *Marmagne* (< *Marcomannia*) bezeugen im Dep. Loiret Niederlassungen von Alamannen, Burgundern, Franken, Gothen, Markomannen, Vandalen, Sarmaten, Bretonen. S. hält diese Gründungen im wesent-

lichen für Militärkolonien, die zum Schutz der Straſsen gegründet worden seien. Juden, Gaskogner und Engländer sind auf gleiche Weise fürs Mittelalter bezeugt. — S. 56—64. Jules Vannérus, Les appellations régionales *pige* et *pire* „chemin empierré" en Belgique et en France. Diese beiden Wörter bezeichnen alte Straſsenzüge. In mittellat. Texten erscheinen sie als *pegium*, resp. *pirgius*, *pergus*. Die Form *pige* lebt im Westwallonischen (der Osten kennt das Wort nicht), *pire* im Pikardischen. Als Etymon für *pige* wird, sicher mit Recht, *petrica* vorgeschlagen. Lautlich schwer erklärbar ist aber *pire*. — S. 69—78. Paul Lebel, Les noms de rivière d'origine germanique, en France. Fluſsnamen, die von *aha*, *strom*, *baki*, *brunno* kommen. Zum letztern hätte L. mit Gewinn den Artikel *brunna* des FEW herangezogen. Bei *baki* tritt L. der Auffassung Gamillschegs entgegen, daſs die Formen dieses Namens Salier und Ripuarier zu unterscheiden ermögliche. Die Erhaltung zweigliedriger germanischer Namen wie *Mar-baki*, *Ros-baki* will L. dadurch erklären, daſs hier germanische Siedler länger als isolierte Gruppen ihrer Sprache treu geblieben seien. — S. 78—84. René Louis, Les différents sens et l'étymologie de *Montjoie*. Unterscheidet acht verschiedene Bed. des Wortes, von denen mehrere zur Bildung von Ortsnamen Anlaſs gegeben haben. — S. 88—91. P. F. Fournier, Les noms de lieux-dits principalement dans les cadastres du Puy-de-Dôme. — S. 92—96. Paul Lebel, L'enquête bourguignonne sur les lieux-dits et les anthroponymes. Berichtet über die Tätigkeit einer dialektologischen und onomastischen Sektion der Commission des antiquités de la Côte d'Or, welche die Flur- und Personennamen des Departements zu sammeln unternommen hat. — S. 96—99. Gabriel Jeanton, Le toponyme bourguignon „La Cra" et ses variantes. *La Cra* ist im Mâconnais der Name verschiedener baumloser, steiniger Hügel, auf denen die Ziegen weiden. Jeanton will darin eine Ableitung von **carr-* „Stein" sehen. Doch liegt vielleicht einfach der Vertreter von *creta* vor. — S. 100—106. Maurice Grammont, Quelques difficultés concernant les anthroponymes (difficultés d'identification et d'explication). Illustriert durch einige treffliche Beispiele die Entstellungen, denen die Personennamen ausgesetzt sind. — S. 109—116. Karl Michaelsson, Principe de la formation des hypocoristiques d'après les rôles de taille parisiens du moyen âge. Teilt aus dem gewaltigen Material, das er gesammelt hat, einige charakteristische Fälle mit. Vgl. besonders die Namen, die auf Suffixwechsel beruhen, wie *Baudet* für *Baudoin*, sowie die mit Verdoppelung des Ausdrucks, wie *Perrotin* neben *Perrin*. — S. 116—124. H. Carrez, Les noms d'animaux dans les noms de personnes de la région dijonnaise du XIIe au XVe siècle. Sucht die Erklärung für die Übertragung von Tiernamen (besonders Hahn, Fuchs und Häher) auf Personen, nach geduldig aus den Archiven zusammengetragenen Materialien. — S. 127—135. Louis Michel, Esquisse méthodologique et plan — questionnaire d'anthroponymie sociologique. Stellt einen detaillierten, wohldurchdachten Plan auf, nach dem die Personennamen zu sammeln und zu studieren wären. — S. 136—141. Omer Jodogne, Etat présent des études anthroponymiques en Belgique romane. Übersicht über den gegenwärtigen Stand dieser Studien, deren Grundlage hauptsächlich durch Haust, Feller, Aebischer und

Remacle gelegt worden sind. — S. 149—155. J. U. Hubschmied, Deux noms de rivière gaulois. H. gibt zwei neue Belege für die von ihm seit Jahren mit bewundernswertem Weitblick und umfassender Gelehrsamkeit vertretenen Auffassung, dafs sehr viele gallische Flufsnamen ursprünglich den das betreffende Gewässer bewohnenden Dämon bezeichnet haben. *Orbe* und *Thièle*, d. *Zihl* bezeichnen den gleichen Flufs; beide Namen kommen von gallischen Namen der als Göttin verehrten Kuh: *Orbe* < **urba* < **werba* (vgl. air. *ferb* „Kuh"); *Thièle* < **tela*, fem. von **telo* „Stier". Für beide Namen weist H. auf dem ganzen ehemals von Galliern bewohnten Gebiet zahlreiche Parallelen nach, deren Interpretation Anlafs zu tiefgründigen Erörterungen morphologischer und semantischer Probleme gibt. Darunter ist für den Romanisten ganz besonders interessant die Erklärung der Verschiedenheit im Vokal zwischen der neuenburgischen Form *Thièle* (< -*ĕ*-) und der alemannischen Form *Zihl* (< -*ĭ*-). Sie reiht sich ein in den Gegensatz zwischen der Behandlung des *ĕ* und *ŏ* in *mĕl*, *fĕbre*, *bŏve*, *nŏve* usw. in Neuenburg einerseits und in Freiburg und der Waadt anderseits. Hier werden nämlich diese Vokale nicht behandelt wie in *erat*, *soror*: *mel* > *māe* weist die gleiche Entwicklung auf wie lt. *ē*: *tela* > *tāela*, während *ĕrat* zu *iere* (> *īrə*) wird. H. bringt das in vollkommen überzeugender Weise mit dem burgundischen Vokalsystem zusammen. In diesem, wie überhaupt im Ostgermanischen, war *ĕ* nur vor *r* und *h* erhalten, während es in den andern Stellungen zu *ĭ* wurde. Diese Lautgewohnheit trugen die Burgunder in das von ihnen erlernte Latein hinein; sie sprachen also *ĕrat*, *sŏror*, aber **mĭl*, **Tĭla*, **bŭve*. In dem Gebiet, das durch die vielen *-ens*-Namen als ihr Hauptsiedlungsgebiet erwiesen wird, übertrug sich diese Artikulationsgewohnheit auch auf die galloromanischen Bewohner. Eine schlagende Parallele zu der von mir vertretenen Auffassung vom Ursprung der Vokaldifferenzierung in den Kerngebieten der fränkischen und langobardischen Siedlung in Frankreich und Italien. — S. 250—254. Carlo Battisti, A propos du Dictionnaire toponymique en Haut-Adige. Bericht über die Methoden und der Arbeitsgang bei der Erstellung des grofsangelegten Ortsnamenwörterbuchs des Oberetsch, über das in der Zeitschrift ein Sonderbericht vorgesehen ist. — S. 254—261. Giandomenico Serra, Lignes méthodiques et fragments d'une illustration topo-anthroponymique de l'Italie Occidentale (Piémont et Ligurie). Berichtet über die umfangreichen Forschungen, die er seit mehr als einem Jahrzehnt im Piemont und Ligurien betreibt. Entwickelt an Hand von Illustrationen aus diesem Gebiet ein weitausblickendes Gesamtprogramm der toponomastischen Forschungen mit ihren Methoden und in ihren Zusammenhängen mit anderen Disziplinen. — S. 266—276. Pierre Fouché, Quelques considérations sur la base toponymique à propos du pré-i. e. *Kal-* „pierre". In extenso publiziert in RLR. — S. 280—285. Auguste Vincent, Les diminutifs de noms propres d'îles. W.

Kritischer Versuch über de Saussure's Cours général.

Die Abhandlung Trubetzkoy's in der Psychologie du langage (Journal de psychologie) in welcher der Fürst Stellung nimmt gegen die Auffassung, de Saussure sei der Begründer strukturalistischer Linguistik, liefs uns den Cours général in bezug auf dieses Problem gründlich durchgehen. Es zeigte sich aber, dafs die Behandlung dieses Einzelproblems im Cours général nur richtig gewürdigt werden kann, auf Grund einer grundsätzlichen Durchforschung dieses Werkes nach seiner gesamten logischen und wissenschaftlichen Grundlage und Tragweite.

Gerade die von Trubetzkoy bekämpfte Auffassung zeigt, dafs man sich nicht restlos klar ist über die Bedeutung und den Gehalt des Cours général. Es genügt nun nicht, dafs man ein Werk als Markstein in der Sprachforschung anerkennt, sondern damit es seinen Segen auch wirklich ausübe, mufs die Kritik sich immer wieder mit dessen Bau und Grundlage auseinandersetzen. Und zu einer derartigen Aufgabe sollen hier einige Bausteine zusammengetragen werden.

Was zunächst ganz äufserlich auffällt, sind die vielen graphischen Darstellungen und die Vergleiche — mit Schachspiel, Musik usw. —. Schon diese Darstellungen sind nur möglich, weil Saussure seinen Gedanken mit aller möglichen Klarheit durchführte, die es ihm ermöglichte, sich in einfachen, konkreten Bildern auszudrücken, und die aus allen Seiten dieses Werkes herausleuchtet. Damit glauben wir die hervorstechendste Eigenschaft dieses Buches genannt zu haben, die es auch dem Leser wertvoll macht, der mit den Ansichten de Saussure's nicht einig gehen kann. In einem klaren, logisch einwandfreien Irrtum ist mehr Möglichkeit zur Wahrheit, als in einer verschwommenen Darstellung, die allen Deutungen gerecht werden will.

Bevor wir nun zu einem Versuch kritischer Erfassung übergehen, wollen wir die Fortschritte und „fruchtbaren Wahrheiten" an sich würdigen, die das Buch enthält.

Da ist zunächst sehr bekannt die Unterscheidung von diachronischer und synchronischer Sprachwissenschaft. Der Idee dieser Unterscheidung kann zunächst die Tatsache keinen Abbruch tun, dafs sie von Saussure aus der Soziologie an die Lingustik herangetragen wurde. „Das Problem der deskriptiven und historischen

Sprachwissenschaft in seiner ganzen Schärfe formuliert zu haben, ist das bleibende Verdienst von Ferdinand de Saussure" schreibt Wartburg in seiner Abhandlung: Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft. Vor Saussure gab es wesentlich historische Sprachwissenschaft. Der Cours général aber zeigt nun, daſs historische Sprachwissenschaft logisch nur sekundär sein kann gegenüber der synchronischen Sprachbetrachtung, die denn doch die Sprache an sich zum Gegenstande hat. Nach dem Prinzip Agere sequitur esse, hat also die deskriptive Sprachwissenschaft das materielle und logische Primat. Bedenkt man, daſs es vor Saussure deskriptive Sprachwissenschaft nur gegeben hat zu literarischen oder didaktischen Zwecken, so erfaſst man vielleicht die gewaltige wissenschaftshistorische Bedeutung einer solchen Unterscheidung.

Damit hat de Saussure die reine Linguistik — also ohne didaktische Zweckbestimmung — vor neue Aufgaben gestellt. Daſs er ihr damit auch neue Wege gewiesen hat, könnte man nicht behaupten. Aus dem Cours général geht wohl die Forderung hervor: Sprache ist etwas an sich, reine Sprachwissenschaft hat zunächst diese Sprache an sich zu studieren, historische Sprachforschung ist höchstens ein Derivat der statischen — aber was nun an der Sprache an sich eigentlich untersucht werden soll, auf was sich die Bemühungen des Sprachforschers richten sollen, darauf bleibt er uns die Antwort schuldig: Und diese, man könnte sagen symptomatische, Tatsache muſs doch offenbar erwähnt werden. Sie ist so bedeutend, daſs Schuchardt, in seiner Besprechung im Literaturblatt behaupten konnte: Sie stelle gar keine neuen Aufgaben, da die zunächst daraus resultierende identisch sei mit der Zusammenstellung eines Sprachlehrbuches; auch da müsse man Sprache durchschauen, bevor man sie systematisch darbieten könne. Daſs eine didaktische Absicht vorliege, sei vollständig unwesentlich. So habe ja Bally im zweiten Teile seines Traité de stylistique nichts anderes gegeben, als ein Lehrbuch, dessen einleuchtendster Zweck der didaktische sei.

Wir glauben, diese Tatsache mit der Formel festhalten zu sollen de Saussure habe eine neue Aufgabe gestellt, aber nicht Wege gewiesen. Damit haben wir wohl die theoretischen Ansprüche der Genfer Schule am besten abgegrenzt gegen eine auf den tatsächlichen Wissenschaftsbetrieb fundierte Kritik. Auf alle Fälle steht fest, daſs de Saussure zuerst mit aller logischen Klarheit das Studium der Sprache an sich gefordert und begründet hat, und zwar als Selbstzweck.

Wenn diese Unterscheidung nun zu einem Grundbegriff der heutigen Sprachwissenschaft geworden ist, so glauben wir doch, daſs sich ihr weitere Ausführungen de Saussure's würdig anreihen. Immer mehr erscheint uns sein Buch als ein gewaltiges Reinigungswerk das auf Grund einer unerbittlichen Logik immer mehr Gebiete von der Linguistik abspaltet um schlieſslich zu sagen: Was nun hier noch bleibt, das ist Sprache an sich, damit hat sich reine, eigentliche Sprachwissenschaft zu befassen, alles andere sind Grenzgebiete, mit

denen sich nur linguistische Hilfswissenschaften zu beschäftigen haben.

So gehört z. B. nicht zur Sprache die Beziehung von Sprache und Rasse, nicht der Einfluſs des historischen Geschehens. Trotzdem diese Dinge zwar einen Einfluſs auf die Sprache ausüben, so handelt es sich hier doch nur um die äuſsere Geschichte der Sprache. Im gleichen Sinne sind die Einflüsse der sozialen Institutionen und Verhältnisse zu beurteilen. Auch die geographischen Verhältnisse einer Sprache, das Sprachgebiet, das Verhältnis von Schriftsprache und Dialekt, gehören nicht in das Gebiet eigentlicher, wie de Saussure sagt, interner Linguistik. Selbstverständlich kann der Einfluſs dieser und ähnlicher Tatsachen auf die Sprache nicht geleugnet werden, wird auch gar nicht in Frage gestellt. Hier aber kommt nun die logisch richtige Einstellung de Saussure's zum Ausdruck: Alle diese von auſsen an die Sprache herantretenden Einflüsse vermögen die Sprache zu verändern, zu bereichern, umzugestalten. Aber: Für die Betrachtung der Sprache an sich ist es gleichgültig von wo ein Wort stammt, woher eine Wendung eingeführt worden ist, ob sie aus dem Dialekt oder aus einer klassischen Sprache genommen worden ist. Es kommt nicht darauf an, ob eine Sprachmischung durch Völkerwanderung oder durch Revolutionen herbeigeführt worden ist. Nein, für den Sprachforscher kommt es nur darauf an, das Verhältnis der einzelnen Erscheinungen einer Sprache unter sich festzulegen. Selbstverständlich wird man alle diese interessanten Gebiete studieren können — und wer wird sie schlieſslich studieren wenn nicht der Sprachforscher. Aber wir müssen uns wohl darüber klar sein, daſs das nicht Sprachwissenschaft ist, sondern linguistische Hilfswissenschaft.

In einem Vergleich mit dem Schachspiel erklärt de Saussure seine Forderung (44): Die Tatsache, daſs es aus Persien stammt, ist externer Natur (= geogr. und geschichtliche Tatsache). Ob die Figuren aus Holz oder aus Elfenbein sind, ist unwesentlich. Wichtig aber ist das Verhältnis der Figuren unter sich, ihre Zahl und ihr System. Nehme ich beispielsweise eine Figur weg, oder füge ich eine hinzu, so ist eine wesentliche Veränderung des Systems gegeben: Dann haben wir es mit einer sprachinternen Tatsache zu tun.

Betonen wir also nochmals: De Saussure stellt äuſsere Einflüsse selbstverständlich nicht in Abrede, er erkennt genau ihre Wichtigkeit und ihre Tragweite, aber er postuliert eine reine Art der Sprachwissenschaft, in welcher nicht mehr die Herkunft der Einzelformen eine Rolle spielt, sondern nur noch deren gegenseitiges Verhältnis.

Man kann denken, daſs nicht nur die Scheidung von synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft wichtig ist, sondern daſs gerade dieser Trennung von sprachinternen und sprachexternen Tatsachen eine eminent wichtige Bedeutung zukommt. Dies besonders in einer Zeit, wo physiologisch-phonetische Studien, Rasseforschung, technologisch-lexikalische Forschungen (Wörter und Sachen) sich in gleicher Weise und mit gleichem Recht als Sprach-

wissenschaft betrachten. Da ist es offensichtlich von epochemachender Wichtigkeit, wenn nun jemand behauptet: Halt, das alles mag noch so interessant sein, mag sogar der Sprachforschung als Hilfskraft dienen — aber Sprachwissenschaft im reinen und eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht. Denn es gibt eine Sprache als Bestehendes, ein System das wir zu betrachten haben als selbstexistierendes, in sich lebendes Gebilde, unabhängig von seiner Entstehung, unabhängig von der Herkunft seiner Einzelphänomene, unabhängig von den mechanischen — lautphysiologischen — Möglichkeiten seiner lautlichen Verwertung.

Wenn man vor Saussure mehr oder weniger bewuſst angenommen hatte, alle diese Spezialforschungen entweder: seien gleichwertige aufeinanderliegende Schichten einer nun einmal komplexen Linguistik, oder: seien Bestrebungen, die schlieſslich schon irgendwie zu einer Gesamtleistung konvergieren würden, so stellt nun Saussure eine qualitativ neue Wissenschaft theoretisch und klar als Forderung auf: Die reine Sprachwissenschaft.

Leider ist auch hier zu sagen: Auch von diesem Standpunkt aus hat de Saussure eine Aufgabe gestellt, aber keine Wege gewiesen, denn auch für diese reine, interne Sprachwissenschaft hat er nur die Forderung aufgestellt, ohne irgendetwas festzuhalten, was einem Programme gleichen würde, ohne Bahnen zu nennen, auf denen sich nun diese reine Sprachwissenschaft zu bewegen hätte. Wir möchten hier nebenbei schon bemerken, daſs dieser Mangel der Tatsache entspringt, daſs de Saussure seine Forderung aus logischen Überlegungen abgeleitet hat und nicht aus der Erkenntnis neuer sprachwissenschaftlicher Tatsachen. Darum hängt linguistisch gesehen sein Postulat in der Luft, ist nicht fundiert auf der Entdeckung entsprechender sprachlicher Tatsachen.

In diesem Streben nach reiner, interner Linguistik, ist die Unterscheidung von synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft nur eine Teilerscheinung, wobei ohne weiteres ersichtlich ist, daſs diachronischer Sprachbetrachtung nur sekundäre Bedeutung zukommt.

In die gleiche Blickrichtung gehört auch die Unterscheidung Sprechen und Sprache, parole und langue. Damit scheiden aus der Sprachbetrachtung im internen, reinen Sinne Forschungen aus, die sich mit der „Sprache“ bestimmter Dichter, ja bestimmter Kunstwerke der Literatur befassen, Forschungen über den „Stil“ eines Dichters, eines Werkes. Derartige Studien haben nicht linguistische, sondern eine rein literarische Bedeutung.

Schon in diesem Zusammenhange muſs bereits erwähnt werden, daſs sich mit der Saussure'schen Reinigung des Begriffes Linguistik seine Definition der Sprache als fait social logisch durchaus nicht verträgt: Wenn man einmal sagt, geschlossenes System, in welchem sich die Teile gegenseitig bestimmen, so spielt der Begriff der Mitteilung und einer masse parlante gar keine Rolle mehr, er ist ein Fremdkörper

geworden, der als eine rein materielle Existenzbedingung der Sprache — die vielleicht nicht einmal das ist — auf alle Fälle zu den externen Tatsachen sprachlicher Wirklichkeit gehört.

Würden wir uns nach kantischer Formel die Frage stellen: Wie ist reine Sprachwissenschaft möglich? So hätten wir in de Saussure wenigstens einen Teil der Antwort: Das Betätigungsgebiet reiner Sprachwissenschaft ist lokalisiert, reine Sprachwissenschaft ist als möglich und wesentlich postuliert, worin sie aber besteht, das hat de Saussure nirgends erklärt in seinem Cours général. Mag man aber seinen Ausführungen folgen oder nicht, so ist doch die unmittelbare Wirkung seines Werkes eine fruchtbare Klärung der Begriffe und ein feineres Gefühl für die logische Tragweite der einzelnen Feststellungen. Anders gesagt: Die sachliche Beurteilung von Sprache und Sprechen bei de Saussure könnte falsch sein, so würde doch sein Werk ein Grundstein linguistischer Wissenschaftslehre bleiben.

Daneben aber bleibt noch eins, die wissenschaftliche Tat de Saussures, die in Anbetracht der fehlenden linguistisch-sachlichen Grundlage als ein logizistisches Abenteuer ersten Ranges betrachtet werden mufs: Das Postulat synchronischer, interner, d. h. reiner Sprachwissenschaft.

Die folgenden Abschnitte werden sich nun auseinanderzusetzen haben mit einzelnen wichtigen Tatsachen im Lehrgebäude des Cours général.

I. Allgemeines und Grundsätzliches.

1.

Wir wollen hier auf einige Punkte hinweisen, die später noch in Erwägung gezogen werden, hier aber als charakteristisch zusammengestellt werden sollen.

De Saussure stellt auf S. 28 und 29 eingehend den sprachlichen Verständigungsakt dar. Dieser Vorgang ist bestimmend für seine Auffassung von der Sprache: Sie ist ein System der Verständigungsmöglichkeit. D. h. doch wohl, dafs Sprache wesentlich Mitteilungsinstrument ist. Wir möchten nun schon hier darauf hinweisen, dafs dieser Sprachbegriff sein Objekt nicht erfafst, er gibt davon nur einen ganz bestimmten Aspekt. Bedenken wir, dafs man Völker- und Individualsprachen beurteilt nach Verständlichkeit, Kürze, Präzision, Logik, Wohllaut, Schönheit usw., so bemerken wir sofort, dafs der Saussure'sche Sprachbegriff nur Verständlichkeit und evtl. Präzision erfafst, nicht aber die anderen Qualitäten, die der Sprache ebensosehr, wenn auch in verschiedenem Mafse innewohnen. — De Saussure hat also die Sprache lediglich erfafst nach ihrem rein praktischen Zwecke, der sie nur in dem Mafse charakterisieren kann, wie man etwa die Musik charakterisieren könnte mit dem Hinweis auf ihre Verwendbarkeit für militärische oder andere gesellschaftliche Signale. Damit hat man unseres Erachtens die Sprache von aufsen, nach ihrer

praktischen Bedeutung definiert — nicht aber nach ihren immanenten Eigenschaften.

Vergleichen wir die Saussure'sche Auffassung etwa mit der Ansicht Croce's, der die Sprache als ästhetische Tatsache zu erfassen versucht, so kann man wohl auf den Gedanken kommen, auch Croce habe wieder nur einen Anblick der Sprache in Berücksichtigung gezogen, zur Gewifsheit aber wird es, dafs de Saussure ebenfalls nur eine, vielleicht sogar die am wenigsten humane Seite der Sprache als Sprache an sich definiert. Sollte das wirklich der Fall sein, so ist es ausgeschlossen, dafs die Folgerungen den Kernpunkt der Sprache treffen können.

Annähernd richtig mag die Saussure'sche These das Lexikon der Sprache erfassen — und auf dieses passen auch am besten alle Folgerungen, die er von seiner Grundauffassung ableitet. Aber ein Lexikon ist noch lange nicht eine Sprache. Im Gegenteil: Lautliche Komplexe (Wörter) mit einer bestimmten Bedeutung als deren „Zeichen" sie betrachtet werden können, sind nichts als die Voraussetzung von Sprache überhaupt. Nun ist es aber gerade diese Unterscheidung von signifiant und signifié, welche bei de Saussure das grundsätzliche Wesen der Sprache und nicht etwa nur deren conditio sine qua non bestimmt.

2.

Von aufsen, also nicht vom inneren Wesen des Sprechens überhaupt oder von der psychologischen Realität der Sprache aus, wird auch die Konstanz dieser Zeichen abgeleitet, nämlich von der gesellschaftlichen Geltung der Sprache: Diese letztere verleiht ihr eine relative Inertie. Hier nun scheinen zwei Dinge de Saussure entgangen zu sein: Erstens die psychische Affinität zwischen Bezeichnung und Vorstellung, die so weit geht, dafs der Sachname von der Psyche als immanenter Bestandteil der Sachvorstellung empfunden wird — woraus sich doch schon eine Garantie für zureichende Konstanz ergibt. Aus dieser psychischen Materialität des Wortbildes leiten sich bekanntlich die Kraft der Zauberformel ab oder das Verbot, gewisse Namen auszusprechen unter der Drohung, die betroffenen Objekte oder Personen heraufzubeschwören: Derartige Gebräuche sind nichts als die Objektivierung eines psychischen unmittelbaren Empfindens.

Nur von einer äufserlichen, logizierenden Erfassung der Sprache aus ist das Wort „arbitraire" zu erklären, mit dem de Saussure die Sprachzeichen charakterisiert. Eine solche Bezeichnung hat nur logischen, auf keinen Fall aber sprachpsychischen Wert, d. h. sie beurteilt die Sprache von einem logisch allerdings richtigen Prinzip aus, das aber die Sprache in ihrer — psychischen — Realität nicht zu erfassen vermag.

Dafs das sprachliche Zeichen konstant sein mufs, ist übrigens eine Forderung, die, wenn man einen komplexen sprachlichen Ausdruck in Betracht zieht, nichts mehr ist als eine Tautologie: Nicht einmal mehr der kleinste Satz hat einen Sinn, wenn nicht die zeit-

liche Identität des Zeichens mit seiner Bedeutung aufrechterhalten bleibt: ,,Der Mensch ist ein Säugetier" hat keinen Sinn, wenn nicht die Bezeichnung ,,Mensch" in ihrer Identität erhalten bleibt bis zum Schlusse des Satzes.

3.

Eng im Zusammenhang mit der Auffassung von Sprache als Mitteilungsinstrument steht die Idee: Sprache = fait social. Es hat vielleicht eine Zeit gegeben, wo man glaubte, aus der Soziologie gewaltige Fortschritte für die geeigneten Wissenschaften erwachsen zu sehen. Diese Erwartungen sind selbstverständlich enttäuscht worden, aus dem einfachen Grunde, daſs alles was der Mensch tut und geschaffen hat, irgendwie fait social ist. Ist nicht Kunst, Religion, Wissenschaft, Technik eine soziale Tatsache, hat nicht jedes Gefühl eine soziale Bedeutung, sei es in positivem oder negativem Sinne? Es muſs ohne weiteres zugegeben werden, daſs jede Tatsache von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden kann: Aber der Glaube, damit die Totalität erfaſst zu haben, muſs zu Fehlschlüssen führen, eben weil die soziale Seite gerade das Spezifische der einzelnen Institution nicht berücksichtigt, nicht berücksichtigen kann.

Religion ist offenbar eine soziale Tatsache par excellence: Aber niemand wird annehmen, aus dieser Bedeutung der Religion ihr eigentliches Wesen erfassen zu können, trotzdem man sie gerne auch von dieser Seite betrachten wird. Die Wissenschaft ist eine soziale Erscheinung, aber niemand wird sie als solche erschöpfend definieren oder charakterisieren wollen.

So kann selbstverständlich auch die Sprache als fait social betrachtet werden, welche Betrachtung interessante Einblicke gewähren wird — aber aus dieser Tatsache die Sprache festlegen zu wollen, kann doch nur zu einseitiger Beurteilung führen. Bei de Saussure scheint uns gerade dieser Gesichtspunkt — der point de vue schafft eben das Objekt nicht, wie de Saussure annimmt — ausschlaggebend gewesen zu sein und zu einer wesentlich äuſserlichen Definition von Sprache geführt zu haben.

4.

Zum Abschluſs seiner Abhandlung über ,,Dürkheim und F. de Saussure" sagt Doroszewski: Alle Zweige der humaniora sind miteinander verflochten. Die Lehre Saussure's . . . verdankt ihre Durchschlagskraft den auf den Gebieten der Soziologie, der Philosophie und Psychologie erarbeiteten Ideen. Nicht nur die Sprachwissenschaft ist eine, trotz der Verschiedenheit ihrer Abteilungen, sondern auch der Mensch ist einer, und alle Wissenschaften die den Menschen zum Gegenstande haben, streben einem einzigen Ziele zu und stoſsen auf dieselben Schwierigkeiten. Aus der Isolierung heraustreten ist eine immer selbstverständlichere Notwendigkeit.

Diese Behauptung Doroszewski's dürfte im ganzen richtig sein: Auf allen Gebieten des menschlichen Geistes werden, wenn nicht

gleiche, so doch ähnliche, parallele, oder irgendwie korrespondierende Vorgänge und Tatsachen zu beobachten sein. Allerdings sehen wir den Nutzen solcher nicht-linguistischer Forschung nicht in erster Linie in der Möglichkeit einer Übertragung auf die Linguistik, obgleich die Wichtigkeit einer gegenseitigen Befruchtung auf der Hand liegt, sondern vielmehr in der Allgemeinbildung des Sprachforschers, die ihn besser das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen läſst und vor allem in der wissenschafts- und erkenntniskritischen Ausbildung seines Geistes.

Tatsächlich sehen die Werke der bedeutenden Linguisten nicht so aus, als seien sie von Nur-Sprachlern geschrieben: Im Gegenteil, aus jedem Abschnitt kommt uns etwas menschlich Packendes entgegen, das seine Quelle in einer lebendigen Allgemeinbildung des Forschers hat. — Qualitativ ganz verschieden von dieser Art des Einflusses aber ist eine bewuſste, deduktive Art einer Übertragung aus fremden Wissenschaftsgebieten. Wenn wir sie als psychologische oder erkenntnistheoretische Hilfen selbstverständlich gelten lassen, so muſs doch einer systematischen Anwendung die Frage gestellt werden: Ist die oder jene Übertragung richtig, gerechtfertigt, zweckmäſsig.

Saussure interessierte sich für die soziologischen Fragen (Doroszewski, psychologie du langage, Schuchardt, Besprechung im Jb.) Dies führte ihn zu der Behauptung: Sprache ist eine soziologische Tatsache, welcher Satz seither zu einem Schlagwort geworden ist. Bedenken wir aber, daſs es keine Tatsache schlechthin gibt, die nicht — wie bereits gesagt — ihre soziale Seite hätte, so kann sich aus dieser Definition eben gerade für das typisch Sprachliche nichts ergeben. Wird aber doch ein endgültiger Schluſs gezogen, so kann es sich nur um eine pars handeln, die fälschlicherweise als totum betrachtet wird. — Für de Saussure scheint uns dies der Fall zu sein, insofern er die Ausdrücklichkeit der Sprache, ihre Zeichenhaftigkeit, als wesentliches Merkmal betrachtet.

5.

Wesentlich erscheint die Saussure'sche Auffassung beeinfluſst zu sein durch seine soziologischen Studien, wie dies Doroszewski für die Unterscheidung Synchronie—Diachronie und Schuchardt für die Gegenüberstellung langue und parole behaupten. Darnach wäre also nicht nur die Grundauffassung, sondern auch die wissenschaftliche Einteilung ein Derivat der Soziologie.

Im einzelnen allerdings — wenn wir also absehen von der grundsätzlichen Charakteristik der Sprache — hat dieser soziologische Einschlag überhaupt keinen Ausdruck gefunden in de Saussure's Linguistik. Betrachten wir nämlich die beiden Hauptteile des Buches, „linguistique synchronique“ und „linguistique diachronique“, so kann man nichts anführen, was irgendwie soziologische Voraussetzungen hätte. Angesichts dieser Tatsache kann man sich fragen, ob

überhaupt derartige Erwägungen für die wissenschaftliche Grundlage der Linguistik von Bedeutung seien. Hier scheinen sie die einzige Wirkung gehabt zu haben, das allgemeine Bild der Sprache unvollständig und einseitig zu gestalten.

Im Kapitel „Mutabilité et immutabilité" wird der Faktor der collectivité am ausdrücklichsten herangezogen. Dies ist nun wohl gerade eines der Kapitel, die trotz einer Reihe scharfsinniger Einzelbemerkungen und eines Reichtums von Ausblicken und Hinweisen, am wenigsten zu befriedigen vermögen. Warum ist die Sprache unveränderlich? (108 ff.) 1. Weil die Zeichen arbiträr sind. (Bereits haben wir darauf hingewiesen, daſs der Ausdruck arbiträr nur von einem rein logischen Standpunkt aus irgendwelche Berechtigung hat, in Wirklichkeit handelt es sich darum, daſs das Zeichen keinen sachlichen Zusammenhang hat mit dem Bezeichneten.) Da also sowieso kein natürlicher Zusammenhang besteht, hat es gar keinen Sinn, ein anderes Zeichen für ein gegebenes zu setzen. 2. Weil die Menge der Zeichen zu groſs ist. 3. Weil das System zu komplex ist. 4. Weil sich die kollektive Inertie einem Wandel widersetzt. 5. Wegen der Solidarität mit der Vergangenheit. Dazu ist zu bemerken: 1 ist apriorisch eine Tatsache, der gegenüber sowohl Konstanz als auch Wandel möglich ist; 2 ist eher ein Grund für Veränderlichkeit, insofern man nicht die Systemhaftigkeit der Gesamtheit der Ausdrucksmittel antizipiert, wie sie in 3 herangezogen wird; 3 scheint uns auch kein Grund der Konstanz zu sein, da ja das System nur dann konstant ist, wenn es seine Elemente sind, was eben zu beweisen wäre; 4 fuſst nun auf der Inertie der Gesamtheit, also auf dem sozialen Charakter der Sprache. Gerade hier wäre aber zu bemerken, daſs die psychische Inertie der sozialbedingten sowohl sachlich als auch historisch vorausgeht: Ohne die individual-psychische Inertie, d. h. die zeitliche Identität der Zeichen, ist Sprache überhaupt nicht denkbar. S i e ist die Voraussetzung der Konstanz der Sprache, damit einer Kollektivsprache überhaupt, und diese wieder ist die Voraussetzung der Kollektivität selbst. Genau besehen hat also de Saussure die Sache auf den Kopf gestellt und die Konstanz als praktische Notwendigkeit der Kollektivität gekennzeichnet, während in Wirklichkeit die Konstanz eine immanente Eigenschaft der Psyche ist, welche eine Individualsprache ermöglicht und damit in zweiter Linie eine Kollektivsprache, welche ihrerseits nicht Effekt sondern Voraussetzung einer wirklichen Kollektivität ist. — Weil aber de Saussure von auſsen an die Sprache herantritt, muſste er so schlieſsen, wie er eben geschlossen hat. 5 ist im Grunde nichts als eine logische Spielerei, in der das zu Beweisende vorausgesetzt ist: Wenn die Sprache nicht konstant wäre, hätte es gar keinen Sinn, zu sagen, sie existiere in der Zeit.

Gründe für die Entwicklung der Sprache gibt de Saussure nicht an, was immerhin als formelle Lücke gewertet werden kann: Konstanz war für ihn gar nicht zu beweisen, da sie dem Wesen seines

Sprachbegriffes adäquat ist, während Entwicklung für eine Sprache als Ausdrucksmittel eine Inkonsequenz ist, und einer Begründung bedürftig wäre.

6.

In der Zusammenfassung (114ff.) findet de Saussure, „Sprache sei etwas Irreales ohne die Vorstellung einer masse parlante. Hiermit verbunden, wird die Sprache lebensfähig (viable), aber noch nicht lebendig, d. h. hier veränderlich. Erst die Dauer, verbunden mit der Wirkung der sozialen Kräfte gibt ihr volle Realität, d. h. Möglichkeit der Veränderung oder der Konstanz. Nähme man die Sprache ohne Gesellschaft in der Zeit, z. B. bei einem isoliert lebenden Individuum, so würde man evtl. gar keine Veränderung wahrnehmen. Umgekehrt: würde eine masse parlante ohne Zeitvorstellung gedacht, so hätte man keine Einwirkung auf die Sprache. Erst die beiden, Kollektivität und Zeit lassen die Sprache nicht mehr frei erscheinen, sie zusammen geben ihr erst die Kontinuität, welche auch Veränderung impliziert.“

Hier fällt zunächst auf, daſs die Gesellschaft als Faktor der Veränderlichkeit auftritt, so daſs angenommen wird, die Sprache eines einsamlebenden Menschen würde sich kaum verändern, während einige Seiten weiter oben die Konstanz der Sprache durch die kollektive Inertie begründet wurde. Im übrigen bewegt sich der Abschnitt in logizierenden Überlegungen, die keinen Schluſs auf die Sprache gestatten: Selbstverständlich hat Konstanz oder Veränderlichkeit nur dann einen Sinn, wenn Zeit vorausgesetzt wird, selbstverständlich hat Wandel nur dann einen Sinn, wenn man sie mit einer supponierten Konstanz vergleichen kann — aber inwiefern solche Überlegungen die Kenntnis von Wesen und Veränderung der Sprache bereichern, ist schwer zu ermitteln. ... Hier also haben wir das einzige Kapitel, wo die Sprache als Institution sociale in Erscheinung gebracht wird, und wir müssen sagen: Gerade dieses Kapitel ist in keiner Weise schlüssig.

7.

Angesichts dieser Sachlage, im Hinblick aber auch auf die von de Saussure (113) gemachte Bemerkung, die Sprache unterscheide sich „radicalement“ von jeder andern Institution — wozu doch wohl auch die „sozialen“ Institutionen zu rechnen sind — ist nun erneut die Frage zu stellen, welchen Sinn die Behauptung, die Sprache sei eine soziale Institution, überhaupt haben könne, d. h. ob eine Charakterisierung der Sprache von diesem Gesichtspunkt aus erfolgen kann und darf, oder ob nicht vielmehr die Charakteristik erfolgen muſs nach den Tatsachen die sie so radikal von jeder andern Institution unterscheiden.

Übrigens widerspricht explicite de Saussure seinem Prinzip von der Sprache als Institution sociale selber im Kapitel III, S. 133ff. Hier wird erklärt die Sprache müsse den soziologischen Tatsachen

untergeordnet sein. Nun seien die soziologischen Gesetze allgemein (räumlich unter einer momentanen Gesellschaft) und imperativ, d. h. dauernd. Die sprachlichen Gesetze aber seien immer nur das eine von beiden. Es gibt also keine Gesetze im soziologischen Sinne für die Sprache. — Da nun aber die Gesetze und Gesetzmäſsigkeiten den Kern jeder Wissenschaft bilden, Sprache aber keine Gesetze hat wie sie im soziologischen Sinne gültig sind, ergiebt sich doch für jeden neutralen Beobachter die einfache Tatsache, daſs Sprache eben gar nicht als soziale Institution betrachtet werden darf. Damit fallen allerdings dann auch alle Schlüsse, die man aus ihrer soziologischen Natur gezogen hat, oder sind doch nur noch ebenso relativ gültig, wie die soziologischen Gesetze.

Wir glauben also, daſs bei de Saussure die Idee Sprache = fait social und der Begriff der Sprache als praktisches Ausdrucksmittel kongenial seien. Wir glauben aber, daſs die erstere Idee nur sehr relativ gültig ist, unter keinen Umständen aber das Spezifische der Sprache zu erfassen vermag.

8.

Die Auffassung von der Sprache als Mitteilungsvehikel scheint uns zutreffend etwa für einen Jüngling, der mit Ach und Krach ein paar Vokabeln lernt, um sich notdürftig im fremden Sprachgebiet verständlich zu machen, das Essen zu bestellen, den Weg zu erfragen usw. — also auf alle Fälle um sehr bescheidenen Anforderungen zu genügen. Sprache aber ist nun doch etwas ganz anderes, und um das zu zeigen, möchten wir drei Dinge anführen; von denen bei de Saussure nichts zu lesen steht, wohl weil es keine Konsequenzen seiner Grundauffassung sind.

1. Ist es möglich von Stil und Schönheit einer Sprache zu sprechen. Unverkennbar ist Sprache auch ein ästhetisches Objekt, was sich am deutlichsten in ihrer Lautwelt zeigt. Die Ästhetik der Lautsprache ist es, welche zu einer Genauigkeit in der Aussprache anhält, die für die Mitteilung durchaus überflüssig ist. 2. Geht die Sprache unverkennbar über die Bedürfnisse des Ausdruckes hinaus. Schon der einfache Satz: Gestern trafest du zwei Freunde, ist eine Sammlung von Überflüssigkeiten. Nach „gestern" ist die Angabe der Vergangenheit im Verb überflüssig, die Person wird durch du u n d die Verbalendung ausgedrückt, die Mehrzahl des Objektes durch das Zahlwort u n d die Substantivendung. 3. Gerade diese Überbetulichkeit der Sprache weist auf eine innere Organisation, eine eigene Sprachharmonie hin, die mit der Ausdrücklichkeit unmittelbar nichts zu tun hat, die auf alle Fälle durch das Postulat der Ausdrücklichkeit nicht gefordert werden kann.

Und dieser letzte Punkt scheint uns besonders wichtig. Versenken wir uns in die entsprechenden Veröffentlichungen von Voſsler, etwa „Frankreichs Kultur", v. Wartburg, Evolution et structure, Meillet, Meyer-Lübke, Italienische Grammatik, v. Ettmayer, Analy-

tische Syntax usw. usw. — wir geben absichtlich eine ganz heterogene Aufzählung — so kommen wir zur Überzeugung, daſs eine Sprache nach ganz bestimmten Prinzipien in ihrem Fundamente definiert werden kann, d. h. daſs die Sprache eine ganz bestimmte Struktur hat, die durch Lautbestand, Morphologie und Syntax identisch hindurchgeht, als einheitliche Direktive, der alle Sphären der Sprache unterstellt sind. So spricht z. B. Wartburg vom Verbalcharakter des Altfranzösischen der Wortstellung und Flexion weitgehend beherrscht, so versucht Bally zu zeigen, daſs die Offensilbigkeit des Französischen in Harmonie steht mit den Gesetzen seiner Wortstellung und Satzbildung.

De Saussure spricht nun auch von einem System der Sprache „où tout se tient". Aber dieses System greift, so weit dies nach seinen Ausführungen zu beurteilen möglich ist, nie über die einzelnen Wortarten hinüber. Und nun kommt die Frage: was versteht de Saussure überhaupt unter einem System?

9.

Hier kommen wir zu einem Punkte, der wohl am meisten zu einem Miſsverständnis gegenüber dem Genfer Linguisten geführt hat. Trubetzkoy lehnt es in seiner Studie im „Journal de psychologie" ab, einerseits in der Synchronie die Sprache als System zu betrachten, diachronisch aber nur Einzelwandlungen gelten zu lassen, wie de Saussure dies vorsieht. „Wenn doch in jedem gegebenen Augenblick die Sprache ein System ist, in dem sich alles hält, so kann der Übergang von einem Sprachzustand zum andern nicht vorgenommen werden von Einzelwandlungen ohne jeden Sinn." Die betreffende Auffassung de Saussure's scheint uns zunächst darauf hinzuweisen, daſs ihm „System" keine intensive psychische Realität bedeutet, sonst würde er es nicht so unbedenklich dem Zufall einer Einzelwandlung überlassen.

Aber noch ein viel unmittelbareres Bedenken ergibt sich: System bedeutet bei de Saussure gar nicht, was man diesem Begriff gemeinhin zuschreibt. Unter „System" verstehen wir doch wohl „ein aus vielen Teilen nach einer allgemeinen Regel geordnetes Ganzes". Wir stellen uns, visuell ausgedrückt, ein geometrisches Gebilde vor, dessen einzelne Stücke einander irgendwie symmetrisch gegenüberstehen, sich zu Gruppen vereinigen lassen, die ein ebenfalls wieder genau überblickbares Verhältnis zueinander, sowie zum Ganzen und zu den Elementen aufweisen. — Beim „System" de Saussure's findet nichts derartiges statt. System hat dort nur den Sinn einer gegebenen wenn auch ephemeren Anordnung, in welcher es genügt, daſs die Teile sich voneinander unterscheiden, sich gegenseitig abgrenzen, da ja für die Sprache als Mitteilungswerkzeug etwas weiteres gar nicht wesentlich ist. Selbstverständlich stehen auch die Teile oder Punkte dieses Systems in ganz bestimmtem Verhältnis zueinander, selbstverständlich wird dieses gegenseitige Verhältnis

gestört durch das Wegfallen oder Verschieben eines einzelnen Punktes: Aber von einer Ordnung, einer Regelmäſsigkeit kann keine Rede sein. In einem derartigen ,,System" wäre es schwer einzusehen, wie ganzheitliche Umstellungen vorkommen könnten, da es sich in den Elementen nur um Stücke, nicht um organisch eingeordnete Teile handelt. — Diese Behauptung kann erhärtet werden durch den Satz de Saussure's (189), die Sprache sei ein natürlicherweise ,,chaotisches System". Dieser Ausdruck, der bei der landläufigen Auffassung von System eine Contradictio in adiecto wäre, beleuchtet deutlich genug den Sinn, den de Saussure dem Worte System noch zuschreiben kann.

10.

So finden wir, daſs die Systemlosigkeit der Saussure'schen ,,Sprache an sich" abzuleiten ist von seiner soziologischen Auffassung der Sprache, die wiederum einer Übertragung aus einer der Sprachwissenschaft fremden Disziplin zu verdanken ist. De Saussure ist also wesentlich von auſsen an sein Objekt herangetreten. Stellen wir uns aber einen Augenblick lang vor, de Saussure wäre von rein linguistischen Überlegungen und Tatsachen ausgegangen, so leuchtet ein, daſs er auf Grund der herrschenden wesentlich historischen Sprachauffassung, die jedes sprachliche Gebilde eindringlich als Gewordenes erfaſst, niemals zu seiner so unendlich wertvollen Scheidung hätte kommen können, die eine weitere Forschung nicht verfehlt hat mit dem sprachlich angemessenen Inhalte zu rechtfertigen.

II. Sprache und Sprechen.

1.

Die wesentliche Absicht de Saussure's war nicht, der Linguistik neue Aufgaben zuzuweisen, sondern die logischen Grundlagen dieser Wissenschaft zu bereinigen. Deshalb sind auch die Zielangaben der Linguistik nicht am Ende der Kurse zusammengefaſst, sondern beim Beginn geboten worden. Die Aufgaben der Sprachwissenschaft sind nach de Saussure (20): 1. Die Beschreibung sämtlicher Sprachen und Dialekte sowie der Erforschung ihrer Geschichte und die evtl. Rekonstruktion von Stammsprachen. 2. Die Kräfte zu suchen, die in beständiger Art Sprache und deren Entwicklung überhaupt beherrschen. 3. Sich selbst zu bestimmen.

Aus dieser Zielangabe geht 1. hervor, daſs de Saussure als Neues ausdrücklich nur die Selbstdefinition der Linguistik fordert, und dies ist auch die wesentliche Absicht des Cours général. 2. fällt auf, daſs de Saussure hier nicht die Erforschung der allgemeinen Gesetze = Kräfte erwähnt, die eine bestimmte Sprache regieren, sondern nur die Erforschung der allgemein-menschlichen sprachlichen Kräfte, ohne eine analoge Forderung auch für die einzelne Sprache aufzustellen. (Das letztere erwähnen wir ausdrücklich, weil auch hier wieder ein Beweis gegeben ist dafür, daſs bei de Saussure's ,,System"

keine Anordnung nach bestimmtem Gesetze, sondern Anordnung überhaupt bedeutet.)

Dieses Bedürfnis nach logischer Klarheit steht wohl an der Wurzel des Cours général. Um diesem Bedürfnisse aber genügen zu können, war es in erster Linie erforderlich, aus der „Sprachwissenschaft" wie sie sich de Saussure bot, nämlich aus einem formlosen Konglomerat von Wissenschaften, die sich wie eine breiige unersättliche Masse ausdehnte über Physik (Akustik), Physiologie der Gehörsorgane, Atomik des Gehirnes und des Ohres, Psychologie, Logik, Stillehre usw. usw., die Sprachwissenschaft herauszuschälen.

Die Unterscheidung Sprache — Sprechen ist die letzte Etappe dieser Reinigungsaktion gewesen. Es erübrigt sich wohl, die gewaltige Bedeutung dieser Unterscheidung hervorheben zu wollen. Gerade sie erst gibt der allerdings mehr erwähnten Scheidung Synchronie: Diachronie ihre notwendige Grundlage. Hier ist einer der Punkte zu suchen, die den Cours général für immer zum allgemeinen Boden für die Diskussion über die theoretischen Grundlagen der Sprachwissenschaft machen wird. So sehr, daſs sie auch dann noch ihre Rolle als Grundelement aller diesbezüglichen Diskussionen spielen wird, wenn längst wesentlich andere Gesichtspunkte in der Sprachwissenschaft vorherrschend sein werden, so gut wie die Erkenntniskritik immer wieder auf die „Ästhetik" Kants zurückgreifen wird, auch nachdem die Theorie des „als ob", des Relativismus und wer weiſs wieviele andere Auffassungen über die gelehrte Welt hingegangen sein werden: Der Cours général wird das Lehrbuch bleiben, an dem der kritische Sinn des Linguisten geschärft und entwickelt wird, es wird die wichtigste Basis bleiben für alle Untersuchungen über linguistische Fragen grundsätzlicher Art, der Treffpunkt aller linguistischen Theorie, der eine Gesamtwirkung ermöglicht. Daher muſs jede Kritik an diesem Buche als mehr oder weniger bescheidener Beitrag zur Bereicherung dieses Grundstockes linguistischer Theorie betrachtet werden können. — Daſs übrigens ein Werk, dessen Schöpfung der Lehrtätigkeit von zwei Jahren zu verdanken ist, schon seine inneren Widersprüche aufweist, ist zu erwarten, wenn man nicht annehmen will, intensivstes Nachdenken und Schaffen habe nichts ändern können am Anfangszustand der Ansichten.

2.

In seiner Unterscheidung Sprache — Sprechen treffen wir verschiedene Ingredienzen, von denen das soziologische Moment nur einen Teil ausmacht. Tatsächlich treffen die Ausführungen Doroszewski's nur teilweise zu: De Saussure ist durchaus nicht der — übrigens sehr anfechtbaren und auch angefochtenen — Theorie Dürkheims verfallen. Das roh objektivierende Vorgehen Dürkheim's, das in der Schaffung eines, die Individualitäten überschwebenden selbständigen Kollektivbewuſstseins gipfelt, wird von de Saussure umgewandelt in ein Alsob. „Die Sprache existiert in der Gesamtheit

(der Sprechenden einer Sprache) in der Gestalt einer Summe von Eindrücken in jedem Gehirn, etwa wie ein Diktionär, dessen identische Exemplare unter die Individuen verteilt wären (39)." Immerhin aber hat die Soziologie die Saussure'sche Begriffsbildung wesentlich beeinflußt, da er Sprache und Sprechen in Parallelismus setzt mit collectivité und individu.

Dies bedeutet einen nicht-sprachlichen Unterscheidungsgrund. Wir glauben nicht, daß eine eingehende logische und sachliche Würdigung, diese Einteilung nach sprachexternen Faktoren wird gutheißen können, möchten aber hier weitere Ausführungen unterlassen. Auf alle Fälle hat de Saussure wohl gesehen, ohne aber darauf Rücksicht zu nehmen, daß „Sprechen" eben nicht von einer Kollektivsprache ausgeht, sondern von der jeweiligen Individualsprache, die (31) nur einen Teil der Kollektivsprache darstelle. Die ausdrückliche Unterscheidung de Saussure's überspringt also einen ganz wesentlichen Abschnitt in der wirklichen Tatsache des Sprechens.

3.

Das soziologische Moment ist nun aber nicht der einzige Einteilungsgrund: Eigentlich werden gleichzeitig zwei grundsätzlich andere Qualitäten hineinbezogen; de Saussure stellt nämlich nicht einfach collectivité und individu einander gegenüber, sondern produit social und acte individuel. Das eine ist also ein Produkt, ein Gegebenes, eine Sache, das andere ein Akt. Bei dieser Bezeichnung nun springt es in die Augen, daß der Akt keineswegs auf der Kollektivsprache spielt, sondern auf der jeweiligen, evtl. sehr einzigartigen Individualsprache. Da ist es vielleicht gegeben, darauf hinzuweisen, daß der Cours général reicher ist an gestellten Problemen, als an harmonischen Lösungen — was den Wert des Buches in keiner Weise verringern kann. Auf den beiläufig erwähnten Unterschied produit-acte ist übrigens de Saussure nicht weiter eingetreten.

Wichtig ist vielmehr noch die Berücksichtigung der Funktionen: Sprache ist rein psychische Tatsache. Sprechen aber ist eine Verbindung von psychischen mit psychophysischen und physiologischen Funktionen. Damit hat Sprache vor dem Sprechen den Vorzug, eine homogene, nämlich geistige, Gegebenheit zu sein. Es frägt sich nun aber, ob sich diese weitere Bezugnahme mit der ursprünglichen soziologischen Unterscheidung deckt. Zunächst scheint es so. Aber insofern die individuelle Leistung ein „Akt des Willens und der Intelligenz" ist, stimmt die Parallele nicht mehr. Offensichtlich ist auch alles Physiologische, Körperliche vor dem Individuum gegeben, in dem Sinne, daß das Individuum hier mit Intelligenz und Willen keine Abänderungsmöglichkeiten mehr hat. Zum mindesten ist die physiologische Seite keine Tatsache die sich in gleichem Sinne der Idee der Kollektivität gegenüberstellt wie das Individuell-Psychische. Aus dieser Erkenntnis heraus hat auch Delacroix die Sprechphysiologie in eine besondere Rubrik klassifiziert. Es mag scheinen, daß

man sie, statt sie zum individuellen Teil der langage zu zählen, viel eher noch über den kollektiven setzen müſste. Klar ist, daſs diese Saussure'sche Zuweisung nur dann einen Sinn hat, wenn man nicht soziologisch unterscheidet, sondern die Gegenüberstellung Produkt und Akt vor Augen hat.

4.

Langue und parole werden nun aber im Verlaufe des Werkes noch in einem anderen Sinne einander gegenübergestellt: Nämlich in sprachmateriellem Sinne. S. 237 sagt de Saussure: „Nichts kommt in die Sprache hinein, was nicht vorher im Sprechen erprobt worden ist." Hier handelt es sich offenbar nicht um den individuellen Sprech-*Akt*, sondern um das individuelle Ausdrucks*material*. De Saussure anerkennt hier nicht nur den individuellen Akt, sondern er gibt zu, daſs es *neben* der Kollektivsprache eine Individualsprache — als Sprachmaterial aufgefaſst — wirklich gibt. Nur so ist es logisch möglich, daſs das individuelle Sprachgut, eben als Sprachmaterial, in die Kollektivsprache Eingang finden kann. Zwischen den Zeilen ist also de Saussure genötigt, neben der Kollektivsprache eine Individualsprache anzuerkennen. Sollte man noch im Zweifel sein, ob diese Überlegung zu Recht besteht, so gibt der Paragraph über die syntagmatischen Beziehungen (178ff.) erschöpfende Auskunft: Für diese wird festgestellt, daſs es keine scharfe Trennung des vorliegenden Materials gebe zwischen Sprache und Sprechen, was doch offenbar bedeutet, daſs beide als Sprachmaterial anerkannt sind, denn zwischen einem produit und einem Akt gibt es doch offenbar eine absolut scharfe Trennung. Wäre nicht der Einfluſs auf die historische Entwicklung, die dem Ausdrucksmaterial des „Sprechens" eingeräumt wird, so könnte man evtl. noch einen Unterschied machen zwischen konstantem und ephemärem Sprachmaterial, aber gerade die Möglichkeit eines Einflusses auf die Sprache stellt die Konstanz der beiden, Sprache *und* Sprechen mindestens auf die gleiche Linie.

5.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daſs die Merkmale die der Unterscheidung Sprache — Sprechen zugrunde gelegt werden, einander überschneiden, einander ausschlieſsen und ganz zum mindesten einander fremd sind. Wir haben also

A. langue:	1. social	2. Produkt	3. psychisch	4. coll. Material.
B. parole:	1. individuell	2. Akt.	3. psychisch, psychophys. u. physiologisch	4. ind. Material.

Lassen wir also 1 gelten, so ist schon bei 2 zu sagen, daſs Akte immer individuell sind, daſs sie aber gerade unter soziologischem Gesichtspunkte betrachtet werden müssen als Abwicklung nach kollektiv vorgesehenem Abwandlungsschema. B 2 ist also nur ein spezieller Fall von A 2. Nr. 3 läſst dies nun aber wieder nicht gelten, da die

beiden auch qualitativ unterschieden sind in bezug auf die einschlägigen Funktionen, wobei zu bemerken ist, daſs de Saussure vollkommen übersehen hat, daſs auch die psychophysischen und physiologischen Funktionen ebensosehr in der Langue vorausgesetzt sein müssen, wie die psychischen. De Saussure verwechselt hier seinen Begriff Sprechen mit der Idee des Sprechaktes. 4. Diese Kategorie, die vom Ausdrucksmaterial ausgeht, widerspricht offensichtlich Nr. 2, welche A und B als Gegebenes und Akt einander gegenüberstellt, und schafft damit zwischen den Zeilen eine neue Wirklichkeit: Die der Individualsprache.

6.

Die Saussure'sche Charakteristik des Unterschiedes zwischen parole und langue hält also einer schon oberflächlichen logischen Sichtung nicht Stand. Der Quell einer gewissen Unstimmigkeit kann nur daran liegen, daſs die praktische Rolle der Sprache, nämlich ihre soziologische Bedeutung zur Charakteristik herangezogen wurde, auf Kosten der Realität der Sprache, die immer nur psychisch und damit individuell sein kann. Hier glauben wir den äuſseren Einfluſs soziologischer Studien de Saussures sehen zu müssen, verbunden wohl mit einer wissenschaftlichen Strömung, welche das Heil der Geisteswissenschaften in der Berücksichtigung soziologischer Maximen suchte. (Wir glauben kaum, daſs sich diese Hoffnungen rechtfertigen werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Soziologie bereits berücksichtigt ist als Element der bisherigen Geisteswissenschaften. Daher scheint ihr „Erfolg" auch fast ausschlieſslich in der Schaffung einer neuen Terminologie für sehr altbekannte Verhältnisse zu bestehen.) Um die Wichtigkeit soziologischer Voraussetzungen für Linguistik in Frage zu stellen, genügt es, darauf hinzuweisen, daſs in den beiden Zentralkapiteln des Cours général, Synchronie und Diachronie auch nicht ein Phänomen aufgeführt wird, bei dem auf den Begriff collectivité zurückgegriffen wurde, auf den die Sprachwissenschaft doch so ausdrücklich fundiert wird.

Man kann nun dafür halten, daſs gerade die erwähnten Miſsstimmigkeiten uns zur Einführung des Begriffes der Individuums-Sprache (sonst Individualsprache genannt) in die Grundlage der Sprachwissenschaft zwingen. Nur so bekommen wir eine auch logisch befriedigende Gegenüberstellung: Individualsprache — individueller Sprechakt. Daneben haben wir eine weitere Gegenüberstellung: Individualsprache — Kollektivsprache. Dabei kommt offenbar die Kollektivsprache im Vergleich zu ihrer offiziellen Wichtigkeit etwas zu kurz. Aber wissenschaftlich gesehen mit Recht: Solange und insofern die Linguistik Kollektivsprachen zum Objekt hat, ist sie lediglich eine Hilfswissenschaft der Literatur und der Menschheitsgeschichte. Sieht man aber in der Linguistik eine Wissenschaft rein sprachlicher Realitäten, so kann als Realität nur die psychische in Betracht kommen und damit nur die Individualsprache.

Wenn trotzdem immer wieder fast ausschließlich von Kollektivsprachen die Rede ist, so ist das lediglich ein erkenntnistechnischer Notbehelf einerseits, eine Folge der begrenzten historischen Gegebenheiten andererseits. Einerseits also: Um die Sprache etwa Voltaires zu charakterisieren, haben wir die „Gesamtheit" der zeitgenössischen Sprachdokumente nötig. Andererseits: Die überlieferten Dokumente sind in der Regel für jedes Individuum zu wenig umfangreich, um ein befriedigendes Bild der betreffenden Individualsprache liefern zu können, dieses muß mehr oder weniger willkürlich ergänzt werden aus dem Material der simultanen Kollektivsprache. — Mit der vorliegenden Auffassung von der Bedeutung der Individualsprache hinkt selbstverständlich die Theorie der Praxis wieder nach, indem bereits hervorragende Bilder von Sprachen bekannter „Individuen" rekonstruiert worden sind.

Die letzteren Bemühungen hat man aber immer in das Gebiet der Literatur verwiesen, weil sie hauptsächlich Aufschluß geben wollten über die differenzierenden, stilistischen Qualitäten. Es ist aber klar, daß schließlich hier weitergehende Forschungen zu Rekonstruktion einer wirklichen weil psychisch bestehenden Sprache führen werden.

Was könnte nun aber bei dieser Auffassung die Kollektivsprache für reelle Sprachwissenschaft noch bedeuten? Offensichtlich ein Hilfsmittel, eine erste rohe Einführung, ein à peu près. Auf alle Fälle: Alle Qualitäten die man der „Sprache" zuschreibt, müssen in erster Linie der Individualsprache zukommen, und erst in zweiter Linie und uneigentlicher Weise der Kollektivsprache. Letztere kann nur gebraucht werden, um erste Hinweise, Indizien zu liefern hinter denen das wirkliche psychische daher individuelle Sprachgeschehen vor sich geht.

Wäre de Saussure von dieser Wirklichkeit ausgegangen, so hätte er niemals die Isoliertheit der diachronischen Vorgänge behaupten können: Weil dies offenbar eine psychische Unmöglichkeit ist. Er hätte umgekehrt eine derartige „Feststellung" in der Kollektivsprache als historischen Schein betrachtet, der darauf beruht, daß die offizielle Kollektivsprache nur ein Epiphänomen ist, das die wirklichen Tatsachen nur verzerrt und verschoben aufweist.

7.

Bevor wir nun zu de Saussure zurückkehren, wollen wir der Vollständigkeit halber kurz die Möglichkeiten betrachten, die sich für das Verhältnis von Individualsprache zu Kollektivsprache ergeben: Zunächst kann sie das Konglomerat sein, das chaotische System, als das de Saussure die Kollektivsprache schildert, in der es nur zufälligerweise allgemeine Gesetze geben kann, in der es aber ein einheitliches ordnendes Prinzip überhaupt nicht zu geben braucht: Ein rein additives Gebilde aus den bestehenden Individualsprachen, in dem es gar keinen Sinn hätte, etwa von prinzipieller Struktur

sprechen zu wollen. Es ist aber auch der Fall möglich, daſs die Kollektivsprache nicht nur ein Konglomerat von Individualsprachen ist, sondern ein letztes ordnendes Prinzip für alle möglichen Individualsprachen: Der Körper, dessen Projektion auf mannigfaltigsten Flächen die Individualsprachen darstellen.

Wie steht es nun mit diesem Verhältnis bei de Saussure? Zunächst mag es sinnlos erscheinen, eine solche Frage zu stellen, da ja de Saussure von einer Individualsprache überhaupt nicht spricht. Aber deren Existenz — die nun einmal Wirklichkeit ist, geht trotzdem aus seinen Ausführungen hervor: Zunächst aus den bereits angeführten Stellen, wo Sprachmaterial erwähnt wird, das doch nicht zur Kollektivsprache (= langue) gehört — also nur Individualsprache sein kann. Dann aber noch viel eindeutiger aus der Behauptung (31), die Sprache existiere nur unvollständig, also nur teilweise im einzelnen Individuum. Also enthält die Individualsprache einerseits Teile der langue nicht, andererseits aber Material das nicht zur langue gehört. Langue ist also nicht etwa die Gesamtheit des allen Individualsprachen Gemeinsamen, da ja dazu auch Tatsachen gehören, die in vielen Individualsprachen nicht enthalten sind. Umgekehrt ist die Individualsprache nicht etwa einfach als Ausschnitt aus der Kollektivsprache zu bewerten, da sie vieles enthält, was die Langue, die Kollektivsprache, nicht enthält.

Damit verliert langue als Kollektivsprache — ungeachtet ihrer praktischen Bedeutung — wesentlich an ihrem sprachwissenschaftlichen Primat: Sie wird aus der Tatsache ersten Ranges, als die de Saussure sie hinstellt, ein für die reelle Linguistik sehr hypothetisches Gebilde, für das es zunächst fraglich ist, ob man ihm überhaupt die Bezeichnung Sprache zukommen lassen kann, oder ob es nicht bestenfalls ein Schema und Reservoir für die möglichen wirklichen, nämlich individuellen Sprachen darstellt. Ja, es erhebt sich die Frage, bis zu welchem Grade überhaupt sprachliche Gesetze auf diese Kollektivsprache Bezug haben können, ob überhaupt solche Gesetze nur gültig sind insofern man fiktiverweise, d. h. mit der wohlbewuſsten Erkenntnis der Nichtberechtigung, Kollektivsprache als Individualsprache betrachtet. Daſs die Linguistik diese Tatsache nicht beachtet hätte, wäre zu verdanken 1. den praktischen Zwecken, denen sie ihren Ursprung verdankt, 2. der geringen Verfeinerung ihrer Erkenntnisse und Methoden, die es noch sehr wohl gestatteten, die rohe Tatsache der Kollektivsprache in gutmütigster Weise als wirkliche, als Individualsprache zu nehmen.

Jedenfalls aber stellt sich hier doch eine Tatsache heraus, die von de Saussure nicht weiter beachtet wird: Daſs nämlich seine Kollektivsprache — ungeachtet der praktischen Notwendigkeit einer derartigen Annahme — von seiner Theorie aus gesehen, nur eine Hypothese ist. Vom Gesichtspunkt der forschenden Linguistik aus aber auf alle Fälle ein Gebilde, das nicht gegeben ist, sondern erst den Individualsprachen gegenüber — alle Sprachdokumente sind in

erster Linie nur Dokumente der Individualsprachen — zusammengestellt und abgegrenzt werden muſs.

8.

Auf alle Fälle wird man nicht überrascht sein, daſs eine scharfe Grenze nicht zu ziehen ist zwischen Individualsprache und Kollektivsprache, in dem Sinne, daſs einzelnes mehr Individuen eigen ist, als andere Erscheinungen, also gröſsere oder geringere Kollektivität besitzt, also in intensiverem oder schwächerem Maſse zur Sprache gehört. Vor allem erhebt sich die Frage, wie vielen Individuen eine Erscheinung gemeinsam sein muſs, bis man sie zur Sprache rechnen kann (immer im Sinne der Saussure'schen Kollektivsprache), oder mit welchem Recht man Phänomene zur Sprache rechnet, die einem Viertel oder gar einem Drittel oder vielleicht sogar der Hälfte der Individuen nicht zukommen. Oder wird man die sprachlichen Erscheinungen nun nach der Menge der jeweiligen Träger einteilen müssen in Sprache 1., 2., 3. usw. Grades, bis die letzten Grade nur noch als individuelle Erscheinungen bewertet werden können?

Oder wird man aus der Trägerzahl kein Kriterium machen wollen, sondern nur die mehr oder weniger offensichtliche „Sprachangemessenheit" der Erscheinungen in Betracht ziehen: Dann setzt man aber die Kenntnis der Sprache schon voraus und bewegt sich damit im Kreise ... Auf alle Fälle stellen wir fest, daſs soziologische Erfassung der Sprache bei de Saussure Lücken läſst, die weder theoretisch ausgefüllt sind, noch andererseits die Realität des Objektes — das man wohl bisher mehr oder weniger unbewuſst mit Individualsprache gleichgesetzt hat, greifbarer machen konnte. Wir glauben also, daſs die Auffassung de Saussure's, die von einer Kollektivsprache ausgeht, der Sprachwissenschaft ihre bisherige Realität eher genommen hat, weil man bisher unbewuſst annahm, Sprache mit Individualsprache gleichsetzen zu können, was dazu geführt hat, daſs man versuchte, sie als psychische Realität zu erfassen. Andererseits hat aber de Saussure aus der strikten Gleichsetzung: Sprache = Kollektivsprache keine der sich aus dieser Einstellung ergebenden Aufgaben ausdrücklich erwähnt.

9.

Demnach konnte die Saussure'sche Teilung in Sprache und Sprechen nicht in ihrer ursprünglichen Form akzeptiert werden, weil sie logisch und damit sachlich anfechtbar war: Wie wir gezeigt zu haben glauben, greifen die betreffenden Unterscheidungsmerkmale übereinander hinüber, widersprechen einander und heben einander auf, wobei besonders wichtig ist, daſs Sprechen das eine Mal Funktion, Akt ist, das andere Mal ein Ausdrucksmittel bezeichnet, das noch nicht in die Sprache eingegangen sei. Es ist daher begreiflich, daſs Schuchardt in seiner Besprechung den Cours général weitgehend ablehnte. Diese Ablehnung kann aber nicht ausschlieſsen, daſs das Werk de Saussure's, trotz seines — vielfach aus einem Überreichtum

von Ideen heraus — heterogenen Charakters einen Wurf nach grundsätzlicher Durchdringung von Sprache und Sprachwissenschaft von einer Bedeutung ist, die erst die Erfolge und Schöpfungen einer kommenden Wissenschaft in der Fülle ihrer Problemstellungen und Hinweise wird vollständig würdigen können.

10.

Als unmittelbar fertiges und wichtiges Resultat aber ist zu betrachten (siehe auch W. v. Wartburg, Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft) die theoretische Begründung einer, man kann wohl sagen, neuen Sprachwissenschaft, nämlich der deskriptiven, der nun eigentlich das Primat vor der historischen zukommt, während sie vorher höchstens zu Lehrzwecken, folglich mit den dadurch gegebenen Einschränkungen und „didaktischen" Fälschungen bearbeitet wurde.

Das Primat der Kollektivsprache, d. h. der Sprache als fait social hat bei de Saussure eine ganz charakteristische Wirkung, die nämlich, daſs er über die Definition der Sprache als System von Zeichen nicht hinauskommen kann. Tatsächlich kommt er in den Principes généraux nur über die „Nature du signe linguistique" hinaus, um sich die Frage der Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit vorzulegen, um statische und diachronische Linguistik zu scheiden. Die Sprache an sich bleibt ihm ein System von Zeichen im gleichen Sinne wie es militärische Signale gibt, Buchstabensysteme oder — dürfen wir beifügen — etwa Morsesysteme. Im vorhergehenden Kapitel haben wir darauf hingewiesen, daſs wir derartigen Konventionen die Bezeichnung System nur in ganz unwissenschaftlichem Sinne zugestehen können. Auch bei Anerkennung dieser Art von System bleibt die Sprache eine ungeordnete Kartothek von Namen. Trotzdem nun S. 34 die Sprache den genannten Zeichen-„Systemen" beigeordnet wird, verwahrt sich auf der folgenden Seite de Saussure gegen die Auffassung, die Sprache sei wesentlich eine Nomenklatur und verweist uns zur Berichtigung dieses vulgären Irrtums auf S. 99ff. Als Korrektur finden wir aber dort nur, es handle sich nicht um eine Sache und einen Namen, sondern um einen Begriff und ein Lautbild. Wir sehen also, es ist im Prinzip das gleiche in genaueren Ausdrücken.

11.

Im Kapitel Diachronie finden wir dann die Behauptung, es gebe statische allgemeine Gesetze und wundern uns, daſs darüber nichts gesagt wurde, wo diese Gesetze in erster Linie hingehören, nämlich im Kapitel Synchronie: Wir glauben daraus schlieſsen zu dürfen, daſs sie für de Saussure keinen integrierenden Bestandteil der Sprachwissenschaft bilden. (Worauf wir übrigens im folgenden Kapitel zurückkommen werden) — und das wäre auch nicht logisch: Denn jede weitere Eigenschaft wäre und ist ihr als Sozialsprache fremd.

Wie verhält es sich nun aber mit der Sprache als psychischer Tatsache, als Individualsprache? Selbstverständlich wollen wir keine Einzelerscheinungen der Sprache aus der Psyche ableiten, aber grundlegende und allgemeine Eigenschaften der Sprache lassen sich nur psychisch erklären und zwar durch bestimmte grundlegende Eigenschaften der Psyche, positive und negative; besonders durch die Enge des Bewuſstseins und das Gesetz der Assoziation, das einem ordnenden Prinzip gleichkommt. Nur so erklärt es sich, daſs z. B. jede Sprache aus der Unmenge der körperlich möglichen Laute nur einen kleinen Teil auswählt, die sie wiederum nur in ganz bestimmter Reihenfolge vorkommen läſst, die ebenfalls wieder von Sprache zu Sprache durchaus verschieden ist. Die entsprechende Tatsache finden wir auch bei Morphologie und Syntax. Nun muſs aber gerade mit Rücksicht auf die Psyche noch einen Schritt weiter gegangen werden: Phonetik, Morphologie, Syntax kann man sich unmöglich als getrennt nebeneinanderliegende Komplexe der Psyche vorstellen: Sie stehen ebenfalls in Beziehung zueinander, sind einander irgendwie angemessen, analog, parallel: So erweist sich die Sprache — wenn man von der Psyche ausgeht — als Struktur, als, in übertragenem Sinne physikalisches oder geometrisches, auf alle Fälle wirkliches System. Den bereits realisierten Forschungen in dieser Hinsicht — ein Buch betitelt sich sogar „Structure et évolution" — hinkt diese theoretische Äuſserung so weit hinten nach, daſs es sich kaum lohnt, Beispiele anzuführen. (Sachgemäſs müssen wir im Kapitel Synchronie und Diachronie noch einmal hierauf zurückkommen.)

12.

Geht man aber wie de Saussure von einer Sozialsprache aus, so wird man unvermeidlich eben doch auf „Nomenklatur" kommen, wo System in diesem Sinne bedeutungslos ist. Gerade in dem Sprachrayon, für den die Auffassungen de Saussure's am besten zugeschnitten sind, nämlich im Lexikon, kann von System am wenigsten, wenn überhaupt von System die Rede sein, denn hier handelt es sich nicht mehr um gedankliche, seelische, ästhetische Kategorien, hier handelt es sich um die Abfindung mit einer nicht erkannten, wechselnden und verworrenen Welt, die ein ebenso verworrenes Lexikon zur Seite wird haben müssen. Typisch ist bei de Saussure, daſs er auch das Vocabulaire in die Grammatik hineinbezogen wissen möchte: Die Folge läſst sich leicht einsehen und wäre den Grundideen de Saussure's angemessen, es gäbe dann überhaupt keine Grammatik mehr, und was noch am ehesten auch dem laienhaften Betrachter der Sprache die Idee eines Systems vermittelt, nämlich Syntax und Morphologie, würde ipso facto verschwinden, es gäbe nur noch ein Lexikon, „bereichert" durch ein Quantum von Ableitungs- und Funktionssilben oder Funktionslauten, als letzte Konsequenz der soziologischen Nomenklaturauffassung der Sprache.

Damit glauben wir zurückgreifen zu müssen auf das linguistische Programm, das de Saussure (20) vorlegt: Hier fällt auf, daſs nicht von der Erforschung der Gesetze einzelner Sprachen gesprochen wird, sondern nur von Gesetzen, welche in allen Sprachen, also in Sprache überhaupt herrschen. Damit scheint ein weiterer und wohl letzter Schritt getan, um Sprache noch über Kollektivität zu erheben und zu verabsolutisieren und damit ihrer eigentlichen Realität, der individuellen Psyche, vollends zu entfremden.

Die soziologische Auffassung scheint also der Urquell all der Korollarien zu sein, die die Saussure'sche Theorie anfechtbar machen können. Bestehen aber bleibt trotz aller möglichen Einwände die Tatsache, daſs hier erstmals der bewuſste Versuch unternommen wurde, Sprache an sich zu definieren und sie wenigstens de iure loszulösen von einem Wust „konnexer" Erscheinungen und Funktionen, mit denen sie allerdings de facto untrennbar verbunden ist. Interessant aber ist, daſs gerade die Ausführungen de Saussure's zwingend auf die Existenz einer von ihm nicht in Betracht gezogenen Individualsprache hinweisen, von der wohl die wesentlichen Qualitäten der Sprache abgeleitet werden müssen, während logischerweise aus der „Kollektivsprache" eben nur diejenige, vielleicht nebensächliche, Seite der Sprache beleuchtet werden kann, die gesellschaftliche Bedeutung hat.

III. Synchronie und Diachronie.

I.

Mit Recht gilt die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie als ein Markstein der theoretischen Linguistik. Tatsächlich bildet sie die theoretische Voraussetzung deskriptiver Linguistik, die ein Jahrhundert lang neben der historischen Sprachbetrachtung ein kümmerliches Dasein als Lehrgrammatik gefristet hatte, andererseits aber ist bereits ein Werk entstanden, das — getreu der Saussure'schen Unterscheidung neben den klassischen Querschnitten auch die Entwicklungsvorgänge klarlegte: Wir meinen die Evolution et structure de la langue française von v. Wartburg. Inwieweit gerade dieses Werk über de Saussure hinausgeht ist am Ende dieses Kapitels abzusehen.

Der praktische Erfolg beruht in der theoretischen Schaffung einer neuen Sprachwissenschaft, der deskriptiven. De Saussure hat sozusagen durch ein logisches Machtwort eine Wissenschaft ermöglicht, der er zwar unmittelbar keinen Inhalt zu geben vermochte, deren Sosein er in keiner Weise bestimmte — wenn wir von Bally's Stilistik absehen — deren Dasein er aber begründete.

Seine synchronische Devise lautet ganz allgemein: Es gibt eine Sprache als Existenz. Man darf Sprache nicht nur untersuchen als Werdendes oder Gewordenes, sondern die einzelnen Phänomene einer Momentansprache, eines Sprachzustandes bilden ein Ganzes,

ein System, dessen einzelne Teile einander bestimmen, sich gegeneinander abgrenzen. „Verfolgt daher nicht nur die einzelnen Phänomene in ihrer geschichtlichen Entwicklung, betrachtet auch das gegenseitige Verhältnis dieser Teile in ihrer Gleichzeitigkeit.“ Damit hat er für die neue Disziplin nicht vieles, aber doch viel gesagt.

Die historische, oder wie man nach ihm sagen wird, diachronische Sprachwissenschaft, hat er da gelassen wo sie war, nämlich in ihrem Atomismus, um mit Trubetzkoy zu sprechen. Die synchronische Sprachwissenschaft erscheint ihm als semantisches System, dessen Realisierung Bally für das Französische versucht hat. Von der soziologischen Einstellung aus braucht sie auch gar nichts anderes zu sein.

2.

Wir glauben hier noch einmal bemerken zu sollen, daſs für die Charakterisierung der Sprache nicht ausgegangen werden kann von der soziologischen Bedeutung, da diese ja nur ein praktisch bedeutungsvolles Derivat der inneren Eigenschaften der Sprache sein kann. Es darf auch nicht ausgegangen werden von einer Kollektivsprache, da diese ja nichts ist als eine rein praktische Seite der Sprachbedeutung, die niemals zustande käme, wenn nicht die geforderten Qualitäten psychischen Bedürfnissen entsprechen würden: Tatsächlich lassen sich diejenigen Eigenschaften, die de Saussure aus der soziologischen Geltung der Sprache ableiten will, unmittelbar aus der Sprache als psychischer Tatsache ableiten — und müssen eigentlich auch von dort als ihrem primären Quell abgeleitet werden.

Umgekehrt ist die Sprache als soziologische Tatsache der Verständigung nur ein Teil ihres Gesamtwesens, das nur aus der Psyche abgeleitet werden kann. Geht man also von den Forderungen aus, die man an eine Kollektivsprache zu stellen hat, so kann es nicht fehlen, daſs man diesen Teil als totum der Sprache betrachtet und zu unzureichenden Definitionen gegenüber der Sprache kommt, daſs man also an ihrer psychischen Realität vorbeigeht.

So erklärt es sich beispielsweise, daſs der Laut als solcher für de Saussure gar nicht zur Sprache gehört, einfach weil er als solcher nicht „bezeichnet“.

Es läſst sich demnach voraussehen, daſs die Saussure'sche Unterscheidung, wie wichtig sie auch als Ganzes sein kann, dennoch in ihren Elementen dem Wesen der Sprache nicht gerecht werden kann.

Zunächst ist die Unterscheidung logisch unbefriedigend: Man würde annehmen, es handle sich in der Diachronie um eine Umwandlung eines gegebenen Sprachzustandes, um die interne Veränderung der Kollektivsprache nach Saussure'scher Definition. Das ist nun aber nicht der Fall: Die Sprache verändert sich nicht an sich selbst, sondern unter Einwirkung der Materialien des individuellen Sprechens. Diachronie ist also nicht eine Funktion der Synchronie sondern des Sprechens. Siehe v. Wartburg und Schuchardt. Dies geht vor allem aus der bildlichen Zusammenstellung de Saussure's nicht hervor, da

dort die beiden Sprachwissenschaften als eine sprachinterne Angelegenheit behandelt sind.

3.

Die Charakterisierung der beiden Linguistiken gipfelt in der Behauptung: Synchronische Erscheinungen sind allgemein aber nicht imperativ, diachronische sind imperativ aber nicht allgemein, sondern isoliert. Die Unterscheidung stammt aus der Soziologie. „Soziologische Gesetze sind allgemein und imperativ." Also müssen auch die sprachlichen Gesetze diese Attribute haben. Dem Laien mag es überraschend sein zu hören, daſs die soziologischen Gesetze allgemein seien, d. h. nicht etwa von allen Personen befolgt würden, sondern durch das ganze soziale Leben Anwendung fänden. Noch mehr wird es ihn überraschen, daſs die soziologischen Gesetze, an denen er wohl noch nichts anderes bemerkt hat als ihre auffällige Veränderlichkeit, imperativ seien, d. h. auch für die Dauer befehlend. Nehmen wir nun trotzdem diese soziologischen Gesetze gläubig entgegen, so vernehmen wir dann weiter, daſs die Sprache über keine gleichen Gesetze verfüge: Zwar sind die synchronischen Gesetze allgemein — aber sie halten der Zeit nicht stand, sind also nicht imperativ. Zwar sind die diachronischen Gesetze imperativ, aber sie finden immer nur auf Einzelphänomene Anwendung, sind also nicht allgemein: Es gibt also in der Sprache keine allgemeinen Gesetze.

Auf Grund dieses Ergebnisses wird man sich nun fragen, mit welchem Rechte man denn Sprache unter soziologische Institutionen einreihe, wo doch die Gesetze, also die charakteristischen Exponenten der Sprache nichts zu tun haben mit den Exponenten der Soziologie — aber diese Frage wird von de Saussure nicht beantwortet. Wir möchten aber doch ausdrücklich wiederholt haben, daſs es angesichts dieser grundlegenden Verschiedenheit soziologischer und sprachlicher Gesetze überhaupt keinen Sinn haben kann, Sprache der Soziologie unterzuordnen.

4.

Daſs diachronische Gesetze speziell sein müssen und nicht allgemein, ist zu begreifen aus der zeitgenössischen Linguistik, wiewohl Ansätze zu immer weiterer Gruppierung der Phänomene nicht fehlten. Ihre Isoliertheit muſs aber unbedingt auch ein Licht werfen auf die mögliche Allgemeinheit, die noch für die Synchronie übrigbleibt.

Entweder wird man die Allgemeinheit der synchronischen Gesetze anerkennen — dann muſs man folgerichtig von einer isolierten Veränderung der Elemente absehen, oder aber man behauptet die Isoliertheit der Veränderungen, dann wird ipso facto die Allgemeinheit in der Synchronie zu einem rein wissenschaftlichen Scheine, dem keinerlei psychische Wirklichkeit mehr zukommt.

5.

Nun ist aber nicht nur die Rolle der genannten Gegenüberstellung de Saussure's auſserordentlich problematisch, sondern auch an sich

läſst sie eine Reihe Schwierigkeiten erstehen, mit denen wir uns hier befassen möchten.

Nehmen wir zunächst Allgemeinheit im vorläufigen Sinne als „principe de régularité“ (135), so scheint uns doch, daſs ihre Wandelbarkeit noch lange nicht isolierte Wandlungen anzunehmen zwingt, sondern es ist die Möglichkeit gegeben, daſs sich das System als Ganzes umformt. Um ein Bildnis der Geometrie zu nehmen: Wenn an Stelle eines Kreises eine Ellipse erscheint, ist nicht gesagt, daſs die zweite Figur von der ersten nur sozusagen die Punkte verwertet habe, sondern sie ist aus der ersten entstanden zu denken durch eine Umwandlung auf Grund eines einheitlichen Prinzips. — Eine solche Möglichkeit wird aber im Cours général gar nicht in Betracht gezogen, im Gegenteil:

Die Sprachveränderung geht so vor sich, wie wenn ein des Schachspiels unkundiger in einem bereits begonnenen Spiel eine Figur verschiebt. Aus einem ersten Zustand ist so ein zweiter entstanden, der mit dem ersten keine Ähnlichkeit zu haben braucht. Er ist aus dem ersten entstanden durch eine Umwandlung ohne irgendwelchen Bezug auf das Ganze des Spieles. Dieses Bild zeigt offensichtlich die vorgefaſste Idee de Saussure's, Sprachwandlungen seien spezieller Natur, die ihrerseits wieder zeigt, daſs de Saussure der Sprachordnung keine psychische Realität zuschreibt, da diese eine spezielle Änderung ausschlieſsen würde. Der Mangel an psychischer Realität wiederum erklärt sich aus der soziologischen Auffassung, die bestrebt ist, aus der Sprache etwas Über-Menschliches zu machen, wodurch sie ihren reellen Boden verliert.

Wir möchten aber nochmals betonen, daſs spezielle Wandlung durchaus keine Konsequenz der Veränderlichkeit eines Sprachzustandes ist.

6.

Rein logisch gesehen: De Saussure hat gar kein Recht zur Behauptung, statische Gesetze seien nicht imperativ, da der Begriff Statik den einer möglichen Dauer überhaupt nicht in Betracht zieht. Der Satz etwa, der Moment sei zu kurz, würde sich würdig der Saussure'schen Behauptung zur Seite stellen.

Hier muſs nun auch auf die Geltung der beiden Gesetzesarten hingewiesen werden, die von de Saussure in keiner Weise beleuchtet wird, so daſs man auf den Gedanken kommen könnte, sie seien sich — mit dem einzigen Unterschied der Achsen — gleichwertig. Nun ist dem aber nicht so: Ein synchronisches Gesetz ist immer mehr oder weniger spekulativ, es versucht eine Ordnung zu ergründen, wo das unmittelbare lineare Sprachbewuſstsein tatsächlich nur ein Nebeneinander von Formen geben kann. Dabei denken wir vor allem nicht an die etymologische offensichtliche Zusammengehörigkeit der Wörter einer Wortfamilie, sondern an weitere Zusammenhänge, z. B. zwischen Wortbetonung und Satzbau, zwischen Wortstellung und Morphologie, zwischen Lautgestaltung, Satzgliederung und Satzbetonung usw.

Die diachronischen Gesetze de Saussure's sind rein praktischer, bei Vorhandensein der nötigen Sprachmaterialien ohne weiteres feststellbarer Natur. Mit anderen Worten: Bei den synchronischen Gesetzen handelt es sich um ein Erkennen, ein Erschliefsen, bei den diachronischen im Saussure schen Sinne um ein Erforschen und Feststellen.

Es ist nun aber klar, dafs es auch eine spekulative Diachronik geben kann. Ebenso klar ist es aber, wie wenig Aussicht sie hätte, bevor nicht die entsprechenden Synchronien durch mannigfaltigste Indizien einigermafsen festgelegt sind. Und aus einer ähnlichen Überlegung heraus hat wohl de Saussure eine „Allgemeine" Diachronie abgelehnt (119): Die Vielheit der Zeichen untersagt uns unbedingt, gleichzeitig die Verhältnisse in der Zeit und im System zu studieren: Es mufs aber hier zugefügt werden, dafs dieses erkenntnistechnische Moment in keiner Weise die Anerkennung eines Sachverhaltes beeinflussen dürfte; die Schwierigkeit der Erforschung einer Sache darf uns nicht davon abhalten, ihre Existenz anzuerkennen.

7.

Kommen wir nun zur grundsätzlichen Frage: Was versteht eigentlich de Saussure unter allgemeinen Gesetzen? so bekommen wir von de Saussure keine eindeutige Auskunft. Höchstens sagt er über phonetische Wandlungen (137) sie seien nicht allgemein, weil sie nicht das Wort als Bedeutungsträger betreffen, sondern nur als Lautgebilde. Das scheint erraten zu lassen, dafs sich Gesetze nur auf Semanten beziehen können.

Im ganzen geht er so vor, dafs er die Isoliertheit bestimmter Vorgänge dartut, ohne uns zu zeigen, wie etwa ein allgemeiner Wandel nach seiner Ansicht in der Diachronie beschaffen sein müfste. Diese Unterlassung ist nun allerdings menschlich leicht zu begreifen, man kann nicht verlangen, dafs er uns Beispiele gebe für eine Erscheinung, die er als nicht existierend betrachtet — obgleich eine einigermafsen plausible diesbezügliche Annahme seine Auffassung nur hätte klären können.

Was aber weit schwerwiegender ist: Es fehlt auch für die Synchronie an einem passenden Beispiel in Semantik und Syntax. De Saussure müfste hier unbedingt dem als isoliert dargestellten Wandel ein allgemeines Phänomen der Synchronie gegenüberstellen, wodurch er seine Behauptung erhärten könnte. Dies hat er aber unterlassen, so dafs aus den einschlägigen Kapiteln nicht hervorgeht, was für ihn Allgemeinheit bedeutet. (Auf die sogenannten allgemeinen lautlichen Gesetze werden wir im nächsten Abschnitte zurückkommen.)

Übrigens scheint de Saussure auch von der synchronischen Allgemeinheit nicht besonders überzeugt gewesen zu sein, denn abschliefsend stellt er nur noch fest: Die synchronischen (138) Tatsachen, welcher Art sie auch seien, zeigen eine gewisse Regelmäfsigkeit. Diese vage Formulierung ist doch offensichtlich das Gegenteil der einleitenden kategorischen Behauptung: Synchronische Gesetze sind allgemein.

8.

Für die Syntax: Die altfranzösischen Formen des cas sujet sind gefallen. Das ist ein ebenso spezieller Fall — auch wenn er häufig vorkommt — wie wenn z. B. *ei* sich in *oi* verwandelt. An sich ist gegen diese Auffassung nichts einzuwenden. Schliefslich ist es ein ebenso spezieller Fall wie die Bedeutungsveränderung des Wortes poutre aus Füllen zu Balken, mit dem einzigen Unterschied, dafs poutre seltener zur Anwendung kommt als ein cas sujet, resp. régime. Die Ausführungen de Saussure's sind aber höchst unbefriedigend, weil er es vernachlässigt, diesem isolierten diachronischen Phänomen nun ein „allgemeines" synchronisches gegenüberzustellen. Da nirgends eine Definition seines Begriffes „allgemein" gegeben wird, ist der Mangel als wesentlich zu bezeichnen.

Für die Semantik: Poutre hat die Bedeutung Balken angenommen. Das ist ein offenkundig isoliertes Phänomen. Bei seiner vorgefafsten Idee von der Isoliertheit diachronischer Vorgänge erübrigte es sich für de Saussure, zu zeigen, wie ein entsprechender allgemeiner Vorgang aussehen müfste. (Wir möchten hier nur bemerken, dafs diese Ablehnung a priori sachlich erst gerechtfertigt ist, wenn man nachgewiesen hat, dafs sich die Bedeutungsveränderungen einer Epoche in keiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen.) Hingegen würde man nun hier erwarten, dafs nach der Saussure'schen Gesetzgebung allgemeine synchronische Tatsachen aus der Semantik angeführt würden — was aber de Saussure wieder unterläfst. (In Wirklichkeit scheint uns aber gerade Semantik ein Gebiet zu sein, in welchem von Allgemeinheit kaum die Rede sein kann.)

9.

Für die Phonetik: Im Griechischen wird Schlufs-*m* zu Schlufs-*n*. Dieses Gesetz ist speziell, denn es handelt sich immer um den gleichen Laut, der in verschiedenen Wörtern vorkommt, und nicht das Wort als Bedeutungsträger, sondern nur als Lautgebilde verändert wird. Entsprechend ist es mit dem Gesetz, dafs alle Endverschlufslaute fallen, obgleich es sich hier um eine Lautgruppe und nicht um einen einzelnen Laut handelt. Diese Erklärung de Saussure's ist annehmbar, obgleich es nicht ganz das gleiche ist, ob ein Laut sich wandelt, oder ob eine Gruppe von Lauten ein gleiches Schicksal erleben: Auf alle Fälle wäre hier die Wurzel einer Art von Allgemeinheit zu suchen, die de Saussure nicht in Betracht zu ziehen scheint.

Immerhin werden nun hier wenigstens allgemeine synchronische den speziellen diachronischen gegenübergestellt: Allgemein ist das Gesetz, dafs der griechische Akzent nicht über die drittletzte Silbe hinausgeht. Allgemein ist das Gesetz, dafs ein griechisches Wort nur endigen kann mit Hellaut oder mit *s*, *n*, *r*.

Wir können nun durchaus nichts finden, was die synchronische Gruppe der Tatsachen als allgemeiner erscheinen lassen würde als die diachronische. Auffällig ist zunächst, dafs das sog. allgemeine

Gesetz „alle Wörter endigen mit Hellaut oder *s, n, r*“ das Resultat diachronischer Vorgänge ist, die de Saussure selbst als speziell bezeichnet. Wie kann nun das Resultat spezieller Veränderungen allgemein sein? Offenbar sind hier die Anforderungen an Allgemeinheit von der einen zur andern Gruppe gewechselt werden.

In der Formulierung bezieht de Saussure die statische Erscheinung auf das Wort, den Vorgang auf den Laut: Dies ist aber auch wirklich nur eine Frage der Formulierung so, daſs man auch die diachronischen Gesetze auf das Wort beziehen kann. Statt nämlich zu sagen: Schluſs-*m* verwandelt sich in Schluſs-*n* kann man wohl sagen: Alle Wörter mit Schluſs-*m* werden zu Wörtern mit Schluſs-*n*. Nun ist das Gesetz mindestens so allgemein und bezieht sich auch auf das Wort. Beiden ist übrigens auch gemeinsam, daſs sie sich nicht auf das Wort als Bedeutungsträger, sondern nur auf das Wort als Lautbild beziehen.

Letzteres ist besonders auch der Fall bei dem griechischen Betonungsgesetz: Auch die Silbenbetonung erfaſst das Wort nur als Lautbild, nicht als Bezeichnung.

Es ist nun allerdings klar, daſs nicht jeder Lautwandel ohne weiteres auf die Stellung im Worte bezogen werden kann. Es handelte sich für uns auch nur darum, zu zeigen, daſs die Saussure'sche Unterscheidung auf der bloſsen Formulierung beruht, und in Wirklichkeit in den angeführten diachronischen und synchronischen Beispielen aus der Phonetik die genau gleiche Art der Allgemeinheit herrscht, so daſs wir auch hier nicht herausfinden können, welche Art der Allgemeinheit de Saussure vor Augen hat.

10.

Abgesehen von der bereits angeführten Milderung seiner Allgemeinheitsforderung (138) ist es auch a priori klar, daſs Allgemeinheit bei Saussure im Grunde genommen ein sachfremder Begriff ist. Da ihm die Sprache eine soziologische Institution ist, hat sie zwei wesentlichen Forderungen zu genügen: 1. Sie muſs in gleichen Exemplaren in allen Köpfen der Sprachgemeinschaft verteilt sein. 2. Die Semanten müssen gegeneinander abgegrenzt sein. Alle anderen Forderungen bleiben unwesentlich, denn die genannten zwei genügen zum gegenseitigen Verständnis.

Gibt es aber nun noch eine Art Allgemeinheit? Offenbar die Allgemeinheit, die letzten Endes Linguistik aus bloſsem Wissen zu einer Wissenschaft macht, wir meinen die strukturalistische Seite der Sprachwissenschaft. Solange wir ein Phänomen verfolgen durch die Zeit, handelt es sich um ein historisches Wissen, wenn wir umgekehrt die Bestandesaufnahme der Sprache an Ausdrucksmitteln vornehmen, kommen wir zu statischem Wissen — das nicht einmal für die Schulgrammatik gut genug ist.

Erst wenn wir die Einzelphänomene miteinander in Beziehung bringen, resp. insofern wir auf eine derartige Aufgabe hinarbeiten, haben wir wirkliche Wissenschaft.

So versucht die Phonologie zu zeigen, daſs alle Laute einer Sprache eine durchsichtige Einheit bilden. Man versucht (Bally) Silbenbildung, Wortbildung und Wortstellung miteinander in Beziehung zu bringen, kurz die Einzelphänomene einer Sprache als organische Teile eines Ganzen aufzuweisen. So hat man vom verbalen Charakter des Altfranzösischen gesprochen, in der Annahme, von diesem Indizium aus die Struktur der Sprache erfassen zu können. So versucht Voſsler vom Geist einer Epoche auf die Sprache zu schlieſsen, was nur unter der Voraussetzung geschehen kann, daſs alle Einzelphänomene unter ein einheitliches Prinzip subsumiert werden können.

II.

Für de Saussure konnten solche Forschungen nicht in Betracht fallen, da für ihn, aus genannten Gründen, die Sprache in erster Linie Lexikon ist. Es ist nämlich klar, daſs das Lexikon einer Sprache kaum eindrucksvolle gesamtheitliche Züge aufweisen kann, da es sich mit einer ebenfalls nicht organisierten objektiven Welt befaſst, deren Verworrenheit es sich anpassen muſs.

S. 189 sagt de Saussure, daſs im Prinzip das Lexikon ein Gebiet des Arbiträren sei, während die Grammatik das Motivierte in der Sprache darstelle. Um so „chaotischer" ein Sprach-„System" also ist, desto lexikalischer wird es im Prinzip sein. Diese beiden Seiten stellt er als die zwei Pole der Sprache einander gegenüber: Schade, daſs der Pol Grammatik keine Berücksichtigung findet, und alle Untersuchungen nur auf den Teil der Sprache gehen, wo nur blaſs allgemeine Züge aufgewiesen werden können.

Man kann sich nun fragen: Welches ist die wesentliche Seite der Sprache, das Lexikon oder die Grammatik im weitesten Sinne des Wortes? Die Antwort kann nur die folgende sein: Solange ich es darauf abgesehen habe, mich notdürftig im fremden Sprachgebiet durchzuschlagen, genügt es mir vollauf etwas aus dem Lexikon zu kennen. Will ich aber etwas aus der Sprache selbst wissen, so geht mein Interesse auf die Lautlehre, die Silbenlehre, die Morphologie, die Wortstellung usw. Damit weiſs ich bereits etwas von der Sprache, während ich im andern Falle erst etwas von der Sprache kann oder kenne.

Der Linguist bleibt aber bei diesem Wissen nicht stehen: Für ihn wird es sich nun, wenn man von der Diachronie absieht, darum handeln, die einzelnen Teilerscheinungen auseinander abzuleiten, durcheinander zu erklären und schlieſslich zu einer Konstruktion der Sprache zu kommen. Dazu genügen ein paar Wörter aus der betreffenden Sprache, die er exempli gratia herausnimmt.

Was der Wissenschaftler anfangen soll mit der Sprache als „chaotischem System" — und so wird ihm die Sprache unbedingt erscheinen, wenn er das Vokabular zuvorderst im Auge hat — ist durchaus nicht einzusehen. Erst der Glaube, die Sprache sei ein harmonisches Ganzes, deren Teile vom Ganzen bestimmt werden,

macht Linguistik als Wissenschaft überhaupt möglich. Aber, wie mehrfach wiederholt, für ein soziologisches Verständigungsvehikel braucht es keine Sprachstruktur, da genügt eine Zeichensammlung, die man nur uneigentlich als Zeichen-,,System" benennt. — ,,Sprachstruktur" und ,,Sprachsystem" sind nicht soziologische sondern psychologische Postulate.

12.

Also von einer Systemhaftigkeit, die über die Wörter hinausgeht, die über allgemeinste Phonetik hinausgeht zu den Regeln, welche die Flexionen und Wortstellungen und schließlich die Satzbildung erfaßt, findet man keine Andeutung, auch da nicht wo in der ,,synchronischen Linguistik" von syntagmatischen und assoziativen Beziehungen die Rede ist, auch nicht in der ,,diachronischen Linguistik", wo die Analogie behandelt wird: Beidemal ist ausdrücklich nur von lexikalischen Tatsachen die Rede. Und soweit geht die den ganzen Cours général bestimmende Vorherrschaft des Vokabulars, daß der Satzgedanke schon aus der Sprache hinaus zum Sprechen verwiesen wird.

Wir wollen nun auch von dem Verhältnis Synchronie — Diachronie aus zu bestimmen versuchen, welches eigentlich die Bedeutung des ,,Systems" sein kann.

Auf S. 252 finden wir eine Skizze, die das Verhältnis der beiden Linguistiken erläutern kann. Zwischen zwei Parallelen die einen Sprachzustand a und einen Zustand b bedeuten, gehen verschiedene senkrechte und beliebig schräge konvergierende und divergierende Linien, die die Entwicklung der einzelnen Phänomene in der Zwischenzeit darstellen: Jede dieser Linien verfolgt ihre eigene Richtung ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf andere Erscheinungen. Dabei können Erscheinungen auch zusammenfallen, die vorher voneinander differenziert waren.

Genau besehen erhebt dieses Bild die Entwicklung des Einzelphänomens zur eigentlichen Realität der Sprache und damit der Sprachwissenschaft: Nur es hat Entwicklung und Dauer. Damit wird der Horizontalschnitt, also der Sprachzustand, nur noch, zu einer Momentanfeststellung der Lage dieser Einzelphänomene und hat an sich für die Linguistik durchaus kein Interesse mehr, sondern nur für die praktische Anwendung der Sprache — in ihrer letzten Konsequenz verneint also die Lehre de Saussures die Bedeutung der synchronischen Sprachwissenschaft, weil es offensichtlich das ,,System" der Sprache als die durch eigenwillige Entwicklung der Sprachteile entstandene Anordnung erklärt.

Also besteht der Einwand Trubetzkoys mehr als zu recht, daß Systemhaftigkeit des Sprachzustandes auch Systemhaftigkeit des Sprachwandels impliziere: Systemhaftigkeit der Sprache ist nur möglich bei systemhafter Sprachwandung.

13.

Wir glauben hiermit die wesentlichen Schwierigkeiten dargelegt zu haben, die das Saussure'sche Gebäude belasten. Selbstverständlich haben wir aus den Darlegungen eine Auswahl treffen müssen, die man als einseitig und arbiträr bezeichnen kann. Wir haben aber immer versucht, diejenigen Äuſserungen auszusondern, welche nicht als konstruktives Element seiner Lehre zu betrachten sind, und diejenigen Darlegungen zu vergleichen, die durch den ganzen Verlauf des Cours général gestützt erscheinen. Sollten wir uns getäuscht haben, so dürfen wir dennoch hoffen, Probleme angeführt zu haben, die zu einer weiteren und vielleicht endgültigen Erfassung der imposanten Lehre führen könnten. Bei dem Reichtum, der nach allen Richtungen gefallenen Bemerkungen und Hinweisen de Saussure's ist die Aufgabe nicht leicht.

Eine Menge einzelner Probleme wäre noch zu klären. Unter anderem die Trennungsschärfe der beiden Disziplinen: Ist diese nur objektiv zu verstehen, so daſs wohl diachronische Resultate die Synchronie könnten klären helfen, oder führt die diachronische Betrachtung lediglich zu einer Fälschung der synchronischen?

Abschlieſsend können wir sagen, daſs die grundsätzliche Auffassung de Saussure's der Sprache als kollektives Zeichen-„System" keine Antwort zu geben vermag auf die Frage, warum sich die Sprache entwickle. Seinen vielen Gründen, die er für die in Wirklichkeit nicht existierende absolute Sprachkonstanz beibringt, setzt er keinen einzigen gegenüber, der die wirklich existierende Sprachentwicklung erklären würde — wobei wir wohl mit Recht von der im Einzelfalle nichts erklärenden Begründung absehen: Sprache verändere sich, weil sich alles verändere.

Dieses grundlegende Versagen der Saussure'schen Auffassung gegenüber einer Haupttatsache der Sprache ist uns ein Beweis dafür, daſs sie das Sprachwesen nur einseitig erfaſst. Wir weisen jede Sprachdefinition zurück, für die die Sprachentwicklung ein Fremdkörper ist. Wohl aus diesem Mangel ist es zu erklären, daſs es bei de Saussure eigentlich gar keine „Sprachentwicklung" gibt, sondern nur störende Veränderung ihrer einzelnen Elemente. Die Mängel des Saussure'schen Systems scheinen sich also aus der soziologischen Problemstellung zu erklären, die ihrerseits wieder dazu führte, von der psychischen Existenz der Sprache abzusehen, aus der sich doch allein ihre inneren Merkmale ergeben.

Geht man von dieser aus, so ergibt sich, sobald man überhaupt Sprache „setzt", mit logischer Notwendigkeit eine relative Konstanz, die auch psychologisch gerechtfertigt wird. Hingegen muſs sich die Sprache ändern, in dem Sinne wie sich psychische Tatsachen ändern, sei es im Sinne einer fortschreitenden Assoziation und Umassoziation, sei es unter dem Einfluſs bestimmter psychischer Tendenzen, sei es schlieſslich auch — und das wird verhältnismäſsig wenig berücksichtigt, wenn wir etwa von Spitzers „Überbetulichkeit"

absehen — gerade unter dem Bestreben, den psychischen Effekt einer Erscheinung konstant zu erhalten. Nach dieser letzteren Möglichkeit würde sich die Sprache verändern um psychisch konstant zu bleiben.

Auf alle Fälle aber bleibt uns aus de Saussure die grundlegende Gegenüberstellung von Diachronie und Synchronie, die für die praktische Sprachforschung trotz ihrer Unstimmigkeiten äuſserst fruchtbar gewirkt hat, für die theoretische Sprachwissenschaft aber immer zu lösendes Problem sein wird, weil ihre besonderen Qualitäten immer eine Funktion der sich wandelnden Auffassung von Wesen und Sinn der Sprache sind.

IV. Das Ineinandergreifen.

1.

Der ganze Fragenkomplex, der letzten Endes über den Sinn der Sprachwissenschaft, ja über Wert oder Unwert derselben entscheidet, kommt zum Ausdruck in den beiden Beiträgen Sechehaye's und Wartburg's in der Festschrift für Bally.

In seiner Arbeit nimmt Wartburg Bezug auf die Studie „Das Ineinandergreifen . . .", deren Inhalt sie in vollem Umfange bestätigt, vertieft und zu eindringlicher Formulierung bringt. Im wesentlichen sagt Wartburg (es ist zwar durchaus nicht leicht, aus diesem schon sehr gedrängten Exposé „Wesentliches" herauszugreifen): Synchronik oder Diachronik ist zunächst eine Frage des Standpunktes und nicht des Objektes. (Es wäre demnach schon eine logische Fehlleistung, die Denkart zu einer Objektssache zu machen, die Gefahr liegt aber gerade den Schülern de Saussure's nahe, der ja den Ausspruch getan hat: C'est le point de vue qui crée l'objet.) Selbstverständlich gibt es eine absolute, durch keine diachronischen Überlegungen gefälschte Synchronie. Wenn aber zwei Synchronien einer Sprache festgelegt sind, ist es da nicht gegeben, die beiden Synchronien miteinander zu vergleichen? Dies ist ja dem Wesen der Sprache und Sprachgeschichte angepaſst, da Sprache als Ganzes unmerklich von einer Synchronie zur andern abrutscht. Vor einer restlosen Durchkonstruktion der betreffenden Synchronien würde das bedeuten, man solle nicht, wie die historische Forschung dies doch wesentlich getan hat, ein Phänomen für sich durch viele Jahrhunderte der Sprachentwicklung hindurch verfolgen, sondern auch dessen Stellung im Gesamtgefüge der Sprache berücksichtigen. Übrigens hat die Praxis doch immer wieder „synchronische Diachronie" getrieben, sogar auch Bally, der theoretisch eine solche Kombination leugnet.

Wenn Wartburg bemerkt, daſs Bally wichtige Erkenntnisse ermittelt habe durch einen Vergleich zwischen Deutsch und Französisch als sprachliche Gesamtstrukturen, daſs übrigens auch die historische Forschung mit Sprachvergleichung begonnen habe, so kommt man zunächst auf die Idee, daſs eine derartige Sprachvergleichung

doch eigentlich wertvoller sein müſste zwischen verschiedenen Stadien einer und derselben Sprache, was ohne weiteres historische Synchronie, historischen Strukturalismus bedeuten würde. Aber wir müssen wohl bedenken, daſs es sich hier um zwei ganz verschiedene Dinge handeln kann: Um den rein denktechnischen Vorteil, der im Sinne einer Anregung aus der Sprachvergleichung resultiert — oder aber um die sachliche Berechtigung, die eine Sprache als Produkt, als Weiterbildung ihrer „Vorstufe" aufzufassen.

2.

Wir sehen, Wartburg stellt hier selbst das Programm einer neuen Linguistik auf, die primär besteht in der Schaffung einer strukturalistischen Sprachwissenschaft, sekundär in deren historischem Weiterbau.

Zum Verständnis de Saussure's ist es aber gerade hier wichtig festzustellen, daſs Wartburg den Cours général selbstverständlich sehr wohl begreifen, nicht aber erfassen konnte. Dazu sind die Naturen zu grundsätzlich verschieden: De Saussure geht als logisierender Gesetzgeber an die Sprachwissenschaft heran. Der Satz c'est le point de vue qui crée l'objet, hätte Wartburg, dessen Erkenntnisse in erster Linie aus immer mehr vertiefender Beschäftigung mit der Sache herauswachsen, doch stutzig machen müssen. Eine Standpunktsnahme ist bestenfalls eine Anfrage ans Objekt, de Saussure aber nimmt sie als Definition desselben. Sein Verbot, von der Synchronie zur Diachronie zu schreiten, ist deshalb in erster Linie eine logische Hypothese.

Begünstigt wurde diese durch das Primat, das de Saussure dem Lexikon der Sprache zugestand. Darin konnte Wartburg, der Herausgeber des französischen Wörterbuches, kaum etwas Verdächtiges finden. Wir glauben aber gezeigt zu haben, daſs dieses Primat in engster Beziehung steht zu dem Systemsbegriff bei de Saussure. Gerade im Lexikon ist nämlich von einem System, wenn man irgend die geläufigste Auffassung dieses Begriffes beibehalten will, nicht die Rede, kann nicht die Rede sein, da ein lexikologisches System erst erstehen kann nach restloser Erkenntnis der Welt der Dinge — von der wir gottlob noch recht weit entfernt sind. Hingegen genügt das lexikalische System den Anforderungen, die de Saussure überhaupt an den Begriff „System" stellt, das für ihn nichts anderes bedeutet als ein gegenseitig festgelegtes Verhältnis vieler Einzelteile — daſs irgendwelche Regelmäſsigkeit einer Struktur impliziert sei, davon ist keine Rede.

3.

Aber auch die Idee der irgendwie energiegeladenen gegenseitigen psychischen Anziehung der Teile eines solchen „Systems" ist nicht vorhanden. Es handelt sich nur um eine zufällige Koexistenz von Teilen der Sprachwelt, die man in der gleichen Teilwissenschaft

behandelt, weil sie der gleichen wissenschaftlichen Kategorie angehören.

In Wirklichkeit hatte de Saussure die Wahl, entweder die Teile eines synchronischen Querschnittes als zueinandergehörig, voneinander abhängig, miteinander in einem Gleichgewicht sozusagen energetischer Art zu betrachten, oder aber seinen synchronischen Querschnitt als eine, dem Wesen der Sprache fremde, lediglich aus praktischen Gründen wichtige Gleichzeitigkeit darzustellen. Im zweiten Falle, und nur im zweiten Falle, ist es denkbar, daſs die einzelnen Phänomene sich so verhalten, als wären sie überhaupt isoliert, von nichts abhängig, niemandem verbunden, als dem unmittelbaren Impuls einer brutalen, fast materiellen Macht des Sprachlautes. Dann aber hat es auch gar keinen Sinn, von synchronischer Sprachwissenschaft zu sprechen, denn Wissenschaft geht doch auf die Erforschung von Gesetzmäſsigkeiten, die auf Regelmäſsigkeit und Harmonie beruhen, vor allem aber auf der Anerkennung einer kausalen und psychisch-energetischen Zusammengehörigkeit. — Anerkennen wir aber diese beiden Faktoren, die beide von de Saussure geleugnet werden: Erstens einer inneren Ordnung und Harmonie, zweitens eines Willens der Teile zum Zusammengehören und Zusammenbleiben, so ist es gar nicht denkbar, daſs ein einzelner Teil sich isoliert verändern kann, ohne daſs das ganze System, dem er angehört unmittelbar mit strikter psychologischer Gleichzeitigkeit auch verändert wird. Daraus ergibt sich — wir haben es bereits behauptet — daſs die Synchronie de Saussure's nichts anderes ist, als ein totgeborenes Kind.

Auſserdem stellt sich gerade hier die Frage nach dem letzten Sinne der Sprachwissenschaft: Wenn die einzelnen Teile eines Systems sich so verändern können, als wären sie isolierte Gebilde, dann kann es überhaupt keine Sprachwissenschaft mehr geben: Es wird dann nur noch Sprachlehren geben zum praktischen Sprachgebrauche, zum Erlernen von Fremdsprachen. Sprachwissenschaftlich gesehen, ist es dann ohne jedes Interesse, eine Gleichzeitigkeit zu studieren, die lediglich die Laune eines Zufalles ist. Es wird also in erster Linie die Synchronie — die von de Saussure geforderte Wissenschaft — betroffen. Bei näherem Zusehen wird aber auch die historische Linguistik als vollständig interesselos erwiesen: Da bekanntermaſsen ein Phänomen durch verschiedene Synchronien hindurch verfolgt immer eine ganz andere Bedeutung und Rolle hat, so daſs eigentlich nur ein materielles Substrat durch die verschiedenen Epochen hindurch verfolgt wird, handelt es sich dabei eigentlich nur noch um eine Reihenfolge von Anekdoten, die durch die Einheit etwa eines Lautes, eines Lautkomplexes oder einer logischen Funktion miteinander verbunden sind. Es ist also tatsächlich so, daſs Synchronie, die wirkliche gesprochene Sprache, das primäre Interesse der Sprachwissenschaft darstellt. Ist hier keine Wissenschaft möglich, so fällt auch die Diachronie, und der Linguist kann sich als „angewandter Psychologe" oder Sprachmusiker betrachten.

Einem Forscher, der so tief und eng mit sprachlicher Wirklichkeit verbunden ist wie der Verfasser der kleinen Schrift vom „Ineinandergreifen . . .“ oder des Beitrages von Bally konnte es unmöglich gelingen, den ganzen Abgrund einer Auffassung, die so unmittelbar die Sprache als wirkliche und wirkende Einheit abtut, zu durchschauen, d. h. die ganze Wesenlosigkeit des Saussure'schen Begriffes vom „Sprachsystem“ entsprechend zu würdigen, geht doch heutzutage dieses Wort um, wie eine blanke Münze, deren richtige Wertung jedem Absolventen der Primarschulen zugemutet wird.

4.

Wenn wir nun aber das logisierende Element in der Darstellung de Saussure's als bewegenden Faktor betrachtet haben, so ist es nur gerecht, auch das reelle Motiv zu würdigen. Bereits haben wir, und wiederholt, auf die Saussure'sche Idee von der Sprache hingewiesen, die ihm in erster Linie sich im Ausdruck erschöpft, in der Mitteilung, in der das Lexikon selbstverständlich die Hauptrolle spielt. Das Lexikon nun aber wird in erster Linie durch die lautlichen Veränderungen in Mitleidenschaft gezogen. Wir möchten nun das Lexikon als zur Sprache nur in relativem Sinne gehörig betrachten. Die Sprache besteht in erster Linie nicht aus Wörtern, sondern aus grammatikalischen Regeln, Wortstellungs- und Wortbildungsgesetzen. Ob eine bestimmte Präposition vor, ante, oder devant heiſst, ist vollständig unerheblich. Nicht unerheblich aber ist es, ob die Präpositionen vor oder hinter dem Substantiv stehen, ob sie mit den parallelen Adverbien identisch sind, ob eine Sprache und wie viele Präpositionen hat, oder ob sie alle Verhältnisse durch Casus ausdrückt. Und doch hat gerade das bloſse Lexikon, das am Rande der Sprachwirklichkeit steht, de Saussure als Beispiele gedient, um seiner These Nachachtung zu verschaffen. — Daſs lautliche Veränderungen die wirkliche Sprachstruktur berühren und nicht umgekehrt von ihnen geduldet, ja provoziert werden (wir denken an das Überflüssigwerden der lateinischen Endungen) ist noch in keiner Weise bewiesen worden.

Hätte Wartburg diesen — linguistisch gesehen — schlechten Willen de Saussure's erkannt, so hätte er nicht in erster Linie versucht, die feinsten Gedankengänge des Genfer Linguisten nachzugehen. Er hätte sich nicht auf der lexikologischen Basis die Mühe gegeben zu beweisen, daſs die eine Synchronie die andere vorbereitet, sondern er hätte lediglich gezeigt, wie reich die Sprache ist in lexikalischer Beziehung, so reich, daſs auch die „drohende“ Homonymie für sie in keiner Weise wirklich drohend ist, da für ein „gefährdetes“ Wort gleich eine Reihe von „Synonymen“ zur Verfügung stehen. Damit hätte er den Einwand de Saussure's von der Zerstörung des Sprachzustandes durch fremde — phonetische — Faktoren automatisch widerlegt. Übrigens zeigt ja die Sprache, daſs sie andere Lautregeln anwendet, wenn es sich um Allerweltswörter handelt, die bei den

rudimentärsten Andeutungen noch verstanden werden, oder aber um Funktionswörter, die bereits auf ein Maſs lautlichen Minimums reduziert sind und wirklich keinen Ersatz haben. Wir brauchen nur an französisch *touss, pluss* usw. zu denken. Wir wiederholen: Die Behauptung de Saussure's verliert jeden Sinn, wenn man die Wortform als Randerscheinung der Sprache betrachtet. Sie wird zum mindesten problematisch, wenn man die ebensowenig bewiesene Antithese aufstellt, ein bestimmter grammatikalischer wie auch lexikalischer Sprachzustand begünstige, ja fordere eine bestimmte lautliche Veränderung. Wörter sind das rein praktische an der Sprache, sozusagen das materielle Substrat, ohne das es kein Sprechen gibt. Aber aus dieser praktischen Rücksicht auf das Wesen der Sprache zu schlieſsen, scheint uns doch, sich zum Vornherein die Türe zu einer innigeren Erkenntnis ihres Wesens verrammeln. Unter wohl bewuſster Übertreibung der Tatsachen könnten wir sagen, die Wörter als Sachbenennungen gehören ungefähr im gleichen Sinne zur Sprache wie Tinte, Graphit oder Kreide zur Geometrie. Tatsächlich könnten alle Wörter untergehen — und die Sprachgeschichte kennt ähnliche Beispiele, ohne daſs die Sprache in ihrem Bau verändert würde. Auf alle Fälle: Unsere Kenntnisse sind zu roh, erstrecken sich über zu viele Synchronien, um auch nur mit Sicherheit etwas behaupten zu können über die Richtung der Kausalität unter den verschiedenen Sphären der Sprache.

5.

Daſs foot-feet eine Ausnahmeerscheinung ist, dürfte bekannt sein. Es ist nun nicht unmöglich a priori, daſs diese Mehrzahlbildung Schule macht. Solange aber das nicht geschieht, solange also die isolierte Ausnahme bleibt, besteht kein Recht, von der Zerstörung einer Sprachregel durch fremde — lautliche — Einflüsse zu sprechen. Sollte aber umgekehrt auf Grund dieser lautlichen Erscheinung eine neue Art der Mehrzahlbildung — nämlich auf Grund des Umlautes sich einführen, so wäre mit diesem ersten Beispiel noch lange nicht diese Regel begründet, sondern es müſste dann erst noch aufgewiesen werden, wie sich die Gesamtstruktur der Sprache verändert hat, bis eine derart wichtige morphologische Tatsache sich mitgehend verändern konnte. Was Wartburg über die Bedeutung des Standpunktes schreibt, ist auſserordentlich wichtig. Wir haben in derartigen Äuſserungen einen Hinweis auf die kritische Vorsicht, die wir unseren Erkenntnissen gegenüber walten lassen müssen.

Gerade in bezug auf das Lautproblem in der Sprache ist es sehr angezeigt zu berücksichtigen, daſs hier Standpunkte und bewuſste oder unbewuſste Annahmen zugrunde liegen. Hier ist es die Auffälligkeit der Erscheinungen, die mit ihrem Primat verwechselt werden. Daſs die Wissenschaft aber historische Lautlehre — wohl wegen der verhältnismäſsig leichten Erkennbarkeit des Objektes — früher und eingehender studierte als den Konnexus der verschiedenen grammatikalischen Gesetze einer Sprache, darf nun durchaus nicht zum

Schlusse führen, diese zuerst erkannte Erscheinung sei auch die ursprünglich wirkende: Im Gegenteil, es handelt sich hier nur um den Standpunkt des Phonetikers. Dieses kritische Bewufstsein gegenüber dem ,,Standpunkt" und damit der Tragweite unserer ,,Erkenntnis" gibt den Ausführungen Wartburg's eine ganz besondere Bedeutung über ihren engeren linguistischen Gehalt hinaus.

6.

Mit der Forderung Wartburgs nach historischer Strukturalistik ist tatsächlich nicht nur eine äufserlich neue Forderung nach einem noch nicht beackerten Zweig der Sprachwissenschaft gegeben, sondern, was viel wichtiger ist, sie enthält die Aufforderung zu einer Revision aller linguistischen Werte: Alles hängt in der Sprache zusammen, alle ,,Teile" der Sprache bilden e i n e Einheit. Von einer Wechselwirkung zu sprechen, ist schon eine Übertragung unserer logischen Gepflogenheiten und Beschränkungen auf das Objekt, vielleicht die tragischste Metabasis, der der Mensch immer wieder verfallen mufs, wenn er sich überhaupt mit einem Objekte befassen will. Aber es gibt doch eine ganz wesentliche Korrektur in diesem Prozefs, und diese besteht in dem stets lebendigen Bewufstsein: Mein Objekt ist ja eines. Meine Kausalität ist subjekts-, ist geschichtlich bedingt, ist lediglich eine Auswirkung meines S t a n d p u n k t e s, ist eine Ausstrahlung des Standes der zeitgenössischen Wissenschaft. Aha, die Sprache z. B. ist e i n e. Leider mufs ich einteilen in Syntax, Morphologie, Lexikon usw. Aber wenn ich schon weifs, dafs diese Einteilung, wenn auch logisch nötig, so doch eine Vergewaltigung des Objektes ist, so werde ich mich doch nicht hinreifsen lassen, nun dem einen Teile eine primäre Kausalität zuzuschreiben, nur weil mir dieser eine Teil auffälliger in die Augen springt. Mit dieser Überlegung scheint uns die von de Saussure vorausgesetzte primäre Kausalität der Phonetik eindeutig erledigt, oder zum mindesten ebensosehr in Frage gestellt, wie die irgendeiner Sphäre sprachlichen Geschehens. Solange man sich also mit Einzelheiten beschäftigt, mufs jede Behauptung in die Parenthese eines ,,Als ob" eingeklammert werden.

Wir denken, dafs die Ausführungen Wartburg's gerade in dieser Beziehung einer grundsätzlichen Anerkennung des Objektes als Ding an sich gegenüber den Notwendigkeiten unseres Denkapparates von gewaltiger Bedeutung sind.

7.

Wie schliefst demgegenüber de Saussure? Dem grofsen Denker geschähe das bitterste Unrecht, wenn versucht werden sollte, seine Bedingtheiten zu verwischen und auf Grund der Anerkennung seiner gewaltigen Leistungen auch das schützen zu wollen, was der Weiterentwicklung der Wissenschaft als Hemmung im Wege steht. Wie will er beweisen, dafs die eigenwillige Lautentwicklung hier bei foot-feet die Ausnahme als deus ex machina geschaffen hat? Wie will er ferner beweisen, dafs dieser Vorgang eine wesentliche Veränderung

der Sprache bedeute? Und welche Gewalttat bedeutet es schliefslich, aus diesem besonderen Falle die disparité sprachlichen Geschehens überhaupt abzuleiten? Heifst dies nicht letzten Endes aus dem Nichtwissen der wirklichen Verhältnisse eine Tugend machen zu wollen, indem man einfach das Nichtgewufste negiert und aufser Diskussion setzt?

Wenn Sechehaye Wartburg (S. 23) sozusagen entschuldigt, er habe eigentlich nicht grundsätzlich behauptet, dafs synchronisches und diachronisches Geschehen sich in kontinuierlicher Weise ineinander verflechte, so glauben wir nach den Ausführungen Wartburg's nun nicht mehr in der Studie „vom Ineinandergreifen" sondern in dem Beitrage zu Ehren von Bally, diesen Forscher deutlich jener kaum entschuldbaren Ansicht von der Einheit der beiden Adspekte — eben weil es nur Adspekte sind — verfallen.

Wohin würden wir mit einer solchen Ansicht kommen? fragt sich Sechehaye? Vielleicht ist auch die Frage gestattet: Wohin sind wir mit der gegenteiligen Behauptung gekommen? Wohin würden wir damit kommen, wenn nicht ihre prominentesten Verfechter — wie Wartburg dies für Bally nachweist — sich „wenigstens" in der Praxis als historische Strukturalisten erwiesen hätten? Wir glauben die Antwort in einer der vorhergehenden Abschnitte gegeben zu haben. In der Praxis wird es doch wohl so sein, dafs die konstruktive Richtung ergänzt und bereinigt werden mufs durch die kritische Einzelforschung, die bei näherem Zusehen doch mit den gleichen Ideen arbeitet wie die konstruktive, die strukturalistische.

8.

Entgegen Wartburg, der trotz der Bewunderung für den theoretischen Schöpfer der synchronischen Sprachbetrachtung seine gewichtigen Ergänzungen anzubringen hat, befindet sich Sechehaye in vollkommener Übereinstimmung mit de Saussure und ist auch in völliger Sicherheit bei dessen Ausdeutung (Or, c'est cela que de Saussure a voulu dire ... Voilà la véritable signification de la doctrine saussurienne ... etc.). Diese glänzende Apotheose auf das Werk de Saussure's zieht ihren wissenschaftlichen Wert aus Formulierungen und Darlegungen, die vielfach klarer und zugleich weiter sind als die des Meisters selbst. Auffällig aber ist dennoch, dafs Sechehaye an offensichtlichen Lücken vorbeigeht, ohne sie als solche zu bezeichnen.

So ist zunächst die gewaltige Bedeutung der phonetischen Vorgänge und ihrer präsumierten Bedeutung im Cours général offensichtlich. Also erhebt sich doch da die Frage:

1. Ist es wirklich so, dafs der phonetische Vorgang primär bestimmend ist. Oder ist es nicht eher so, dafs im Anschlufs an phonetische Vorgänge die Sprache eine Menge von Wörtern und Formen fallen läfst, die sowieso als Ballast zu betrachten waren? (Gegen die Hypothese der „Notwehr" ist ja Wartburg schon in seinem „Ineinandergreifen" aufgetreten.)

2. Hat überhaupt der phonetische Vorgang mit seinen Konsequenzen die Rolle in der Sprachgeschichte, die ihm de Saussure a priori zuschreibt, oder ist nicht vielmehr bei der Frage nach organischer oder accidenteller Sprachentwicklung von der Phonetik in gleicher Weise zu abstrahieren wie von offensichtlich sprachfremden Einflüssen wie Sprachmischung oder sozialer Revolution?

3. Falls die phonetischen Vorgänge nur uneigentlich zur Sprache gehören, gibt es dann noch andere Phänomene, die eine Störung verursachen können?

4. Falls nicht von heterogenen Störungen die Rede sein kann, gibt es dann eine kontinuierliche Sprachentwicklung, oder ist eine Sprachveränderung überhaupt nur denkbar als Wechsel von Störung und Reparatur?

Das waren doch offenbar Fragen, zu denen de Saussure explizite Stellung nehmen mufste, das sind Fragen, deren Offenlassen die Kritik zu bemängeln hat, mit Rücksicht auf die Folgen, die ihre Beantwortung für das ganze System de Saussure's hatte. Sechehaye hingegen, findet es „remarquable, qu'il ait évité de dire que ses facteurs troublants sont toujours des changements phonétiques. Il est remarquable également qu'il n'ait pas voulu se prononcer sur la nature et les causes de ces changements." Zugegeben, Sechehaye ist in Saussureschen Gedankengängen daheim, wie wohl wenig Forscher — er mag aber auch ebensosehr in diesen Gedankengängen befangen sein. Sonst hätte er in der Unterlassung de Saussure's nicht etwas „Remarquables" gefunden, sondern ganz einfach bemerkt, dafs de Saussure seine strikteste Behauptung auf einen Hohlraum gebaut hatte.

9.

Wie nun gerade aus den scharfsinnigen Formulierungen Sechehaye's hervorgeht, hat die Gegenüberstellung von Synchronie und Diachronie einen ganz anderen Sinn, als der wirklichkeitsnahere von Wartburg ahnen konnte. Für Letzteren sind synchronische Querschnitte lediglich eine logische Notwendigkeit, wie dies aus den Ausführungen in den Mélanges deutlich hervorgeht. In Wirklichkeit ist die Entwicklung des Sprachganzen ein Kontinuum. Demgegenüber hat für Sechehaye, und wir glauben, seine Auffassung sei dem Cours général adäquat, ein synchronischer Schnitt seine objektive Berechtigung: Sprache entwickelt sich nämlich nicht kontinuierlich, sondern ruckweise: Eine externe, phonetische Störung wird après coup korrigiert durch eine sprachgemäfse Umwandlung: Die Störung ist „contingentiel", die Korrektur organisch. Wir haben bereits gesagt, dafs diese Auffassung nicht befriedigt und lediglich ein Ausflufs unserer teil- und kategorieweisen Betrachtungsart ist.

10.

Noch auf eine Einzelheit möchten wir besonders Bezug nehmen. Sechehaye zitiert einen Ausspruch Ballys (S. 21/22), wonach das Ver-

hältnis zwischen Synchronie und Diachronie, d. h. zwischen einem Sprachzustand und den Umwälzungen um so disparater werde, je grölser die Zeiträume sind, die man durchgeht und je komplexer die in Betracht gezogenen Erscheinungen seien. Was nun die Zeitspanne anbelangt, ist der Ausspruch Ballys ohne weiteres richtig, beweist aber durchaus nichts gegen das Ineinandergreifen: Man mufs sich eben wieder vergegenwärtigen, dafs mit der Zeitspanne auch die wissenschaftliche Täuschung wächst. Mit welchem Recht behauptet man die Identität einer Erscheinung über mehrere Jahrhunderte hinweg? Je gröfser die Zeitspanne ist, um so gröfser die Aussicht, nur ein identisches materielles Substrat unter der Hand zu haben, mit ganz verschiedenen Bedeutungen in der jeweiligen Sprache selbst. Die Linguistik arbeitet dann mit Materialien, denen in der wirklichen Sprachentwicklung eine ganze Reihe verschiedener Werte entsprechen. Ist das dann noch Wissenschaft? Daher hat auch Wartburg einmal klar gesagt, ein Wörterbuch des Altfranzösischen schlechthin sei kein wissenschaftliches Werkzeug. Damit ein solches Werk wissenschaftlichen Wert beanspruchen könne, müsse beispielsweise das Altfranzösische in mindestens drei Epochen d. h. drei Wörterbüchern zusammengefafst werden. (Die andere Forderung nach sachlicher, nicht alphabetischer Zusammenstellung geht uns hier nichts an.) Summa: Auch hier soll man sich hüten, aus der Unvollkommenheit unserer Denkweise oder gar aus der Mangelhaftigkeit unserer Materialien einen objektiven Schlufs ziehen zu wollen, es sei denn der einzig richtige, den von Wartburg eindringlich dargestellt hat, nämlich nach bestmöglicher Verbesserung unserer wissenschaftlichen Werkzeuge.

Was nun andererseits die komplexe Natur der Erscheinungen anbelangt, so scheint uns die Frage schwieriger. Aber auch hier ist das Problem vielleicht ein erkenntnistechnisches. Handelt es sich um ein komplexes Problem, das sprachgemäfs komplex ist, dessen Komplexität also nicht nur auf unseren linguistischen Kombinationen beruht, so dürfte sich doch wohl ein anderes Bild ergeben. Vielleicht wird man einmal geradezu die diachronischen Erscheinungen nach den sie begrenzenden Synchronien zusammenfassen als Kriterien — dann würde selbstverständlich jede Diskrepanz verschwinden.

II.

Gegen den Schlufs seiner klaren Ausführungen scheint Sechehaye die Hand zu einem Kompromifs bieten zu wollen. S. 22/23 sagt er vom „Ineinandergreifen ...": ... il n'en a pas ébranlé les assises profondes ni l'application que F. de Saussure en a faites luimême. Le problème des relations exactes entre le diachronique et le synchronique subsiste tout entier, personne n'en a encore dominé tous les éléments pour en donner une solution intégrale vraiment satisfaisante. Diese Stelle scheint uns doch auf eine gewisse Unsicherheit hinzudeuten trotz des Ausdruckes assises profondes. Wenn

nur die Anwendung des Gesetzes richtig ist, die F. de Saussure selbst gezogen hat, so beweist dies nichts für das Gesetz.

S. 26 stellt sich Sechehaye die Frage, ob die beiden Behauptungen sich gegenseitig ausschliefsen, und kommt zum Schlusse, dafs organisches und accidentelles Geschehen auftrete. Besonders sei zu erwähnen, dafs die Korrekturen der accidentellen Schäden organischen Ursprunges sein könnten. Diese Auskunft befriedigt wissenschaftlich in keiner Weise. Wir wollen nicht wissen, ob da oder dort accidentelles vor sich geht, die grofse Frage ist doch die, welches von beiden dem Wesen der Sprache gemäfs ist. Die Frage ist die, ob die Umwandlung des Vokabulars durch die Phonetik den Kern der Sprache trifft, oder ob es sich in der Phonetik um einen besonderen Pol der Sprache, in dem Lexikon um ein lediglich rohes Material handelt. Die Frage ist weiter die, ob tatsächlich die phonetischen Vorgänge ein Primat vor dem übrigen Sprachwesen haben, oder ob in Wirklichkeit die ganze Sprachauffassung einer bestimmten Epoche zu gewissen Verschleifungen oder Lautveränderungen führt, ob also, anders gesagt, dieses Primat auf dem Schein unserer Erkenntnisart beruhe.

12.

Aus der Gegenüberstellung der beiden Beiträge für Bally resultieren also folgende Probleme:

Ist die Sprache ein Wesen an sich, das als Ganzes zu betrachten ist, auch dann, wenn unsere Denkart uns zwingt, Teile zu unterscheiden, oder hat in Wirklichkeit einer ihrer Teile, die Phonetik z. B. oder gar jeder Teil eine Autonomie, deren Veränderung sich im Sprachganzen als Störungen auswirkt, die nachträglich korrigiert werden? Ist also natürlicherweise die Sprachentwicklung kontinuierlich oder stufig?

Würde sich eine Sprache auch dann verändern, wenn es keine Veränderung von der Phonetik aus gäbe? Wenn es das nicht gibt, dann ist die Sprachgeschichte nur die Aufeinanderfolge heterogener Zustände und als Objekt einer wirklichen Wissenschaft unmöglich. Noch viel mehr kann dies von einer Sprache behauptet werden, die nur auf Grund sprachäufserer Einflüsse, wie Sprachmischung und soziale Revolutionen hin sich ändert. Es könnte dann nur noch eine sprachliche Kulturgeschichte geben, eine Sprachenforschung, aber keine Sprachwissenschaft mehr.

Wird Sprachwissenschaft im reinen Sinne des Wortes überhaupt bestehen können, da sie doch ihr Material wenigstens in ihrem historischen Teile nur jahrhundertweise zur Verfügung hat, es aber zu wirklicher, d. h. genauer Forschung als Tages-, ja Stundenquerschnitt zur Verfügung haben müfste? Ist nicht vielleicht die offizielle Sprache ein leerer Schein, hinter der, als alleinige Realität und würdiges wissenschaftliches Objekt der Wissenschaft die Individualsprache steht?

In positive Behauptungen gekleidet können wir den Inhalt dieses Kapitels in folgende Sätze zusammenfassen; in denen wir uns wesentlich auf die Ausführungen Wartburg's in „Ineinandergreifen"... und in den Mélanges Bally zu stützen glauben:

Die Auffassung de Saussures ist ein erkenntnishistorischer und erkenntniskritischer Irrtum. Das Vokabular ist der Teil der Sprache, der dem Verständigungsprinzip entspricht. Es ist aber von der Hand zu weisen, daſs dieses Prinzip dem Wesen der Sprache gerecht wird.

Die Ansicht von Störung externer Art, die allerdings eine Unmöglichkeit der Vereinigung von Diachronie und Synchronie impliziert ist Ausfluſs lediglich unserer logischen Erkenntnisart, dann aber auch der bisherigen Praxis in der Linguistik, die vor allem in der Phonetik äuſserlich richtige Resultate lieferte, weil sie hier mit auffälligen Erscheinungen arbeiten konnte. Schlüssig aber sind ihre Resultate auf das Sprachganze in keiner Weise, da sie über zu groſse Zeiträume hinübergehen, in denen die wirkliche Sprache eine Reihe von ganz spezifisch verschiedenen Synchronien durchlaufen kann. Daher die Forderung Wartburg's, wenigstens auf dem Gebiete des Lexikons, mehr Sprachstufen zu unterscheiden und auszuarbeiten, als bisher berücksichtigt worden sind.

V. Der Cours général und die Phonologie Trubetzkoy's.

1.

Ein Sammelwerk wie der Cours général, der aus drei Vorlesungen zusammengestellt wurde, konnte nicht alle Widersprüche und Fremdkörper aus dem Werke de Saussure's entfernen ohne befürchten zu müssen, der Idee des Autors doch irgendwie Gewalt anzutun. Diese Unvollkommenheiten ergeben sich zum groſsen Teil praktisch aus der Tatsache, daſs de Saussure seine Vorträge nach bloſsen Notizen hielt, was für den Schüler gewiſs ein Vorteil war. Dabei wurde durch den unmittelbaren Kontakt die Abwegigkeit gewisser Einzelheiten ohne weiteres aufgehoben. — Für ein geschriebenes Werk aber, das sich in seiner Synopsis bietet, wäre unbedingt die Gesamtschau durch den Verfasser vorauszusetzen. Was daher Schuchardt in seiner Besprechung bemängelt, daſs nämlich Saussure Faktoren und Einwände anführt, ohne sie nachher zu verwerten oder zu erledigen, kann einem mündlichen Vortrag nicht zum Nachteil gereichen — wohl aber seinen schriftlichen Niederschlag.

Sachlich besteht der Vorwurf Schuchardts zu Recht. So finden wir die Bemerkung: Alles an der Sprache ist psychologisch — der aber durchaus keine Folge gegeben wird, so daſs sie als Fremdkörper höchstens das Verständnis des Werkes verunmöglichen kann. Wir finden (209) die Bemerkung, daſs es sich beim Lautwandel nicht um ein anthropologisches — materiellorganisches — Problem handle, sondern um eine Änderung der „artikulatorischen Gewohnheiten" — welcher Ausdruck, trotz seiner immanenten Problemstellung, nicht

einmal genauer definiert wird. De Saussure trennt — vielleicht als erster prinzipiell — Laut als physiologische Erscheinung vom musikalischen, psychischen Laute und fordert eine entsprechende Scheidung von der Wissenschaft: Aber für sein eigenes System bleibt diese Idee abseits. Zusammenfassend hat man das Gefühl, daſs sein theoretischer Weg unterbrochen aber nicht beeinfluſst wird von Eindrücken aus unmittelbarer und fruchtbarer Spracherfassung, von Einflechtung fremder theoretischer Überlegungen, von Anschauungen aus dem zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb. — Zu den letzteren gehört die Anerkennung der historischen Phonetik, der er aber — und das beweist, daſs diese seinem System doch fremd ist — keine statische Phonetik gegenüberstellt.

2.

Welches ist nun das Verhältnis des Cours général zur modernen Phonologie? Aus der scharfen Distanzierung Trubetzkoy's (Journal de psychologie (1933) könnte man entnehmen, daſs tatsächlich die Phonologie als Derivat der Saussure'schen Sprachauffassung hingestellt worden wäre. Wir glauben, daſs die Wörter System und die Bezeichnung ,,Phonologie" bei de Saussure äuſserliche Gründe eines derartigen Irrtumes gewesen wären. Nun ist aber einerseits die moderne Phonologie in ihrer elementaren Form nur und ausschlieſslich mit dem Laut beschäftigt, während de Saussure die Bezeichnung Phonologie für die physiologische Lautlehre eingeführt hat, die man vor ihm zur (historischen) Phonetik gliederte. Andererseits nimmt es die Phonologie der Schule Trubetzkoy's mit dem Begriff System ernst, weswegen sie sich auch als strukturalistische Linguistik betrachtet. Man würde vielleicht annehmen, daſs eine solche Begriffsvermehrung lediglich auf Grund der gleichen Benennung unmöglich wäre, aber man kann der Auffassung sein, daſs die unadäquate Auffassung gegenüber dem Cours général zum guten Teil auf der Miſsdeutung des Begriffes ,,System" bei de Saussure zurückzuführen ist. — Gelegentlich werden ja nicht nur gleiche, sondern auch ähnliche Wörter verwechselt: So bringt de Saussure (31) das Wort ,,psychophysique", welches Delacroix — dessen wissenschaftliche Qualitäten doch niemand in Abrede stellen wird —, in seiner ,,Analyse psychologique de la fonction du langage" als ,,psychologique" wiedergibt.

3.

Gerade aus der Verschiedenheit des Begriffes System ist leicht zu ersehen, daſs offenbar in ihren wesentlichsten Absichten die Phonologie Trubetzkoy's (von nun an nur noch Phonologie benannt) den Ideen des Cours général fremd ist. Bevor wir aber zwecks Charakterisierung des letzteren diesen Unterschied genauer betrachten, wollen wir sehen, ob auch Gemeinsames aufzuweisen ist, d. h. ob das Werk de Saussure's in gewisser Hinsicht als Grundlage und wissen-

schafts-historische Voraussetzung der Phonologie betrachtet werden muſs.

Da springt zunächst in die Augen, daſs ohne die Schöpfung des Begriffes einer statischen Sprachwissenschaft keine Phonologie entstanden wäre. Zuerst muſste gezeigt werden, daſs Sprache als Seiendes ein Ding an sich ist, ein mögliches Objekt wissenschaftlicher Betrachtung, daſs Sprache nicht nur betrachtet werden kann als ein Werdendes, als Entwicklung, sondern auch als bestehendes System. Welcher Art nun dieses System auch sein mochte bei de Saussure, so schlieſst es doch auf alle Fälle die Idee in sich — und das ist zunächst das Wesentliche — daſs die Einzelphänomene einer Sprache betrachtet werden müssen in ihrem gegenseitigen Verhältnis (die allerdings bei de Saussure wesentlich auf eine gegenseitige Abgrenzung hinausläuft).

Ohne die Idee einer statischen Linguistik ist Phonologie unmöglich, und in dieser Beziehung fuſst Trubetzkoy offensichtlich auf de Saussure, was in seinen Ausführungen nicht ausdrücklich genug betont wird. De Saussure anerkennt nur eine isolierte Entwicklung der Einzelphänomene, lehnt also eine strukturalistische Diachronie ausdrücklich ab — wohl im Hinblick auf die realisierten Forschungen, aber auch bei Trubetzkoy ist historischer Strukturalismus nur ein Derivat des statischen, zu welcher aber die Theorie de Saussure's die Voraussetzungen liefert.

Es ist also zum mindesten einseitig, wenn Trubetzkoy sich gegen die atomistische Diachronie de Saussure's wendet, ohne ausdrücklich anzuerkennen, daſs ohne den Cours général nicht einmal synchronischer Strukturalismus möglich war.

4.

Weiter ist evident, daſs Phonologie fuſst auf der ausdrücklichen und einleuchtenden Trennung de Saussure's zwischen physiologischer und „musikalischer" Lautbetrachtung. Die Scheidung mag schon vor Saussure durchgeführt worden sein — es gibt ja wenig neues unter der Sonne — im Cours général ist sie mit derjenigen Grundsätzlichkeit dargelegt, die ihr erst die praktische Nachachtung verschaffen konnte.

Der Cours général löst tatsächlich die Laute heraus aus einem formlosen Komplex physikalischer, physiologischer, psychophysischer und psychischer Tatsachen. Selbstverständlich ist man sich immer mehr oder weniger bewuſst gewesen, daſs alle diese Tatsachen im „Laut" zusammenkommen, daſs da grundsätzlich verschiedene Wesenheiten zusammentreffen: Aber von dieser Erkenntnis bis zur Behauptung, es gebe einen rein psychischen Laut, und dieser Laut sei der Beachtung wert, scheint uns ein gewaltiger Schritt zu sein. Mit dieser Behauptung ist das Objekt einer neuen Wissenschaft gegeben.

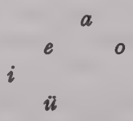
Erst damit ist die Möglichkeit einer neuen synchronischen Lautwissenschaft gegeben, die ein System der Laute voraussetzen kann nicht auf physiologischer Grundlage, sondern als psychisch-musikalisches Ganzes.

5.

Trubetzkoy wirft de Saussure vor, trotz dieser Anerkennung eines psychischen Lautes, charakterisiere er die Laute nur nach ihrer Artikulationsbasis, also nach materiellen Gesichtspunkten. Tatsächlich trifft dies zu. Man darf aber nicht vergessen, daſs dies die einzige Möglichkeit ist und war, um den Laut zu identifizieren. Auf die Frage etwa: Was ist der Laut „*s*“? würde auch ein Phonologe nicht anders antworten können, als durch Angabe der Artikulationsstelle und Beschreibung des Artikulationsvorganges — und zwar obschon er ganz genau weiſs, daſs er damit den Laut nur definiert aber nicht charakterisiert hat. Anders kann man überhaupt Qualitäten an sich nicht definieren. Auf die Frage, was indigoblau sei, wird man nur mit Angabe der Schwingungszahl antworten können, trotzdem man weiſs, daſs blau eine psychische Qualität, die Zahl eine materielle Tatsache ist.

Nun ist allerdings, wohlverstanden nur innerhalb eines strukturellen Systems noch eine weitere Definition möglich: So wird man im Deutschen den Laut *ü* als Umlaut von *u* bezeichnen können, was zwar noch keine fertige Definition, aber doch wenigstens ein wesentlicher Hinweis ist. Im Französischen wird man in ähnlichem Sinne *ou* und *eu* als Wechsellaute bezeichnen können (veut-voulons). Dabei ist aber Voraussetzung, daſs das System wirklich ein strukturelles sei, nur auf die psychischen Verhältnisse der Laute sich aufbaue und nur psychische Relationen berücksichtige: Hier aber zeigt sich gerade, daſs die Phonologen auch nicht über die Artikulationsbasis hinausgekommen sind. Wo Trubetzkoy die Laute einer Sprache zusammenstellt, geschieht dies ausnahmslos nach der altbekannten phonetischen Pyramide mit dem Laut *a* an der Spitze — und das ist kein psychisches Verhältnis, sondern Anordnung nach physiologischen Gegebenheiten.

Hätte beispielsweise eine Sprache die Laute *a*, *e*, *i*, *o*, *ü*, so werden sie angeordnet



was durchaus keiner psychischen Realität zu entsprechen braucht. A priori wäre ebensowohl möglich

i
ü
a *o*

oder irgendeine andere Anordnung, die sich erst aus den Lautverhältnissen der betreffenden Sprache ergäbe. Es mag also scheinen, daſs der betreffende Vorwurf gerechtfertigt sein kann, aber nicht durch die Phonologen, die über de Saussure als ihren Vorläufer hätten hinausgehen können.

6.

Damit glauben wir wesentlich positive Punkte berührt zu haben. Nun gibt es aber zwischen de Saussure und den Phonologen auch Gemeinsames, das wir eher als problematisch betrachten.

Dabei denken wir vor allem an das Kriterium der Bedeutungsdifferenzierung. Dieses Kriterium ist dem System de Saussure's genau angemessen. Linguistik ist ein Spezialfall von Semiologie, der Wissenschaft von den Zeichen. Auf Grund einer Assoziation von Lautbild (Wort) und Begriff sind die Wörter Zeichen. Das ,,System" der Wörter hat keiner anderen Forderung zu genügen, als daſs die Zeichen gegenseitig differenziert sind. Nun setzen sich diese Zeichen — die Wörter — aus Einzellauten zusammen. (Warum die Zahl dieser Einzellaute gegenüber den physiologischen Möglichkeiten auſserordentlich begrenzt ist, fragt sich de Saussure nicht.) Laute sind also die technischen Mittel, welche diese Differenzierung möglich machen sollen. Also ist das Wesen der Laute damit erschöpft, daſs auch sie gegenseitig differenziert sind, und solange die Bedeutungsdifferenzierung des sprachlichen Zeichens nicht gestört wird, gibt es für den Laut eine Amplitude innerhalb der er als identisch betrachtet werden kann. Anders gesagt: Lautvariationen sind irrelevant, solange sie sich nicht verwischen mit anderen, in derselben Sprache existierenden Lauten, wodurch das Zeichen mit einem andern zusammenfallen könnte: Der Laut ist ein Element der Bedeutungsdifferenzierung.

Erst wenn man bedenkt, daſs noch eine ganz andere Einstellung zu den Lauten einer Sprache möglich wäre, indem man nämlich vollständig abstrahieren würde von der bedeutungsdifferenzierenden Funktion der Zeichen, sieht man, wie nahe trotz allem die Auffassung der Phonologen dem Cours général in Wirklichkeit sind. Auch sie nämlich gehen von dem Laute als bedeutungsdifferenzierendem Elemente aus: Lautänderungen, die nicht bedeutungsdifferenzierend wirken, sind nach ihrer Theorie ,,irrelevant".

Wir nennen diese Einstellung problematisch, weil wir sie aus weiter unten zu erwähnenden Gründen als unzureichend betrachten. Kann man nicht die Möglichkeit annehmen, daſs die Laute nur in rein sekundärer Weise Sklaven der Wortbedeutung, an sich aber musikalische Elemente sind, die sich nach ganz bestimmten Gesetzen folgen, von der Sprache nach einem einheitlichen Grundgesetz ausgewählt sind, das dem Gesetz einer Tonart verwandt wäre? Für diese Laute wäre das Wort nichts als eine musikalische Einheit, die nur mit ganz besonderen Lautfolgen beginnen, mit ganz bestimmten andern endigen könnte.

Diese Möglichkeit erwähnen wir hier bloſs um zu zeigen, daſs die Auffassung der Phonologen der Saussure'schen im wesentlichen auſserordentlich nahesteht, auf alle Fälle das Prinzip der Bedeutungsdifferenzierung mit de Saussure gemein hat.

7.

Noch eine weitere Idee ist den beiden Theorien gemeinsam: Die nämlich, es gebe universelle Gesetze, die alle Sprachen beherrschen. Wie bereits erwähnt, sagt de Saussure bei seiner Aufstellung des Programms für die Linguistik nichts von allgemeinen Gesetzen und Kräften, die eine bestimmte Sprache regieren. Hingegen nimmt er an, es gäbe Gesetze, die für alle Sprachen Gültigkeit hätten. Wir betrachten diese Auffassung als „Absolutisierung" der Sprache, die aus dem Bedürfnis entspringt, Ersatz zu schaffen für die, mit der praktischen Ausschaltung der Psyche verlorengegangene, Realität.

Man kann sich nun fragen, ob eine derartige Annahme durch irgendetwas gerechtfertigt ist. Man kann sich fragen, ob diese Annahme eine gröſsere Berechtigung habe, als etwa die Auffassung, alle Baustile seien *einem* allgemeinen Gesetze unterworfen oder es gebe ein oberstes Gesetz für alle Kleidermoden usw.

Auf alle Fälle aber stimmen hier die Phonologen wiederum mit de Saussure überein: Auch sie glauben allgemeine Strukturgesetze finden zu können als oberste Gesetze, die die Lautwelt aller Sprachen regieren. Wir sehen also, daſs es trotz der Betonung des Trennenden dennoch ganz wesentlich Punkte gibt, in denen die Phonologen Saussure'sche Ideen übernehmen oder anerkennen.

8.

Wir kehren nun wieder zu de Saussure zurück um seine Stellungnahme zu der Lautwelt genauer zu untersuchen. Bereits haben wir von der Idee der Bedeutungsdifferenzierung gesprochen, und fragen uns nun, ob sie in Wirklichkeit ohne weiteres Geltung hat. Die Frage hier beantworten wollen, hieſse lediglich die grundlegende Bedeutung einer solchen Frage verkennen. Wir möchten hier immerhin einiges anführen, um wenigstens die Möglichkeit einer grundsätzlich anderen Anschauung darzulegen:

Selbstverständlich kann nicht in Abrede gestellt werden, daſs der Begriff der Bedeutungsdifferenzierung für die Sprache in ihrer *praktischen* Anwendung wesentlich ist, das heiſst aber durchaus nicht, daſs nun diese Qualität als wesentlich für den Laut selbst, ja für die Sprache an sich als erschöpfende Definition betrachtet werden kann. Es ist auch hier sehr wohl möglich, daſs sie in der Sprache als Ganzem nur eine ganz sekundäre Rolle spielt, die erst möglich gemacht wird durch ganz andere, z. B. ästhetische, also rein psychische Tatsachen. So ist zwar die Konstanz der Sprache ein praktisches Postulat; aber ohne bestimmte psychische Tatsachen wäre gar nie ein soziales Gebilde entstanden, an das man ein derartiges Postulat

überhaupt richten kann. Es ist also nicht ausgeschlossen, daſs man Qualitäten aus der praktischen Seite der Sprache ableitet, die hier gar nicht stattfänden, wenn nicht psychologische Faktoren sie für die Individualsprache verlangen würden. — Und auf diese logisch und historisch primär gegebenen Erscheinungen wird man zurückgehen müssen, wenn man die Grundlage der Sprache und damit ihre immanenten Prinzipien erfassen will.

Gerade die lautliche Sprache zeigt, daſs es sich bei der Sprache nicht ausschlieſslich, evtl. nicht grundsätzlich um ,,Bedeutung" handeln kann. Bereits wurde angetönt, daſs die Auswahl, die eine Sprache aus der Vielheit der Laute trifft, mit Bedeutungsdifferenzierung, d. h. mit sprachäuſseren Absichten nicht erklärt werden kann. Diese Beschränkung in einer gegebenen physiologischen Auswahl ist lediglich eine Wirkung der ordnenden Psyche an sich ohne auch nur einen Schimmer von Rücksicht auf die Bedeutungsdifferenzierung. Man kann sogar denken, daſs die Bedeutungsdifferenzierung durch gröſsere Lautzahl besser erreicht würde und mit kleineren wortbildenden Mitteln.

Daſs in der Sprache etwas existiert, was sich nicht um ,,Bedeutung" kümmert, sieht man dann auch am Gesetze der Trennung, die nach Sprechsilben — sagt man — und nicht nach Sprachsilben vor sich geht. Gerade hier kann man sehen, daſs die lautliche Seite nicht einfach ein Diener des Ausdruckes ist, sondern eine Welt für sich. Wäre Ausdruck und Mitteilung Hauptcharakter der Sprache, so wären Trennungen nach ,,Sprechsilben" unmöglich, d. h. es gäbe überhaupt keine Sprechsilben im Gegensatz zu Sprachsilben.

9.

De Saussure glaubt, vom bedeutungsdifferenzierenden Zweck und Wesen der Laute ausgehend, daſs es für die Aufgabe des Lautes genügt, nicht mit anderen zusammenzufallen. Infolgedessen haben Laute allemal in der Richtung einen groſsen Spielraum, wo die gröſste Distanz bis zum nächstähnlichen Laute existiert. Zur Erklärung seiner Ansicht zeichnet er drei ganz verschiedene Formen des Buchstabens *t* auf mit der Erklärung, diese Formen können beliebig verschieden sein, wenn sie nur nicht einem anderen Buchstaben so ähnlich werden, daſs eine Verwechslung entstehen könnte.

Als Beispiel führt er französisch *r* an, das man beliebig stark gutturalisieren könne, weil ein Laut wie etwa deutsch *ch* (hinter *a*) im Französischen nicht existiere, so daſs also keine Verwechslung zu befürchten sei. Russisch *t* könne nicht beliebig gegen *t* mouillé verschoben werden in der Aussprache, weil dieser Laut in der Sprache schon existiere, während eine Verschiebung gegen *th* beliebig weit getrieben werden könne, da *th* in der Sprache nicht vorhanden sei.

Eine solche Behauptung, ungeachtet der beiden ,,Beispiele" widerspricht nun offensichtlich dem Wesen der Sprache, was sich sowohl durch unmittelbare Beobachtung, wie auch durch historische

Betrachtung leicht zeigen läſst: In Wirklichkeit verlangen alle Sprachen eine lautliche Genauigkeit, die gerade nicht beeinfluſst ist durch die Angst vor Kollisionen, was man am besten ersehen kann aus der kategorischen Verpönung von dialektisch beeinfluſsten Ausspracheeigentümlichkeiten. So hat das Schriftdeutsche nur palatales *k*, es wäre also nach de Saussure sehr wohl möglich, daſs das schweizerdeutsche gutturale *k* keine Schwierigkeiten hätte, sich zu behaupten — in Wirklichkeit aber würde man eine solche Aussprache als scheuſslich und lächerlich empfinden. Das Französische kennt *wa*, aber nicht *oa*, also wäre letztere Aussprache oder wenigstens eine Verschiebung von *oi* in dieser Richtung möglich. Daudet braucht aber gerade diese Ausspracheart um seinen „Immortel" mit dessen „histoare" lächerlich zu machen. Wir sehen: Die Aussprachevorschriften gehen wesentlich über die Annahme de Saussure's hinaus.

Was aber am unzweideutigsten die Ansicht de Saussure's widerlegt, ist die Tatsache der historischen Lautveränderung. Diese kümmert sich so wenig um die Wortbedeutung, daſs sie eine Unmenge von Homonymien schafft, ganz abgesehen davon, daſs sie jeden etymologischen Zusammenhang vernichten, die Grenze zwischen Stamm und Endungen aufheben kann. Die historische Lautveränderung ist der unwiderstehliche Beweis, daſs der Laut auf alle Fälle nicht ausschlieſslich das Vehikel der Wortdifferenzierung ist, sondern einen eigenen Wert hat, von dem aus allein die Lautveränderung zu verstehen ist.

10.

Für de Saussure ist die Sprache ein „System" von bedeutenden Zeichen. Der Laut ist nur noch ein materielles Element des Wortes, gehört aber selbst nicht mehr zur Sprache. Daher wird auch in der statischen Linguistik das Wesen des Lautes erklärt durch seinen Charakter als Baustein des Wortes. Sein Wesen ist damit negativ; denn es genügt, daſs der einzelne Laut nicht mit einem andern verwechselt werden kann.

Bereits haben wir auf den Widerspruch hingewiesen, der sich daraus ergibt, daſs de Saussure zwar eine historische Phonetik anerkennt, aber keine statische im gleichen Sinne (seine Phonologie ist die physiologische Wissenschaft vom Sprechen, also eine Naturwissenschaft). Hier kann nur der Umstand maſsgebend gewesen sein, daſs es zwar einerseits eine historische Phonetik gab, andererseits aber keine statische, die erst durch die Phonologie geschaffen worden ist. Dies dürfte eines der Beispiele sein, daſs auch de Saussure, trotz seiner in sehr logizistischem Tone gehaltenen Ausführungen, dennoch sehr stark beeinfluſst worden ist durch die zeitgenössische Linguistik. Diese dürfte auch nicht ganz einfluſslos gewesen sein bei der kategorischen Ablehnung einer systemhaften Diachronie.

Aus obiger Definition ist vor allem die Unveränderlichkeit der Laute abzuleiten. Wenn die Sprache wesentlich ein Komplex von Bedeutungsträgern ist, so kann dieser Definition nur Konstanz

dieser Wortbilder entsprechen, die ihrerseits nur möglich ist, wenn die Laute konstant bleiben. Es geht nun durchaus nicht an, die dennoch eintretende Veränderung als „Störung" bezeichnen zu wollen, sondern es muſs ganz einfach zugegeben werden, daſs die Saussure'sche Lautauffassung nicht sprachadäquat ist.

11.

Da nun die Laute keine Individualität haben, eigentlich negative Gebilde sind, die sich lediglich charakterisieren durch ihr Nichtanderssein, kann man sie auch gar nicht in ein System zusammenfügen. An diesem entscheidenden Punkte ist es absolut klar, daſs die Phonologen das Gegenteil von dem voraussetzen, was de Saussure behauptet hat. Für sie ist nicht nur die Sprache ein strukturelles System, sondern innerhalb der Sprache auch die Lautwelt.

Der lautlichen Seite der Sprache wird innerhalb des Sprachganzen von ihnen eine ausreichende Autonomie zugeschrieben, weshalb sie die Laute ohne Rücksicht auf Syntax und Morphologie betrachten können, als selbständiges Phänomen.

Die Laute haben bei den Phonologen ein individuelles Gepräge, sie haben Eigenschaften an sich, als psychische Realitäten, als lautliche Vorstellungen — und als solche gruppieren sie sich zu einem System, das wiederum psychische Realität ist. In Anbetracht dieser in der Psyche realisierten Struktur können sie sich auch gar nicht einzeln verändern, es kann also nur strukturelle Lautentwicklung geben, die von de Saussure ausdrücklich abgelehnt wurde.

Damit gehen die Phonologen in drei wichtigen Punkten über die Saussure'schen Ideen hinaus: 1. Der Laut ist als Lautabsicht eine psychisch verankerte Tatsache von individueller Eigenart. 2. Die Laute einer Sprache bilden ein strukturelles System. 3. Die lautliche Diachronik ist, so gut wie die entsprechende Synchronik, nicht isolationistisch sondern strukturell. — Daſs Trubetzkoy nicht erwähnt, wie weit der Saussure'sche Begriff „System" von dem seinen entfernt ist, darf vielleicht überraschen. Immerhin kann hier von einer eingehenden kritischen Würdigung der Phonologie Trubetzkoy's nicht die Rede sein. Wir glaubten aber, einiges anführen zu sollen, um die Auffassungen de Saussure's schärfer zu umreiſsen.

12.

Infolge seiner soziologischen Zeichenauffassung der Sprache wird im wesentlichen die Linguistik de Saussure's zur bloſsen Semantik, deren besonderer Charakter sich wohl am besten widerspiegelt in der Stilistik von Bally.

Ein Vergleich mag zeigen, daſs man es mit einiger Berechtigung ablehnt, das Wesen der Sprache lediglich aus ihrer Rolle in der Kollektivität ableiten zu lassen: Aus der Tatsache, daſs etwa das Auto ein Verkehr- und Transportmittel ist, können allerdings gewisse Eigenschaften dieses Objektes abgeleitet werden, aber über seine wesentlichen inneren Teile, ihre Zusammengehörigkeit und gegen-

seitige Abgestimmtheit kann uns nur eine Untersuchung des „Dinges an sich" aufklären, in der nun nur noch diese internen Relationen berücksichtigt werden.

So ergibt sich die Absicht, Sprache aus ihrem Zweck definieren zu wollen, zum mindesten als eine Einseitigkeit, die vielleicht gerade das Wesentliche an der Sprache, ihre Spiegelung der Psyche, unberücksichtigt läßt. Selbstverständlich gibt diese praktische Sprachidee der Kollektivsprache das Primat, während sie, wenn man von der psychischen Geltung der Sprache ausgeht, nichts anderes sein kann als eine praktische Fiktion, an die man sich aber in rein vorläufiger Weise halten muß, mangels restloser Kenntnis auch nur einer einzigen Individualsprache.

Daß mit der bloßen Berücksichtigung der praktischen Brauchbarkeit der Sprache das einzelne Zeichen zur Realität der Sprache wird, ist selbstverständlich — während bei einer psychologischen Erfassung der Sprache das Zeichen nichts mehr ist, die psychische Struktur alles, in der sich alles Einzelne spiegelt.

So scheint uns letzten Endes die Ausscheidung der Lautlehre aus der eigentlichen Sprachwissenschaft bei de Saussure eine Konsequenz seiner soziologischen Grundauffassung zu sein.

Zusammenfassung.

Die vorliegenden Zeilen sind das Resultat einer langen Vertiefung in den Cours général. Wir zweifeln nun nicht daran, daß man eine ganze Reihe vereinzelter Bemerkungen wird finden können, die unserer Darstellung widersprechen. Wir glauben aber, daß sie sich entweder erklären, aus der typischen Terminologie de Saussure's — man erinnere sich an das Wort System — oder aber es handelt sich um Einzelheiten aus der Fülle mannigfaltiger und vielseitiger Anregungen, die der Gelehrte mit reichen Händen an den Rand seines Weges streut ohne den grundsätzlichen Gang seines Gedankens dadurch beeinflussen zu lassen.

De Saussure geht aus von der Soziologie, was Dorozewski wie Schuchardt bezeugen: Die Sprache ist dem Theoretiker wesentlich ein fait social. Aus der Soziologie stammt die Einteilung in langue und parole — was nach Schuchardt der Gegenüberstellung von statisch und dynamisch in der Soziologie entspricht. Von dorther stammt auch die Gegenüberstellung von Synchronie und Diachronie. Als fait social ist aber die Sprache ein Mittel des Ausdruckes. Daher ist das Wichtigste an der Sprache das Lexikon: Was de Saussure über die Sprache geschrieben hat, paßt am besten auf die Wortwelt. Letztere kann am ehesten z. B. auf den Gedanken bringen, die Sprache sei ein natürlicherweise „chaotisches System". Schon diese Grundauffassung der Sprache erklärt die Bedeutung der Laute: Sie sind lediglich ein Mittel zum Zwecke des Ausdruckes, an sich sind sie nichts als untereinander verschiedene Zeichen, daher gibt es keine synchronische Lautlehre.

Die Grenze nun zwischen langue und parole ist vor allem materiell gemeint, statt, wie sie allein gemeint sein dürfte, funktionell. Auch hier zeigt es sich, daſs unter Sprache in erster Linie das allgemeingültige und festgelegte Lexikon einschlieſslich feststehender Redewendungen gemeint ist, während parole die freiere und uneigentliche oder schöpferische Verwendung begreift. Daſs der „Satz" nicht zur Sprache gezählt wird, bestätigt die wesentlich vom Lexikon beeinfluſste Sprachauffassung. (Wir haben gezeigt, daſs die Saussuresche Gegenüberstellung von Sprache als kollektiver, Sprechen als individueller Tatsache insofern unrichtig ist, als das reale Sprechen ausgeht von der Individualsprache.)

Was die Gegenüberstellung von Synchronie und Diachronie anbelangt, die wir als fast so wichtig wie die zwischen parole und langue betrachten, scheint uns eine letzte Synthese zu fehlen, da ja aus dem Cours général selbst hervorgeht, daſs eben dieselbe psychische Haupttatsache, nämlich die Analogie, sowohl Synchronie wie Diachronie beherrscht. Nicht mit Unrecht hat Schuchardt behauptet, die Diachronie gehe eigentlich die parole an, die Synchronie die langue, was wiederum ein Beweis ist, daſs de Saussure eine wirklich sachgerechte prinzipielle Trennung nicht gelungen ist. Daher ist auch die Verteilung des Stoffes in seinen wichtigen Kapiteln „Synchronie" und „Diachronie" nicht einleuchtend: Die allgemeinen Hinweise auf, synchronische Erscheinungen befassen sich ohne weiteres mit langage überhaupt, nicht mit langue, andererseits gehören, wie bereits angedeutet, viele unter Diachronie genannte Erscheinungen — vor allem die Theorie der Analogie ebensosehr, wenn nicht wesentlich, zur Synchronie.

Es gibt nach de Saussure eine langue als synchronische Tatsache — aber es gibt nach seinen Ausführungen keine interne Entwicklung derselben, die ja lediglich ein Produkt der parole ist. In die gleiche Art der Unstimmigkeiten gehört es, daſs de Saussure eine historische Phonetik anerkennt, der im synchronischen Sinne nichts gegenübergestellt wird. — Wir sehen also auch hier, daſs die Saussure'sche Gegenüberstellung nicht logisch befriedigend durchgeführt wird, sodaſs man den Eindruck bekommen kann, daſs hier eine grundsätzliche Idee nicht grundsätzlich zu Ende gedacht worden ist: Wo doch erst diese Realisation den Beweis für die Richtigkeit oder wenigstens für die Berechtigung der Definitionen hätte geben können.

Im umgekehrten Sinne werden dann wieder Tatsachen getrennt in Diachronie und Synchronie behandelt, die in Wirklichkeit identisch sind: Im Teil „Synchronie" gibt es ein Kapitel Rapports syntagmatiques et rapports associatifs, im Teil Diachronie handelt ein Kapitel von der Analogie, ohne daſs darin irgendwie auf die „rapports" Bezug genommen wurde, obgleich es evident ist, daſs es sich hier um die gleiche sprachpsychische Tatsache handelt. — Übrigens scheint sich de Saussure selbst klar gewesen zu sein, daſs eine restlose und klare Grenze nicht möglich sei, da er ja (145) sagt, mehrere von den bereits dargelegten Gegenständen gehörten eher zur Synchronie.

Das Vertrauen in die objektive Gültigkeit logischer Deduktionen und Definitionen ist selbstverständlich nur dann gerechtfertigt, wenn die ersteren mit aller nötigen Schärfe und unter Wahrung der Identität der Begriffe durchgeführt werden, und wenn andererseits die Ausgangsdefinition adäquat ist. Wir haben aber gerade bei der Behandlung der Definition langue = fait social gesehen, daſs die Darstellung und Beweisführung de Saussure's nicht ohne weiteres angenommen werden kann. Vor allem scheint sich bei de Saussure, und zwar trotz seines ausdrücklichen Postulates, das rein oder intern Sprachliche nicht genügend von den logisierenden und soziologisierenden Tendenzen losgelöst zu haben: Und dabei ist de Saussure wohl ausgegangen nicht von seinem System, sondern von dem zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb. So scheint uns der Begriff Analogie nur in der Logik Gültigkeit zu haben, für Sprache aber nur ein Hilfsmittel der Erklärung, nicht der Erkenntnis zu sein, denn niemand wird glauben, daſs wir in Proportionen denken, geschweige denn sprechen. Umgekehrt ist es nur eine psychologische Darlegung, keine sprachwissenschaftliche Erfassung, wenn de Saussure sagt, die Formen erhalten sich nur, weil sie immer wieder (243) analogisch neu geschaffen werden: Ob wir uns nämlich die psychische Existenz der Formen dynamisch oder statisch vorstellen, ist eine rein psychotechnische, keine sprachwissenschaftliche Angelegenheit, und jeder Schluſs der aus einer der beiden Annahmen gezogen wird, kann sprachwissenschaftlich nur irrelevant sein.

So kann man zum Schlusse kommen, daſs de Saussure im groſsen ganzen von auſsen an die Sprache herangetreten ist: Sachlich, indem er von der praktischen — soziologischen — Tragweite des Sprechens die einzige Charakteristik der Sprache ableitete, funktionell, indem er sie erfassen wollte mit vorgefaſsten Gesichtspunkten und Deduktionen. — Dieser Versuch ist nicht gelungen.

Wichtig aber ist, daſs überhaupt der Versuch gemacht wurde, Sprache an sich aus dem wüsten Chaos von Historik, Psychologie und Stilkunde wenigstens durch ein logisches Machtwort herauszuschälen: Und dieser Versuch ist gelungen. Blicken wir nun auf diese, durch eine Reihe von Abstraktionen erhaltenen „Sprache an sich", so kann sich nur eine Auffassung aufdrängen: Wenn es auch nicht möglich war, auf Grund des Saussure'schen Vorgehens zu einer einigermaſsen befriedigenden Bestimmung des Sprachwesens zu kommen — die der Eigenart und der Eigenstruktur und Eigengesetzlichkeit der Sprache genügend Rechnung getragen hätte — so konnte doch andererseits die Saussure'sche Säuberung nur auf dem von ihm begangenen Wege durchgeführt werden.

So sagt uns de Saussure wohl: Es gibt eine Sprache an sich, wir müssen Sprache betrachten als Bestehendes, Seiendes was man nun aber an dieser Sprache wissenschaftlich untersuchen kann, darüber gibt er uns in seinen grundsätzlichen Ausführungen keine Hinweise: Im Gegenteil, er beläſst die deskriptive Sprachwissenschaft

im gleichen Atomismus, der schon vor ihm den wissenschaftlichen Forschergeist zu diachronischen Studien abgetrieben hatte.

Mit andern Worten: Die Sprache an sich ist bei de Saussure ein Gedankending, eine Abstraktion geblieben, ein Konglomerat von Ausdrucksmitteln lexikologischer und morphologischer Art. Nur in diesem Sinne ist sie ein Ding an sich. Was nicht unmittelbar dem Ausdrucke dient, wird nicht in Berücksichtigung gezogen. Und doch zeigt die Sprache einerseits eine „Überbetulichkeit", einen Reichtum von Formen und Abwandlungsvorschriften, die mit Ausdruck im praktischen Sinne gar nichts zu tun haben. Hingegen weisen diese Formen zwangsläufig hin auf einen Innenaufbau, eine innere Harmonie der Sprache, eine Sprachstruktur, die dem Wesen der Sprache als praktischem Ausdrucksmittel vollkommen heterogen ist — und daher für de Saussure nebensächlich war. Weil sie sich erst in der Existenz der Individualsprache als psychische Notwendigkeit erweist. Phonologie, wie strukturalistische Sprachbetrachtung überhaupt ist ihm also fremd: Sein gewaltiges Verdienst aber ist es, zunächst das freie Feld geschaffen zu haben, auf dem diese linguistischen Disziplinen erst entstehen konnten.

Innere Sprachstruktur ist also für die Sprache als Mitteilungsinstrument durchaus überflüssig: Wesentlich ist, daſs die Ausdrucksmittel gegeneinander abgegrenzt sind. Und dennoch hat de Saussure Hinweise gegeben, die in direkter Linie zur strukturalistischen Erfassung der Sprache hingeführt hätten, wenn sie eben nicht hätten verloren gehen müssen, unter der Macht der gegenteiligen Grundauffassung. So schreibt er (195): Man kann sagen, daſs die Gesamtheit der bewuſsten und methodischen Klassifizierungen der Grammatiker... zusammenfallen muſs mit der Gesamtheit der bewuſsten oder unbewuſsten Assoziationen, die beim Sprechen aktiviert werden. Hier haben wir nicht nur eine Richtigstellung seiner Unterscheidung zwischen parole und langue — in welcher nun parole nichts anderes ist, als die mise en jeu der langue, sondern auch die strukturalistische Aufgabe des Linguisten. — Aber auch hier werden als Ingredienzen wieder nur Wortfamilien, Flexionsparadigma, Formalelemente — jedesmal unter sich — genannt, also Elemente des Ausdruckes — ohne daſs auch nur die Möglichkeit in Betracht gezogen wird, die Wahl, welche eine Sprache unter diesen verschiedenen Ausdrucksmitteln vollzieht, könne von einem einheitlichen Grundgedanken regiert werden, ohne daſs also, anders gesagt, die Frage in Erwägung gezogen wird, ob nicht überhaupt ein Zusammenhang, ein gegenseitiges Verhältnis zwischen den Ausdrucksmitteln der verschiedenen Kategorien statthabe.

Man kann sich nun nebenbei noch fragen, was es denn in der Linguistik auſser der Grammatik noch geben könne. Tatsächlich scheint für de Saussure Grammatik (191) gleichbedeutend zu sein mit linguistique synchronique, welcher er die linguistique diachronique gegenüberstellt. Hingegen will de Saussure die Lexikologie in diese Grammatik einbezogen wissen, und das ist symptomatisch: Es ist

eiue logische Folge seiner Auffassung von der Sprache als fait social und damit als Ausdruck, denn das Lexikon ist ebensogut ein Ausdrucksmittel, wie die syntaktischen Abwandlungsmöglichkeiten der Sprache. Wir sehen also, daſs unter dem Begriffe „Ausdrücklichkeit" gar keine Berechtigung mehr ist, Syntax von Lexikologie zu trennen. Die genaue Verwirklichung dieser Idee ist die Stilistique von Bally, in der die Sprache durchpflügt wird nach Ausdruckmöglichkeiten, syntaktischer und lexikologischer Art, für gedankliche Kategorien. Damit mögen Gesetzmäſsigkeiten höherer Ordnung aufgewiesen werden können — aber um sprachliche Gesetzmäſsigkeiten kann es sich dabei nicht mehr handeln: Die letzte Konsequenz der Saussure'schen Auffassung verneint Sprachwissenschaft zugunsten einer Lehre der Ausdrucksmöglichkeiten nach geistigen und psychologischen Kategorien.

Da uns die Sprachauffassung de Saussure's nicht schlüssig zu sein scheint, sondern trotz ihrer gewaltigen Bedeutung eine Reihe von ungelösten oder einseitig gelösten Problemen übrig läſst, möchten wir abschlieſsend den Saussure'schen Thesen die von ihnen herausgeforderten Antithesen gegenüberstellen.

These.	Antithese
1. Man kann Sprache historisch betrachten, es gibt aber auch eine statische Betrachtung der Sprache, da die einzelnen Phänomene eines Sprachzustandes miteinander ein System bilden: Der traditionellen historischen Sprachwissenschaft muſs eine neue deskriptive Linguistik zur Seite gestellt werden.	
2. Sprache ist eine soziale Tatsache. Ihr individuelles Pendant ist das Sprechen.	Sprache ist eine individualpsychische Tatsache, Sprechen ist die davon ausgehende Funktion. Inwieweit Individualsprache einer Kollektivsprache ähnlich ist, kann die Linguistik nur sekundär interessieren.
3. Sprache ist also ein Verständigungswerkzeug. Wesentlich ist ihr daher das Zeichen (Wort) mit seiner Bedeutung. Sprache ist die Gesamtheit der Zeichen.	Daher ist die Sprache wesentlich als psychische Tatsache aufzufassen. Daſs es Zeichen gibt, die objektive Gegenstände benennen, ist eine Nebenerscheinung oder eine bloſse Voraussetzung, je nach dem Gesichtspunkt.
4. Wichtig ist nun, daſs die Bedeutungen der Zeichen nicht verschwimmen. Die Sprache ist daher eine Gesamtheit von Zeichen, deren Natur es ist, daſs sie sich gegenseitig ausschlieſsen.	Als psychische Realitäten ist es ausgeschlossen, sie sich isoliert im Unterbewuſstsein vorzustellen: Sie organisieren sich nach den allgemeinsten Gesetzen der Assoziation: Bilden also eine Struktur,

Eine solche negative Gesamtheit nennen wir „System".

ein, uneigentlich gesprochen, geometrisches oder physikalisches System.

5. Im Interesse des Ausdruckes muſs die Sprache absolut konstant sein.

Als psychische Tatsache ist die Sprache relativ konstant, was Individual- und Kollektivsprache erst möglich macht.

6. Die Sprache verändert sich aber in Wirklichkeit, weil alles sich ändert.

Als Vokabular verändert sich die Sprache nach Maſsgabe neuer oder veränderter Begriffe. Als psychische Realität aber nach ästhetischen und logischen Tendenzen.

7. Da die Sprache ein „System" gegenseitig abgegrenzter Zeichen ist, verändert sich in der Entwicklung jedes Zeichen isoliert.

Da die Sprache eine psychisch fundierte Struktur ist, geht die Veränderung nicht aufs Einzelne, sondern auf die Struktur als Ganzes. Die — vielleicht nur scheinbar — isolierten Veränderungen des Vokabulars berühren nur eine sekundäre Rolle der Sprache.

8. Wenn schon die Zeichen (Wörter) sich rein negativ charakterisieren, d. h. durch ihr anderssein als andere, trifft dies kat exochen zu für die Laute: Sie gehören gar nicht mehr zur Sprachwissenschaft. Auf keinen Fall können sie ein psychisches System bilden, da ihnen Individualität abgeht.

Da das lexikalische Moment nur e i n e Seite der Sprache ausmacht, gehört der Laut ebensogut dazu wie Syntax und Morphologie: Die Lautwelt der Sprache ist ein integrierender Bestandteil der gesamten Sprachstruktur. Unter sich bilden die Laute einer Sprache eine tonale, musikalische Einheit, eine phonologische Struktur.

Wir schlieſsen mit der Wiederholung der Tatsache, daſs de Saussure — ohne neue Aufgaben zu stellen — doch ein neues Feld geschaffen hat, auf dem bereits Werke von so ganz verschiedener Natur entstanden sind wie die phonologischen Schöpfungen, die Stilistique von Bally oder das Werk „Evolution et structure" in welchem v. Wartburg im Anschluſs an praktische Sprachforschung ohne weiteres Struktur setzt statt des Saussure'schen „Systems" so gleichzeitig beweisend, daſs das in stark verneinendem Sinne geschriebene Werk de Saussure's fruchtbar ist, indem es wesentlich immer da recht hat, wo es bejaht. Auf alle Fälle wird das weite Programm Wirklichkeit, das de Saussure aufgestellt hat (122): Après avoir accordé une trop grande place à l'histoire, la linguistique retournera au point de vue statique de la grammaire traditionnelle, mais dans un esprit nouveau et avec d'autres procédés, et la methode historique aura contribué à ce rajeunissement.

Anhang über

Phonetik und Phonologie.

Es ist wohl keine müſsige Angelegenheit, wenn wir die oft gestellte und seinerzeit von K. Bühler beantwortete Frage: Ist Phonologie eine Wissenschaft für sich neben der Phonetik? aufs neue zu beantworten versuchen. Wir hoffen im Gegenteil, daſs diese Untersuchung geeignet ist, einige Aufschlüsse über Phonetik und Phonologie überhaupt zu geben.

Folgendes dürften Grundideen der phonologischen Schule sein:

1. Der Phonologe hat zu unterscheiden zwischen der Lautabsicht und der Lautrealisierung. Die Lautabsicht ist die psychisch-bewuſste, die Realisierung eine phonetische Tatsache.

2. Im Anschluſs an diese Unterscheidung wird der Begriff der relevanten, resp. irrelevanten Merkmale eingeführt, wobei relevante Merkmale der Laute solche sind, die eine Bedeutungsdifferenzierung zur Folge haben können.

3. Der Phonologe stellt sich insofern in Gegensatz zum Phonetiker, als der letztere ,,atomistisch'' sich um Einzelheiten bekümmert, während der Phonologe ,,strukturalistisch'' das Ganze der Lautsprache erfassen will.

4. Trubetzkoy erhebt insofern einen Anspruch an Universalität, als er bestrebt ist, aus den phonologischen Gesetzen ,,möglichst vieler'' Sprachen allgemeine Gesetze abzuleiten, die für alle Sprachen Gültigkeit haben sollen.

Punkt 1 wird von Bühler als Psychologismus bezeichnet, d. h. als ungerechtfertigte Metabasis der Linguistik in die Psychologie, und damit wenigstens in seiner psychologischen Tragweite abgelehnt. Damit bleibt nur noch der sprachwissenschaftliche Kern, der in Punkt 2 wiedergegeben ist.

Zu Punkt 4 möchten wir bemerken, daſs seine Grundlage zum mindesten sehr problematisch ist und von einer durch nichts begründeten Verabsolutisierung der Sprachlaute Zeugnis ablegt. Wenn man innerhalb ein und derselben Sprache mit einem gewissen Recht von einer Identität der Laute sprechen kann (oder wohl sprechen muſs, wenn überhaupt die heutige Lautwissenschaft möglich sein soll), so hat dieses Postulat über mehrere Sprachen hinweg überhaupt keinen Sinn mehr: Nicht nur ist z. B. ein deutsches *a* schon phonetisch verschieden von einem französischen *a*, das bekanntlich in zwei Variationen erscheint, sondern auch die Rolle, die ein Laut spielt in der Gesamtheit der Laute verschiedener Sprachen, mag so verschieden sein wie die Bedeutung ein und desselben Tones in verschiedenen Tonarten. Auſserdem sind die ,,Milieu''-Gesetze für verschiedene

Sprachen so stark voneinander abweichend, daſs es gar keinen Sinn mehr haben kann, aus ihren absoluten Lautbeständen zu universellen Regeln vordringen zu wollen. — Es wird also auch dieser Punkt aus dem Programme fallen müssen.

So bilden also 2 und 3 den stehengebliebenen Kern der phonologischen These, und um diese beiden wird es sich im wesentlichen handeln. Punkt 3 bildet tatsächlich eine erfreuliche Forderung inmitten eines Wissenschaftsbetriebes, der sich in Einzelheiten fast erschöpfte, um Einzelheiten und Einzeltatsachen kämpfte und kaum dazu kam, sich auf das Ganze zu besinnen. Hingegen scheint diese Forderung noch lange nicht den Anspruch auf eine neue Sprachwissenschaft zu begründen. Sehr wohl konnte im Rahmen der gegebenen Phonetik auf umfassendere Resultate und allgemeinere Erkenntnisse gedrungen werden. Übrigens ist das Bild der Phonetik lange nicht so atomistisch wie Trubetzkoy dies im zweiten Linguistenkongreſs zu verstehen gab. Schon immer hatten die Wortführer der phonetischen Wissenschaften sich bemüht, von ihren Einzelergebnissen vorzudringen zu immer umfassenderen Bildern ihrer Wissensgebiete. Und zwar wurde auch versucht zu einer viel sprachgemäſseren Allgemeinheit der Resultate vorzudringen, die sich auch über Morphologie und Syntax erstreckt hätte, als die Phonologie, die vor der Hand doch im Laute an sich steckengeblieben ist, es bis jetzt realisiert hat. Aber auch wenn die Phonologen eine durchgreifendere Allgemeinheit erstrebten, so handelte es sich schlieſslich praktisch doch nur um eine Intensivierung einer schon bestehenden Tendenz. Ja, hätte diese Tendenz ganz und gar gefehlt, so handelte es sich doch nur um ein neues Ziel, das sehr wohl mit den vorhandenen Mitteln und der vorhandenen Terminologie erreicht werden konnte. Es scheint also auch dieses Postulat des Strukturalismus keine Neugründung einer Wissenschaft zu rechtfertigen.

Nach ihrem wirklichen Vorgehen begreift übrigens die Phonologie gleich zwei Strukturalismen: Den der Konsonanten und den der Vokale, da die beiden in fast hermetisch voneinander getrennten Gruppen behandelt werden. Es liegt auf der Hand, daſs gerade diese Praxis kein restloses Vertrauen einflöſsen kann, da auch der Laie annehmen muſs, Konsonantismus und Vokalismus einer Sprache müſsten gegenseitig voneinander abhängig sein und einander so durchdringen, daſs schon die resp. Bestände einander in bezug auf Geltung und Wertung beeinflussen müssten.

So bleibt also noch Punkt 2 übrig, der das Postulat der Neuheit dieses Wissenschaftszweiges als einen wissenschaftshistorischen Irrtum erscheinen läſst: Es ist nämlich zu bemerken, daſs es vor Trubetzkoy überhaupt keine deskriptive Phonetik der einzelnen Sprachen gab. Wie allgemein bekannt ist, hat de Saussure überhaupt erst die deskriptive Linguistik theoretisch einigermaſsen begründet. Er trennte dabei die Phonetik (= Physiologie des Sprechens) von der Phonetik = hist. Phonetik der Einzelsprachen, welch letzterer er

den Namen Phonologie gab. Aber auch de Saussure hat den Platz einer deskriptiven Lautlehre oder Lautwissenschaft der Einzelsprachen offen gelassen, weil ihm, wie wir anderswo gezeigt zu haben glauben, die Sprache nur Zeichensysteme und nicht lautliche Realität war.

Diese gähnende Lücke in Theorie und Praxis der Sprachwissenschaft wurde ausgefüllt von der Phonologie, die sich über ihre Tragweite nicht die richtige Rechenschaft gab. Unter der Inkohärenz ihrer verschiedenen Ideale entging der eigentliche wissenschaftskritische Sinn ihres Strebens dem Bewuſstsein. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit dieser unserer Behauptung geht schon aus der Tatsache hervor, daſs es bis heute kaum nennenswerte Versuche deskriptiver Lautlehren gibt — mit Ausnahme eben der phonologischen.

Der Beweis aber für unsere Behauptung wird darin bestehen, zu zeigen, daſs im wesentlichen und abgesehen von Terminologie und störendem Beiwerk, abgesehen wohl auch von der unnatürlichen Trennung von Vokal und Konsonant, deskriptive Lautlehre gar nicht anders aussehen kann, als eben die Phonologie Trubetzkoy's, seiner Schule und seiner Vorgänger. Daſs dies nicht zum vornherein offensichtlich ist, liegt einmal an der besonderen Fragestellung Trubetzkoy's, dann aber auch, was diese Fragestellung herausgefordert haben mag, an den besonders gearteten — slavischen — Sprachen, an denen er zunächst seine Untersuchungen anstellte.

Tatsächlich kennt keiner der gröſseren Sprachkreise des mittleren und westlichen Europas ein Lautgesetz, nach dem, wie im Adhygischen, beispielsweise ein *ə* je nach seiner Umwelt im Wort als *i*, *u*, *ü* oder *y* erscheinen könnte. Derartige Verhältnisse muſsten die spezielle Problemstellung des Forschers hervorrufen oder doch bekräftigen. Wir wollen damit nicht sagen, daſs nicht auch in unseren westlicheren Sprachen entsprechende wenn auch mildere Stellungsgesetze herrschen — aber sie sind so wenig aufdringlich, daſs bei uns der Ansporn zu deskriptiver Betrachtung der Lautwelt unserer Gegenwartssprachen überhaupt fehlte.

Nehmen wir nun an, ein deutscher Phonetiker würde vor die Aufgabe gestellt, den adhygischen Lautbestand aufzunehmen. Ist er der betreffenden Sprache nicht mächtig und verlegt sich auf die Ausarbeitung von abgehörten und Grammophontexten, so wird sein Bild von der Sprache etwa das sein, das Bühler vom Phonetiker als solchem erwartet: Er wird nicht dahinterkommen, daſs diese *i*, *u*, *ü*, *y* usw. nichts anderes sind als die stellungsbedingten Varianten des „beabsichtigten" Lautes *ə*. Selbstverständlich kann auch der Phonetiker trotz eingehender Kenntnis der Sprache sich darauf beschränken, einfach die Bestandesaufnahme der Sprachlaute vorzunehmen: Dies aber als dem Wesen der Phonetik gemäſs hinzustellen, heiſst die Phonetik überhaupt nicht als Wissenschaft, sondern lediglich als Katalogisierungshandwerk betrachten, wozu keine Berechtigung vorliegt.

Nehmen wir also an, der mit der betreffenden Aufgabe betraute Phonetiker kenne das Adhygische. Nun wird er doch wohl bemerken, dafs ohne Einflufs auf die Wortbedeutung die *i*, *u*, *ü* usw. miteinander abwechseln. Geht er dieser Beobachtung weiter nach, so findet er heraus, nach welchem ganz bestimmten Milieu-Gesetze diese Variationen auftreten. Er wird dann sein Gesetz etwa so fassen: *i*, *u*, *ü*, *y* usw. sind äquivalente Laute, die einander nach folgender Regel ablösen: Nach Palatalen steht *i*, bei Velaren *u* usw. (Ohne die Sprache selbst samt ihrer Geschichte zu kennen, mufs es dem Leser unbegreiflich sein, wieso Trubetzkoy weiter gehen und für diese Äquivalenzen einen Grundlaut annehmen konnte. War dies der immerhin noch zahlreichste oder genetisch ursprüngliche? Wir müssen diese spezielle Frage auf sich beruhen lassen.)

Damit hat der Phonetiker aber sachlich die ganz gleiche Lautregel entdeckt, die Trubetzkoy ebenfalls entdeckt hatte. Aber: Trubetzkoy formuliert diese Regel anders: Er sagt, der Wandel von *ə* zu *i*, *u*, *ü* usw. sei irrelevant. d. h. beeinflusse die Wortbedeutung nicht. Während der Phonetiker sagen wird, *i*, *u*, *ü*, *y* usw. seien die so und so stellungsbedingten Erscheinungsformen oder Varianten von *ə*. Diese Formulierungen charakterisieren nun aber die beiden Einstellungen. Zunächst geht der Phonologe über den Phonetiker hinaus mit dem Ausdrucke der Relevanz. Genau besehen geht aber der Phonologe damit ipso facto auch hinaus über sein eigentliches Objekt und benutzt zur Darstellung seiner Materie etwas was nur sein technischer Erkenntnisgrund war: Selbstverständlich kann weder er noch der Phonetiker etwas über die sachliche Zusammengehörigkeit dieser Laute aussagen ohne zu wissen, dafs es sich um die gleichen Wörter handelt und weiter, dafs in diesen gleichen Stämmen die Variationen *i*, *u*, *ü* keine Sinndifferenzierung zur Folge haben. Es ist aber klar, dafs die Hereinbeziehung des Erkenntnisgrundes in die Sachdarstellung an sich logisch falsch ist. Es ist im Gegenteil für die fertige Lautdarstellung absolut gleichgültig, auf welchem Wege die Identität der Lautreihe *i*, *u*, *ü* aufgedeckt wurde.

Damit scheint sich uns das typisch Phonologische als logisch vollkommen unberechtigtes Vorgehen herauszustellen. Der Phonologe begnügt sich nun mit der Feststellung der Identität der verschiedenen Laute und geht daran, diese erschlossenen Grundlaute in ein — übrigens nach phonetischer Manier angeordnetes System zu bringen, worin wohl z. T. der Forderung nach Strukturalismus Genüge getan werden soll.

Der Phonetiker kommt nicht so schnell zu einem fertigen System. Ihm genügt es durchaus nicht zu wissen, dafs es sich hier um die Variationen eines und desselben Grundlautes handelt. Ebensoviel Gewicht verlegt er auf die Frage nach dem Grund der Variationen, nachdem er festgestellt hat, dafs in bestimmter Umgebung die Laute in bestimmten Variationen auftreten.

Der Phonologe kommt so wohl zu einer äufserlich fertigen und abgerundeten Darstellung der Vokale einer Sprache. Hier erhebt

sich aber die Frage: Hat es überhaupt einen Sinn, den Vokalismus einer Sprache als System für sich aufstellen zu wollen, losgetrennt von dessen Konsonantismus, losgetrennt von seinen weiteren lautlichen Gesetzen. Diese Frage stellen heißt offenbar sie verneinen. Die Phonologie führt zu einem stückweisen Erfassen, das sich aber als ganzheitlich betrachtet — und darin liegt die große Gefahr für eine adäquate Spracherfassung.

Demgegenüber erscheint die diskursive Stückarbeit des Phonetikers als wirklichkeitsnäher: Er geht den lautlichen Problemen immer weiter nach, kommt zu immer weitergehenden Lautkomplexen und Abhängigkeitsverhältnissen, betrachtet die Regeln über Wortanfangs- und Wortausgangsmöglichkeiten, die Silbenbildung — wird aber kaum zu einer äußerlich blendenden oder auch nur befriedigenden ganzheitlichen Darstellung vorrücken, eben weil der Rätsel im Kleinen so viele sind.

Der Vergleich könnte in dem Ausdrucke gipfeln, daß die Phonologie das zu sein scheint, was die Phonetik als Idealfall sein sollte: Eine restlose und zugleich konstruktive Spracherfassung. Wie kommen wir aber dazu, zeigen zu wollen, was die Phonetik angesichts eines Dialektes wie des Adhygischen vorkehren würde, wo es doch eigentlich gar keine deskriptive Phonetik gibt? Ganz einfach durch die Übertragung der besten diachronischen Leistungen auf die Synchronie. Die ist um so berechtigter, als die synchronische Lautbetrachtung gar nichts anderes sein kann — sobald sie über die Katalogisierung der Laute, die hoffentlich an sich niemand als Wissenschaft betrachten wird — als Suche nach Allgemeinheiten, nach allgemeinen Regelmäßigkeiten, nach Struktur.

Abgesehen von gewissen metabatischen Bezeichnungen, wie Relevanz und Irrelevanz, bewegt sich die Phonologie durchaus im Bereiche und in der Terminologie der Phonetik: So werden z. B. sowohl Vokale wie Konsonanten einer Sprache nach phonetischem Muster angeordnet. Es scheint, einer Wissenschaft, die es sich angelegen sein läßt, über die physiologische Bedeutung der Laute hinauszukommen, müßte es gelingen, eine Gruppierung zu erreichen, die der Lautvorstellung des Menschen besser entspricht.

Aber hier zeigt es sich, daß ein erster Ansatz, der die Phonologie vielleicht wesentlich von der Phonetik getrennt hätte, nicht weiter verfolgt worden ist in der Praxis: Es war in den Ausführungen Trubetzkoys die Rede von der Lautvorstellung, die dem mechanischen Laute entgegengestellt wurde. Da aber diese Lautvorstellung als Grundlaut z. B. der angeführten Reihe *i, u, ü* im Adhygischen gegenübergestellt wurde, während dann diese Reihe nur noch als phonetische Realisationen betrachtet wurden, konnte diese Unterscheidung nicht aufrechterhalten werden: Denn es liegt klar zutage, daß es nicht angängig ist, in den Lauten dieser Variationenreihe nur phonetische Zwangsmäßigkeit ohne Lautvorstellung und Lautempfindung zu sehen. Eine konsequente Weiterführung der Idee von der Laut-

vorstellung müſste — statt zu einer lexikologischen — zu einer musikalisch orientierten Erfassung der Laute einer Sprache geführt haben und dem entsprechend zur Konstruktion einer musikalisch-ästhetischen Einheit derselben.

Damit glauben wir unserer Auffassung Ausdruck geben zu können, daſs die Phonologie sehr wohl Platz hat innerhalb der Phonetik, da sie einerseits als trennendes Charakteristikum nur die metabatische Terminologie aufweist, anderseits nur eine Spezialität im Rahmen der Phonetik bedeutet. Ihr Strukturalismus ist hervorgerufen aus Opposition gegen die vorherrschend doch „atomistische" Betätigung der Phonetiker und positiv angeregt worden durch besonders geeignete Sprachfamilien. Wissenschaftsgeschichtlich bedeutet die Phonologie einen Weg, um die offengebliebene Lücke einer synchronischen Phonetik zu füllen.

Man kann sich nun noch die Frage vorlegen, ob eine Lautuntersuchung möglich wäre, die prinzipiell aus dem Rahmen der gegenwärtigen Phonetik herausfallen und damit eine besondere Bezeichnung verdienen würde. Da kommt es selbstverständlich darauf an, was man unter Phonetik verstehen will. Bereits haben wir gesehen, daſs die vorherrschend historische Einstellung der Phonetik, im Zusammenhang mit ihrer wesentlich „atomistischen" Betätigung noch lange nicht das Recht bringt, diese Einstellung und Betätigung als dem wissenschaftlichen Wesen der Phonetik allein angepaſst zu betrachten und eine synchronisch und strukturalistisch orientierte Lautwissenschaft als auſserhalb dieser Disziplin stehend einer grundsätzlich neuen Wissenschaft gleichzustellen: Im Gegenteil, diese beiden Postulate lassen sich unseres Erachtens sehr wohl in den Rahmen der „alten" Phonetik mit ihrem gegebenen Objekt und ihren angewandten Methoden einfügen. Dies dürfte um so offensichtlicher sein, als schon die Idee der „Artikulationsbasis" eindeutig die Idee einer synchronischen und strukturalistischen Lautauffassung impliziert.

Hingegen zeigt gerade der Ausdruck „Artikulationsbasis", daſs es die Phonetik — trotz häufiger andersgerichteter Forderungen — im wesentlichen zu tun hat nicht mit dem Laut als akustisch-musikalischem Gebilde, sondern lediglich als Produkt eines physiologisch-technischen Prozesses. Würde man mit den diesbezüglichen Forderungen ernst machen, so käme man zu einer Lautbetrachtung, die in keiner Weise — vielleicht höchstens zu identifizierenden Zwecken — Bezug nimmt auf die Art des mechanischen Lautvorganges. Diese würde dann auf Grund der Kombinationsmöglichkeiten auf das Wesen der Laute und schlieſslich auf das kompakte Lautsystem der Sprache schlieſsen — wobei es sich gegebenenfalls zeigen dürfte, daſs die psychisch-musikalische Essenz der Laute und ihre musikalische Struktur nur teilweise abhängig sind von ihrer rein physiologischen Charakteristik. Gerade wenn man eine derartige Möglichkeit ins Auge faſst, erkennt man, wie rein phonetisch im Grunde genommen die Bemühungen Trubetzkoy's sind, wo alle Laute nach ihren mecha-

nischen Qualitäten charakterisiert und eingeordnet werden. Eine derartige Lautbetrachtung wäre ex definitione strukturalistisch, weil es sich für sie handeln würde um das gegenseitige musikalische Verhältnis der Laute, sozusagen um die Herauskonstruktion der „Tonart“ einer Sprache. Daher wäre sie auch in erster Linie synchronistisch eingestellt: Denn es würde sich darum handeln, ein Lautsystem als seiendes zu betrachten. Erst in zweiter Linie könnte evtl. die historische Umorientierung eines Lautsystems in ein anderes ins Auge gefaſst werden.

Eine solche Lautbetrachtung würde sich wohl auch in der Methode von der Phonetik unterscheiden, indem sie wesentlich — auch wenn sie noch so viel Beispiele und Belege aufführen könnte — spekulativ sein müſste. Ihre Endergebnisse bezüglich ein und derselben Sprache würden sich vielleicht ebensosehr unterscheiden wie die verschiedenen Hypothesen über das Licht. Und doch wären sie nicht falsch oder richtig, sondern mehr oder weniger sprachgerecht. Auf alle Fälle müſste sie die Sprache als geistiges Gebilde, als musikalische Tatsache auffassen und damit noch mehr als die Naturwissenschaft in ihren Hypothesen über die Grenzen möglicher Erfahrung hinausgehen. Nur eine solche „Wissenschaft“ würde gegebenenfalls eine neue Bezeichnung benötigen. Vielleicht: Phonologie.

K. Rogger.

Zum Gebrauch des Artikels, namentlich beim Abstraktum.

Inhalt.

I. Allgemeines.

In einer Besprechung der 2. Auflage von v. Wartburg „*Evolution et structure de la langue française*" (Teubner 1937) stellt E. Gamillscheg (ZFSL 63, 1940, S. 486) folgende Behauptung auf: „Das Abstraktum wird wie jedes Konkretum mit dem bestimmten Artikel eingeführt, wenn die Vorstellung des Abstractums bei dem Hörenden schon früher erweckt wurde." Diese Behauptung bezieht sich nach dem Zusammenhang auf das Altfranzösische. Danach würde hier zwischen Konkretum und Abstraktum hinsichtlich des Artikelgebrauchs kein Unterschied bestehen.

v. Wartburg hatte an der Stelle, gegen die Gamillscheg polemisiert, die entgegengesetzte Behauptung aufgestellt: „Nous avons vu p. ex. que les subst. abstraits ne prennent pas l'article. Mais le vieux français fait une exception dès qu'ils s'individualisent. Il dit

'avoec se mesla *jalousie*,
desesperanche et *derverie*' (Feuillée), mais:

'*la* grant pesance de son cuer
ne *la* dolor ne *la* grant peine' (Vair Palefroi).

Dans le 2ᵉ exemple *de son cuer* donne une valeur concrète au nom, et aussitôt l'article apparaît. Cela créait des distinctions très subtiles, auxquelles le français moderne a renoncé. Ainsi on aurait dit p. ex. *mariage est malheur*, mais *le mariage a été un malheur pour elle* . . ."

Dagegen wendet Gamillscheg ein: „Die attributive Bestimmung *de son cuer* hat gar nichts mit der Artikelsetzung zu tun, würde im ersten Satz der Ausdruck 'großer Kummer seines Herzens' statt eines der dort stehenden Abstrakten eingesetzt werden, dann würde es genau so ohne Artikel heißen 'avoec se mesla *grant pesance* de son cuer' . . ."

Dabei dürfte G. übersehen haben, daß die beiden Beispiele aus *Feuillée* und aus *Vair Palefroi* sich mit einer ganz ähnlichen Erklärung schon seit geraumer Zeit bei L. Foulet, *Petite Syntaxe de l'Ancien Français* (§ 62) finden (mindestens schon in der 2. Auflage, 1923). Denn sonst hätte er wohl gegen Foulet polemisiert.

Es stehen sich also die Meinungen von Foulet-Wartburg und von Gamillscheg gegenüber. Auf Grund von Beispielen, die wir großenteils schon vor langer Zeit gesammelt haben, sind wir vielleicht in der Lage, die Frage zu entscheiden.

II. Konkretum und Abstraktum mit und ohne Artikel.

Zunächst müssen wir feststellen, daß die beiden obigen Behauptungen Gamillschegs sich gegenseitig einigermaßen widersprechen. Die erste („Das Abstraktum wird wie jedes Konkretum . . .") klingt so, als bestehe nach seiner Meinung zwischen Abstraktum und Konkretum in dem fraglichen Punkte keinerlei Unterschied. Mit der zweiten Behauptung dagegen erkennt G. an, daß dem Abstraktum in gewissen Fällen der Artikel verweigert wird. Ja, er geht in dieser Hinsicht über v. W. hinaus, indem er behauptet, das Abstraktum würde auch in einem Falle, wo es nach v. W. den Artikel bei sich hat, ohne Artikel gebraucht.

G.s Behauptungen ließen sich nur dadurch unter einen Hut bringen, daß man annimmt, er habe sagen wollen, auch das Konkretum werde häufig ohne Artikel gebraucht, nämlich in dem Falle, daß die Vorstellung des Konkretums bei dem Hörenden n i c h t schon früher erweckt wurde, d. h. wenn das betreffende Konkretum im Zusammenhang der Rede neu auftaucht. Eine solche Meinung würde jedoch den Tatsachen nicht entsprechen. Das Konkretum wird bei der ersten Nennung normalerweise mit dem u n b e s t i m m t e n Artikel versehen, z. B. „*Un* Arabe conduisait *une* chèvre au marché. *La* chèvre avait une sonnette au cou ... *L'*Arabe . . .". Dadurch unterscheidet sich das Konkretum vom Abstraktum. Denn das Abstraktum kann sogleich mit dem bestimmten Artikel auftreten, z. B. Car *la* cupidité est la racine de tous les maux (1. Tim. 6, 10 in der Übersetzung von Sacy). So im Neufranzösischen. Im Altfranzösischen erscheint es, wie u. a. Wartburg lehrt (s. oben), häufig ohne Artikel — nicht aber, wie das Konkretum, mit dem unbestimmten Artikel. (Man sagte: *Cupidité* est la racine . . ., nicht aber *Une cupidité* . . .). Die oben angeführte Stelle zeigt noch in der „Bible de Calvin" Fehlen des Artikels: Car la racine de tous maux c'est *avarice*. (Ähnlich bei Luther 1522: Denn *geytz* ist eyn wortzel alles vbels.) Aber die Aus-

gaben von 1562 und 1563 haben la racine . . . c'est *la* convoitise *des richesses.* So haben wir ohne langes Suchen ein Beispiel gefunden, das die These Foulet—v. Wartburg bestätigt: *avarice*, ohne attributive Bestimmung gebraucht, hat keinen Artikel; wird es durch *convoitise des richesses* (mit attributiver Bestimmung) ersetzt, so erscheint der Artikel.

Und gleich der nächste Vers des Timotheus-Briefes (in der „Bible de Calvin") bietet dafür einen geradezu schlagenden Beleg:

Mais toy, o homme de Dieu, fuy ces choses, et ensuy *iustice, la* crainte de Dieu, *charité, patience, douceur*[1].

Weder der griechische Urtext noch die Vulgata gaben Veranlassung zu diesem Wechsel: sie weisen durchweg artikellose Abstrakta auf, und zwar entspricht dem „*la crainte de Dieu*" griechisch *εὐσέβειαν*, in der Vulgata: *pietatem.* — Die Artikellosigkeit bei *avarice* (und bei „Geiz" in Luthers Übersetzung) ist um so auffallender, als hier im griechischen Urtext der Artikel steht: *ἡ φιλαργυρία* (in der Vulgata: Radix enim omnium malorum est *cupiditas*). Wenn die „Bible de Calvin" hier keinen Artikel gebraucht, so folgt sie wohl weniger der Vulgata, als vielmehr dem altfrz. Usus. Vgl. in einem Psalter des 13. Jahrhunderts (zit. bei Littré): *Avarice* qui est racine de touz maus; bei Villehardouin (ebenfalls von Littré zitiert): *Covoitise*, qui est racine de tous maus; bei Morawski, Proverbes fr. antérieurs au XV[e] siècle (Class. fr. du m. â.), No. 434: *Convoitise* fait trop de mal. Dagegen schreibt Joinville: *La* convoitise *qui est en vous* (bei Littré), und dies ist wiederum ein Beleg für die These von Foulet und v. Wartburg. Anderseits gebraucht noch Calvin in der *Institution* 275 (Littré) das Abstraktum ohne Artikel: *Ire* et *haine* est meurtre . . ., *convoitise* est *larrecin.* (Vgl. auch die anderen Beispiele Littrés.) Erst im 17. Jahrhundert, das in Frankreich auch sonst den Höhepunkt der Sprachregelung bezeichnet, wird der Artikel bei den Abstrakten durchgeführt. Bei Sacy heiſst es nicht nur: . . . *la* cupidité est la racine de tous les maux, sondern auch im folgenden Vers: . . . et suivez en tout *la* justice, *la* piété, *la* foi, *la* charité, *la* patience, *la* douceur[2]. Hier hat zwar auch eine moderne spanische Bibel (Madrid 1921, auf die alte Version von Cipriano de Valera zurückgehend) durchweg den Artikel, nicht aber eine moderne italienische (1910): *procaccia giustizia, pietà, fede* . . . Das wäre im Französischen nicht mehr möglich. (In v. 10 hat die ital. Bibel: la radice di tutti i mali è *l'*avarizia; die span. hat — was nicht beweisend ist —: *el* amor *del dinero* es la raíz de todos los malos.)

---

[1] Auch das Englische sagt „*the fear* of the Lord", obwohl es die Abstrakta sonst ohne Artikel gebraucht. Vgl. Ps. 111,10: *The* fear *of the Lord* is the beginning of *wisdom* (*wisdom* ohne Artikel); Apostelgesch. 9,31: walking in the fear of the Lord.

[2] Der Grammatiker Oudin verlangt einerseits *prendre médecine*, andrerseits „J'ay pris *la* médecine *que vous m'avez envoyée*" (vgl. Brunot III, 427, Fuſsn.). Er formuliert also die Regel v. Wartburgs für einen ganz bestimmten Fall.

III. Die Sonderstellung des Abstraktums.

Das Konkretum wird also bei der ersten Nennung normalerweise durch *un* eingeführt, das Abstraktum dagegen nicht mit *un*, sondern entweder ohne Artikel (so in der älteren Sprache) oder mit dem bestimmten Artikel (in der modernen). Schon daraus ergibt sich ein Unterschied in der Behandlung der beiden Kategorien.

Einen weiteren Unterschied bezeichnet folgendes. Das Konkretum wird, wie wir sahen, bei der ersten Nennung gewöhnlich mit *un* gesetzt; bei den weiteren Nennungen entweder mit *ce* oder mit dem bestimmten Artikel. (*Un* étranger arriva à Berlin. *Cet* étranger... oder *L'*étranger . . .; vgl. oben). Das Abstraktum wird nur ausnahmsweise mit *un* gebraucht, z. B. „Vous avez commis *une* injustice". Alsdann werden, ähnlich wie bei einem Konkretum, mehrere Arten oder „Exemplare" von Ungerechtigkeit unterschieden. Aber wenn der Sprechende nun fortfährt, kann er nur sagen: „*Cette* injustice vous coûtera cher", nicht auch: „*L'*injustice vous coûtera cher" (wohl aber: „*L'*injustice *que vous avez commise* vous coûtera cher"). Mit anderen Worten: *L'injustice* bezeichnet (abgesehen von dem letzteren Fall) nicht eine bestimmte Ungerechtigkeit (wie etwa *l'étranger* im Zusammenhang der Rede einen ganz bestimmten Fremden bezeichnet), sondern die Ungerechtigkeit im allgemeinen. Beim Abstraktum hat der Artikel generalisierende Bedeutung (ähnlich wie in „*L'homme* est mortel" und dgl.; aber dies ist, beim Konkretum, ein Sonderfall. F. Hansen, Span. Gramm. § 52, 9 möchte den generalisierenden Artikel beim Abstraktum aus diesem Sonderfall beim Konkretum herleiten: man sage *la verdad* „die Wahrheit im allgemeinen" wie *el hombre* „der Mensch im allgemeinen". Das ist möglich, jedoch historisch nicht gesichert).

Die ursprüngliche Artikellosigkeit des Abstraktums hat sich erhalten in Sprichwörtern wie *Noblesse oblige*, *Contentement* passe *richesse*, Plus fait *douceur* que *violence*, Peu valent richesses, si l'homme n'a *santé* (vgl. Haas, Neufrz. Syntax, § 101; Maurice Grevisse, *Le Bon Usage*, Gembloux 1939², § 336, 2). Ferner schreibt Ch. Péguy, vielleicht durch seine Joinville-Lektüre angeregt: „Il faut que France, il faut que *Chrétienté* se continue", wo auch *France* artikellos gebraucht ist (vgl. *Frz. Sprache und Wesensart*, S. 282).

Ähnlich wie *Chrétienté* ist im Englischen *mankind* artikellos gebraucht in dem Satz aus Pope (*Essay on Man* 2, 1; 1733): „The proper study of *mankind* is man." Aber das ist im Englischen normal. Ebenso die Artikellosigkeit von *man* (in diesem Satz und in dem Titel von Popes „Essay". Der Satz von Pope scheint beeinflußt von Charrons Satz: „La vraie science et la vraie étude de l'homme c'est *l'homme*" (Traité de la sagesse, 1. Vorrede, Anfang). Im Französischen steht also schon um 1600 bei *homme* der (generalisierende) Artikel. Auch in solchen Fällen wurde früher kein Artikel gesetzt; vgl. noch „Souvent *femme* varie . . ." — In dem Satz aus Pope ist der Artikel nur bei *The proper study of mankind* gebraucht. *Study* allein

(als Abstraktum) könnte den Artikel entbehren. Hier aber ist der Begriff durch die beigefügten Bestimmungen individualisiert; daher ist der Artikel erforderlich, und so bietet auch dieser Satz einen Beleg für die Regel von Foulet und v. Wartburg.

IV. Das wiederholt genannte Abstraktum. — Zur Wesenskunde des Französischen.

Das Konkretum wird bei der ersten Nennung mit *un* gesetzt, bei den folgenden Nennungen mit *le* (oder mit *ce*). Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem Abstraktum? — Gamillscheg formuliert, wie wir sahen, die Regel: „Das Abstraktum wird, wie jedes Konkretum, mit dem bestimmten Artikel eingeführt, wenn die Vorstellung des Abstraktums bei dem Hörenden schon früher erweckt wurde." Ein Beispiel wie „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, *Liebe*, diese drei; aber *die* Liebe ist die gröſste unter ihnen" (1. Kor. 13, 13; entsprechend schon bei Luther, 1522) würde dieser Regel entsprechen. Aber nur dieses Beispiel (des Deutschen). In einer modernen französischen Übersetzung müſste es dagegen heiſsen: „Or ces trois vertus, la foi, l'espérance et *la charité*, demeurent; mais *la charité* est la plus excellente des trois" (so schon bei Sacy, 17. Jahrhundert). Da also das Abstraktum schon bei der ersten Nennung den Artikel erhält, besteht kein Unterschied zwischen der ersten und einer folgenden Nennung.

Ein solcher Unterschied könnte demnach nur in der älteren Sprache gemacht worden sein, wo das Abstraktum bei der ersten Nennung ohne Artikel stand; es wäre denkbar, daſs es bei der zweiten oder einer folgenden Nennung mit dem Artikel versehen worden wäre (als nunmehr schon bekannt). Aber auch das ist nicht der Fall. So lautet z. B. die oben zitierte Stelle in der „Bible de Calvin": Maintenant demeurent ces trois choses, Foy, Esperance, *Charité:* mais la plus grande d'icelles c'est *Charité*. (1561 ff. ist das *ce* von *c'est* gestrichen worden, aber zu dem darauf folgenden *Charité* ist kein Artikel gefügt worden.)

Diese Beobachtung läſst sich verallgemeinern. In dem 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes, dessen Schluſs wir zitiert haben, ist vom 1. Vers an sehr häufig von *Charité* die Rede — niemals aber steht in der „Bible de Calvin" der Artikel. Das Kapitel beginnt: „Si je parle langage des hommes et des Anges, et que je n'aye point *Charité* ..." Dieses „et que je n'aye point *Charité*" begegnet auch in v. 2 und 3. Dann folgt: (v. 4) *Charité* est patiente ... *Charité* n'est pas envieuse. *Charité* ne fait rien perversement ... (v. 8) *Charité* iamais ne decheoit ...

Dies ist wiederum eine bemerkenswerte Abweichung vom griechischen Urtext, denn dieser wechselt zwischen ἀγάπη ohne und mit Artikel; wörtlich übersetzt: „wenn ich *Liebe* nicht habe" (v. 1, 2 und 3); „*Die* Liebe (ist geduldig"; so mehrfach in v. 4 sowie in v. 8);

„es bleiben Glaube, Hoffnung, *Liebe* . . ., aber die gröſste ist *die* Liebe" (v. 13). Genau so wechselt die zitierte italienische Übersetzung zwischen *carità* und *la carità*. Ähnlich auch die spanische; nur steht hier im Schluſsvers sogleich der Artikel (ital. *fede, speranza* e *carità*, span. dagegen *la* fe, *la* esperanza, y *la* caridad). Am weitesten in der Durchführung des Artikels gehen also wiederum die neufranz. Übersetzungen. (Aber auch Luther hat 1522 fast durchweg den Artikel.)

Ein anderes Beispiel: im 11. Kapitel des Hebräerbriefes wird sehr häufig *fides* (*πίστις*) gebraucht. Im Urtext und in der Vulgata steht das Wort durchweg ohne Artikel, ohne Rücksicht auf die syntaktische Stellung; ebenso im Englischen, das ja die Abstrakta noch heute ohne Artikel setzt und insofern den altromanischen Brauch erhalten zeigt. Im 1. Vers ist *fides* Subjekt: Est autem fides sperendarum substantia rerum . . . Von v. 3 ab wird geschildert, was alles „aus Glauben" (*πίστει*, *fide*; engl. *by faith*) vollbracht worden ist, z. B. aus Glauben hat Abel Gott ein gröſseres Opfer getan denn Kain; aus Glauben ward Henoch weggenommen . . .; aus Glauben hat Noah Gott geehret, aus Glauben war Abraham gehorsam usw. (etwa 15 Beispiele). Eine Variante bildet „*gemäſs* (dem) Glauben" (*κατὰ πίστιν*; iuxta fidem) in v. 13. Sonst begegnet noch „ohne Glauben" in v. 6: „Aber ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen." — Wie sich verschiedene rom. Sprachen in Hinsicht auf den Artikelgebrauch verhalten, zeigt die folgende Tabelle. Sie ist nicht vollständig; das Beispiel mit „aus Glauben" steht als typisch.

Aus der Tabelle geht hervor, wie unzutreffend Gamillschegs Annahme ist, das Abstraktum werde, wenn die betreffende Vorstellung beim Hörer bereits erweckt ist, mit dem Artikel eingeführt. Nachdem gegen 15 mal vom Glauben die Rede gewesen ist, müſste man wohl annehmen, daſs diese Vorstellung dem Hörer vertraut sei. — Die spanische Bibel zeigt sogar das Umgekehrte: zuerst *Por la fe*, sodann *Por fe*.

Aus der Tabelle geht ferner hervor, daſs die anderen rom. Sprachen (das Portug. ausgenommen) im Gebrauch des Artikels beim Abstraktum auch heute noch nicht so weit gehen wie das Französische schon seit dem 17. Jahrhundert. Dadurch tritt die Regulierungssucht des Französischen (im Sinne einer wesenskundlichen Betrachtungsweise) erst ins rechte Licht.

Endlich sei noch eine bekannte Stelle aus dem *Inferno* (V, 100) angeführt, die Gamillschegs Behauptung ebenfalls widerlegt:

„*Amor*, che al cor gentil ratto s'apprende . . .
Amor, che a nullo amato amar perdona . . .
Amor condusse noi ad una morte"[1].

---

[1] Einige andere Beispiele für artikelloses Abstraktum bei Dante: Inf. III, 4 (Aufschrift des Höllentores): *Giustizia* mosse il mio alto fattore; ib. v. 50: *Misericordia* e *giustizia* li sdegna.

	„Bible de Calvin“	Sacy	span. (1921)	portg. (1917)	ital. (1912)	rätorom. (1870)	rumänisch (1917)
v. 1	Or *la foy* est le fondement des choses qu'on espere . .	la foi	la fe	a fé	la fede	la cardienscha	credința[1]
v. 4	*Par foy* Abel a offert plus grand sacrifice . .	per *la* foi	a) Por *la* fe (v. 3, 4 5, 7, 8, 11). b) Por *fe* (v. 9, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31)	Pela fé	Per fede	Tras cardienscha	Prin credință
v. 13	Tous ceux cy sont trespassez *selon la Foy* . . (1562, 63: *en foy*)	dans *la* foi	Conforme à *la* fe	Na fé	In fede	enten *la* cardienscha	în credință
v. 6	Or il est impossible de lui plaire *sans la Foy*.	sans *la* foi	sin fe	sem fé	senza fede	senza cardienscha	fără credință

[1] Nur hier mit Artikel (-a = Artikel, -ă = ohne Artikel). — Das Rumänische gebraucht nach Präpositionen auch bei Konkreten keinen Artikel.

Auch in einem Gedicht von Friedrich Halm (1860), das jedem Deutschen bekannt ist (mit Ausnahme einiger Sprachforscher), kommt *Liebe* öfters artikellos vor (und zwar ausschließlich): Mein Herz, ich will dich fragen, Was ist denn *Liebe*, sag'? („Zwei Seelen und ein Gedanke, Zwei Herzen und ein Schlag!"). Und sprich, woher kommt *Liebe*? . . . Und sprich, wie schwindet *Liebe*? . . . Und was ist *reine Liebe*? . . . Und wann ist *Lieb'* am tiefsten? . . . Und wann ist *Lieb'* am reichsten? . . . Und sprich, wie redet *Liebe*? . . .

Gamillscheg behauptet, das Abstraktum werde bei wiederholter Nennung mit dem Artikel versehen. Das ist, wie wir sahen, nicht der Fall. Es zeigt sich sogar das Umgekehrte (in den Sprachen, die das Abstraktum artikellos gebrauchen können): das Abstraktum erscheint zuerst mit Artikel, sodann ohne Artikel. So bei Schiller (Demetrius): „Was ist *die* Mehrheit? *Mehrheit* ist der Unsinn (*Verstand* ist stets bei Wen'gen nur gewesen)." Oder in der Lutherbibel sagt Jesus bei Joh. 18, 37: „Wer aus *der* Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Darauf tut Pilatus die berühmte Frage: „Was ist *Wahrheit*?" (Bei Sacy: „Qu'est-ce que *la* vérité?".) Luther folgt in diesem Punkte dem griech. Text; ebenso die englische Bibel; dagegen hat die „Bible de Calvin" schon bei der ersten Nennung artikelloses *vérité* („Quiconque est de *verité* . . ."), ebenso bei der zweiten („Qu'est-ce que *verité*?").

Für das Altfrz. findet sich ein ähnliches Beispiel in Toblers Aufsatz „Auffälliges Wegbleiben des bestimmten Artikels" (II², 115): *Li orguez* fait robeir, *li orguez* fait tolir; Por un cop vult *orguez* quatre foiz referir (Poème moral 470b). — Für das Spanische s. oben (zuerst *Por la fe*, dann *Por fe*).

*

Zur Wesenskunde des Französischen ist noch Folgendes festzustellen. Das deutsche „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe" ist insofern unklar, als an sich auch gemeint sein könnte: „Nun aber bleibet *etwas* Glaube, etwas Hoffnung, etwas Liebe." (Daß vielmehr gemeint ist: „Nun aber bleibt *der* Glaube, in seinem ganzen Umfang usw.", geht erst aus dem Folgenden hervor.) Oder in dem Gedicht „Das Ideal" von Richard Dehmel (Werke II, 10) heißt es „Ich ging *nach Liebe* aus auf allen Wegen, auf allen kam *die Liebe* mir entgegen". Ist gemeint: „nach *etwas* Liebe" oder „nach *der* Liebe"?

Die gleiche Unklarheit besteht für ital. *se non ho carità* (1. Kor. 13), für span. *Si . . . no tengo caridad* und für entsprechendes „. . . *et que je n'ay point charité*" der „Bible de Calvin": diese Wendungen könnten syntaktisch so interpretiert werden wie *J'ai peur, j'ai soif.* (In der „Bible de Calvin" wird dieser Auffassung durch die Schreibung *Charité* vorgebeugt.)

Dieser Unklarheit hat nun das Französische (seit dem 17. Jahrhundert) abgeholfen, indem es sagt: „. . . et que je n'aie point *la* charité" und „Or . . . *la* foi, l'esperance et *la* charité demeurent"

(so schon bei Sacy und noch in neueren Übersetzungen). Das Französische ist auch in diesem Punkte „logischer" als das Italienische, das Spanische, das Deutsche. Aber das Französische ist gleichsam überlogisch. Denn zu der gleichen Zeit, da es den bestimmten Artikel beim Abstraktum durchgeführt hat, wenn dieses in seinem ganzen Umfang gemeint ist, hat es auch die Übertragung des Teilungsartikels auf die Abstrakta durchgeführt, wenn diese in partitivem Sinne gemeint sind („Elle a *de l'amour* pour moi"; „Si je n'ai point *de* charité"). Das Deutsche hat weder die eine noch die andere Regelung vorgenommen: wenn das Abstraktum partitiv gemeint ist, setzt es keinen Teilungsartikel („*Elle a de l'amour pour moi*" läſst sich nicht wörtlich wiedergeben), und wenn das Abstraktum in seinem ganzen Umfang gemeint ist, so kann es noch immer ohne den bestimmten Artikel gebraucht werden („Nun aber bleibet *Glaube, Hoffnung, Liebe*"). Auch das Italienische gebraucht beim Abstraktum weder den bestimmten noch den Teilungsartikel mit der Konsequenz des Französischen; es gebraucht ja den Teilungsartikel selbst beim Konkretum nicht immer (z. B. *bevo birra*, als Gegensatz zu *bevo vino*). Demnach hat das Französische die Gefahr eines Miſsverständnisses in doppelter und insofern übertriebener Weise beseitigt. Da es beim Abstraktum den partitiven Sinn in der Regel durch den Teilungsartikel ausdrückt, hätte es bei allgemeinem Sinn ohne Gefahr die Artikellosigkeit beibehalten können; aber diese Artikellosigkeit ist gerade vom Deutschen, vom Italienischen usw. beibehalten worden, wo die Gefahr eines Miſsverständnisses viel gröſser ist, weil diese Sprachen den partitiven Sinn nicht oder nicht konsequent bezeichnen. Der deutsche Dichter sagt „Ich ging nach Liebe aus" und ist sich wohl selbst nicht klar darüber, ob er meint „nach etwas Liebe" oder „nach der Liebe". Der deutsche Student sagt: „Ich studiere Philosophie (Chemie, Kunstwissenschaft)", und er kann darunter verstehen „etwas Philosophie" usw.; der französische dagegen sagt: „J'étudie *la* philosophie." Wenn Schiller schreibt: „Nur bei den Franken war noch *Kunst* zu finden . . ." — meint er: „*etwas* Kunst" oder: „*die* Kunst" ? (vgl. weiter unten, Abschnitt V). Der Franzose wird von seiner Muttersprache dazu erzogen, sich in solchen Fällen darüber klar zu werden, was er meint und was er sagen will.

Natürlich aber sind die angegebenen Regeln (bei allgemeinem Sinn: bestimmter Artikel, bei partitivem: Teilungsartikel) nur eine ideale Richtschnur; in der Praxis finden sich zahlreiche Ausnahmen, die sich z. T. durch die Macht der Tradition erklären (man vergleiche z. B. *J'ai peur*). Wenn wir im Deutschen sagen „*Heil dir!*" oder „*Preis dir!*", so werden wir uns nicht darüber klar, ob wir dem Angeredeten *etwas* Heil (etwas Preis) oder *das* Heil (*den* Preis) wünschen (gemeint ist letzteres). So sagt auch der Franzose „*Honneur* à la vieillesse!", während er, wenn er sich die obige Frage immer vorlegte, eher sagen würde „*L*'honneur à la vieillesse!". (Es scheint jedoch — eine Untersuchung haben wir nicht angestellt — als seien Formeln

wie „Heil dir!", „Preis dir!" im Französischen etwas seltener als im Deutschen.) Bei der Verkündigung der Engel (Luk. 2, 14) heiſst es noch in modernen Bibelübersetzungen: „*Gloire* à Dieu . . . et *paix* sur la terre . . .!" (und nicht: „*La* gloire à Dieu . . ., et *la* paix . . .!").

Es zeigt sich sogar, daſs noch die modernen französischen Bibelübersetzungen das Abstraktum öfters ohne Artikel an Stellen gebrauchen, wo die Luther-Bibel den Artikel aufweist. Einige Beispiele: Deuter. 32, 3 bei L. Segond (1910): „Rendez *gloire* à notre Dieu!" = „Gebet unserem Gott allein *die* Ehre!". Josua 7, 19: „Mon fils, donne *gloire* à l'Eternel . . . et rends-lui hommage" = „gieb dem Herrn . . . *die* Ehre und gieb ihm *das* Lob". Ähnlich Lukas 17, 18, Joh. 9, 24 usw.

Ist aber das Abstraktum durch eine attributive Bestimmung individualisiert, so erscheint (gemäſs der Regel von Foulet-Wartburg) schon frühzeitig der bestimmte Artikel, z. B. Psalm 18 (19), 2: Les cieux racontent *la* gloire de Dieu; so z. B. in der „Bible de Calvin". So sagen wir auch im Deutschen einerseits: „*Gnade* vor *Recht* ergehen lassen" (das ist doch wohl = *die* Gnade, *das* Recht); anderseits aber heiſst es im Faust v. 1978: „*Vom* Rechte, das mit uns geboren ist, Von dem ist, leider! nie die Frage."

Nur ganz ausnahmsweise wird in diesem Falle die beim Abstraktum mögliche Artikellosigkeit beibehalten. So in „Heil dir im Siegerkranz": „*Liebe* des Vaterlands, *Liebe* des freien Manns Sichern den Herrscherthron . . ."

Die Regel Foulets und v. Wartburgs gilt auch für das Englische, und hier ist sie besonders gut zu beobachten, weil das Englische die Abstrakta noch heute ohne Artikel gebraucht. So steht im 11. Kap. des Hebräerbriefes regelmäſsig *faith* (s. oben). Aber Apostelgesch. 3, 16 heiſst es: *the* faith *which is by him* hath given him this perfect soundness. (Ähnlich in der „Bible de Calvin", die *foi* sonst ebenfalls noch artikellos gebraucht: *la* Foy *qui est par luy*, luy a donné ceste entiere santé.) Es ist begreiflich, daſs auch im Englischen die Artikellosigkeit mitunter trotz vorhandener attributiver Bestimmung beibehalten wird. So im gleichen Vers: *through faith in his name*. (Dagegen in der „Bible de Calvin": par *la* confiance du Nom d'iceluy; 1554: par *la* foy du Nom d'iceluy.)

V. Artikelloses Abstraktum im Französischen und im Deutschen.

Das Deutsche kann in dichterischer Sprache oder in gehobener Prosa noch immer sagen: „Er bedachte nicht, daſs *Reichtum* verpflichtet" (= *der* Reichtum). Die Franzosen haben sich, indem sie den Artikel auch bei den Abstrakten zur Regel erhoben, der Möglichkeit beraubt, in diesem Punkte die gehobene Sprache von der Alltagssprache abzurücken und jene leise Personifizierung vorzu-

nehmen, die nach Diez (III, 26) durch die Nichtsetzung des Artikels bewirkt wird.

Über den Zeitpunkt, in dem das Französische sich dieses Stilmittels beraubt hat, gehen die Meinungen auseinander. Vossler (Frankreichs Kultur 281) beobachtet, daſs ein Prosaiker wie Henri de Valenciennes schon im 13. Jahrhundert *la paix* mit Artikel gebrauche, ein Dichter wie Villon dagegen noch ohne Artikel (Puis *paix* se faict); das gleiche gelte für *mort* („jusque *mort* me consume"). Nach Vossler ist die restlose Durchführung des Artikels verzögert worden durch den dichterischen Stil und „zweifellos auch durch den gegen das Ende des Mittelalters wachsenden Einfluſs des Lateins". Beides habe zur Erhaltung jener mittelalterlichen, religiösen Auffassung beigetragen, der zufolge gewisse Kräfte und Erscheinungen ihre Gattungsnamen wie Eigennamen führen dürfen (richtiger durften).

Rosemarie Burkart (im Anhang zu Spitzer, Rom. Stil- und Literaturstudien, I, 298, Marburg 1931) möchte Vosslers Darlegungen dahin einschränken, daſs Villon artikelloses (personifiziertes) *mort* „nur in den frühen, unter dem Einfluſs der didaktisch-allegorischen Hofpoesie verfaſsten Gedichten" gebraucht habe. Doch sind ihre Bemerkungen mehr geistreich als zutreffend. Sie behauptet, Villon schreibe „fast immer *la* mort" oder „*ma* mort" (darin spiegele sich das „spezifisch Villonsche Todeserlebnis"). Was zunächst „ma mort" betrifft, das nach der Autorin bei Villon sogar „sehr häufig" wäre, so führt sie dafür nur ein einziges Beispiel an: „Je suis pecheur, je le sçay bien, Pourtant ne veult pas Dieu ma mort" (. . .) „Das ist ganz rationale Ausdrucksweise, die der Franzose Villon dem Sinnbild vorzieht". Man fragt sich vergebens, wie anders Villon diesen Gedanken hätte ausdrücken sollen. Auch hat die Autorin übersehen, daſs Villon hier eine Stelle aus Ezechiel 33, 11 auf sich selbst anwendet: „. . . dicit Dominus Deus: nolo mortem impii, sed ut convertatur impius a via sua, et vivat". (Villon fährt fort: „Mais convertisse et vive en bien".) Auch für *la mort* zitiert R. Burkart nur ein Beispiel (Lais, Strophe V; weitere wären Gr. Test., v. 224 und 321), dagegen mehrere für artikelloses *mort.* Demnach gebraucht Villon teils *mort,* teils *la mort,* und daſs der artikellose Gebrauch sich nur in den frühen Gedichten finde, ist unbewiesen. Tatsache ist, daſs Villon noch im Grand Test. mehrfach Abstrakta ohne Artikel setzt, z. B. *povreté* v. 269 und 277 (Povreté tous nous suit et trace); *tristesse* v. 432: Tristesse son cuer si estraint . . .; ib. v. 214 ff.: „*Jeunesse* et *adolescence* . . . Ne sont qu'abuz et ignorance" (Zitat aus Ecclesiastes 11, 10: Adolescentia enim et voluptas vana sunt; vgl. E. Gilson, *Les Idées et les Lettres,* Paris 1932, S. 26 ff.). Hier fehlt auch noch in einer protest. Bibel von 1567 der Artikel: car *adolescence & ieunesse* ne sont que vanité.

Was (*la*) *mort* betrifft, so beginnt noch Cl. Marot ein Rondeau (Nr. 12 der *Adolescence*) mit dem Vers „Avant mes jours *mort* me fault encourir" (= il me faut encourir la mort). Auch die „Bible

de Calvin" gebraucht *mort* mitunter noch ohne Artikel (ebenso *péché*): Römer 6,23: Car les gages de *peché* c'est *mort* (dagegen bei Sacy: Car *la* mort est la solde ... *du* péché); daneben *la mort* z. B. ib. 5,14: ... la mort a regné depuis Adam ...; in auffälligem Gegensatz steht ib. 6,9 „*la* mort n'a plus de domination sur luy" und ib. v. 14: „Car *peché* n'aura point de domination sur vous". Selbst La Fontaine, der freilich bewuſst archaisierte, schreibt noch *Mort* vint saisir le mari de Clitie (Contes 3,5). Die Beispiele aus Marot und aus der „Bible de Calvin" zeigen, daſs der dichterische Gebrauch und der Einfluſs des Lateinischen die Verallgemeinerung des Artikels auch noch im 16. Jahrhundert verzögert haben. Auch im Deutschen werden, wie wir sehen werden, besonders Fremdwörter wie *Natur, Phantasie* usw. gern ohne Artikel gebraucht (vgl. auch „*Philosophie* studieren" = étudier *la* philosophie).

Montaigne, in dem Essai „Que philosopher c'est apprendre à mourir" (1,19) setzt *la mort* häufig (anscheinend durchweg) mit dem Artikel. Aber in dem gleichen Essai schreibt er: Mais *nature* nous y force, und auch sonst gebraucht er *nature* anscheinend überwiegend ohne Artikel, z. B. 2,12: *Nature* a embrassé universellement toutes ses creatures; mehrere Beispiele auch in 3,5. So auch in der „Bible de Calvin", 1. Kor. 11,14: „*Nature* mesme ne vous enseigne elle pas que ...?" (Luther 1522 hat bereits *die natur*). Für *nature* werden wir noch spätere Beispiele zitieren. —Auch *sapience* wird von Montaigne (2,12; Ausgabe von 1825, IV, 141) artikellos gebraucht: er zitiert 1. Kor. 1,21: „... puisque le monde n'a point cogneu Dieu par *sapience* ..." (Ähnlich in der „Bible de Calvin"; doch zitiert Montaigne nicht nach dieser.)

Der Zeitpunkt der Verallgemeinerung des Artikels läſst sich deshalb nicht genau bestimmen, weil hier zwei verschiedene Etappen zu unterscheiden sind: 1. die Abstrakta haben gewöhnlich schon den Artikel, aber es bleibt den Dichtern und anderen Autoren noch unbenommen, sie gelegentlich artikellos zu gebrauchen; 2. die Artikellosigkeit schwindet auch in der dichterischen oder sonst gehobenen Sprache. Das Deutsche ist bei der ersten Etappe verblieben (s. unten); das Französische wäre vermutlich nicht zu der zweiten Etappe fortgeschritten, wenn nicht die Reflexion und die Grammatiker eingegriffen hätten. Dafür haben wir in diesem Falle einige Dokumente. Calvin (Institution II, 1,17) hat 1560 *par péché* durch *par le péché* ersetzt. (Sneyders de Vogel § 17.) Malherbe beanstandet bei Desportes: *Fureur les guide*; er verlangt *la Fureur*. Bei *en depit du ciel, de Fortune et d'Envie* macht er einen feinen Unterschied: *Envie* dürfe nicht ohne Artikel gebraucht werden (also nicht einmal in der Dichtung!), bei *Fortune* dagegen möge die Artikellosigkeit passieren. Dies wird man mit Brunot (III, 426), der sich nicht sehr klar ausdrückt, dahin zu interpretieren haben, daſs „Fortuna" in den Augen Malherbes eine übliche Personifizierung darstellte, nicht aber *Envie* und auch nicht *Fureur*. — Brunot schlieſst daran inter-

essante Bemerkungen: „Dès lors (er nimmt also mit Recht an, daſs Malherbes Kritik einen groſsen Einfluſs gehabt habe) certains noms hésiteront, ainsi *Nature*, mais une tendance générale les portera tous tôt ou tard à prendre l'article, et cela jette un jour sur la différence qui sépare désormais à cet égard les arts plastiques de la littérature. Pour le peintre ou le sculpteur *la Paix, la Discorde* restent des personnes, pour l'écrivain, non. La mythologie conventionelle des *livres* ne l'emporte pas sur l'instinct du langage; on dit *la Victoire* et non *Victoire*. C'est la fin d'un anthropomorphisme en grande partie conventionnel, mais dont l'histoire est à faire."

Brunot gibt in der Fuſsnote einige Belegstellen für *Nature*, für *Fortune* und für *Amour* (wo die Personifizierung sich besonders lange gehalten habe), und zwar aus Racan, Rotrou, Corneille usw. (letzterer hat jedoch 1664 ein *amour* in *l'amour* verwandelt). Haase (§ 28 B) hat eine stattliche Anzahl von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert zusammengebracht. Die meisten betreffen *Amour* (groſs geschrieben), *nature* und *fortune*. Malherbe selbst schreibt: *Fortune* ne nous baille rien à jouir en propriété, sowie: C'est une oeuvre où *nature* a fait tous ses efforts. *Nature* belegt Haase ferner aus Corneille, Descartes, Pascal, La Fontaine und Molière. — Von den zahlreichen Belegen bei La Fontaine sehen wir ab. Fabeln 5, 12 schreibt er: Leur malade paya le tribut à *nature;* dagegen führt Littré (*nature*, 30) die Wendung mit dem Artikel an. Zu La Fontaines Satz „*Nécessité* lui suggéra ce tour (Contes 5, 7) ist zu bemerken, daſs er *Nécessité* tatsächlich als eine Person sieht. („Nécessité l'ingénieuse".) — Auffälliger sind die Belege aus Pascal (Pensées): *Nature* diversifie et imite, *artifice* imite et diversifie . . .; *Pensée* fait la grandeur de l'homme; *Hasard* donne les pensées, et *hasard* les ôte. Ce n'est que *fantaisie* qui fait que . . .

In der 2. Hälfte des Jahrhunderts scheinen die Belege seltener zu werden. Vgl. jedoch Molière, Tart. 5, 4: „. . . Pour se vouloir du tout opposer à *justice*". Wenn Fénelon schreibt: Une âme . . . à qui vous n'avez inspiré que *scélératesse*, so schwebt der Sinn zwischen „*la* sc." und „*de la* sc." (ähnlich wie im Deutschen bei artikellosem Abstraktum, vgl. oben „Ich ging nach Liebe aus" bei R. Dehmel); ähnliches gilt von einigen anderen Belegen Haases. Anders geartet ist „Un déclamateur qui ne savoit ce que c'étoit que *tragédie*" (bei Racine in der Préface zur Thébaïde); dies erinnert an den Sprachgebrauch Kants (s. unten).

Was Brunot über die Sprache der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in diesem Punkte sagt (IV, 768; 1924), ist unbefriedigend. Die wenigen Belege, die er anführt, sind nicht gleichartig; die meisten zeigen Konkreta und stammen aus La Fontaine. Um Abstrakta handelt es sich jedoch bei Saint-Simon: J'avois pour moi *raison, justice, nécessité* et un parti ferme . . . Trotz Brunots gegenteiliger Meinung dürfte die „Ellipse" des Artikels hier der Aufzählung zuzuschreiben sein. Aus der späteren Zeit kenne ich nur ein Beispiel, das ebenfalls eine „énumération" darstellt: Bonaparte sagte in einem

Tagesbefehl an die armée d'Italie: „Soldats ... Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde ...; vous y trouverez *honneur, gloire* et *richesse*". (Corresp. de Napoléon Ier, Paris 1870, t. 29, p. 84. Man kann hier partitiven Sinn annehmen, aber dann bleibt das Fehlen des Teilungsartikels auffallend.) — Schon Montaigne schreibt Essais 1, 38: *la* gloire et *le* repos sont choses qui ne peuvent loger en mesme giste. Aber in dem *sommaire* dieses Essai, das der Ausgabe von 1825 vorangestellt ist, heiſst es: ... *gloire* et *repos* sont incompatibles.

*

Auch im Deutschen ist der Artikel beim Abstraktum verallgemeinert worden (während das Englische die ursprüngliche Artikellosigkeit bewahrt hat). Aber im Deutschen kann das Abstraktum in einem Stil, der sich von der Alltagssprache entfernt, noch immer ohne Artikel gebraucht werden; vgl. z. B. die bekannten Verse des „Faust": „*Natur* ist Sünde, *Geist* ist Teufel". Da die Erscheinung in den Darstellungen der deutschen Syntax (H. Paul, Deutsche Grammatik III § 154; Mhd. Gramm. § 223; Behaghel, Deutsche Syntax I, 1923, S. 134) recht unzureichend behandelt ist, sei es gestattet, dabei ein wenig zu verweilen.

Fehlen des Artikels findet sich im Mhd. z. B. in Walters Gedicht „Ich sâz ûf eime steine ...":

untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze,
fride unde *reht* sint sêre wunt.

Untreue und Gewalt sind personifiziert; sie sind gedacht als Wegelagerer, ebenso Friede und Recht als niedergeworfene Geleitsmänner. — Ein Beispiel aus Freidanks Bescheidenheit: *Hôchvart* twinget kurzen man, daz er muoz ûf den zêhen gân. Der gleiche Dichter bringt aber auch ein Beispiel, das die Geltung der von Foulet und v. Wartburg formulierten Regel auch für das Mhd. beweist: *Der* rîchtuom ist von saelden niht, *dâ von nieman guot geschiht.*

Diese Artikellosigkeit des Abstraktums hat sich in Sprichwörtern wie „*Schönheit* vergeht, *Tugend* besteht" — „*Jugend* hat keine Tugend" — „*Not* kennt kein Gebot" erhalten (H. Paul).

Beispiele aus der modernen Dichtung wie „Natur ist Sünde ..." führt H. Paul nicht an. Behaghel bucht die Erscheinung merkwürdigerweise als „Liebhabereien einzelner Schriftsteller" und ohne zwischen Artikellosigkeit bei Abstraktum und bei Konkretum zu unterscheiden (während seine Syntax sich sonst gerade durch sorgfältige, oft zu weitgehende Scheidungen auszeichnet). Nachdem er Beispiele aus Wolfram usw. beigebracht hat, sagt er: „Logau läſst häufig, namentlich bei Abstrakta, den Artikel fehlen" (folgen Belege). Was Logau betrifft, so hat schon Lessing in seinem „Vorbericht von der Sprache des Logau" darauf hingewiesen und u. a. angeführt: „Aber *Neid* hat scheel gesehn Und *Verhängnis* lieſs geschehn" (vgl.

J. Wackernagel, Vorlesungen über Syntax, II, 148. — Auf Beispiele mit Konkreten wie „Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen. Doch *Fuss* hat *Haupt* hinweggetragen" gehen wir nicht ein.) Vgl. aus Logau ferner: *Krieg* hat den Harnisch weg gelegt, *der* Friede zeucht ihn an. Wir wissen, was *der* Krieg verübt, wer weiſs, was *Friede* kann?

Aus Klopstock zitiert Behaghel drei Belege; zwei zeigen ein Konkretum, und auch der dritte („doch das ist *Kleinigkeit*") ist besonders geartet. Dann bemerkt er, Kant lasse nicht selten Abstrakta im Nominativ ohne Artikel erscheinen: „daſs *reine Vernunft* sich lediglich . . . beschäftige" — „die gute Gesellschaft, worin *Metaphysik* alsdann zu stehen gekommen wäre" — „*Geometrie* legt die reine Anschauung des Raumes zum Grunde, *Arithmetik* bringt ihre Zahlbegriffe zustande"; Behaghel verweist auf Zs. d. Sprachver. 1908, 190. Kant werde gelegentlich von Neueren nachgeahmt: Natorp, *Sozialpädagogik:* „hat *Natur* überhaupt ein Selbst?" — Karl Beth: „daſs *Magie* ebensogut wie *die Religion* als ein soziales Phänomen betrachtet werden dürfe". — Behaghel fragt, ob hierher auch Goethe (XXVIII, 65, 6) gehöre: „zu bemerken, was genannte beide Männer auf *Kunst* gewirkt" (eine Frage, die zu bejahen ist; s. unten). — Schlieſslich erwähnt Behaghel noch, daſs ganz neuerdings der „Sturm" gern den bestimmten Artikel tilge; aber die Beispiele, die er dafür anführt, zeigen durchweg Konkreta[1].

Behaghel hat übersehen, daſs die Erscheinung bei unsern Klassikern in ganz bekannten Versen auftritt. Für Goethe vgl. auſser der schon angeführten Stelle noch aus dem Faust: v. 423: „Und wenn *Natur* dich unterweist . . ."; v. 640: „Wenn *Phantasie* sich sonst mit kühnem Flug . . ."; v. 673: „Geheimnisvoll am lichten Tag Läſst sich *Natur* des Schleiers nicht berauben"; v. 715: „(Vor jener dunkeln Höhle . . .), In der sich *Phantasie* zu eigner Qual verdammt." Im „Faust" steht ferner: „Verachte nur *Vernunft* und *Wissenschaft*"; „*Vernunft* wird Unsinn, *Wohltat* Plage"; „Es trägt *Verstand* und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor"; im 2. Teil: „Wie sich *Verdienst* und *Glück* verketten, Das fällt dem Toren niemals ein . . ." (kann partitiv gemeint sein); „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit *Kunst* verwandt" (vgl. oben das Zitat bei Behaghel); „Nur der verdient sich *Freiheit* wie das Leben, Der täglich sie erobern muſs." Aus einem epigrammatischen Gedicht (Cotta 2, 168): „*Enthusiasmus* vergleich' ich gern Der Auster . . .", sowie *Begeistrung* ist keine Heringsware, Die man einpökelt auf einige Jahre." In einem andern auf der gleichen Seite: „. . . Sieht er, daſs *Natur* an ihm Wahrlich nicht gesparet." Ferner im „Divan" (Cotta 5, 96): „*Jugend* ist Trunkenheit ohne Wein, Trinkt sich das Alter wieder zu *Jugend* . . ."

[1] Von Karl Sternheim berichtet Norbert Jacques, er habe seine Sätze zunächst mit dem Artikel vor dem Hauptwort niedergeschrieben und dann nachträglich die Artikel gestrichen. Vgl. Albert Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, II, 655 (Leipzig 1925).

Einige Beispiele aus Schiller: „Und solang' den Bau der Welt *Philosophie* zusammenhält . . ."; „Aber hat *Natur* uns viel entzogen, War die Kunst uns freundlich doch gewogen"; in dem Gedicht an Goethe über Voltaires „Mahomet": „Und siegt *Natur*, so muſs die Kunst entweichen"; „Ihr wildes Reich behauptet *Phantasie*." (Wenn es gleich darauf heiſst: „Nur bei den Franken war noch *Kunst* zu finden, Erschwang er gleich *ihr* hohes Urbild nie", so meint Schiller vielleicht nicht „etwas Kunst", sondern „*die* Kunst".)

An Goethes „Begeisterung ist keine Heringsware . . ." erinnert bei Th. Fontane (Stechlin): „*Heldentum* ist Ausnahmezustand." — Auch in neuerer Lyrik, z. B. bei R. Dehmel: „Daſs mich *Natur* mit allen Trieben Im Schoſs der Wonne schon verdammt . . ." Derselbe (Werke I, 28) in der Übertragung eines Sonetts von Shakespeare: „In wüster Schmach Vergeudung heiliger Glut / ist *Wollust*, wenn sie praſst . . ." — Sogar bei Wilh. Busch: „*Musik* wird oft nicht schön gefunden, Weil sie stets mit Geräusch verbunden"; „*Enthaltsamkeit* ist das Vergnügen An Sachen, welche wir nicht kriegen." — Auch dieses Stilmittel sinkt hinunter bis zu den Chansons; in einem solchen (um 1910) singt Helena: „Weil mich *Natur* so reizend schuf..."

Es begegnet auch in gepflegter Prosa, z. B. bei Max Dessoir, Die Rede als Kunst (München 1940, S. 118): „. . . Denn *Jugend* ist nicht eine Strecke des Lebens . . ., sondern . . ." Oder bei Otto Flake, Kolmar (Neue Rundschau 51, 472; 1940): „Ich bin überzeugt, daſs *Erinnerung* die schöpferischste Kraft ist und *Epik* sich selbst verkennt, wenn sie Dinge, die noch im Fluſs sind, darstellt . . . *Epik* ist Rückblick und Wiederbelebung." Auch hier ist das Abstraktum bei der zweiten Nennung keineswegs mit dem Artikel versehen worden.

Solange die Wendung, wie in allen diesen Beispielen, durchaus klar ist, ist sie eher zu loben als zu tadeln. Bedenklich aber ist sie bei ungeschickter Anwendung. In einer 1924 in der Österr. Rundschau erschienenen Übertragung eines Sonetts von Michelangelo (bei Karl Frey No. CXLVII) heiſst es: „Also den leidenschaftsgeliebten Wahn, / den Kunst zum Herrscher mir und Götzen schafft, Erkenn' ich . . ." (= . . . l'affectuosa fantasia, / Che l'arte mi fece idol'e monarca . . .).

Kaum entbehrlich ist der Artikel, wenn das Abstraktum nicht, wie in allen diesen Belegen, ganz allgemein gebraucht, sondern durch eine attributive Bestimmung individualisiert ist. Goethe schrieb zwar „Natur ist Sünde" u. dgl., aber er hätte kaum geschrieben: „Natur der Sternenwelt ist schwer zu fassen." Wohl aber gebraucht Goethe im „Epilog auf Schillers Glocke" in diesem Falle das Demonstrativum: „. . . Von *jener* Jugend, die uns nie entflieht."

*

Im Englischen ist die Artikellosigkeit des Abstraktums, wie schon mehrfach hervorgehoben, usuell. In deutschen Übersetzungen

aus dem Englischen ist sie, besonders soweit es sich um Dichtung handelt, vielfach beibehalten worden. So heißt es in Hamlets Monolog (3, 1): „There's the respect, That makes *calamity* of so long life"; bei Schlegel-Tieck: „Das ist die Rücksicht, die *Elend* läßt zu hohen Jahren kommen." Oder unser Schlagwort „*Wissen* ist Macht" ist geformt nach Bacons Satz: „For *knowledge* itself is power."

Das Englische kann das artikellose Abstraktum auch im Genitiv und Dativ gebrauchen, da es diese Kasus analytisch (durch Umschreibung mit Präpositionen) bildet. Z. B. in Hamlets Monolog: „And thus the native hue of *resolution* Is sicklied o'er with the pale cast of *thought*", oder „The better part of *valour* is *discretion*" (King Henry IV, 1. Teil; 5, 4). In solchen Fällen muß im Deutschen der Artikel gebraucht werden („Der angebornen Farbe *der* Entschließung Wird *des* Gedankens Blässe angekränkelt"; „Das bessere Teil *der* Tapferkeit ist *Vorsicht*"). Denn im Deutschen werden Genitiv und Dativ synthetisch gebildet[1].

Dies führt uns zu einer allgemeinen Erkenntnis. In der neueren Sprachwissenschaft ist vielfach von den „Bedingungen" und „den Triebkräften" sowie von dem „Ineinandergreifen von Bedingungen und Triebkräften (Strebungen)" die Rede. (Vgl. Ernst Otto, Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft, Bielefeld 1919, S. 8ff.; W. Havers, Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931.) Nach dieser Terminologie wäre die Tatsache, daß das Deutsche einen synthetischen Genitiv (Dativ) besitzt, eine Bedingung, die der Triebkraft, d. h. dem Bestreben, das Abstraktum in gehobener Sprache artikellos zu gebrauchen (mit „leichter Personifizierung") entgegenwirkt bzw. die Auswirkung dieses Bestrebens verhindert. Das ist, soweit es sich um den Genitiv handelt, zweifellos richtig. Aber auch nur, soweit es sich um den Genitiv (Dativ) handelt. Die Unmöglichkeit, das Abstraktum im Genitiv artikellos zu gebrauchen, hindert, wie wir sahen, die deutschen Dichter nicht, ihm im Nominativ und im Akkusativ den Artikel zu verweigern (vielleicht sogar gelegentlich auch im Dativ; eine Ausdrucksweise wie „Er hat *Natur* den Tribut gezahlt" wäre zwar hart, aber nicht völlig unmöglich). — Anderseits besitzt das Französische keine solche „Bedingung", die dem Gebrauch des artikellosen Abstraktums entgegenwirken könnte; und doch haben die Franzosen es auch in der Poesie beseitigt. Man sieht also, daß man aus dem Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Bedingungen keine zu weitgehenden Schlüsse ziehen darf. Die „Strebungen" scheinen noch wirksamer zu sein als die „Bedingungen".

---

[1] Beim Maskulinum und beim Neutrum, deren Genitiv durch ein *-s* kenntlich gemacht wird, ist Artikellosigkeit möglich. Vgl. *Hungers sterben* oder in Gildemeisters Dante-Übersetzung, Purg. VI, 87: . . . ob ringsumher ein Ort ist, der sich *Friedens* noch erfreute (= S'alcuna parte in te *di pace* gode).

VI. Der Artikel bei *tout* (*tous*).

Daſs eine attributive Bestimmung im Altfranzösischen den Artikel erforderlich macht (wie Foulet und v. Wartburg behaupten), läſst sich noch an einem besonderen Fall erweisen. Dem kritischen Leser wird aufgefallen sein, daſs noch die „Bible de Calvin" schreibt: „. . . la racine de *tous maux* c'est avarice", Sacy dagegen an der gleichen Stelle: „. . . la racine de tous *les* maux" (s. Abschnitt II). Das ist um so merkwürdiger, als Sacy nach der Vulgata übersetzt, die keinen Artikel aufweist (Radix . . . *omnium malorum*), die „Bible de Calvin" dagegen nach dem Griechischen, wo der Artikel gebraucht ist. Der archaisierende La Fontaine (Fables 7, 1) schreibt noch: *digne de tous maux*.

Der gleiche Unterschied zwischen der „Bible de Calvin" und Sacy zeigt sich auch sonst. Die letzten Worte Jesu an die Apostel (Matth. 28, 19) lauten dort: „. . . et enseignez *toutes genz*" — hier dagegen: „. . . et instruisez tous *les* peuples". Auch Corneille sagt noch in einer religiösen Dichtung (*Off.*, IX, 111, v. 9): „Que *toutes nations* apprennent de vos bouches Ses merveilles et ses grandeurs"; ähnlich Pascal: *toutes nations* bénies en sa sémence (Pensées II, 24; Haase § 28C), ähnlich auch La Fontaine, Fables 6, 11: *Tous gens* sont ainsi faits.

Der gleiche Unterschied in den beiden Bibelübersetzungen zeigt sich ferner 1. Kor. 13, 2: in der „Bible de Calvin": Et si je . . . cognoy *tous* secretz et *toute* science, et si j'ay *toute* Foy . . .; dagegen bei Sacy: Et quand . . . je pénétrerois *tous les* mystères, et que j'aurois une parfaite science de toutes choses: quand j'aurais encore *toute la* foi possible . . . Hier zeigen die protestantischen Bibeln schon seit 1561 *toute la foy*, aber mindestens noch 1567 heiſst es *tous secrets et toute science*. — Die moderne italienische Bibel hat freilich ebenfalls *tutti i misteri, tutta la scienza* und *tutta la fede;* aber die moderne spanische läſst den Artikel wenigstens noch bei *ciencia* fort (*todos los misterios, toda ciencia, toda la fe*).

Auch hier ist die Verallgemeinerung des Artikels im Französischen erst um 1600 erfolgt, und es gibt noch heute einige Ausnahmen, z. B. *de tous côtés, en tous lieux, à toutes voiles, à toute vitesse, En tout bien tout honneur*, auch *tous deux* neben *tous les deux* (vgl. z. B. Haas, Frz. Syntax, § 217)[1].

---

[1] Die Angabe von Haas, schon im 12. Jahrhundert sei der Gebrauch des Artikels häufiger gewesen als der artikellose, ist sicherlich irrig. Haas selbst gibt Beispiele für Fehlen des Artikels noch aus mittelfrz. Zeit. — *Tout* in der Bedeutung 'lauter' (z. B. bei Molière, Tart. 1, 1: „Ces visites, ces bals, ces conversations Sont du malin esprit *toutes inventions*", oder ib. „Ce sont *toutes façons* dont je n'ai besoin") ist eine besondre Erscheinung: *tout* ist hier nicht attributiv, sondern prädikativ gebraucht. Vgl. darüber Tobler III No. 6; Ebeling, Probleme, No. 5. — Ursprünglich prädikativ ist *tout* auch in dem Typus „Il a parcouru *toute la ville*"; auch diesen Fall können wir hier beiseite lassen.

Erstarrt sind *toujours* und *toutefois* (älter: *toutes voies*)[1]. Auch in *la Toussaint* ist *tous saints* enthalten (und nicht *tous les saints,* wie Sachs-Villatte angibt). Selbst Sacy schreibt an der soeben zitierten Stelle (ausnahmsweise): une parfaite science de *toutes choses;* ähnlich Ecclés. 3, 1: *Toutes choses ont leur temps;* ferner an bekannten Stellen des N. T.: Matth. 11, 27: „Mon père m'a mis *toutes choses* entre les mains"; Joh. 1, 3: (Au commencement étoit le Verbe). *Toutes choses* ont été faites par lui; Apok. 21, 5: „Je vais faire *toutes choses* nouvelles". An diesen Stellen hat noch die Übersetzung von L. Segond (1910) *toutes choses.* Vielleicht ist die Artikellosigkeit in diesem Ausdruck der Bibelsprache zu verdanken. Die spanische Bibel (1921) hat an diesen Stellen *todas las cosas,* die italienische (1921) durchweg den Singular: *ogni cosa.*

Haase a. a. O. führt aus dem älteren Balzac an: „J'espère *tous bons succès* des bons présages que . . ."; ferner aus La Fontaine: „Ce charme inexprimable Qui rend le Dieu des vers sur *tous autres* aimables", und aus Molière (Dép. am. 4, 3): „Et pour trancher ici *tous propos superflus*". Vgl. ferner Tart. 1, 5: „*De toutes amitiés,* il détache mon âme" (M. Grevisse, a. a. O. S. 229). Beispiele aus H. de Balzac, Sainte-Beuve usw. bei Haas, Neufrz. Syntax § 138.

Das Deutsche ist bei der ursprünglichen Artikellosigkeit verblieben: im Französischen ist heute usuell: *tous les hommes,* im Deutschen *alle Menschen.* Freilich begegnet auch im Deutschen gelegentlich der Artikel, besonders in der Poesie, z. B. bei Goethe in „Wanderers Nachtlied" einerseits: „Der du von dem Himmel bist, *Alles Leid* und Schmerzen stillest . . .", anderseits: „Was soll *all der Schmerz* und Lust?" Bei Schiller: „Und *alle die Wähler,* die sieben . . ."; in einem volkstümlichen Lied: „*Von allen den Mädchen* so blink und so blank Gefällt mir am besten die Lore".

---

[1] Auch *tute veie* heißt altfrz. „immer", z. B. Rol. 2274: *uns Sarrazins tute veie l'esguardet.* — Man könnte meinen, es sei die (lat. oder altfrz.) Volkssprache gewesen, die lat. *semper* durch diese anschaulicheren Ausdrücke (*tousjours* und *tute veie*) ersetzt habe. Sie stammen jedoch eher aus der Kirchensprache. „Vulgärlat." kann die Ersetzung von *semper* durch *tozjorz* usw. nicht sein, da *sempres* im Altfrz. noch existiert und noch heute im Ital., Span., Portug. (*sempre, siempre, sempre*); diese Sprachen haben ebenfalls *tuttavia* bzw. *todavia.* — Am Schluß des Matthäus-Evang. hat die „Bible de Calvin" (und sicherlich schon frühere Übersetzungen): „Et voicy, ie suis avec vous, tousjours iusqu'à la consommation du monde"; ähnlich Sacy. In der Vulgata steht hier *omnibus diebus,* im Urtext *πάσας τὰς ἡμέρας.* Für das Altfrz. vgl. Rol. 1882: „*Si prierat tuz jurz* por noz peccez!." — Auch bei *tote(s) veie(s)* spricht die Übereinstimmung mit engl. *alway(s)* und deutsch *allewege* (häufig bei Luther, z. B. Phil. 4, 4: „Freut euch in dem Herrn allewege") sowie der häufige übertragene Gebrauch von *via* für Herkunft aus dem Kirchenlatein. — Schon bei Chrestien begegnet *tote voie* und *totes voies,* auch in der Bedeutung 'gleichwohl', 'jedoch'. Diese Bedeutung hat auch engl. *alway* und *always.* Doch kann *alway* nicht Nachbildung des altfrz. *toute voie* sein, da es bereits um 885 bei König Alfred erscheint. Auch ist *always* nicht Plural zu *alway,* sondern der Genitiv sing. davon. *Alway* ist heute nur archaisch und poetisch, begegnet aber noch in der Bibel von 1611, z. B. Matth. 28, 20: I am with you alway . . ."

Das Französische hat, wie die Beispiele aus der „Bible de Calvin" zeigen, jahrhundertelang keine Neigung verspürt, in diesem Falle den Artikel durchzuführen. Es besteht ja auch, wie das Deutsche lehrt, keine absolute Notwendigkeit, ihn zu setzen. *Tous les hommes d'honneur* ist offenbar der Plural zu *Tout homme d'honneur* (z. B. bei Molière, Mis. 1, 1: „Et tout homme d'honneur s'en doit scandaliser"); es ist nicht einzusehen, warum als Plural nicht eher *Tous hommes d'honneur* zu erwarten wäre. Der Artikel ist hier nicht in seiner usuellen Funktion gebraucht. Denn diese besteht darin, aus einer Gattung von Exemplaren eines oder mehrere auszusondern; dies aber geschieht nicht, wenn die Aussage in bezug auf alle Exemplare der Gattung gemacht wird. Es liegt daher bei frz. *tous les* . . . oder bei dem gelegentlich auftretenden deutschen *alle die* gar nicht der Artikel vor, sondern ein Demonstrativum. — Das gleiche gilt, wenn das betreffende Substantiv im Singular steht. Handelt es sich um ein Konkretum, so wird im Französischen in der Tat kein Artikel gesetzt (vgl. *Tout homme d'honneur*); im Deutschen gebrauchen wir alsdann „*jeder*". Handelt es sich um ein Abstraktum (z. B. *toute science* oder *toute la science; alle Lust* und Schmerz und *all die Lust*), so ist eine Aussonderung aus mehreren vorhandenen oder denkbaren Exemplaren normalerweise gar nicht möglich; wenn trotzdem der Artikel gebraucht wird, so liegt wiederum nicht der Artikel vor, sondern das Demonstrativum.

Aber auch da, wo ein Artikel der Logik nach[1] nicht gebraucht werden kann, läſst sich ein Demonstrativum gebrauchen. Vgl. z. B. Vulgata, Matth. 25, 7 (Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen): Tunc surrexerunt omnes virgines *illae*. Wir würden es für irrig halten, hier Artikelgebrauch von *ille* anzunehmen. Luther (1522) hat an dieser Stelle: „Da stunden *dise* iungfrawen alle auff"; ähnlich die „Bible de Calvin": Adonc se leverent toutes *ces* vierges *là* (entsprechend dem Urtext: *πᾶσαι αἱ παρθένοι ἐκεῖναι*). Ähnlich verhält es sich mit Peregrinatio 2, 6: ut . . . toti *illi* montes, quos excelsos uideramus, ita infra nos essent . . .

Nun gelangen wir zu dem Typus, auf den es uns in diesem Zusammenhang ankommt: J'ai lu *tous les livres* que tu m'avais donnés.

[1] Ich weis, daſs es manchem jüngeren und älteren Fachgenossen jedesmal einen Stich versetzt, wenn er das Wort „Logik" hört. Doch als Schüler Adolf Toblers kann ich nicht darauf verzichten. „Der Logik nach" heiſst „der normalen Funktion des Sprachmittels nach"; in diesem Sinne ist der Ausdruck auch von Tobler gebraucht worden. Seitdem nun Marty und Saussure der historischen Sprachforschung die deskriptive oder funktionelle gegenübergestellt und gefordert haben, daſs die deskriptive der historischen vorangehe, ist die Untersuchung der Funktion der Sprachmittel wieder in Aufnahme gekommen. Dann aber muſs jeweils gefragt werden, ob das betreffende Sprachmittel in seiner normalen Funktion gebraucht sei oder nicht (d. h. „unlogisch"). Es zeigt sich, daſs Tobler, der von der funktionellen Sprachwissenschaft noch nichts wuſste, seiner Zeit nicht nachhinkte, sondern ihr vorauf war, wenn er von „logisch nicht gerechtfertigtem *ne*" u. dgl. sprach.

Hier ist, obwohl *tous* dabeisteht, der Gebrauch des Artikels berechtigt, d. h. *les* ist nicht als Demonstrativum, sondern wirklich als Artikel anzusehen. Zwischen ,,J'ai lu *tous les livres*" (Mallarmé) und obigem Satz besteht ein erheblicher logischer Unterschied: ,,alle Bücher, die du mir gegeben hattest" sind keineswegs ,,alle Bücher überhaupt". Vielmehr wird durch den einschränkenden Relativsatz aus der Gesamtzahl der Bücher eine *Aussonderung* vorgenommen, und eine solche Aussonderung zu bezeichnen ist die normale Funktion des Artikels. Von diesen so ausgesonderten Büchern wird alsdann gesagt, daſs ich sie *sämtlich* (alle) gelesen habe. Oder mit anderen Worten: in ,,. . . *tous les livres que* . . ." bezieht der Relativsatz sich nicht auf *tous les livres*, sondern nur auf *les livres*; *tous* dagegen bezieht sich nicht auf *les livres*, sondern auf den einheitlichen Ausdruck *les livres que tu m'avais donnés*".

Demnach würde es der Logik entsprechen, wenn wir im Deutschen zwar sagen würden: ,,alle Bücher", aber ,,alle *die* Bücher, die . . ."; wir müssen sagen: ,,*die* Bücher, die du . . ., habe ich *alle* gelesen"; demnach wäre auch zu erwarten: ,,*alle die* Bücher, die du..., habe ich gelesen". Im Französischen ist zwar in ,,tous *les* livres" der Artikel der Logik nach nicht erforderlich, wohl aber in ,,tous *les* livres *que* (tu m'as donnés)". Das Altfrz. zeigt nun (wenigstens überwiegend) tatsächlich den Zustand, der der Logik nach zu erwarten ist; ebenso noch die englische Bibel (*Revised edition* 1611).

Ein gutes Beispiel bietet der Oxforder und der Cambridger Psalter, jeweils Ps. 95, v. 4 und 5. Zunächst heiſst es von Gott: ,,espowentables est sur *tuz deus* (= neufrz. sur tous *les* dieux). Sodann aber ,,Kar tuit *li* deu *des genz* (sunt) diables": jetzt ist *deu* durch die Beifügung *des genz* näher bestimmt (eingeschränkt), und nunmehr erscheint der Artikel. Die Vulgata bot zu dieser Verschiedenheit keine Veranlassung: sie zeigt in beiden Fällen keinen Artikel (terribilis est super *omnes deos* — *omnes dii* Gentium. — In der ,,Bible de Calvin" ist das ursprüngliche Verhältnis hier schon getrübt: *par dessus tous les dieux* — *tous les dieux des Gentils*). Wohl aber zeigt es sich noch in der englischen Bibel (= Ps. 96): *above all gods* — all *the* gods of the nations. (*Above all gods* auch Ps. 97, 9; dagegen: all *the* trees of the wood: Ps. 96, 12)[1].

Weitere Beispiele: a) ohne einschränkende Bestimmung und ohne Artikel: in dem gleichen Psalm, v. 1: . . . cantez al Segnur, *tute terre*. (*tute terre* ist Anrede; da auch die Erde nur einmal vor-

---

[1] In dem angels. Cambridger Psalter (ed. Karl Wildhagen, Hamburg 1910) steht in diesen Fällen kein Artikel. — Vgl. in der engl. Bibel noch Gen. 24, 1: and the LORD had blessed Abraham in *all things*; dagegen ib. 3, 14: all *the* days *of thy life*. Ferner Eph. 3, 9: God, who created *all things* (ähnlich Offenb. 4, 11); dagegen Matth. 28, 11: they . . . shewed unto the chief priests all *the* things *that were done;* Matth. 28, 19: ,,teach all nations; dagegen Gen. 18, 18: all *the* nations *of the earth* be blessed. Weitere Beispiele weiter unten.

handen und daher eine Aussonderung nicht möglich ist, ist auch hier die Artikellosigkeit berechtigt. Auch in v. 9 steht *tute terre*, und zwar diesmal im Nominativ). — Ib., v. 3: „Annuncez . . . en *trestuz poples* les merveilles de lui" (ähnlich im Cambridger Psalter: *a tuz pueples*). — Auch im folgenden Psalm v. 5 steht *tute terre* und in v. 10 *sur tute terre* sowie *sur tuz deus*. In Cambridger Psalter entspricht v. 6: *tuit pueble* (= omnes populi) und v. 9: *sur tute terre, sur tuz deus*. — Ib. v. 7: aürez lui, *tuit deu* (= adorate eum, omnes dii).

b) mit einschränkender Bestimmung, mit Artikel: Ps. 95, 11 im Oxf. Ps.: esjorrunt li camp et tutes *les* choses *chi en els sunt*. (Der Cambr. Psalter hat freilich: et tutes choses que en lui sunt). — Ib. v. 12: Dunc eslederunt tuit *li* fust *des selves* (Cambr. Ps.: tuit *li* fust *de la lande*). — Ps. 96, 8: Aorez-lui, tuit *li* angle *de lui* (der Artikel kann also auch in der Anrede stehen). — Ps. 1, 3 (= Bartsch-Wiese No. 13): et tutes *les* coses *que il unques ferat* . . .

Beispiele aus anderen altfrz. Texten:

a) keine Ergänzung, kein Artikel: Clerm. Passion 481: Per *toz lengatgues* van parlan; ib. 65: per *totas genz*; ib. 154: *de totas part;* ebenso Alexius 115d (*de totes parz*), ebenso Rol. 1378, 1468, 2065 (und noch heute); ähnlich Alexanderfragment 48: crollet la terra *de toz laz;* ib. 83: *de totas arz* beyn enseynaz; ib. 102: Li quarz lo duyst . . . *en toz tons* corda temprar. Hohes Lied 23: *toz temps* li soi novelet; ib. 32: *toz tens* florist li leuz de ma beltez; Sponsus 89: a *tot jors* mais; Alexius 101e: Si li preioms que de *toz mals* nos tolget; ebenso 125b; Rol. 1254: „Carles . . . nus est guarant *tuz dis*"; 1882: „Si prierat *tuz jurz* por noz peccez!"; 2927: „Quant cil est morz ki *tuz jurz* nos cadelet;" 1858: „Si lungement *tuz tens* m'avez servit"; 2244: Cuntre paiens fut *tuz tens* campiuns; ähnlich 3510; 394: „. . . Rollant ki *tute gent* voelt faire recreant E *tutes teres* met en chalengement"; 391: „De *trestuz reis* vos present les curunes!" (auch „De tuz les reis" hätte dem Versmaſs entsprochen); 2018: E beneist . . . Rollant *sur tuz humes;* Q. L. des Rois, I, 8, 20; Rei volum aveir si cume unt *tutes altres genz*.

b) mit Ergänzung, mit Artikel: Leodegar 211: tuit *li* omne *de ciel pais;* Rol. 1801: Es destrers muntent tuit *li* barun *de l'ost;* ib. 1884: tuit li barun *de France;* 2691: traversent . . . Tutes les rues *ù li burgeis* estunt; Q. L. des Rois I, 12, 7 tutes les merciz *que Deus vus ad fait;* ib. I, 20, 15: tuz les enemis *David;* ib. v. 31: Tuz les jurs *que le fiz Ysaï viverad*. . .

c) keine Ergänzung, trotzdem Artikel (Demonstrativ): Passion 138: *tuit li felun* cadegrent jos; ähnlich 182; 233: Ensems crident *tuit li fellunt;* 239: ensens crident *tuit li Judeu* (vgl. Alexius 100d: Tuit *cil* seignour; 66e: tuit *cil* altre seignour); Rol. 827: Sur *tuz les altres* est Carles anguissus; 1000: Laissent les muls et *tuz les palefreiz*; 1085: „Cuvrez en sunt li val et les muntaignes E li lariz et *trestutes les plaignes*, usw.

d) Ergänzung, aber kein Artikel: Für diesen Typus (vgl. deutsch: *alle Offiziere dieses Regiments*) haben wir in den untersuchten Texten kein Beispiel gefunden.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Sie bieten eine ungeahnte Bestätigung für die von Foulet und v. Wartburg formulierte Regel. Vgl. noch *Q. L. des Rois* I, 8, 20: „Rei volum aveir si cume tutes *altres genz*"; dagegen ib. v. 8: „sulunc tutes *les* ovres *que fait unt* . . ."

Das ursprüngliche Verhältnis läßt sich z. T. noch im 16. Jahrhundert, z. T. sogar noch heute beobachten. So bieten die protestantischen Bibeln des 16. Jahrhunderts (nach einer Konkordanz von 1564) *toutes nations* etwa 24mal; z. B. Ps. 72, 17 in der „Bible de Calvin": *toutes nations* se beniront en luy. Dagegen ib., Ps. 86, 9: O Seigneur, toutes *les* nations *que tu as faites* . . . Ähnlich Gal. 3, 8: *Toutes gens* seront beneites en toy, aber Ps. 9, 18: toutes *les* gens *oublians Dieu* (1554 ff.: toutes les gens *qui ne pensent à Dieu*).

Brunot (III, 428 Fußn. 2) gibt einige Fälle für *tous* ohne Artikel aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts (Oudin läßt die Frage noch unentschieden). An Gegenbeispielen führt er nur 2 an; eines enthält eine Beschränkung (tous *les* lieux *ausquels il se* rencontre).

In der Bibelübersetzung von L. Segond (1910) heißt es einerseits Eph. 3, 9: Dieu qui a créé *toutes choses* (ähnlich Offenb. 4, 11), anderseits Koloss. 1, 16: en lui ont été créées toutes *les* choses *qui sont dans les cieux et sur la terre.*

Es sei nochmals hervorgehoben, daß bei den altfrz. Übersetzungen die lat. Vorlage in keinem Falle Veranlassung zu dem Wechsel geboten hat. Das Studium der Bibelübersetzungen ist vernachlässigt worden, unter dem Vorwand, diese zeigten nicht den spontanen, sondern einen von der lat. Vorlage beeinflußten Sprachgebrauch. Unsere Beispiele beweisen, daß diese Übersetzungen doch manches lehren können, weil die Übersetzer sich keineswegs in sklavischer Abhängigkeit von der Vorlage gehalten haben. So haben sie auch häufig das Personalpronomen hinzugefügt; selbst in einer bloßen Interlinearübersetzung ist dies 322mal geschehen (vgl. Torsten Franzén und Z. 60, 291).

*

Fragen wir uns nunmehr, wie sich der Übergang von *tous hommes* zu *tous les hommes* erkläre. (Das Deutsche ist ja bei *alle Menschen* verblieben.) Es bieten sich folgende Möglichkeiten:

1. Da heute nicht nur im Französischen *tous les hommes* der übliche Typus ist, sondern auch im Italienischen *tutti gli uomini* und im Spanischen *todos los hombres*, so könnte man daran denken, diesen Typus auf das so beliebte „Vulgärlatein" zurückführen zu wollen. Aber gerade hier zeigt sich, wie verfehlt die Meinung ist, das den romanischen Sprachen Gemeinsame müsse schon im „Vulgärlatein" existiert haben. (Das „Vulgärlatein" ist ja vielfach aus der

Übereinstimmung der rom. Sprachen konstruiert worden.) Es besteht die Möglichkeit, daſs jede einzelne von ihnen zu dem gleichen Zustand gelangt ist, und dies ist, wie wir sehen werden, hier der Fall. Wenn schon im Vulgärlatein *toti illi homines* der vorherrschende Typus gewesen wäre, so wäre es merkwürdig, daſs im Franz. noch im 16. Jahrhundert der Typus *tous hommes* offenbar überwiegt. Scheinbar läſst sich der Typus *toti illi homines* im „Vulgärlatein" sogar belegen (vgl. oben *omnes virgines illae* und *toti illi montes*). Aber nur scheinbar; in Wahrheit ist *ille* hier Demonstrativ (was für die Stelle aus dem Gleichnis durch den griech. Urtext bewiesen wird).

Auch im Italienischen und im Spanischen begegnen in älterer Zeit zu viel Beispiele für den Typus ohne Artikel, als daſs man annehmen könnte, der Typus mit Artikel sei bereits im Vulgärlatein das Übliche gewesen. Vgl. Dante, Inf. 1, 49: una lupa, che di *tutte brame* Sembiava carca ...; ib. 14, 133: „In *tutte tue question* certo mi piace"; Petrarca, Canz. 25: *Tutte lingue* son mute; Nov. antiche, 20: La gente veniva a lui *da tutte parti* (Vockeradt § 429, 8; vgl. auch ib., Absatz 4. — Vockeradt verweist auch auf das alte *tusanti* aus *tutti santi* = ognissanti).

Für das Spanische sagt Fr. Hansen (§ 56, 4), *todo* ohne Artikel stehe namentlich in formelhaften Ausdrücken und vor Abstrakten: *a todas partes, de toda manera, toda Europa.* — Gerade die Übereinstimmung der formelhaften Ausdrücke (*da tutte parti, de toutes parts, a todas partes*) beweist, daſs als vulgärlat. Typus derjenige ohne Artikel anzusetzen ist. In der *Biblia Medieval Romanceada* (ed. A. Castro u. A., I, Buenos Aires 1927) findet sich zwar häufig der Typus *todas las bestias*, aber anderseits fehlt der Artikel oft sogar dort, wo er erforderlich wäre, weil das Substantiv näher bestimmt ist. So bei der Verfluchung der Schlange (Gen. 3, 14): „... e tierra comeras *todos dias de tu vida*", wo schon die „Bible de Calvin" den Artikel hat: tous *les* jours *de ta vie.* Dagegen heiſst es ib. der Regel entsprechend: „... maldita seas mas que *todas las animalias*, e que *todas las bestias del canpo*" (auch *todas las animalias* ist offenbar durch *del canpo* näher bestimmt). Hier weicht wiederum die „Bible de Calvin" von der Regel ab: „... tu seras maudit sur *toutes bestes* et sur *tous animaux des champs*". (In der modernen spanischen Bibel heiſst es selbstverständlich nicht nur *todas las bestias y ... todas los animales del campo*, sondern auch „... todos *los* dias de tu vida".)

2. Mit diesen Feststellungen entfällt auch die Annahme Gamilschegs, das *les* von *tous les hommes* usw. gehe auf eine vulgärlat. „Gelenkspartikel" *ille* zurück.

3. Man könnte daran denken, den Typus *tous les hommes* „analogisch" erklären zu wollen: durch analogischen Einfluſs des Typus *Tous les hommes de mon régiment.* Hier ist, wie wir sahen, ein *les* der Logik nach erforderlich. (Bei *tous les hommes* ohne Ergänzung ist es Demonstrativum, und als solches kann es gesetzt werden, braucht aber nicht gesetzt zu werden.) An sich ist zwar der Typus *Tous les*

hommes de mon régiment kaum häufiger als der andere Typus; man könnte jedoch annehmen, daſs er zusammen mit den Fällen, wo *tous les hommes* (ohne Ergänzung) mit *les* als Demonstrativum gebraucht wurde, häufiger gewesen sei als der Typus *tous hommes*. Das Häufigere hätte alsdann das Minderhäufige aus dem Felde geschlagen.

Eine solche Erklärung, mag sie auch zunächst plausibel klingen, würde uns als unhaltbar erscheinen. Denn die „analogische" Erklärung ist stets eine ahistorische Erklärung. Man würde sich vergebens fragen, warum der analogische Einfluſs in Frankreich erst im 17. Jahrhundert gewirkt habe und nicht schon viel früher. Ferner würde sich die Frage erheben, warum der analogische Einfluſs nicht auch im Deutschen gewirkt habe. Hier hätte, so scheint es, gerade der umgekehrte Einfluſs gewaltet: der Typus *alle Menschen*, wo das „Fehlen" des Artikels logisch berechtigt ist, hätte den Typus *alle die Menschen dieser Stadt* (so müſsten wir der Logik nach sagen) beseitigt. Dies gilt allgemein: der analogische Einfluſs, den zwei verwandte Typen aufeinander ausüben können, wirkt nach beiden Richtungen. Daher kann sich auf diese Weise niemals ein geregelter Sprachgebrauch ergeben.

Auch im Englischen hat ein etwaiger analogischer Einfluſs des Typus mit dem Artikel den Typus ohne Artikel noch nicht beseitigt. In der englischen Bibel (*Revised edition*, 1611) findet man z. B. Gen. 3, 14: „. . . dust shalt thou eat all *the* days *of thy life*"; ähnlich ib. v. 17, ib. 5, 5: all *the* days *that Adam lived;* ib. v. 8: all *the* days *of Seth;* ähnlich ib. v. 11, 14, 17, 20, 23, 27, 31; ib. 7, 11: all *the* fountains *of the great deep*, usw. Diese Fälle entsprechen sämtlich der Regel: das Substantiv ist durch eine Bestimmung eingeschränkt. Dagegen Matth. 28, 19 fehlt eine solche und es fehlt auch der Artikel: „. . . *teach all nations*". *All men* (= tous *les* hommes) begegnet in der engl. Bibel gegen 30 mal. Man sagt noch heute z. B. *all Englishmen* (M. Deutschbein, Gramm. d. engl. Sprache, 1931[7], § 225, 2); vgl. auch das Nebeneinander von *all the day* und *all day* (*long*).

4. Man könnte ferner versucht sein, die Verallgemeinerung des Typus *tous les hommes* usw., r h y t h m i s c h zu erklären: *tout* usw. ist als affektgetragenes Wort akzentuiert, und auch das folgende Substantiv trägt einen Akzent; nun wird aber die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Tonstellen tunlichst vermieden (*tous hommes* ist rhythmisch ungünstig). Daher sagt man im Romanischen auch nicht **les tous hommes* usw., im Deutschen nicht **die alle Menschen* (sondern *alle die Menschen*) und im Englischen nicht **the all days* (nach Deutschbein a. a. O. § 184 gehört *all* zu den Mengebestimmungen, die „infolge ihrer starken Betontheit den Artikel . . . nicht vor sich dulden"); das Italienische sagt *tutti e due, tutti e tre* usw. (in älterer Sprache zuweilen *tutti a due:* Vockeradt § 429, 10).

Doch müſste eine solche Erklärung ähnliche Bedenken auslösen wie die „analogische": sie ist wie diese ahistorisch, und man fragt

sich, warum der rhythmisch günstigere Typus den andern nicht schon früher aus dem Felde geschlagen habe.

5. Es wäre eine wirklich historische Erklärung, wenn man nachweisen könnte, daſs eine der rom. Sprachen mit der Verallgemeinerung des Typus mit Artikel begonnen und daſs diese die anderen romanischen Sprachen in diesem Punkte beeinfluſst hätte (das Italienische könnte das Französische beeinfluſst haben, das Spanische sowohl das Italienische wie das Französische). Aber ein solcher Nachweis ist m. W. noch nicht versucht worden, und er ist m. E. auch nicht zu führen: nach unseren Beobachtungen zeigen die verschiedenen Sprachen in älterer Zeit durchweg Schwanken, in neuerer Zeit dagegen Verallgemeinerung des Typus mit dem Artikel.

6. Die wirkliche Erklärung scheint uns in der Neigung zur Regulierung des Sprachgebrauchs zu sein, die sich erst in neuerer Zeit geltend gemacht hat, in diesem Falle jedoch sowohl im Italienischen und im Spanischen wie im Französischen. Daſs man bei dieser Regulierung den rhythmisch günstigeren Typus wählte und nicht den andern, ist begreiflich. — Im Deutschen ist die Regulierung freilich in der umgekehrten Richtung erfolgt (*alle Menschen*, und sogar *alle Menschen dieser Stadt*, statt „alle *die* Menschen dieser Stadt"). Aber im Deutschen ist der Typus *alle Menschen* rhythmisch nicht so ungünstig wie frz. *tous hommes* oder englisch *all men*, da *alle* usw. zweisilbig ist.

Daraus ergibt sich eine methodologische Erkenntnis. Für eine bestimmte Spracherscheinung bestehen, wie wir sahen, verschiedene Erklärungsmöglichkeiten. Welche davon die zutreffende ist, läſst sich nur ermitteln, wenn und insoweit genügendes Beobachtungsmaterial aus den verschiedenen Epochen zur Verfügung steht. Wären uns altrom. Texte nicht erhalten, so könnten wir diese Frage nicht lösen: wir könnten die Unrichtigkeit der Meinung, aus der Übereinstimmung der rom. Sprachen (in ihrem modernen Zustand) ergebe sich, daſs der Typus *toti illi homines* auf das Vulgärlatein zurückgehe, nicht erkennen. Zuverlässige Erkenntnisse sind demnach nur bei Sprachen möglich, die eine lückenlose Überlieferung aufweisen.

Auch werden sich allgemeinere Erkenntnisse, die wir in unserer Wissenschaft dringend benötigen, nur dann ergeben, wenn diese Wissenschaft dazu übergehen wird, statt der seltenen, gleichsam anekdotischen Erscheinungen die häufigen und normalen zu untersuchen. — Es gibt medizinische Abhandlungen über Krankheitsfälle, die innerhalb von Jahrzehnten in der ganzen Welt nur 20—30 mal beobachtet worden sind. Das Studium dieser Abhandlungen ist zweifellos lehrreich. Wesentlicher aber für Theorie und Praxis der Medizin ist die genaue Untersuchung der normalen Funktionen des gesunden Menschenleibes.

VII. Artikelgebrauch im Vulgärlatein?

Aus unserer Definition des Artikels ergibt sich, daſs wir der Annahme eines Artikelgebrauchs von *ille* in der Vulgata oder in anderen spät- und mittellat. Texten zweifelnd gegenüberstehen. Wir sehen in dem *ille* dieser Texte nicht den Artikel, sondern das Demonstrativum; so an den oben angeführten Stellen aus Matthäus und aus der Peregrinatio. Die Funktion des Artikels besteht darin, aus einer Anzahl gleicher Exemplare eines oder mehrere auszusondern; je nachdem diese Exemplare als bestimmt oder als noch unbekannt hingestellt werden sollen, wird der „bestimmte" oder der „unbestimmte" Artikel gebraucht. Daher haben die Sprachen, die überhaupt einen Artikel besitzen, ihn gewöhnlich in dieser doppelten Ausfertigung. In diesen Sprachen wird das Wort, das zunächst der Sprache als System (dem Sprachschatz) angehört und hier artikellos zu denken ist, überhaupt erst durch den Artikel (den bestimmten oder den unbestimmten) in die Sprache als Sprechhandlung jeweils hinübergeführt; erst durch den Artikel wird das Wort für den jeweiligen Sprechakt „aktualisiert". Daher ist der Artikel in den Sprachen, die ihn besitzen, überaus häufig; sein Fehlen fällt mehr auf als sein Dasein; man hat ihn entweder gar nicht oder in groſsem Umfange, aber nicht als eine seltene, nur gelegentlich auftretende Erscheinung[1]. Daher ist die Annahme, *ille* habe in den spätlateinischen Texten gelegentlich bereits Artikelfunktion, von vornherein irrig. Das Altfranzösische (mit Ausnahme der Straſsburger Eide) zeigt den Artikel von Anfang an; die lat. Texte, auch die spätesten, zeigen ihn noch nicht. Ob nun trotzdem das gesprochene Latein (das sog. „Vulgärlatein") ihn besessen hat oder nicht, ist nicht zu entscheiden, da die Texte ihn ja nicht aufweisen; wahrscheinlich ist eine solche Annahme nicht, da sich in diesem Falle wohl auch lat. Texte mit

---

[1] Diez (III, 19 Fuſsnote) hat für die ersten 9 Verse des 1. Kapitels des Markusevangeliums eine Statistik gegeben: er fand im Griechischen „nicht weniger als 22 Beispiele" für den bestimmten Artikel, für das Hochdeutsche und für das Französische je 19, also etwa ebensoviel. (In der gotischen Übersetzung fand er ihn überhaupt nicht). — Zum Vergleich haben wir das Vorkommen des bestimmten Artikels in verschiedenen Übersetzungen der ersten 9 Verse des 1. Buches Samuelis gezählt (wobei wir etwaige Zusätze der Übersetzer unberücksichtigt lieſsen). Die Zahlen sind: Septuaginta 25, Q. L. des Rois 13, Luther 15, engl. Bibel 20, Sacy 18 (davon 2 mit „Teilungsartikel"). Die Vulgata, nach der sowohl die *Q. L. des Rois* als auch Sacy übersetzen, enthält nur ein einziges *ille*, das überdies von beiden Übersetzern nicht durch den Artikel, sondern durch das Demonstrativum wiedergegeben worden ist (*vir ille* = *cist bers* bzw. *cet homme*); auch die Septuaginta zeigt hier ein Demonstrativum (*ὁ ἄνθρωπος ἐκεῖνος*). Die hohe Zahl von Artikeln in der Septuaginta erklärt sich aus 3 Tatsachen: 1. es ist öfters ein Personenname mit dem Artikel versehen; 2. es begegnen substantivierte Infinitive; 3. der Artikel steht beim Possessivum (wie ital. *il mio amico*). — Auffallend ist ferner die hohe Zahl in der englischen Bibel. Im Englischen wird zwar das Substantiv häufig artikellos gebraucht — aber doch nur in Spezialfällen, die in dem Textstück nicht vorkommen.

ausgesprochenem Artikelgebrauch von *ille* gefunden hätten. Wir sind durchaus der Meinung H. F. Mullers und seiner Schule, die „Abschwächung" von *ille* zum Artikel habe erst gegen 700 n. Chr. begonnen; wegen der Begründung s. Z. 60, 163ff. (1940).

Sobald *ille* in den Artikel umgewandelt worden war, wurde es als Demonstrativum im allgemeinen nicht mehr als brauchbar angesehen (mit Ausnahmen wie *de la sorte* u. dgl.). Es wurde alsbald ein neues Demonstrativum geschaffen (altfrz. *cist, cil*). Wäre *ille* bereits im Vulgärlatein in den Artikel umgewandelt worden, so würden sich in den vulgärlat. Texten wohl auch *ecce iste* und *ecce ille* sowie *eccu-iste, eccu-ille* oder *atque iste, atque ille* weit häufiger finden, als es der Fall ist[1].

Was zu der optischen Täuschung geführt hat, das Spätlatein habe bereits einen Artikel gekannt (*ille*), ist die Tatsache, daſs lat. Übersetzungen aus dem Griechischen (das ja den Artikel besaſs) gelegentlich den griech. Artikel durch *ille* wiederzugeben versuchen. Aber *ille* ist auch in diesem Falle Demonstrativ; es wird alsdann der griech. Artikel in einer Sprache, die keinen Artikel besitzt, so gut wie möglich wiedergegeben: durch ein Demonstrativ. So wurde z. B. in der Vulgata der Typus *Βαβυλὼν ἡ μεγάλη*[2] wiedergegeben durch *Babylon illa magna*, was den rom. Typus *Babylon la grande* ergab (vgl. Z. 60, 113ff.).

So können wir auch in dem bei v. Wartburg (*Evolution* S. 32) angeführten *secundum miserationem tuam illam* keinen Artikelgebrauch von *ille* anerkennen. Die Stelle stammt aus der Vulgata, Baruch 2, 27; sie lautet vollständig: „secundum omnem miserationem tuam illam *magnam*" (sie bezieht sich auf Gottes Barmherzigkeit). In der Septuaginta lautet sie *κατὰ πάντα οἰκτιρμόν σου τὸν μέγαν* (Septuaginta, ed. Alfred Rahlfs, II, 751). Sie gehört also dem soeben erwähnten Typus *Babylon illa magna* an.

Aber wenn wir in dem *ille* dieses Typus keinen Artikel sehen, so ebensowenig eine „Gelenkspartikel" (Gamillscheg); vgl. Z. a. a. O.

VIII. Die Bedeutung des Artikels beim Konkretum und beim Abstraktum. Die Lehren der Meister.

Die beiden Behauptungen Gamillschegs (die einander widersprechen) sind irrig, weil sie auf einer irrigen Auffassung vom Wesen des Artikels beruhen. Nach Gamillscheg hat der Artikel die Funktion,

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II § 564: J. B. Hofmann, Lat. Umgangssprache 1936², S. 33f.; Albrecht Köhler, Die Partikel *ecce*, Wölfflins Archiv V (1888), S. 16ff. (bei Hofmann nicht zitiert); v. Wartburg, Wörterb. s. v. *ecce*.

[2] Wie A. Debrunner mir schreibt (30. 11. 1940), ist die Nachstellung des Adjektivs mit Artikel „gewiſs durch das Hebräische begünstigt". Auch Debrunner sieht in dem fraglichen *ille* „einen (nicht ganz zulänglichen) Versuch zur Übersetzung des Artikels".

das Bekannte vom noch Unbekannten zu unterscheiden; nur unter dieser Voraussetzung konnte er die Behauptung aufstellen, das Abstraktum werde wie jedes Konkretum nur mit dem bestimmten Artikel eingeführt, wenn die Vorstellung des Abstraktums bei dem Hörenden schon früher erweckt wurde (s. oben). Träfe diese Voraussetzung zu, dann wäre freilich in diesem Punkte eine verschiedene Behandlung des Abstraktums und des Konkretums nicht zu erwarten. In Wahrheit wird jedoch, wie wir sahen, das Abstraktum wesentlich anders behandelt als das Konkretum. Und zwar deshalb, weil der Artikel gar nicht die von G. angenommene Funktion hat, sondern die, aus einer Menge von Exemplaren eines oder mehrere auszusondern. Nun sind die meisten Konkreta in mehreren Exemplaren vorhanden (z. B. *Tisch, Straſse*); die Abstrakta dagegen (z. B. *Mut, Ehre, Geiz, Eifersucht*) gelten als nur einmal vorhandene Wesenheiten, bei denen eine solche Aussonderung im Normalfalle gar nicht möglich ist. (Sie ist nur ausnahmsweise möglich, z. B. *une injustice*, dem jedoch nicht *l'injustice*, sondern *cette injustice* zur Seite steht; s. oben). Der Schnitt geht zwar, genau genommen, nicht durch die Kategorien „Konkreta" und „Abstrakta", sondern durch die Kategorien „mehrfach vorhanden" und „einfach vorhanden"; es gibt auch Konkreta, die nur einmal vorhanden sind (z. B. *Erde*). Aber im groſsen ganzen decken sich die beiden Unterscheidungen; die Sonderbehandlung der Abstrakta, die wir im Vorhergehenden beobachtet haben (sie werden im Romanischen zunächst ohne Artikel gebraucht, im Englischen noch heute, auch im Deutschen noch mitunter in gehobener Sprache), erklärt sich eben daraus, daſs die Abstrakta Einmaliges bezeichnen, so daſs eine Aussonderung gar nicht möglich ist, und daher zunächst auch nicht der Gebrauch des bestimmten oder des unbestimmten Artikels. Werden sie trotzdem mit dem „Artikel" gebraucht, so muſs der Artikel bei ihnen eine andere Funktion haben als beim Konkretum. Und dies ist in der Tat der Fall. „*La table*" z. B. bezeichnet einen bestimmten Tisch; aber „*la* jalousie" ist nicht eine bestimmte Eifersucht, sondern die Eifersucht im allgemeinen. (Eine bestimmte Eifersucht müſste durch *cette jalousie* bezeichnet werden; s. oben. Oder aber es müſste eine nähere Bestimmung hinzugefügt werden, z. B. *la Jalousie du Barbouillé;* alsdann wirkt der Zusatz „individualisierend", und alsdann ist der Artikel logisch berechtigt und sprachlich üblich. Dies wird, wie wir sahen, von Foulet und v. Wartburg angenommen, von Gamillscheg jedoch bestritten.)

Die von Gamillscheg vorgenommene Unterscheidung zwischen „schon bekannt" und „noch nicht bekannt" ist erst etwas Sekundäres. Zunächst muſs der Gegenstand aus der Menge der gleichartigen ausgesondert werden (mit Hilfe des Artikels); erst dann entsteht die Frage, ob er als dem Hörer schon bekannt oder noch unbekannt hingestellt werden soll (indem je nachdem der „bestimmte" oder der „unbestimmte" Artikel gebraucht wird). Wo keine Aussonderung möglich ist, da ist es auch im Normalfall nicht möglich, das Substan-

tivum als schon bekannt oder als noch nicht bekannt zu kennzeichnen. Da es z. B. nur eine Stadt namens „München“ gibt, wäre es im allgemeinen sinnlos, „*das* München“ oder „*ein* München“ zu sagen[1]. Das gilt von allen Eigennamen; es galt zunächst auch von den Abstrakten.

Man sieht daraus, wie verhängnisvoll es sich auswirken kann, wenn jemand eine historische Untersuchung anstellt, bevor er die für diese Untersuchung benötigten sprachlichen Kategorien deskriptiv, d. h. ihrem Wesen oder ihrer Funktion nach untersucht hat. (Über die von Marty und von Saussure hervorgehobene Notwendigkeit, die deskriptive oder funktionelle Sprachwissenschaft der historischen vorangehen zu lassen, s. S. 244 Fuſsnote.) Dem gleichen Irrtum ist Gamillscheg zum Opfer gefallen, als er für das Vulgärlatein und für das Rumänische eine „Gelenkspartikel“ ansetzte, ohne eindeutig zu definieren, was unter einer „Gelenkspartikel“ zu verstehen sei. Dieser Irrtum, man könne auf die Untersuchung der Funktion der Sprachmittel verzichten, ist freilich weit verbreitet. So hat man auch versucht, die „Entwicklung“ des Demonstrativums *ille* zum bestimmten Artikel zu untersuchen und den Zeitpunkt des Überganges zu bestimmen, ohne sich über den funktionellen Unterschied zwischen einem Demonstrativum und einem Artikel Klarheit verschafft zu haben[2]. Es liegt auf der Hand, daſs Untersuchungen, die so vorgenommen werden, nur unverbindliche, liebhabermäſsige Meinungsäuſserungen ergeben können. Für die Verfasser solcher Untersuchungen, die sich als „Praktiker“ fühlen, gehören die Bemühungen der Sprachphilosophen zu dem, was man gottseidank nicht zu lesen und zu erwägen braucht.

Wenn sie wenigstens berücksichtigen wollten, was die Meister unseres Fachs über den Gebrauch des Artikels gelehrt haben! — Daſs die Abstrakta hinsichtlich des Artikelgebrauchs eine Sonderstellung einnehmen, ist ja keineswegs etwas Neues; was wir oben darüber gesagt haben, ist nur die Fortführung dessen, was Diez, Tobler, Meyer-Lübke, Vossler u. a. dargelegt haben.

Was sagt Diez über den Artikel? — „Dieser tonlose . . . Redeteil . . . soll einen Begriff als ein Individuum hervortreten lassen, und zwar entweder als ein bestimmtes Individuum oder als ein unbe-

---

[1] Man kann aber z. B. sagen „das München der Biedermeierzeit“, alsdann unterscheidet man mehrere „München“. Oder man sagt: „Er ist *ein* Tartuffe“, alsdann gibt man zu verstehen, daſs man mehrere Tartuffes annimmt.

[2] Man begnügt sich mit der vagen Vorstellung, der Artikel sei eine Art Demonstrativum oder ein „abgeschwächtes“ Demonstrativum. Wäre dies der Fall, so müſste es als ein Wunder bezeichnet werden, daſs durch die „Abschwächung“ des Demonstrativums ein rom. Artikel entstanden ist, der sowohl nach seiner Gebrauchsweise wie nach seiner Häufigkeit so auffallend übereinstimmt mit dem griech. Artikel. (Vgl. die Statistik bei Diez!)

stimmtes . . ." (III, 18f.). Dazu stimmen sowohl unsere Ausführungen über die aussondernde Funktion des Artikels als auch v. Wartburgs Bemerkung, daſs der Artikel individualisiere. — Diez sagt ferner (S. 26): „Überdies werden einige Abstrakta mit leise untergelegtem Begriffe allegorischer Persönlichkeit gewöhnlich artikellos gesetzt". (Es folgen zahlreiche Belege.) — Gamillscheg jedoch erklärt, das Abstraktum werde behandelt wie das Konkretum.

Tobler hat mehrfach über Gebrauch und Nichtgebrauch des Artikels gehandelt; über die Abstrakta schreibt er II No. 15, unter dem Titel „Auffälliges Wegbleiben des bestimmten Artikels". Er ist mit der Annahme von Diez, es sei der „leise untergelegte Begriff allegorischer Persönlichkeit" im Spiele, nicht ganz einverstanden, versäumt aber nicht, Diez zu zitieren. — Über die allgemeine Funktion des Artikels ist er der gleichen Auffassung wie Diez: der bestimmte Artikel bezeichne „die Heraushebung eines bestimmten Einzelnen aus einer Gattung".

Der gleichen Auffassung ist Meyer-Lübke (III § 142): „Zu allererst haben Bezeichnungen von Gegenständen, die in einer Mehrzahl von Exemplaren vorkommen, *ille* dann zu sich genommen, wenn etwas ausgesagt werden sollte über ein Einzelwesen, auf das der Sprechende hinwies, das er als bekannt aus den anderen gleichen herausheben wollte, das dadurch vor den anderen individualisiert wurde." Und über die Abstrakta schreibt er § 151: „Abstrakte Substantiva entbehren im älteren Romanischen den Artikel, da sie ursprünglich Singulariatantum sind."

Vossler ist die Erkenntnis zu verdanken, daſs der Artikel beim Abstraktum (soweit er bei diesem gesetzt wird) eine andere Funktion oder Bedeutung habe als beim Konkretum. Er schreibt in „Frankreichs Kultur" (1913, S. 96), der Artikel habe „eine doppelte Funktion, eine präsentierende und eine definierende. Was dem sprachlichen Sinn nicht unmittelbar gegenwärtig sein kann und der Vorstellung widerstrebt, das Abstrakte[1], soll präsentiert, vergegenwärtigt, veranschaulicht werden: *le bien, le mal, la vertu.* Das Konkrete[1] aber, das in unendlicher Mannigfaltigkeit und in immer wachsendem Formenfluſs dem Sinn vorbeirauscht, soll festgehalten, abgegrenzt, typisiert, definiert, allgemeingültig gemacht werden: *le cheval, les arbres, les soldats.*"

Über alles das geht Gamillscheg hinweg. Und er, der die Ausführungen eines Diez, Tobler, Meyer-Lübke, Vossler nicht berücksichtigt, erhebt in der gleichen Rezension gegen v. Wartburg den Vorwurf, daſs dieser seine eigenen „Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre" nicht benutzt habe.

---

[1] Von mir hervorgehoben. Die übrigen Hervorhebungen von Vossler. — Vosslers Unterscheidung zwischen dem präsentierenden und dem definierenden Artikel ist schon 1917 von Deutschbein (*System der neuengl. Syntax,* § 107) übernommen worden.

In der Einleitung zu dieser Rezension sagt Gamillscheg, er wolle „nicht durch Schweigen den Eindruck erwecken, als ob die deutsche Romanistik mit dieser Art der Darstellung vorbehaltlos einverstanden wäre". — Nicht nur die deutsche, sondern die Romanistik überhaupt wird es seltsam finden, dafs ein Rezensent Behauptungen aufstellt, die ebenso wenig zu den Tatsachen stimmen wie zu den Lehren der Meister, und wofür eine Begründung beizubringen er nicht einmal versucht.

EUGEN LERCH.

Dialekttexte aus dem Sopraceneri (Tessin).

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Das Studium von Dialekttexten bildet die notwendige Ergänzung jeder sprachhistorischen Mundartuntersuchung, denn der zusammenhängende Text stellt das durch Analyse gewonnene Resultat

---

[1] Diese Talschaften gehören politisch zu Graubünden, geographisch und sprachlich zum Sopraceneri.

hinein in den Rahmen der lebendigen Rede, er vermittelt Erkenntnisse über Satzbau, Stil-, Aktions- und Gefühlswerte, über Sprechrhythmus und Musikalität einer Sprache. Aus diesem Grunde habe ich meine Darstellung der Dialekte des Sottoceneri[1] im wesentlichen auf dem Material von Mundarttexten aufgebaut. Die bestehenden Sammlungen von italienischen Versionen der *Parabola del figliuol prodigo* und der *Novella IX^a della I^a giornata del Decamerone* legten es nahe, als Grundlage dafür ebenfalls die *Parabola*, seltener die kürzere und inhaltlich weniger geeignete *Novella* zu wählen. Wenn Paralleltexten vorwiegend sprachwissenschaftliche Bedeutung zukommt, so eignet daneben folkloristisches Interesse besonders solchen Dialektstücken, die von Mundartsprechenden selbst verfaſst werden. Obschon ihre Form wohl manchmal unbeholfen und ihr künstlerischer Gehalt gering sein mag, so ist auf jeden Fall ihr sprachlicher Ausdruck spontaner und durch literarische Anlehnung weniger verbildet als bei Übersetzungen oder Umformungen einer Vorlage. Solche Texte besitzen vor allem auch den Reiz subjektiver Gestaltung aus einem persönlichen Erlebensbereich heraus. Diese Vorzüge weisen die Mundartstücke auf, die das *Phonogrammarchiv der Universität Zürich* seit Jahren in der Schweiz vorbereiten und zum groſsen Teil phonographieren läſst. Die leitende Kommission des Phonogrammarchives ermächtigte ihr Mitglied, das im Tessin gesammelte Material in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu verwerten. Da Texte und Platten dieser Tessiner Aufnahmen zum groſsen Teil noch nicht publiziert sind, wird durch eine solche Veröffentlichung der Wissenschaft wertvolles Sprachgut zugänglich gemacht.

Die vorliegende Textsammlung wurde mittelbar angeregt durch J. Jud, welcher in *VRom.* IV, 349 den Wunsch zum Ausdruck bringt, es möchte neben meine Sammlung von Texten aus dem Sottoceneri[2] eine solche aus dem Sopraceneri gestellt werden, um das Bild der tessinischen Sprachlandschaft in ihrem alpinen Teile abzurunden. Entsprechend den oben aufgezeigten Aufnahmen besteht das Material dieser Chrestomathie aus Parallel- und Phonogrammtexten. Sie sind in der Mehrzahl von mir selbst aufgenommen worden. Die geographische Verteilung meiner Aufnahmen ist jedoch ungleich: einer gröſsern Anzahl von Texten aus der obern Leventina, dem Bellinzonese, Locarnese und dem Gebiet der Maggia, stehen Lücken gegenüber in der untern Leventina, in der Riviera und in Mesolcina-Calanca. Um eine gewisse Vollständigkeit zu erhalten, war es nötig, auch Texte einzubeziehen, die von andern Dialektologen notiert und zum Teil schon publiziert worden sind. Im Interesse einer einheitlichen und eindeutigen Lesbarkeit der Texte habe ich diese, wie alle andern fremden

---

[1] Cf. Bibliographie p. 262.

[2] Zu den von mir publizierten Texten aus 25 Lokalmundarten des Sottoceneri cf. die Bibliographie. In dem in Vorbereitung befindlichen 3. Teil meiner Sottoceneri-Monographie werden weitere 25 Dorfmundarten aus dem obern Luganese berücksichtigt werden.

Stücke, in meine eigene Transkription umgeschrieben[1]. Dies geschah auch mit den vier Texten aus der V. Verzasca, die ich in *VKR* VIII, 157ff. veröffentlichte und im zweiten Teil dieser Chrestomathie abdrucken werde, sowie mit zwei für die schweizerische Landesausstellung 1939 aufgenommenen und in traditioneller Umschreibung wiedergegebenen Texten aus Brugnasco und Spruga. Einige Versionen von Stalder und Papanti nahm ich auf, um einerseits örtliche Lücken auszufüllen und andererseits den Vergleich mit älteren Texten zu erleichtern[2]. Die Textsammlung erhielt auf diese Weise einen etwas kompositen Charakter. Vom phonetischen Standpunkt aus bedeutet dies einen Nachteil, da dadurch Uneinheitlichkeit in der Transkription nicht zu vermeiden war[3]. Immerhin fällt dieser Mangel bei dem in sich geschlossenen Mikrokosmos des Dialekttextes weniger ins Gewicht, als bei Mundartaufnahmen, die ausgesprochen phonetische, morphologische oder lexikologisch-sprachgeographische Ziele verfolgen. Dafür bietet das Zusammentragen zerstreuter und zum Teil wenig zugänglicher Texte der wissenschaftlichen Benutzung nicht zu unterschätzende methodische und praktische Vorteile.

Die heute vorliegenden tessinischen Textsammlungen[4] stellen im Verein mit dem gewaltigen Wortgute, das die acht Bände des *AIS* in den vierzehn Punkten des Tessin und der Mesolcina[5] bieten, der Wissenschaft ein sprachliches Rohmaterial zur Verfügung, wie es kaum eine andere Sprachlandschaft der Schweiz aufzuweisen hat[6].

---

[1] Es handelt sich um Aufnahmen von C. Salvioni, S. Sganzini und J. Urech, cand. phil., der eine Dissertation über die Morphologie der V. Calanca vorbereitet. Cf. die Aufnahmeprotokolle p. 310ff.

[2] Stalder kam 1819, Papanti 1875 heraus.

[3] Salvioni, Pellandini und Sganzini bezeichnen Qualität, Quantität und Akzentuierung weniger detailliert als ich. Die Transkription von Papanti ist etwas summarisch, da sie sich an die konventionelle Schreibweise anlehnt. Immerhin ist sie, wie bei Pellandini, mit wissenschaftlichen Kriterien durchgeführt. Die ungenaue Lokalisierung und die auch in den korrigierten Abdrücken von Monti unsichere Transkription der *Parabola*-Versionen bei Stalder machen ihre Deutung oft mühsam.

[4] Das Sottoceneri, von dem bisher vorwiegend Texte aus dem Mendrisiotto und untern Luganese erschienen sind, bedarf noch der Ergänzung durch solche aus dem obern Luganese. Diese wird gegeben in dem in Vorbereitung befindlichen 3. Teil meiner Sottoceneri-Monographie; cf. p. 258 A. 2.

[5] P. 31 Osco, 32 Chironico, 22 Olivone, 53 Prosito, 44 Mesocco, 42 Sonogno, 51 Vergeletto, 52 Aurigeno, 41 Cavergno, 50 Cimalmotto, 70 Indemini, 71 Breno, 73 Corticiasca, 93 Ligornetto.

[6] Besonders reichliches Textmaterial ist auch aus dem romanischen Wallis veröffentlicht worden: E. Tappolet, J. Jeanjaquet, *Vingt-cinq textes patois du Valais enregistrés au grammophone*; cf. *VRom.* IV, 348—49. Ch. Favre gab eine größere Sammlung von contes, proverbes et dictons aus Savièse und Grimisuat in *ZRPh* XLVI, 645ff., *RF* XLII, 401ff., *ZRPh* XLVI, 1ff. Cf. auch die schönen Texte von St-Martin in *ZFSL* LIX, 165ff., LX, 407ff. Außerdem finden sich an verschiedenen Orten Texte und Textsammlungen von Jeanjaquet, Fankhauser, Luyet, Gerster, Jaquenod und andern. Der *ALF* gibt Material aus 7 Punkten des Wallis (968, 976—979, 988, 989).

Ein Vorzug der vorliegenden Chrestomathie dürfte in der starken Betonung des Volkskundlichen liegen. Dieses kommt in Wendungen, Bildern und in der zeit- und kulturbedingten Sprechweise der Parabolatexte zum Ausdruck, besonders aber im Großteil der Phonogrammtexte, die Legenden, Schilderungen alter Volksbräuche und Ausschnitte aus dem Leben vermitteln. Die Gesamtheit der Texte entrollt somit ein anschauliches Bild vom Denken und Reden, vom Leiden und Lachen des Tessiner Bergvolkes. Es entstand so ein Selbstporträt, das dieses in gemütvoller und oft schalkhafter Art, ganz unliterarisch, von sich selbst gemalt hat[1].

Bibliographie.

Allgemeine Orientierung.

G. I. Ascoli, *Saggi ladini* in *AGlIt.* I § 2 (p. 250—316).

C. Salvioni, *Lingua e dialetti della Svizzera italiana* in *RILomb.* XL (1907), p. 731 ff. — Gekürzte Fassung in *Geogr. Lex. Schw.* V, 86 ff.

O. Keller, *Die italienische Sprache in der Schweiz* in J. Früh, *Geographie der Schweiz,* 2. Bd. St. Gallen 1932, p. 727 ff.

O. Keller, *Das Sprachleben des Tessin* in *VKR* XIII (1940), 320—356.

Dialektarbeiten über das Sopraceneri.

S. Sganzini, *Fonetica dei dialetti della Val Leventina* in *ItDl.* I, 192 ff., II, 100 ff.

L. Demaria, *Curiosità del vernacolo bleniese.* Bellinzona 1889.

J. Buchmann, *Il dialetto di Blenio.* Diss. Zürich. Paris 1924. Kritik und Ergänzungen von S. Sganzini in *ItDl.* III, 273 ff., IV, 150 ff.

C. Salvioni, *Saggio intorno ai dialetti di alcune vallate all'estremità settentrionale del Lago Maggiore* in *AGlIt.* IX, 188 ff.

C. Salvioni, Cl. Merlo, *Illustrazioni dei testi di Cavergno (valle Maggia) edite con aggiunte da Cl. Merlo* in *ItDl.* XI, 1 ff., XIII, 1 ff.

O. Keller, *Contributo alla conoscenza del dialetto di Val Verzasca (Ticino). Testi illustrati* in *VKR* VIII, 141 ff.

O. Keller, *Aktionsart oder periphrastisches Perfekt? Die Verbalflexion auf -ba der V. Verzasca (Tessin)* in *ZRPh* LVIII (1938), 135—141.

O. Keller, *Beiträge zur Tessiner Dialektologie. I. Die Mundart von Rovio (Lugano). II. Wörterbuch der Mundart von Val Verzasca (Locarno),* in *Rom. Helv.* III (1937). Cf. besonders die *Phonetischen Tabellen,* p. 263 bis 295.

Wichtig für das Alpinlombardische sind außerdem:

F. Gysling, *Contributo alla conoscenza del dialetto di Valle Anzasca (Novara).* Diss. Zürich 1929, in *ARom.* XIII, 87—190.

---

[1] Mein Freund Dr. F. Fankhauser, Winterthur, half mir bei der Korrektur der Druckbogen. Ich sage ihm hier herzlichen Dank!

N. Nicolet, *Der Dialekt des Antronatales.* Diss. Bern 1929, in *ZRPh* Bh. 79.

Th. Spoerri, *Il dialetto della Valsesia.* Diss. Bern 1918, in *RILomb.* LI, 391 ff.

G. A. Stampa, *Der Dialekt des Bergell.* Diss. Bern 1934.

Tessinische Textpublikationen[1].

F. J. Stalder, *Die Landessprachen der Schweiz.* Aarau 1819. — Versionen der Parabola: p. 408 Distrikt Leventina, p. 410 Distrikt Blegno, p. 411 Distrikt Bellinzona, p. 412 Distrikt Locarno, p. 414 aus dem Thale Verzasca, p. 415 Distrikt Vallemaggia, voran im Thale Lavizzara, p. 416 Distrikt Lugano, voran um den See gleichen Namens. Einige dieser Versionen wurden abgedruckt und z. T. korrigiert von P. Monti, *Vocabolario dei dialetti della città e diocesi di Como,* Milano 1845, p. 418 ff.[2] und B. Biondelli, *Saggio sui dialetti galloitalici,* Milano 1853, p. 43—47.[3]

G. Cossa, *Sopraggiunte al Vocabolario della diocesi di Como, fatte da uno studioso nato sulla sponda destra del fiume Tresa* in *Giorn. RILomb.* XVI (1847). Als Appendix findet sich eine Version der *Parabola,* p. 268—302.

A. Zuccagni-Orlandini, *Raccolta di dialetti italiani.* Firenze 1864. — Dialog in der Mundart von Bodio und Lugano, p. 70—81.

G. Papanti, *Parlari italiani in Certaldo.* Livorno 1875. — Gibt folgende tessinische Versionen der *Boccaccionovelle*: Faido, Giornico, Locarno, Lugano, Mendrisio, Onsernone; aus dem Kt. Graubünden: Bregaglia, Poschiavo.

C. Salvioni, *Poesie in dialetto di Cavergno,* in *AGIIt.* XVI, 549 ff.; 589—590 *Parabola* und *Boccaccionovelle.*

V. Pellandini, *La parabola del figliuol prodigo (S. Luca XV, 11—32) tradotta in alcuni dialetti del Cantone Ticino* in *SAV* XVI, 45, 94 ff., XVII, 52, 227. — Versionen in der Mundart von Oggio, Vezia (Sottoceneri), Personico, Lodrino, Preonzo, Gnosca, Gorduno, S. Vittore (Sopraceneri).

C. Battisti, *Testi dialettali italiani,* in *ZRPh Beih.* 49. — Text von Lugano p. 118—120.

Von C. Salvioni aufgenommen und von Cl. Merlo herausgegeben wurden zwei Versionen der *Parabola* (Bellinzona, S. Vittore) in *ItDl.* IV, 319—321, VII, 312—314.

Von C. Salvioni aufgenommen und publiziert von O. Gröger sind zwei Texte (Isone, Leontica) in *XXXVI. Mitteilungen Phonogrammarchivkommission k. Akad. Wiss.* Wien 1914, p. 76 ff.

O. Keller, *Due testi in dialetto di Maglio di Colla,* in *ItDl.* IX, 219—229. — Einer der Texte ist die *Parabola.*

---

[1] Es werden hier nur die Texte aufgeführt, die in wissenschaftlicher Absicht publiziert wurden.

[2] Versionen von Valmaggia, Verzasca, Leventina, Blenio.

[3] Versionen von Maggia, Locarno, Verzasca, Blenio, Leventina.

O. Keller, No. 151 Lugano, 152 Cimadera (Val Colla), 153 Morcote, 160 Breno, Bedigliora (Malcantone), 161 Soresina (Vedeggio)[1] der *Lautbibliothek. Texte zu den Sprachplatten des Instituts für Lautforschung an der Universität Berlin.* Leipzig 1934, 1939.

O. Keller, *Die Geheimsprache der wandernden Kesselflicker der Val Colla, Tessin,* in *VKR* VII, 55 ff. — Auf p. 74—78 Version der *Parabola* in die Geheimsprache.

O. Keller, *Die Mundarten des Sottoceneri (Tessin) dargestellt an Hand von Paralleltexten,* in *RLiR* X, 189 ff., XIII, 128 ff. — Mit Texten, meistens der *Parabola* oder der *Boccaccionovelle,* aus 9 Lokalmundarten des Mendrisiotto und Vergleichen aus 5 weitern Versionen, aus 13 Lokalmundarten des Basso Luganese und Texten aus Bellinzona und Locarno.

O. Keller, *Beiträge zur Tessiner Dialektologie,* in *RHelv.* III (1937). — Im 1. Teil: *Die Mundart von Rovio,* finden sich 3 Versionen der *Parabola* und 2 weitere Mundarttexte.

O. Keller, *Contributo alla conoscenza del dialetto di Val Verzasca (Ticino),* in *VKR* VIII, 141 ff. — Auf p. 157 ff. finden sich die im II. Teil abgedruckten vier Phonogrammtexte aus Mergoscia, Vogorno, Frasco, Sonogno.

Phonetische Transkription.

Vokale.

i į ę ẹ e ę ä a ạ å ǫ o ọ o̤ ų u

ǫ̈ ö ọ̈ ų̈ ü

ɑ tonloser *a*-Laut zwischen *e—a—o*.

Nasale werden durch die Tilde bezeichnet; schwache Nasalierung durch ˜.

Reduzierte Laute werden hochgestellt.

Halbvokale.

y, ẅ, w entsprechen den Lauten *i, ü, u*.

Konsonanten.

s (tosc. *sardo*), */* (tosc. *rosa*) stimmloser, resp. stimmhafter alveolarer (oder dentaler) Sibilant.

š (tosc. *lasciare*), *ž* (fr. *jaloux*) stimmloser, resp. stimmhafter präpalataler Reibelaut.

z (tosc. *zio*), *ʒ* (tosc. *zero*) stimmlose, resp. stimmhafte alveolare (dentale) Affrikata.

ć (tosc. *certo*), *ǵ* (tosc. *gelo*) stimmlose, resp. stimmhafte präpalatale Affrikata.

---

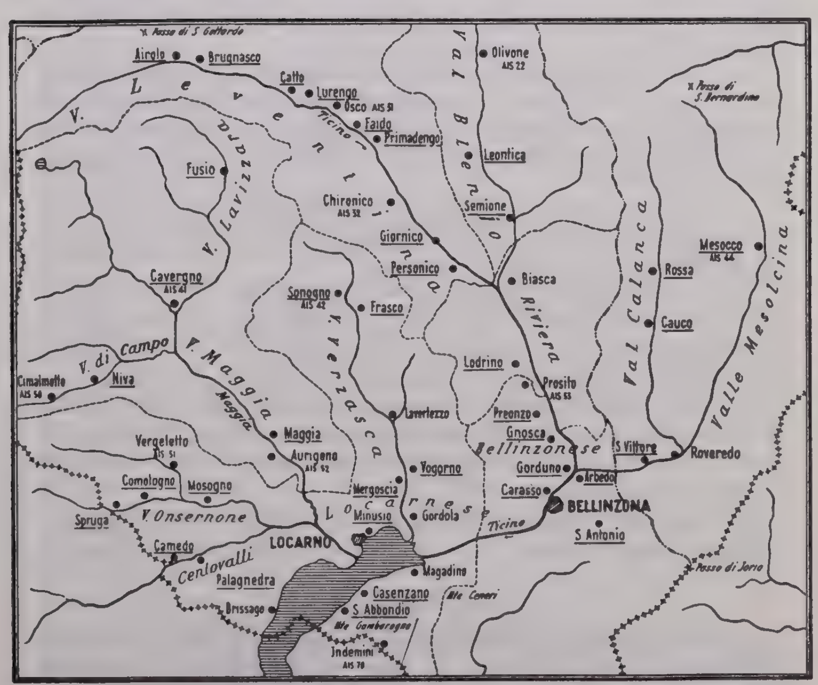
[1] Zu diesen Aufnahmen, die das *Phonogrammarchiv der Universität Zürich* vorbereitete und das *Institut für Lautforschung Berlin* mit seiner Apparatur durchführte, cf. O. Keller, *Registrazione fonografica di dialetti ticinesi,* in *ItDl.* IX, 257 ff.

č, *ǧ* stimmlose, resp. stimmhafte mediopalatale Affrikata.
ģ, *ķ* leicht palatale *g*, *k*.
ñ, *ł* palatale *n*, *l*.
ŋ velares *n*.
ş leicht palatal lautendes *s*, zwischen *š* und *s*.
ḳ, *ṣ*, *ḟ*, *ṭ* lenisierte *k*, *s*, *f*, *t*.
ḷ, *ṛ*, *m̥* sind silbenbildende Liquida.

Konventionelle Zeichen.

Zwischen „ “ setze ich italienische, zwischen ‚ ‘ italianisierte Übersetzungen. Die Übersetzungen sind möglichst wortgetreu, ohne Rücksicht auf hochsprachliche Korrektheit.

Sopraceneri.



LEGENDE: Die unterstrichenen Ortschaftsnamen bezeichnen die Orte, aus denen Texte gegeben werden.

I. Texte aus dem Gebiet des Tessin und obern Langensees.

A. Leventina.

1. Airolo.

Nüy d ayrǫ̈.

Prüma da žbǫ̈ǵẹ́ la müntẹ́ña, fiñ al mila vǫ^{t}ćẹ́nt ^{v}utántadüy, la žẹ̄nt ẹ la rǫba i tǫkẹ́vαn pasẹ́ da sǭra. La žẹ̄nt i vaſẹ́vαn kula pǫšta, e la rǫba i la manẹ́vαn i ſrugǫnát. I puštyǫ́y i tǫkẹ́vαn štẹ́ i^{ŋ}gámba park^{h}ẹ́ iy ẹ́vαn-šẹ́ sẹ̄s čavą́y da čašẹ́. D invẹ́rn, la štrẹda i la tẹñẹ́vαn vẹrta i kuščadǫ́, ẹ k^{h}i y-ẹ́vαn na grąma vita, pąrk^{h}ẹ́ u y-ẹ̄va u ſyukẹ́, u y-ẹ́va ẹñča u čüs ẹ pǫ̈ i lüvín. I tǫ̈dẹ́vαn pǫ̈ sü di čẹñatẹ́t dẹt ſrẹć.

Par žbǫ̈ǵẹ́ la müntẹ́ña u y-ẹ nić i talyẹ́y. K^{h}i d ayrǫ̈ ay talyẹ́y į y ćamẹ́vαn buǵanẹ́ŋ ẹ y talyẹ́y a k^{h}i d ayrǫ̈ į y ćamẹ́vαn bẹrri. Tra i bẹrri ẹ y buǵanẹ́ŋ i takẹ́vαn sẹ̄mprǫ lįt, ẹ um bǫt ǫñi tánt, i n žbǫ̈ǵẹ́vαn pǫ̈ ẹñča um kwẹyvüñ. Kwant i faſẹ́vαn pẹ̄^{y}a ẹ y balẹ́vαn, i buǵanẹ́ŋ i s tǫ̈dẹ́vαn pǫ̈ ſǫ́ i büſẹ́č ẹñča in-tra da lǫ́. K^{h}ẹl pǫvru karlinǫ l ẹ̄va l ǵüdas, e u n ẹva pyẹna la zikǫ́rya, park^{h}ẹ́ tüć i nǫć dẹd la dumẹ́ña u čapitẹ́va kwẹykǫ́s; l ẹ̄va sẹ̄mpra iŋ kǫrza ẹ u pudẹ́va mẹy truvẹ́ či tl ẹ̄va la kǭlpa.

Iñ čiy ẹñ-yǫ̈, ayrǫ̈ l ẹ̄va um müć kumẹ́rću, ma pyü nǫta dẹt pẹs. Kwānt y-an finit ul lavǫ́r, i buǵanẹ́ŋ y-ẹn nẹć, ẹ di k^{y}i d ayrǫ̈ u y-n-ẹ nẹć tẹñći in kaliſǫ́rña, ma nić indrẹ́ u y-ẹ pǫ̈ nić indrẹ́ pukẹ́t. Kwant l a pǫ̈ šmanzǫ́ a pasẹ́ um pǫ dẹt trẹ̄ni, kwẹyvüni i s ẹn pǫ̈ impyẹǵẹ́y pala gutarbánn.

Dal mila vǫ^{t}ćẹ́nt sẹtántasẹ́t, al dẹrsẹ́t ^{t}satẹmbrẹ, u y-ẹ brüſǫ́ tüt u pais; u y-ẹ raštǫ́ im pẹy dumá u kampaniŋ ẹ kwẹy čẹ. U pa^{y}ís vẹć l ẹ̄va dẹd lẹñ; dǭpu i l an fabrikǫ́ dẹt sas.

Dal mila vǫ^{t}ćẹ́n nuvantǫ́t, al vintǫ́t dala fẹšta, u y-ẹ nić-ǵü u sas rǫ́s. L a daštrüć u bošč d ayrǫ̈, l a štúpǫ-sǫ́t o prẹy dẹd ǵẹrnẹ́y, l a žbudǫ́ štall ẹ čẹ, ẹ u y-ẹ raštǫ́ mǫ́rt trẹ parsǫ́n. L ẹ̄va i dǫ dẹd nǫć. Tüć y-an štẹć-sü špavantẹ́y ẹ y ščapẹ́vαn vẹrz lüvína ẹ vẹrz la štazyǫ́ŋ.

U y-ẹ pǫ̈ la valáša, tl ẹ na maladẹ́ta lüvína. La vẹñ da špẹs e la fa dẹñ. Dal mila nöſćẹ́nt vintatri, l ẹ nića fiñ i lu pais, l a žbudǫ́ čẹ ẹ štall, ẹ l ẹ štẹć na grẹ́zia du siñǫ́r tl a mīa ćapǫ-sǫ́t žẹ̄nt. Št invẹ́rn l ẹ nića fiñ al müra^{y}ǫ́ŋ, ẹ l ẹ̄va grǫsa.

Indrį-yẹ́na i vǫ̈y pǫ̈ dif če ayrǫ̈ l ẹ mǫ sẹ̄mpra k^{h}ẹ́l, u fyǫka ẹ čüsa amǫ́ kumẹ um bǫ́t.

Noi d'Airolo[1].

Prima di forare la montagna, fino al 1882, la gente e la merce dovevano passare 'di sopra' (il passo di S. Gottardo). La gente andava sempre colla posta, e la merce la conducevano i carrettieri.

[1] Einige Worterklärungen verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Fräulein A. Ramelli von Airolo.

I postiglioni dovevano essere ingamba, perchè avevano sei cavalli da condurre (‚cacciare'). D'inverno, la strada la tenevano aperta gli stradini[1], e questi avevano una brutta vita, perchè fioccava (‚c'era il fioccare'), c'era anche tormenta di neve e poi le valanghe di neve. Pativano un freddo terribile (‚prendevano su delle cagnate di freddo').

Per forare la montagna sono venuti gli italiani. Quelli d'Airolo gli italiani li chiamavano bugianeng[2] e gli italiani quelli d'Airolo li chiamavano berri[3]. Tra i berri e i bugianeng c'era (‚attaccavano') sempre lite e, (‚una volta') ogni tanto, si davano anche delle coltellate (‚foravano un qualcheduno'). Quando toccavano (‚facevano') (la) paga e ballavano, i bugianeng si massacravano (‚prendevano poi fuori le budella') anche tra ‚di' loro. Quel povero Carlino era il giudice (di pace) e ne aveva piena la testa (‚la ziccoria'), perchè tutte le notti di domenica capitava qualcosa; era sempre in via (‚corsa') e non poteva mai trovare quelli cui era la colpa.

In quegli anni, Airolo aveva un gran (‚mucchio') commercio, ma più nessuna (‚niente di') pace. Quando hanno finito il lavoro, i bugianeng sono andati (via) e quelli d'Airolo sono andati tanti in California, ma (ne) sono tornati pochissimi (‚venuto indietro c'è poi venuto pochetto'). Quando ha poi cominciato a passare qualche treno (‚un po' di treni'), alcuni si sono impiegati nella ferrovia del S. Gottardo (‚per la Gotthardbahn').

Nel 1877, il 17 settembre, è bruciato tutto il paese; è restato in piedi soltanto il campanile e qualche casa. Il paese vecchio era di legno; dopo l'hanno fabbricato di pietra.

Nel 1898, il 28 dicembre, è caduto (‚venuto giù') il Sasso Rosso. Ha distrutto il bosco d'Airolo, ha coperto i prati di Ghiarnei[4], ha demolito stalle e case, e sono (‚restati') morti tre persone. Erano le due di notte. Tutti sono stati spaventati e scappavano verso Luvina[5] e verso la stazione.

C'è poi la Valascia, che è una maledetta valanga. Viene (giù) spesso e fa danno. Nel 1923, è arrivata fino in paese, ha demolito case e stalle, ed è stata una grazia del Signore che non ha coperto gente. Quest'inverno è venuta fino al muraglione[6], ed era grossa.

Infine voglio dirvi che Airolo è ancora sempre quello, fiocca e tempesta ancora come una volta.

---

[1] „uomini addetti allo sgombero della neve."

[2] Vom piem. *búǵa nęŋ* „non ti muovere"; die italienischen Arbeiter waren meistens Piemontesen.

[3] Cf. piem. *berro, -i* „montone, -i".

[4] Wiesen im Norden von Airolo.

[5] Fl. N.; im Osten von Airolo.

[6] Lawinenmauer im Norden des Dorfes.

2. Brugnasco.

La Paćifika.

U s ę tö̜ć-fǫ́ kęl maladḗ̜tu tęmp. L a šmanzǫ́ žö̜̂bya a dragę́, u fyukḗ̜va a bręš vęrt; pö̜ l a rüẓǫ́, l a müşlǫ́, l a šbrǫdǫ́ aşbák e u s ę tö̜ć-fǫ́, u y-ę nić u sǫ, č u s sęnt intḗ̜ra, l ę u gabáŋ di purít, kum i diſḗ̜vαn ki pǫ́wri vić. Adę̄s paćifika l ę ȫ̜ sül ščalḗ̜wru č la fa sü̃ una sambrū̃ka al sö̜ bē̜yš, e l a lürǫ́ in štu ámen da pazę́ una piráka du librǫ́k.

L ę mǡta kuy čęwri; i la fan nę in krīštu, ki nudyḗ̜wri, čy-ęn sē̜mpra-šę́ a prǖčę-vía i štęlę́t dla sǫ čę. Lęy la y čaša: ,,Vi̋a da čö̜́, bǫdḗ̜y dęt rę́si, maladḗ̜ti marfís!" L ę una vęǵę́ta višča e iŋgámba. L ę ȫ̜ č la kufís, tüta bęñ trampḗ̜da. In tęšta l a-sü̃ un panę́t ščür, kuy fyǫ rǫs — ,,i l ǫ purtḗ̜da sęſ ęñ da fila, la kundizyúŋ" — e sǫt u panę́t iy-ę sǫt una faća tüta rapḗ̜da, kun düy ö̜ć infǫpę́y ę višč, víta, pardęsántu! Süy pē̜y l a-sü̃ un pęy dęd búmbul farę́y, u sö̜ ǵipíŋ l ę d lęna di sǫ pęwri, la l a ščartęyžḗ̜da lę́y e firḗ̜da lę́y, kul sȫ̜ firadę́l.

Intǡnt t la lavǫ́ra, la pę́ysa kant l ē̜va žǭwna, al sö̜ purę́t, tl ę štęć kurǡnt ęñ ili pitü̊r, e l ę nęć kurǡnṭ ęñ da fila a pari̊s, e adę́s, a čarę́n d mǡrz, l ę tǫšt kwā̜tru ęñ č l ē̜va ȫ̜ süla bē̜ñča. E lęy la štaſḗ̜va a čę a nudryę́ i kriatü̊; bǫ́y kriatü̊ čy-ē̜vαn, čȫ̜yš, murḗ̜wri e übidyḗ̜nt, vivadíu! pǫ́wri krapašít! E mē̜y da čärpinás, mē̜y da fǫtás na maşnḗ̜da d bǫt, mē̜y, mē̜y!

Ẹ pö̜ y-ē̜va ęñča i vak da suşnę́, ę u pȫ̜rč, e un rȫ̜š dęd ǧalín ę y čęwri, ę y pęwri e i yö̜y, da prümavḗ̜ra. I m yütḗ̜vαn bę drę́, ki kućáni: i vaſḗ̜vum i lu tęć, mi i muñǵḗ̜va e lǫ i rañčḗ̜vαn la šgrę́vya ę y šgravyḗ̜vαn i vak, i ćapḗ̜vαn ü tardḗ̜nz e y natḗ̜vαn l uę́ča, l ántik, u fasǫ́, i daſḗ̜vαn u da ličę́ ay bęšč.

Da prümavḗ̜ra, i vaſḗ̜vum tüć a mayžḗ̜ñč. I čašḗ̜vum-fǫ́ i vák sü ki bę́y páškul nē̜di. Ala matíŋ, i škramḗ̜vum u lęć dęd la mǫta kula lū̃la, i faſḗ̜vum u nö̜s büdü̊, u nö̜s bǫŋ čaſö̜́, ę kwānt u vęñḗ̜va-šę́ tǫ́lbru, i kriatü̊ i yüčḗ̜vαn int pal dartü̊ fiŋ̄ č y-ē̜vαn bęy ę ręñč. Al tęmp da fęñ, i tridḗ̜va-žü di pirakḗ̜t dęt paŋ sęč, ę y štaſḗ̜va vía fiŋ̄ męşdí a sié̜, e paŋ du nö̜s, vi̋ta, vivadi̋u, paŋ dęd la nǫsa byē̜va!

La Pacifica.

Si è rasserenato (,tolto fuori') quel maledetto tempo. Ha cominciato giovedì a imperversare, fioccava a larghe falde (,a braccia aperte'); poi è andato di male in peggio, ha ,nevischiato' abbastanza e si è rasserenato, è venuto il sole, che si sente volontieri, è il mantello dei poveretti, come dicevano i (,quei') poveri vecchi. Adesso Pacifica è lì sulla scala che cuce (,fa su') una piega alla sua sottana, e ha finito in questo istante (,amen') di rappezzare una tasca del panciotto.

È arrabbiata colle capre; la fanno montare sulle furie (,andare in Cristo'), quelle noiose, che sono sempre (,qua') a brucar via le assicelle (,stellette') della sua casa. Lei le caccia: ,,Via di qui, capre puzzolenti, maledette smorfiose!" È una vecchietta vispa e ingamba. È lì che cuce, tutta ben messa. In testa ha (,su') un fazzoletto scuro,

coi fiori rossi — „l'ho portato sei anni di fila, il lutto" — e sotto il fazzoletto c'è (‚sotto') una faccia tutta rugosa (‚rapata'), con due occhi infossati e vispi, guarda! perdio (‚santo')! Ai piedi ha (‚su') un paio di zoccoloni ferrati, il suo giubbetto è di lana delle sue pecore, l'ha scardassata lei e filata lei, col suo arcolaio.

Mentre lavora, pensa a quando era giovane, al suo poveretto, che ha fatto per quarant'anni l'imbianchino (‚è stato . . . nelle pitture'), ed è andato quarant'anni di fila a Parigi, e adesso, a Calen di marzo, è presto quattro anni che era lì sulla panca (che è morto). E lei stava a casa ad allevare i bimbi (‚le creature'); buoni bambini erano, docili, amorevoli e obbedienti, vivaddio! poveri piccoli! E mai si litigavano (‚da litigarsi'), nè mai si picchiavano (‚da darsi una pelle di botte'), mai, mai!

E poi avevo anche le vacche da governare, e il porco, e una frotta di galline e le capre e le pecore, e i capretti di primavera. Mi aiutavano (‚ben dietro') i ragazzi: andavamo in istalla, io mungevo e loro afferravano la striglia e strigliavano le vacche, prendevano il tridente e pulivano la posta, la corsia, il canale di scolo, davano il ‚da leccare' alle bestie.

In primavera, andavamo tutti sui maggenghi. Cacciavamo fuori le vacche sui bei pascoli puliti. Alla mattina, spannavamo il latte dalla conca colla spannatoia, facevamo il nostro burro, il nostro buon formaggio, e quando scendeva il crepuscolo (‚veniva qua scuro'), i bambini gridavano dentro nell'imbuto, finchè erano bell'e rochi. Al tempo della fienagione (‚di fieno'), riempivo (‚giù') le tasche di pane secco, e stavo fino a mezzogiorno a segare, e pane del nostro, veh! vivaddio! pane della nostra segale!

3. Catto.

La parabola del figliuol prodigo.[1]

La štǫrya du fyǫ̈w prǫ̂́dik̦.

11. Um bǫ̈t u y-ẹ̄va umn ųm k l ẹ̄va düy fyǫ̈y, üñ pyǫ́nda pı̃́šαn e l āwtru pyǫ́nda gránt.

12. E un dí, kʰẹl pyǫ́nda pı̃́šαn u y a dić al sǫ̈ pa: „pa, i vǫ̈y k i m dīαt la pārt dẹt sǫštα̍nza k u m špẹta ala vǫsa mǭrt." E u pa, k l ẹ̄va um bǫŋ dyawrǫ́ŋ[2], u y l a dẹća.

13. E dañǫ̈́ um pǫ tẹ̄mp, kẹštu fyǫ̈w minǫ̈́r l a manı̊t i so arm e bagáy[3] e l ẹ škapǫ́ in un paịṣ lǫntáŋ, in-dǫva u n a fẹć dẹt tüć i raz e l a finı̊t da mañǵẹ tüt kʰẹl pǫ k l ẹ̄va.

14. E kwānt k l a vų̈t mañǵǫ tüt kʰẹl k l ẹ̄va, iŋ kʰẹl paı̃́ṣ in-du k u s trǫvα̍va u y ẹ nić una gram mi∫ẹ̄́rya, tα̍nt k l a manzǫ́ a vẹ pyü nǭta da mañǵẹ.

---

[1] Cf. die italienische Vorlage der Parabola in *RLiR* X, 202ff.
[2] „un bon diavolone". [3] „ha preparato armi e bagaglio".

15. E alǫ́ra l a düvũ trǫvás um pǫšt da lawrẹ iñ čẹ dẹt kwẹyᵒüyñ, e finalmẹ́nt u n a rasültǫ́[1] a trǫ́van üñ k u l a mandǫ́ a susnẹ́ pǭrš.

16. Ma iñǭ́ u pativa um bẹl pǫ la fam, e par impyini la büsẹ́ča l arẹs mañǵǫ́ i ǵānt dẹt rǭru k iy dasẹ́van ay pǭrš. Ma u y-ẹ̄va prǫpi nüsũñ k i an dasẹ́van.

17. Alǫ́ra l a manzǫ́ a páysẹy-sũ[2] e u s ẹ dić: kwẹñći sẹrvitǫ́r ẹ kwẹñći masẹ́y du mẹ pa iy an paŋ e rǫba da mañǵẹ́ da štüfis fiŋ̄ k i vǫn[3], ẹ mi i sẹm ičǭ́ iŋ kẹštu sit a krapẹ́ dala fam.

18. Un di u l a paysǫ́: i m inviarǫ́ e y varǫ́ dal mẹ pa e y disarǫ́: o pa, mi i v ǫ fẹć uŋ grānt tǭrt a vüy ẹ al siñǫ́r,

19. E i l sǫ ẹñča mi k i mẹ́riti pyü k i m tiñiat par vǭs fyǭw, ma i uv prẹy[4] iŋ karitẹ́ da tiñim e da tratám kum sẹ y füdẹ́s vös sẹrvu.

20. E iši l a fẹć. U s ẹ inviǫ́ ẹ l ẹ nẹć a čẹ dal sǭ pa. E kẹštu pǭwru vẹc, k u l ẹ̄va urmẹ́y pyü nüsũna špẹránza da vidẹ́l, kwant l a višt k u viñẹ́va, u y ẹ kurz[5] iŋkǫ́ntra ẹ u l a brašǫ́ kun tüt kʰǫ̈r ẹ w sẹgwitáva a basál.

21. Alǫ́ra kẹštǫ fyǫ̈w, tüt pyẹyšurẹ́nt[6], u s ẹ mẹs in ǵinǭć ẹ w disẹ́va: „pa, i l sǫ k i v ǫ fẹć un grant tǭrt[7], ma vüy kʰ i sẹt tantu bǫ́ŋ, kašim mia via, ma tiñim almẹ́ kum vǭs sẹrvu."

22. Ma u pa, k u pyẹyšẹ́va ẹñča lüy dala pyẹtẹ́, u l a awzǫ́ e u l a manǫ́ iñ čẹ. E pǭ l a kǫmandǫ́ a tüć i sǭ sẹrvi da fẹ im prẹsa a nẹ a tǫ̈ yi viští pyǫ́nda bẹ́y ẹ u y a dić: „višti bẹ́ñ u mẹ fyöw, mitiy i kawzẹ́y[8] pyǫ́nda bẹ́y e miti-int un anẹ́l d ǫr in u dẹ́t.

23. E pǭ ćapẹ́ u vidẹ́l pyǫ́nda gras ẹ mazẹ́l ẹ y fam um bǫŋ pašt e y s ẹm alẹ́gar.

24. Parkʰẹ kẹštu-čǭ l ẹ mẹ fyǭw, mi m krẹdẹ́va k u füdẹ́s mǫ́rt e u siñǫ́r u m a fẹ́ć la grẹ̄zya da pudẹ́ mǫ vidẹ́l." Fato štá, i s ẹm mẹ́tüdrẹ a mañǵẹ́ e bẹw e fẹ alẹgria e tüć y ẹ̄van kúmẹ mát dala kuntantẹ́za.

25. Ma dǫpu l ẹ süćẹ́sa bẹla: U fardẹ́l maǵǫ́r, kʰẹl kẹ l ẹ̄va raštǫ́ a čẹ, iŋ kẹl mǫmẹ́nt l ẹ̄va fǫ pay kʰāmp, e kwānt l ẹ štẹć sīra, u s ẹ inviǫ́ a ñi a čẹ́. L ẹ̄va škwẹs arẹ́nt a čẹ[9], k l a sintit un grant bakáŋ.

26. E l a ćamǫ́ un sẹ̄rvǫ par dumandẹ́y kūsa vurẹ́va di tüt kʰẹl mụᵒimẹ́nt štraǫrdanẹ́ri.

27. U sẹ̄rvụ u y a dić k u y ẹ̄va rüvǫ́ a čẹ u sǭ fardẹ́l e khẹ u sǭ pa, dala kuntantẹ́za, l a vụrsũ k i sunásan e balásan.

28. E lüy l a ćapǫ́ rābbya e u ᵛᵘrẹ́va nẹ-int mia iñ čẹ. Alǫ́ra u pa l ẹ nić-fǫ́ par dụmandẹ́y parkhẹ́ u fasẹ́va iši.

29. Ma lüy u y a rašpǫndũ: „sẹntim um pǫ, pa, mi l ẹ tẹ̄ñći ẹñ kʰ y u sẹrvisi, kʰ y ǫ sẹ̄mpra fẹć u mẹ duvẹ́r, e y v ǫ mẹy dasǫbyadit um bǫ́t[10]. Par pẹ̄ga[11] i m ẹt dẹć ñẹ[12] uñ ćawrẹ́t par fam štẹ alẹ́gar kuy mẹ sǫći.

---

[1] ‚ha risultato' „è riuscito"; mod. *l a riüšít.* [2] ‚a pensarci su'. [3] „finchè vogliono". [4] „prego". [5] „corso". [6] „piangendo"; š lenis. [7] Var. *una grānda figʰüra.* [8] „scarpe". [9] „era quasi vicino a casa". [10] „disubbidito", ‚un botto' „una volta". [11] ‚per paga' „in compenso". [12] „neanche".

30. Ma apẹ́na k u y-ẹ rüvọ́ kʰel pọk da bọŋ du vö̤s fyö̤w, k l a mañgọ́ tüt kʰẹl kʰ y ẹ̆t dẹć kun di pülándr[1]*, y ẹ̆t fẹć mazẹ́ u vidél pyọ́nda gráṣ."*

31. U pa u y a dić: „sẹnta, u mẹ čẹr fyö̤w, ti ti sẹ sẹmpra štẹć kum mi e ti ti sarẹ́ sẹ́mpra, e tüta la mẹ sọštánza la sára tọ́.

32. Ma adẹ́s vẹñ ẹñča ti a fe alẹgría, parkʰẹ́ u tö̤ fardẹ́l, khẹ y kredẹ́va mọ̄rt, l ẹ nić vīuw[2]*. Nüy i l ẹ̄vum pẹrdü ẹ nüy i l am trụvọ́ amọ́."*

La novella nona della prima giornata del Decamerone.[3]

La štọrya nọna dẹd la ǵurnẹ́da prima du dẹkamarúŋ.

1. I dīſi dūŋka kẹ in i prim tẹ̄mp du prim rẹ dẹ ćipro, dọpu ke la tẹra santa l ẹ štẹća tö̤ća da gufrẹ́dọ di bułọ́nẹ, u y ẹ süćẹ́s kẹ una fẹmna d una čẹ dẹt šūri da gwaškọ́ña l ẹ nẹća in pẹlẹgrinágu al sānt sẹpọ́lkru.

2. In u turnẹ́-yndrẹ́, l ẹ rüvẹ́da a ćīpru e yñọ̈[4] *una kọmpañía dẹt sẹlẹrẹ́ iy an fẹć dẹt lẹy kʰel pọ k u s pọ di dẹt pẹyš*[5]*. Kẹšta pọwra fẹmna l a mīa pudü das pẹs ẹ l a paysọ́ da aküſẹ́y al rẹ.*

3. Ma iy an dić khẹ l arẹ́s bütọ-vía u fyẹ̆t, parkhẹ́ kẹštu rẹ l ẹ̄va umn um da nọ́ta, k u lasáva pasẹ́ tüć i vilaní e ynsült k iy faſẹ́van a lüy, immaǵinás pö̤ ki fẹć ay awtri. Lüy u s lasáva mẹt sọt i pẹy da kikesía, u sa ṇ lasáva fẹ dẹ tüć i kurọ́[6]*, sẹ̄nza ñẹ*[7] *vẹrt bọka, im manẹ́ra kʰẹ kʰi k ẹ̄va adọ̈s una kwẹy rābbya i sa šfugávan kul insültẹ́ u rẹ.*

4. Dọŋkʰa kʰẹla fẹmna, khwant l a savü tüt kʰẹštọ, l a pẹrdü la špẹranza da fẹ fọ́ i sö̤ raſọ́y, ma, tānt khẹ par fẹ kwẹykọ́s, l a paysọ́ da nẹ ištẹ́s dal rẹ, ẹ sẹ nọta d āwtru[8]*, par tirál iñ ǵir parkhẹ́ l ẹ̄va un pọ dal mártụr*[9]*:*

5. Lẹ̄y l ẹ dọ̄ŋka nẹća da lüy, la y a küntọ-sü, tüta pyẹyžurẹ́nta[10]*, la so dašgrẹ́zia e la y a dić: „sintim, šur rẹ, mi i sẹm nića čö̤ mīa par vẹndikám diy iñǵüri k i m an fẹć, ma dumá par fam insẹñẹ́ da vüy kum i fẹ̆t a varti*[11] *kum paziẹ́nza tüć khi rọp i uw fan; invẹ́će mi, par un tọrt sọ́l, i trọvi pyü pẹ̄s, a kẹštọ pọ̄ntu i val rẹgalarẹ́s*[12] *dẹt tüt kʰö̤r s i pọdarẹ́s."*

6. U rẹ, kẹ fiñ alọ́ra l ẹ̄va sẹ̄mpra štẹć um pultrúŋ, a sẹntis tirẹ́ yñ ǵir a kʰẹla manẹ́ra, l a fẹć kumẹ́ dasọñás d un grānt sö̤ʸñ. L a vẹ̄rz[13] *finalmẹ́nt y ö̤ć e l a manzọ́*[14] *a fẹ ǵüštizia du mal kẹ ki šẹlẹrẹ́ iy ẹ̄van fẹć a kʰẹla fẹmna. Dọpu alọ́ra l a fẹć pagẹ́ sarọ́ tüć i škẹrz e dašprẹ́z*[15] *dẹ tüć i manẹ́r k i faſẹ́van a lüy.*

---

[1] Sing. *pülándra* „puttana". [2] „vivo". [3] Cf. die italienische Vorlage der Novelle *RLiR* X, 204. [4] „là". [5] „una compagnia di scellerati hanno fatto di lei quel che si può dir di peggio". [6] „colori". [7] „neanche". [8] ‚e se (non fosse per) niente d'altro' [9] „minchione"; Var. *miñćọ́ŋ, bagük.* [10] „piangente"; cf. S. 268 A. 6. [11] ‚vertire' „patire". [12] ‚a questo punto (che) io ve lo regalerei'. [13] „aperto"; mod. *vẹrdü.* [14] Var. *šmanzọ́.* [15] „ha fatto pagare salato tutti gli scherzi e disprezzi".

Epíštula da vǫšč.[1]

1. *Epíštula da vǫšč*[2]. — *La čawra l ę nęća*
Sü pal bǫšč. — E la s ę pę̄rza.
2. *Y ę nęć-sü pę̄dru dęd lęñ — Kula gāmba dęd lęñ,*
Kul kurtęl[3] *dęd lęñ. — U l a męy pudüda ćapę.*
3. *Y ę nęć-sü pę̄dru dęd vę̄dru — Kula gamba dęd vę̄dru,*
Kul kurtęl dęd vę̄dru. — U l a męy pudüda ćapę.
4. *Y ę nęć-sü pę̄dru dęt fę̄r — Kula gamba dęt fę̄r,*
Kul kurtęl[3] *dęt fę̄r — U l a męy pudüda ćapę.*
5. *Y ę nęć-sü u lüw*[4]. — *U l a ćapęda pal kwę*[5],
U l a fęća kridę — Bę . . . bę . . . bę.
6. *U lüw alǫ́ra u y a dić: — „Vęñ kum mi in sü la šima!*
I t fęy mañǵę — Tanta ę̄rba fina.“
7. *La čawra l a rašpondü: — „I vę̄ñi mīa sü la šima,*
Parkhę̄ ti sę iŋgǭrt — Dęt la čęrn[6] *čawrina.“*
8. *U lüw u y a dić: — „I t męñǵarǫ l ištęs.“*
„Žę, ti m mętat im brüt ćimęnt — Lásum fę u mę tęštamęnt:
9. *I lasi y ǭć ay ǭrp*[7],
Iy uręć ay štǭrn[8],
La lę̄ngwa ay müt[9],
I gāmp ay zǫp,
La pulpa ay pulpętę[10],
La pę̄la ay pęlatę[11],
Ul kuíñ[12] *a ti*
E y kǭrn in u čü[13]
A k^{h}i k ę čǭ a škǫwti“[14].

4. Lurengo.

L avíş du karnu^{v}ę[15].

Kwānt k u męnza u karnu^{v}ę, al žǭbya matíŋ, i kanáya i van in i tić a tǭ-žü i ćukít ay vak e y sa y tákan-sü al kǭl. U sa s sę̄nt im prima dumá um kwęyvüñ, pǭ dǫpǫ, tüć inşęma, kumę sę um rǭš dęd bęšč i sa s trǫvásan par nę sul ęlp, e pǭ dǫ́pǫ, um frakás fǭrt da yn-šturní, kumę sę y bęšč i s špavantásan e vęñęsan-žü im pręsa par um mǭt. Day lišt[16] *u vęñ-fǫ́ di fać męz kuntęnt e męz rabyę e y kridan:*

---

[1] Talvolta, chiusa la serie dei canti religiosi, si usava, tornando lietamente al villaggio, cantare qualche filastrocca paesana, delle quali la più popolare era „L'epistula da Osk“. Molti leventinesi l'avranno udita nella loro infanzia; io la porto qui come significativo ricordo di quella semplice età trascorsa; Alina Borioli, *La vecchia Leventina*, Bellinzona 1926, p. 43, A. 1. Meine junge Gewährsperson von Catto teilte mir mit, daſs die „Epistula“ in ihrer Gegend noch lebendig sei. [2] Osco, Dorf oberhalb Faido in der mittleren Leventina, P. 31 des *AIS*. [3] „coltello“. [4] „lupo“. [5] ‚codetto‘ „spina dorsale“, cf. A. 12. [6] „carne“. [7] „io lascio gli occhi ai ciechi“. [8] „sordi“. [9] „muti“. [10] ‚polpettaio‘. [11] ‚pelataio‘. [12] „codino“. [13] „culo“. [14] „a colui che è qui ad ascoltare“. [15] Nach Alina Borioli, *La vecchia Leventina, o. c.*, 49. [16] Sing. *la lišta* v., heute gebräuchlicher *la fanę̄štra, i fanę̄štri.*

,,vę̆t um pǫ pyų́nda isü'', e dal āwtru kǫ dę̄d la štrę̄da ,,bravi! adę̣s vę̆t um pǫ yžü!'' Mandę̣ īši da uŋ kǫ al āwtru du pais, i bagáy i kuntinwan u sǫ̈ bakáŋ fiñ kę la šwāta du ćukiŋ la y fa int una rīa rǫsa sula pę̣l du kǫ̈l. I pyǫ́nda višč, ki k a tǫ̈ć i ćųkit e kampanę̣l pyǫ́nda grǫ́s, i sa s špę̣lan fiña ę y pǫ́rtan u sę̄ñ par um pǫ dę̣t tęmp. Ma kus u y an fa a lų? Y ęn kuntę̄nt l ištę̣s, y an dęć l avį̇s du karnuᵛę̣́, kʰę̣, dal tę̄mᵇ vęć, u finīva sę̄mpra a mę̣zanǫ́ć du sābat, dǫpo k iy-ę̄van brüfǫ́ u kaštę̣́l[1]*. Dǫpǫ la parę̄va trǫp raŋkrę̣sę̣́wra duvę̣ da šmę̣t da balę̣ sul pyǫ́nda bę̣l e u sa f brüfáva u kaštę̣́l ala sīra prę̣št, e u karnuᵛę̣́ u finīva dumą̣ ala dümę̣́ñga matiŋ. A mę̣sa, u vęć kabláŋ u sa f ǫwtáva-žü, u žgǫrláva la tę̣šta, u faf ę̄va-sü una bǫkáša ay fać mę̣z indųrmantę̣ e u difę̄va sę̣mpra: ,,adę̣́s u karnuᵛę̣́ l e finit, čę̣ri i mę̣ žę̄nt, e u mę̣nza la kwarę̣́šma.*

L'annunzio del carnevale[2].

Quando comincia il carnevale, al giovedì mattina, i ragazzi vanno nelle stalle a prendere i campani delle vacche e si attaccano al collo. Si sente dapprima soltanto ,un' qualcheduno, poi dopo, tutti insieme, come se una mandra di bestie si trovassero (riunite) per andare all'alpe, e poi dopo, un fracasso forte da assordire, come se le bestie si spaventassero e venissero giù per una china. Dalle finestre vengono fuori delle faccie mezzo contente mezzo arrabbiate e gridano: ,,Andate un po' più insù'', e dall'altra parte della strada: ,,Bravi, adesso andate un po' ,in' giù!'' Mandati così da una parte all'altra del paese, i ragazzi continuano il loro baccano, finchè la cigna del campano fa loro ,dentro' una riga rossa sulla pelle del collo. I più vispi, quelli che hanno preso i campani e campanelli più grossi, si spelacchiano tanto da portare (,fino che portano') il segno per un po' di tempo. Ma che importa loro? (,ne fa a loro?'). Sono contenti lo stesso, (perchè) hanno dato l'annunzio del carnevale, che, nel tempo vecchio, finiva sempre a mezzanotte del sabato, dopo che avevano bruciato il ,castello'. Dopo pareva troppo rincrescioso (di) dover ,da' smettere di ballare sul più bello e si bruciava il ,castello' la sera presto, e il carnevale finiva soltanto alla domenica mattina. Alla messa, il vecchio cappellano si volgeva, tentennava la testa, faceva ,su' una boccaccia a quei visi mezzo addormentati e diceva sempre: ,,Adesso il carnevale è finito, cara la mia gente, e comincia la Quaresima''.

---

[1] Falò che si brucia il sabato grasso; a Deggio, Quinto e Ambrì-Piotta è tuttora in uso; negli altri paesi della Leventina non si usa più; Sujet. Cf. den folgenden Text.

[2] *Pasqua, dinadè* (,,Natale''), *e ul santu carnuvè* dicevano i nostri avi, per menzionare le più belle ricorrenze dell'anno. Quel *santu* era detto per celia, s'intende; ciò non toglie che il carnevale fosse da noi annunziato con una certa solennità ed accompagnato da certi riti che, per essere profani, non mancavano di poesia. I giorni sacri a carnevale erano giovedì, venerdì e sabato grasso; Alina Borioli, *La vecchia Leventina, l. c.*

Al kaštẹ̄l.

Al kaštẹ̄l i vaʃẹ̄́van tüć in fila, la mǖʃika la prima e dẹd-drẹ́ i kọ̄bi di vić, di ki grẹ̄ñć, di žọ̄an, e yn ģīr, i kanáya ki žüyatđ́van pay pẹy dẹt tüć, e y kurẹ̄́van kumẹ́ čẹñatīt in fẹšta dala mǖʃika ay ǖltim kọ̄bi, e y faʃẹ̄́van almẹ̄́nọ dẹ̄ʃ bọt la štrẹ̄da kẹ ki grẹ̄ñć i faʃẹ̄́van um bọt sọ̈l. U kaštẹ̄̆l l ẹ̄va fẹć-sǖ bẹñ āwt, im mẹz ala nẹw. Im mẹz u y ẹ̄va um krẹ̄̆n awt, sẹnza ram fiñ tọšt ala šima. Iñ ģīr u y-ẹ̄va fẹć-sǖ la pīya day lẹñ, kun sǖ una kwẹy bandẹrīna. A la šima dẹd la pīya u y-ẹ̄va-sǖ l ọm du kaštẹ̄̊l, e y mẹtẹ̄́van-sǖ ẹñča um pọ dẹt pẹtrọ́li. I m ragọ̄́rdi kẹ um bọt, imvẹ́ći dẹd umn ọm i m an dić da fẹ-sǖ una fẹmna, parkhẹ́ i diʃẹ̄van kẹ a brüʃẹ́ sẹ̄mpra ọman u n raštđ́va pyü. Un žọ́an prđ́ti, u kab-fẹ́šta, u pizđ́va u fọ̈y a bạs, andọ́ k i mẹtẹ̄́van paya, dọy e lẹñ minǖdri. Im prīma l ẹ̄va una fyama da pọ̈k, e u fọ̈y u ščatđ́va apẹ̄́na, pọ̈ la fyama la ćapāva gẹrz, la ģirđ́va drẹ ay lẹñ grọs, la y ćapđ́va im pyẹ̄̆n e la rüᵒđ́va fiñ a la šīma e la ščatđ́va um müć. U sonđ́va la mǖʃika e tüć i kantđ́van e faʃẹ̄́van vẹ̄̆rz. A štẹ a ambrí, u sa ʃ vẹdẹ̄́va i kaštẹy diy āwtri país iñ ģir ẹ sula muntáña magđ́ri dẹʃ ọ dọ́das tüć inᵗsẹma. I balđ́van e sawtrđ́van sula nẹw e u ģirava i maškri, e kwānt ku žbọdđ́va u kaštẹ̄̆l, i kọrẹ̄́van tüć par škapẹ́ day šištri.

Al falò.

Al ,castello' andavano tutti in fila, la musica ,la prima' e dietro le coppie dei vecchi, degli adulti (,dei grandi'), dei giovani, e intorno (,in giro') i ragazzi che ruzzavano ,per i' piedi di tutti, e correvano come cagnolini in festa dalla musica alle ultime coppie, e facevano almeno dieci volte la strada che gli adulti facevano una volta sola. Il ,castello' era alzato (,fatto su') ben alto in mezzo alla neve. In mezzo c'era un alto abete secco, senza rami fin quasi alla cima. Intorno c'era accatastato il mucchio di legna, con su una qualche bandieruola. In cima alla catasta c'era (,su') l'uomo del castello, e ci mettevano (,su') anche un po' di petrolio. Io mi ricordo che una volta invece di un uomo m'hanno detto di fare (,su') una donna, perchè dicevano che a bruciare sempre uomini non ne restavano più. Un giovane pratico, il capo festa, accendeva il fuoco in basso, dove (,che') mettevano paglia, truccioli e legna minuta. Dapprima c'era una fiamma esile ('dappoco'), e il fuoco crepitava appena, poi la fiamma prendeva forza, girava intorno alla legna grossa, ci prendeva in pieno e arrivava fino in cima e crepitava rumoroso (,un mucchio'). Sonava la musica e tutti cantavano e gridavano (,facevano versi'). Da Ambrì (,a stare ad Ambrì') si vedevano i ,castelli' degli altri paesi in giro e sulla montagna, magari dieci o dodici, tutti insieme. Ballavano e saltellavano sulla neve e circolavano le maschere, e quando crollava il ,castello', correvano tutti per evitare le scintille[1].

[1] Poi, allorchè il crepito della fiamma ridiventava sommesso come al principio, la musica intonava quasi sempre ,,l'Addio, mia bella, addio, l'armata se ne va'', che tutti accompagnavano col canto; Alina Borioli, *La vecchia Leventina*, *o. c.*, 52.

5. Faido.

Boccaccionovelle[1].

1. *A díſi duŋka ke ni temp du prim re dę ćipru, dopo ke gofrę̄ u y a koŋkwištǭ la tera santa, l ę süćedũ ke una dama de gwaškóña l ę nęća in pelegrináć al sępólkro.*

2. *E kwant l ę nića indrę, rüvẹ́da*[2] *in ćipru, la y a iŋkuntrǭ kwęy balós*[3] *k i l an maltratẹ́da. Sikǫ́me la podẹ́va mia das pęs dę štu tǫrt, l a pensǭ da nę̄ a lamentás dal re.*

3. *Ma kwęydũŋ y an dić ke la bütáva via la sǫ fadía*[4], *parkę̄ lüy l ęra de vita inší rilasẹ́da, e inši pok da beñ, ke mia dumá u lasáva pasę̄ kiy diy awtri*[5], *ma tanti k iy an faſẹ́van a lüy, u y supurtáva tantu da ñük*[6], *ke l ęra fiñ na vergóña; e intánt kwiy k a y ęvan kwęy krüzi, i sę šfogávan kol fẹyen*[7] *a pyü podę̄.*

4. *Kwand la y a sentíd inší kęla fęmna, dišpęrẹ́da da mia podę̄ vendikás, tant par rębękás*[8] *un pǭ, l a fisǭ de piziẹ̄*[9] *kwel re.*

5. *L ę nęća lá pyeyžént inánz a lüy, e la y a dić; „ul me čer šǫr, mi a veñi mia inánz a ti parkę̄ k a špeći*[10] *vendẹ́ta du dišpréſi k i m an fęć a mi, ma in pęga*[11] *a t prẹ́gi da dim kom ę ke ti fę a sǫpǫrtę kwiy k i t fa a ti, ke inší impẹ́ri*[12] *da ti a soportę u mę, ke l sa l siñǿr, se mi l podés fę̄, s a ta l darẹ́s intẹ́ra*[13], *da žá ka ti sę̄ un boŋ purtadǭ*[14].*"*

6. *Ul re, ke l ę sempra štęć una lümẹ́ya*[15], *komę k u s dasǫnás alǫ́ra, u y a kominzǭ a vendikę la balosẹ́da*[16] *k iy an fęć a kęla fęmna, e l ę diventǭ dopo d alǫ́ra un grant persękütǫ́r de tüt kyi*[17] *ke faſévan kwęykós kontra lüy.*

6. Primadengo.

I raſirǭy dęt kalpyǭña[18].

Nüy da primadẹ́ñč u m̥ ćáman i fręy: y ǫ męy savũt ul parkę, e ki da kalpyǭña ǫ i sǫvarnǫ́man i raſirǭy, fǫrzi par la ręſa bǫndánta k u s trǫva sü i la nǫsa fawra, ke antikamẹ́nt u la tasávan a la mǫda di amęrikẹ́y kol ćuviŋgám, k u vǫ di ćika-gǫma, e tanti amǫ́ adẹ́s u l fan, másim i tuſẹ́y, par natás i dęñć. Una vęga lęgẹ́nda pęrǫ́ la dís: Um bǫt ul siñǫ́r l a vǫrsüt ní-žũ sul mǫnt par vidę um pǫ l andamẹ́nt di sǫ pęwri, e kun san pędru da la val bręñ y ęn nić in lęvẹntína par la basa da nęra, e da mǫlę e kampẹ́l u vęñẹ́van-žũ a kalpyǭña, kwant ke sũ in šima ala karę dęt la fawra a y an inkǫntrǫ́ umn ǫm k u vaſẹ́va in-sũ. Ul siñǫ́r u i dǫmánda: „Indǫ́ k a vęt, ul mę braw ǫm?" „A

---

[1] Transkription in mein System nach der Umschrift von G. Nizzola bei Papanti, 627. Die Unterteilung des Stückes entspricht derjenigen meiner Textvorlage und findet sich nicht im Original. [2] „arrivata". [3] „mascalzoni". [4] „fatica". [5] Pap. *chj di iautri* „che non soltanto lasciava passare quelle degli altri". [6] „gnocco, babbeo". [7] „fargliene". [8] ‚ribeccarsi' „sfogarsi". [9] ‚pizziccare'. [10] „aspetto". [11] ‚in paga' „in compenso". [12] „imparo". [13] „se potessi farlo, ‚se te lo darebbe' volontieri". [14] „portatore". [15] „lumaca". [16] „villania". [17] Pap. *chj*. [18] Die Transkription folgt derjenigen von S. Sganzini; cf. p. 312.

vẹy in nẹgrina", u y rašpọ́nt. „Ma diʃ almẹ́nu: se diu u vọ", u rẹ́plika ḷ siñọ́r. „Tant sẹ diu u vọ, kumẹ́ s u vọ mia, a vẹy in nẹgrina." Ul siñọ́r l a insištit par um bẹl pẹz par pẹrswädẹ́l, ma l awtru sẹmpra a ripẹ́t: „Tant se l siñọ́r u vọ́, kumẹ́ s u vọ mia, a vẹy in ṅẹgrina!" Alọ́ra a san pẹdru a manzáva a mo̤ntẹ́y la mọšča al nẹs, e u do̤mánda al siñọ́r: „Ma kuʃ y am da ʃẹn da kẹ́štu tẹštardọ́ŋ, maẹ́štru?" „Lasa ʃẹ da mi, pẹdru!" e kunt un šiñ ul ʃa davantẹ́ una ʃo̤rmia e pö̤ u y diʃ a san pẹdru da tö̤la-sü̃ kun düy dit e škọndla int im mẹz a na filạ́ndra dẹd rẹʃa ʃrẹšča g la firáva-žü̃ dal trọŋk d o̤na pẹ́ša ñö̤-arẹ́nta, e pö̤ u ko̤ntinwan ul sö̤ vyać pal mọnt. Umn ẹ́n dọpu prẹćiʃu, rito̤rnávan indrẹ́ da la sọ ška-pẹ́da pal mọnt e mo̤ntávan sü̃ par la karẹ́ g la mẹna da kalpyö̤́ña a nẹgrina, e kwant u rüvan al sid dẹd la ʃo̤rmia, ul siñọ́r u y diʃ a pẹdru: „Várda um pọ se la ǧ-ẹ mọ la ʃo̤rmia ọ se l an pizyẹ́da i parašọ́l!" Pẹdru u i va lá rẹ́nta la pẹ́ša e l a trọvọ́ mọ lá la ʃo̤rmia g la žgambẹtáva im mẹz ala rẹʃa, e kunt um špẹt u la tira ʃọra e la prẹʃẹ́nta lá al siñọ́r, ke kunt umn awtru šiñ u la ʃa davantẹ́ mọ kẹl tẹštardọ́ŋ d um krọ́mpa, kum ọ s ćamáva, ke umn ẹn prima u ʃaʃẹ́va a tö̤ dẹ́[1] kọl siñọ́r. E alọ́ra pẹdru u y tọ́rna a do̤mandẹ́: „Ti sẹy parswä́s adẹ́s ke l siñọ́r u pọ ʃẹn kẹl ke u vọ dẹt ti?" E l awtru: „Y ọ pö̤ kapit, y ọ pö̤ mia kapit, e tant se l siñọ́r u vọ kumẹ́ s u vọ mia, a vẹy in nẹgrina!" „Ma kuʃ y am da ʃẹn da kẹ́štu balabyọ́t, maẹ́štru?" „Ma lásal nẹ al bal di pẹwri kel rẹʃyát d o̤m rẹʃirö̤w dala malọ́ra e ko̤ntinwim ala žvẹ́lta, se vọm rüvẹ́ ndrẹ́ im paradis prima dẹd nọć!" E via y ẹn nać. Sul mẹdẹ́ʃim sid dẹd la lẹ-ǵẹ́nda, trẹ o kwatru ǵẹnẹrazyọ́y indrẹ́, y an ʃabrikọ́ na kapẹ́la e la ćáman amọ́ la kapẹ́la du krọ́mpa.

I resinosi[2] di Calpiogna[3].

Noi di Primadengo ci chiamano i frati: non ho mai saputo il perchè, e quelli di Calpiogna soprannominano i resinosi, forse per la resina abbondante che si trova ,su' nella nostra foresta, che una volta masticavano alla moda degli americani col (loro) chewinggum, che vuol dire cicca-gomma, e tanti ancora adesso lo fanno, massimamente le ragazze per pulirsi i denti. Una vecchia leggenda però dice: Una volta il Signore ha voluto venire giù sul mondo per vedere un po' l'andamento delle sue pecore e, con San Pietro, dalla Val Blenio sono venuti in Leventina per il passo di Nara, e per Molare e Campello[3] venivano giù a Calpiogna, quando in cima alla strada della foresta hanno incontrato un uomo che saliva. Il Signore gli domanda: „Dove andate, (,il mio') bravo uomo?" „Vado in Negrina"[4], gli risponde. „Ma di' almeno: se Dio vuole", risponde il Signore. „Tanto se Dio vuole, come se non vuole, io vado in Negrina." Il Signore ha insistito per un po' (,un bel pezzo') per persuaderlo, ma l'altro sempre a ripetere: „Tanto se il Signore vuole, come non vuole, io vado in Negrina!" Allora a San Pietro cominciava 'a montare la mosca al

[1] 'togliere dare'. [2] Freie Interpretation von ,ragiarioli'; cf. unten ,resinatto' und ,resinaiuolo' = ,Harzer'. [3] Ortschaften oberhalb Primadengo. [4] Alp.

naso', e domanda al Signore: „Ma cosa abbiamo da farne di questo testardone, maestro?" „Lascia fare a me, Pietro!" e con un segno lo fa diventare una formica e poi dice a San Pietro di prenderla 'su' con due dita e nasconderla in mezzo a un filo di ragia fresca che filava giù dal tronco d'un abete ,lì' vicino, e poi continuavano il loro viaggio per il mondo. Un anno dopo preciso, ritornavano ,indietro' dalla loro scappata per il mondo e salivano per la strada che mena da Calpiogna a Negrina, e quando arrivano al luogo della formica, il Signore dice a Pietro: „Guarda un po' se c'è ancora la formica o se l'hanno pizzicata le cinciallegre!" Pietro s'avvicina all'abete e vi ha ancora trovato la formica che sgambettava in mezzo alla resina, e con uno spino la tira fuori e la presenta al Signore, che con un altro segno la fa diventare ancora quel testardone di ,un' Crompa, come si chiamava, che un anno prima s'era bisticciato col Signore. E allora Pietro torna a domandargli: „Sei persuaso adesso che il Signore può far ,ne' quel che vuole di te?" E l'altro: „Ho poi capito, non ho poi mica capito, e tanto se il Signore vuole come se non vuole, io vado in Negrina!" „Ma cos'abbiamo da fare di questo pazzo, maestro?" „Ma lascialo andare al ballo delle pecore, quel ,resinatto d'un resinaiuolo' della malora, e continuiamo alla svelta, se vogliamo arrivare ,indietro' in paradiso prima di notte!" E via ,sono andati'. Sullo stesso luogo della leggenda, tre o quattro generazioni prima (,indietro'), hanno fabbricato una cappella e la chiamano ancora la cappella ,del' Crompa.

7. Giornico.

Boccaccionovelle[1].

1. *In du temp du prim rę d ćipru, dopo k u gofrédu d bołǫŋ l a fęć la koŋkwištę d la tęra sęnta, üna fęmna l ę nęća par devozióŋ a ǵeruʃalẹ́m par viʃitẹ u sepólkru du siñǫ́r.*

2. *Kwand l ę tornẹ́da indrẹ, l ę pasẹ́da da ćipru, in-dǫ́va l ę štęća insültẹ́da e diʃonorẹ́da da kway birbǫ́y*[2]. *L ę bę nęća dal ǵüdas lęy*[3], *ma l a ebyũ*[4] *mia d evaʃióŋ*[5]*: alóra kus l a fęć? l a pensǫ́w d nę a lümantẹ́s*[6] *kunt u rę, propi kunt lüy.*

3. *U y ę bę štęć kwiy k u g y an dić k la sarẹ́s nęća par nǫta*[7], *parkẹ u rę l ęra un powtrǫ́ŋ, ñęŋka un bris*[8] *temów*[9], *un pǫwru nęr*[10], *infiŋ k l ęra ñęŋka bǫŋ a kaštiẹ́*[11] *kwiy k insültávan lüy, fiñ u punt k u s podẹ́va nę dnęnz a lüy a šfogás kum u s vorẹ́va e a dlan fiñ k u n podẹ́va portẹ́*[12].

---

[1] Die Transkription von O. Rasselli, in Papanti, 628, ist eine im allgemeinen klare Umschreibung, mit Unterscheidung von *ü* und *u*; unklar ist jedoch die Schreibung *qu* „che", das offenbar als *k*, *ku* gelesen werden muſs; ebenso schreibt der Text oft *ù* = *ü* in *u* „egli", *du* „del", *kunt* „con", wo ich durchgehends *u* korrigiere. [2] „birboni". [3] „è ,bene'. andata dal giudice, lei". [4] „avuto". [5] ,evasione' „soddisfazione". [6] „lamentarsi". [7] „che sarebbe andata per niente". [8] „manco un pochettino" [9] Korr. der irrtümlichen Schreibung *temú* des Originals. [10] „sciocco". [11] „castigare". [12] „a dirgliene fin che ne poteva portare".

4. Inší aviſéda, la fẹmna la komenzáva a perd la šparẹ́nza d podẹ́y vendikẹ́s du dišprẹ́ſi k u g y avẹ́van fẹć: tüt a n bot[1] *l a pensǫ́w d nẹ lẹy štesa du rẹ par dẹy ümẹ́ŋ üna bọna žgorlia*[2].

5. L ẹ nẹća, e u y a dić koy gotǫ́y[3] *ay ǭć: „iŋkǭy mi sẹm nića čǫ̈*[4] *mia in la šparẹ́nza d vẹs vendikẹ́da di maltratamẹ́nt k u m y an fẹć i vǭs ǫman; sẹm nića par prẹgẹ́w*[5] *d inseñẹ́m kum l ẹ k u fẹd vüy a portẹ́, senza mey lümantáw, tüć y insült k u v fẹn sempra. Nọta d pyọnda*[6] *fázil k u posi fẹ awtretánt ẹŋka mi drẹ u vǭs eſẹ́mpi.“*

6. U rẹ, k u fiñ a kẹl di u s era fẹć vidẹ́y pọwtrǫ́ŋ, senza sẹŋg[7], *u s ẹ kumẹ́ dasonǫ́w*[8] *a kwišti parǫ́l. L a komenzǫ́w dal kaštiẹ́ kwiy k u y avẹ́van fẹć i dišprẹ́ſi ala fẹmna, e dapǫ́ws l ẹ sempra štẹć parǫ́w*[9] *a fẹs rešpẹtẹ́ e a fẹ rešpẹtẹ́ y awtri.*

8. Personico.[10]

La parabola del figliuol prodigo.

11. Omn ọm ọ g-eva düy fiẹ́y.

12. Al pisẹy pikọl da d lǫ g-ą dić al sẹ pa: „pa, dam la parta d roba ke m tọka“. E l pa al l a špartida om pọ per üŋ.[11]

13. Al fyẹw pisẹy žǭn[12], *dopo pok di, l a metü inséma tüta la sǭ roba e l ẹ nać da lọnž*[13] *e li l a štrafoyọw*[14]*-sü tüta la sǭ roba prodigamént.*

14. E kwand l a štrafoyǫ́w[14] *tüt, l a fać tanto süć*[15] *iŋ kwẹl pais, k an podü fẹ̄ nọta d godia*[16], *e lü l ą menzǫ́w*[17] *a mankẹ́g al damanǵẹ̄*[18].

15. E l ẹ nać d ọm šọr iŋ kẹl pais e kẹl ọ l a mandǫ́ in di sẹy prẹy a kürẹ̄ i bišćẹ́y[19].

16. E lüy al vorẹ́va intesnás[20] *ad früta di rọwri, ma nisüŋ i ga n daſẹ́va.*

17. Alǫ́ra ọ s ą trać[21] *e a dić: „kwanti famẹ́y iŋ ka dọ mẹ pa g-an da manǵẹ̄ fiŋ k in tis*[22] *e mi ćyẹ*[23] *a mọri d fam.*

18. Vẹy ną̄[24] *dal mẹ pa e vẹy dić: pa, ọ fać pakẹ́t kontra l siñǫ́r e la madóna e kọntra vüy.*

19. Adẹ́s a sem pyü deñ da vẹs ćamǫ́w vẹs fyẹw, tratẹ́m komẹ́ m vẹs famẹ́y“.

20. E l ẹ štać-sü e l ẹ nać dal sẹ pą. E lü l eva amǫ́ da lọnž[13], *ke l sẹ pa l a vidü e s a mitü a kompasyǫ́ŋ e l ẹ nać iŋkǫ́ntra e s an brašẹ́y e s an baſẹ́y.*

---

[1] „tutto ad un tratto“. [2] „per dargli almeno una lavata di capo“. [3] ‚goccioloni‘ „lagrime“. [4] „venuta qui“. [5] „pregarvi“. [6] „nulla di più“... [7] „sangue“. [8] „svegliato“. [9] „pronto“. [10] Umschreibung der Version von V. Pellandini, *SAV* XVII, 227ff. [11] ‚per uno‘ „ciascuno“. [12] Pellandini *sgiónn* „giovane“. [13] „lungi“. [14] „sprecato“. [15] „asciutto“ (ha fatto tanta siccità). [16] ‚che hanno potuto fare niente da godere‘. [17] „cominciato“. [18] ‚a mancargli il da mangiare‘ (del necessario). [19] „porci“. [20] „saziarsi“. [21] ‚s'è tratto‘ „tornò in sè“. [22] „sazî“. [23] „qui“. [24] Pellandini *nàa*; cf. 14 *fẹ̄*, Pellandini *fèe*.

21. E l fyęw g-a dić al pa: „adẹs a sem pyü deñ a vęs ćamǫ́w vęs[1] fyęw".

22. E l pa g-a dić ay sę famę̣y: „fę̄ prešt a portę̄ l višti pyǫ́nda bęl e metigil indę̣s[2] e metić ǫmn anę̣l in dęd e y kawzę̣y in di pęy.

23. E minę̄ ćyę l vidę̄l pyü gras e mazę̄l e pęy manǵę̣y e beví e štę̄ in legría.

24. Parkę̣ el mę fyęw ćyę era mort e dęs l ę rešušitǫ́w". E y an menzǫ́w a sétas-žü e mayę̄ e bęw.

25. Al fyęw pi grand era a lawrę̄, e kol ni-ndrę̣ a ni ká[3], a sentid a sonę̄ e balę̄.

26. E a ćamǫ́w on famę̣y e g-a domandǫ́w kosę̄ g-ęvan da vęs inši alégri.

27. E l famę̣y g-a dić: „l ę nić amǫ ndrę̣ l tę fardę̄l e l tę pa a fać mazę̄ l vidę̄l pi gras parkę̣ l ę nić indrę̣ mǫ[4] saŋ".

28. E lüy l ę nić rabyǫ́w e vorę̣va ní-int pyü[5]. Alǫ́ra g-ę nić-fǫ l pa ę a menzǫ a pregál.

29. Ma lüy g-a rešpondü: „y ęn ǵa tanć ęñ ke mi a w servisi e ǫ sempra fać komę mni komandǫ́w e vüy mn i may dać on kawrę̣t da fam gǫwt[6] insę̣ma ay mę amís.

30. Ma dęs ke gę nić al tę fyęw ke a manǵǫ́w tüt al fat sę[7] malamént, ti t ę mazǫ́w par lüy el vidę̄l pi gras".

31. Ma l pa g-a dić: „fyęw, ti tu sę sempra kon mi e kel ke g-ǫ mi, tǫ̈ g-ę aŋka ti[8].

32. Era da ǵüšt da fę̄ m pǫ d fešta, parkę̣ al tę fardę̄l era mort e dęs l ę rešušitǫ́w, s era perdü e l ę nić amǫ a ka".

B. Val Blenio.

9. Semione.

Sąmyǭŋ.

*Rą val dą brę̄ñ l ę ćudüda in rą sųa prima part dąrą büzą dą biášk*ʰ*a. Dǭpu lą są šlą̄rgą in um graŋ pyą̃ŋ, ma uną dąfę̣yną ąt kilǫ́mętri püsę̣y yn ålt, lą są šćüt ąmǫ dą un ątrą büzą, ka l ę püsę̣y irivą, ma mī̆gą íšį brü̆tą kumę̣ rą primą; l ę rą bü̆zą dą lüdyą̆y. Sąmyǭŋ u štą sü̆rą špǭndą drizą du tąfíñ bręnnǫ. L ę vę̄rą ka ul tąfíñ l a fǫrmú ra lą̄rgą k*ʰ*ampą̄ñą drą brę̄ñ infąriǭrą, ma l ę mąy štać a u sárą mąy l bǫŋ amíș di samyunę̄s, pąrk*ʰ*ę́ püsę̣y ka uną wutą l a ąllągú i lǫr k*ʰ*ām̆p ą y lǫr pru. Rą kǭlpa da šti dišgrą́zyą i g r a mī̆ga i mį k*ʰ*ąr k*ʰ*umpąifą́y, pąrk*ʰ*ę́ y ę sę̄mprą lutú kǭntrą r ą̄kwą; rą k*ʰ*áufa lą šta pitǭšt in dra furmaziǭŋ dru pyaŋ, k*ʰ* u pę̄nt vę̄rs sąmyǭŋ. Išę̄ ul tąfíñ, k u pąsą prima pąrą gǭra d*ᵃ*rą val sąrę̣ñ, u *ᵛ*ęñ ą šbąt k*ʰ*ǫntrą i frąć,*

[1] Pellandini *vöss*, aber 19 *véss*. [2] ‚indosso'. [3] ‚e col venire indietro a venire a casa'. [4] „ancora". [5] ‚e lui è (di)venuto arrabbiato e voleva venire dentro più'. [6] ‚da lasciarmi godere'. Ich korrigiere *gam* der Vorlage in *fam* „farmi"; cf. aber *fę̄* „fare". [7] ‚tutto il fatto suo' „tutta la sua sostanza" [8] ‚tu hai anche te'.

k^{h}ą y sąmyųnẹ́s iy a fać-sų̈ a grą̄nd fadíǧa. Dǫpu sąmyǫ̃ŋ, ul brẹnnų u divẹ̃ntą um mǫmẹ̃nt pų̈sẹ́y traŋkwįl, a u kuntinu^{v}ą ul sǫ̈ viáć lẹ̄nt ą fądigǫ́s, ma um pu pų̈sẹ́y luntą́ŋ, l ę iŋgrųsú dąr ǫrẹ́ñ, k^{h} u vẹñ dąrą val mąlvą̄́ya. Išẹ́ u k^{h}umĩñćą da nǭw ą divąntą́ brǫ̈t ą salváǵu, ą kǫ̃ŋ ką g-ę štąć uną tampųralą́dą u dǭpu um tẹ̄mp da pyǫ̆w, u im prima-vẹ́yra kǭŋ ka kǭra ra nẹw, ul tą/įñ iŋgrusú u fa um rumǫ̃́r íšę grąnt k u fa pugǭ́ryą. Ą ylǫ́ra tǫ̈t i kǭr ąy frąć par vadẹ́y s i tẹñ bẹñ, ą par štupą́ sübẹt i bǫ̈ć ką i grand ākwą i g fa in um baddǫ̂ć. Mẹ̄ a g-u dumẹ́ sẹ̃́dẹ/ ąn, ma u ža vẹšt pų̈sẹ́y khą una ^{w}ų̄ta kumẹ́ i nǫ̈s khämp iy ẹ̄ra inǫndẹ́y a pǫ̈ kwarćẹ́y da ǵẹ́yra ą da są́byą, khą tǫ̈t l ẹ̄rą ruvįnų́ par kwal ąn.

Sąmyǫ̃ŋ u khų̄ntą dumẹ́ um kwąy ćẹ̄nt d ąbitą̃nt. L ę um píšαn pa^{y}ẹ̃s dą muntą́ñą. Tų̈ć y ę kuntadẹ́ñ, ą tānti i va vīa d invẹ̃́rn a fa i marųnẹ́y in-drą švízαrą intẹ́rną. Aŋgą mą pą u fą ul marųnẹ́y, ą dą tanti ąn u vẹñ sẹ́mprą a pasą́ r invẹ́rnu a ṣulẹ́tą, alǫ́ka tǫ̈ć i l kǫnǫ́s bẹñ. L ę um mišti miǧą tant pą/ą̄́nt ą k^{h} u fa gwadañą́ di bẹy sǫlt. Mą, im primavẹ̃́yrą, ul pą l ę sẹ̄mprą kuntẹ̃nt dą turną́ in du pą^{y}a/ẹ́l, ka l ę išẹ́ difarẹ̃́nt dąy ą̆trą payẹ̃́s drą val. Kǫ̃ŋ ką / vẹñ dą malvą̄́ya, l ę kwą̄/i kumẹ́ una ćitadẹ́la, k^{h}uy si khą sǫ̈ pąrą mǫntą́ña. Ą intǫ̃́rn, a g-ę tanti vẹl, k^{h}a/ẹ́t ā tẹć, k^{h} i pąr trǫp da pẹ́grą sų̈rą paštų̄́rą. In ålt a g^{h}-ę ul k^{h}ąštẹ́l, kh u vīǵą su tǫ̈t. Tǫ̈t iñ ǵīr,a g^{h}-ę sẹlv^{a} da kąštįñą ą da nǫ̈s, a pǫ̈ i vẹñ i bǭšk^{h} dą pẹš. L ę um pa^{y}ẹ̃́/ íšę frẹ́šk ą vẹ̆rt, k a trǭvyą ul mę sąmyǫ̃ŋ ul payẹ̃́s pų̈sẹ́y bẹl drą val dru sü.

Semione.

La Val di Blenio è chiusa nella sua prima parte dallo scoscendimento di Biasca. Dopo si allarga in un gran piano, ma una diecina di chilometri più in alto, si chiude ancora da un altro scoscendimento, che è più ripido, ma non così brutto come il primo; è lo scoscendimento di Ludiano. Semione sta sulla sponda destra del fiume Brenno. È vero che il fiume ha formato la larga campagna della Blenio inferiore, ma non è mai stato e non sarà mai il buon amico dei semionesi, perchè più d'una volta ha inondato i loro campi e i loro prati. La colpa di queste disgrazie non l'hanno i miei cari compaesani, perchè hanno sempre lottato contro l'acqua; la causa sta piuttosto nella formazione del piano, che pende verso Semione. Così il fiume, che passa prima per la gola della Val Serino, viene a urtare contro gli argini che i semionesi hanno costruito a gran fatica. Dopo Semione, il Brenno diventa un momento più tranquillo, e continua il suo viaggio lento e faticoso; ma un po' più lontano, è ingrossato dall'Orino, che viene dalla Val Malvaglia. Qui comincia di nuovo a diventare brutto e selvatico, e quando c'è stato un acquazzone o dopo un tempo di pioggia, o in primavera, quando si scioglie la neve, il fiume ingrossato fa un rumore così grande che fa paura. Allora tutti corrono agli argini per vedere se resistono (‚tengono bene'), e per chiudere subito i buchi che le grandi acque vi fanno in un batter d'occhio. Io ho soltanto sedici anni, ma ho già visto più d'una volta come i nostri

campi erano inondati e coperti di ghiaia e di sabbia, (tanto) che tutto era rovinato per quell'anno.

Semione conta soltanto un qualche centinaio di abitanti. È un piccolo paese di montagna. Tutti sono contadini, e tanti vanno via d'inverno a fare i ,marronai' nella Svizzera interna. Anche il mio babbo fa il ,marronaio', e da tanti anni viene sempre a passare l'inverno a Soletta, dove tutti lo conoscono bene. È un mestiere non tanto pesante e che fa guadagnare dei bei soldi. Ma, in primavera, il babbo è sempre contento di tornare nel paesello, che è così differente dagli altri paesi della valle. Quando si viene da Malvaglia, è quasi come una cittadella, colle sue case su per la montagna. E attorno, ci sono tante ville, casette e stalle, che sembrano branche di pecore sul pascolo. In alto c'è il castello, che vigila su tutto. Tutt'intorno, ci sono selve di castagne, di noci, eppoi vengono i boschi di abeti. È un paese così fresco e verde, che trovo il mio Semione il paese più bello della Valle del Sole (V. Blenio).

La parabola del figliuol prodigo[1].

Ra parą́bulą dru fyü prǫ́dęḳh.

11. *Um bǫ̈t, a g^h-ē̜rą un ǫm k u g^h-ē̜vą dǫy fi, wǫ̈^{y}ñ püsęy píšαn ą r ątrą pǖsęy gránt.*

12. *A um dę́, kwęl pǖsęy pīšαn u g-a dęć al pą́: „pą, a vǫ̈y kh a m dīαt ra pā̜rt k ą m špętą a vǫsą mǭrt.“ Ą ul pą, ka l ē̜rą um bǭŋ umǭ́ŋ, u g r ą dąćą.*

13. *A da lę̄ pǫk tę́mp, štu fyü minǭ́r l ą praparú ā̜rm ą bągą́ć ą l a škapú in um payę̄́s tantu luntā́ŋ, alǫ́ką l a fać da tǖt i rą́z, a l ą finīt pąr mąñgą́ tǭt kwęl k u g-ē̜vą.*

14. *A kwā̜nt k u l a byü mañǵú tǭt kwęl k u g-ęvą, iŋ kwęl pa^{y}ę̄́s ęrą nįć uną gram mi∫ę̄́rią, tant ka l ą kumīñćú a vęk pyǫ̈ nię̄nt da mañǵą́.*

15. *A ąylǭ́rą l a dụ^{v}ü ćā̈rką́ dą trǫvás um pǫšt pąr lụrą́ iŋ ka da kwąydǭ̈^{y}ñ da kwąl sĭ̈t, a finalmę̄nt l ą riüšĭ̈t a trǫ́vąn vǫ̈^{y}ñ k u r a mandú a dag gwąrn[2] ay pǭ̈rš.*

16. *Ma lę́ u pativa tantu ra fąm ka par impyanįs ul vę̄ntrą l urǭ̈s mañǵú i gh^{y}ā̜nt da rǖrą k i g^h da∫ę̄́va ąy pǭ̈rš. Ma g-ē̜rą prǫ́pyą nasǭ̈^{y}ñ k^{h}ę ga n da∫ę̄́vą.*

17. *Ąylǭ́rą l a kumiñćú a pą́ysak-sǫ̈ ą u di∫ę̄́va trå dą lǖ: kwanti garzǭ́y ą kwanti masę́y da mą pą i g-a paŋ ą rǭbą dą mañǵą́ da štüfę́s, fiŋ kǭŋ k i vu, ą mę̄ sum khi in štu sę̱t a krāpą́ dąrą fąm.*

18. *Um dę́, u s ą daćidǖ ą l ą pąysú: a m ivīαrǫ́ ą nārǫ́ dą mą pą ą pǫ̈ a g dirǫ́: ǭ pa, mę̱ u fąć um gran tǭrt a vǫy ą ąl siñǭ́r.*

19. *Ą al sǭ ŋga mę́ k a mirītyą pyǫ̈ k a m tiñīdyαt pąr vǭ̈s fyü, mā a w prę̄́gh^{y}ą iŋ khąritą́ da tiñę́m ą dą trątą́m kumę́ sa fidǭ̈s um vǭ̈ş gąrzǭ́ŋ.*

---

[1] Cf. p. 267, A. 1. [2] ,a darci governo' „a governare'.

20. *A̧ y-i̯ší l a fać. U s a ivīʸú ą l ą nać a kʰą da sǫ pą. A̧ štu pūrą vęć, ka u gʰ-ḗvą pyö̤ nasūną špąrdnzą da vądél, kwå̄ŋ k a l ą vęšt da lǫntā́ŋ k u nifęva, u g-a kurū iŋkǫ́ntrą a u̧ r a brašú da tö̤t kʰö̤r a u kuntinuą́vą ą bafą́l.*

21. *A̧ylǫ́ra štu fyü, tö̤t pyąyžę̄nt, u s ą matū y šnǫć a u difę́vą: ,,pa, a l sǫ k a v u fać uŋ gran tǫ̧rt[1], ma vǫy, k a si tántu̧ bǫ̧ŋ, kašḗdum mī́ą vīą, ma tiñīdum almḗnu kúmą um vǫ̧s garzǫ̧ŋ.*

22. *Ma ul pą, k u pyąyšḗvą[2] aŋgą lū dąrą kunᵗsulaziǫ̧ŋ, u r a alzú ą u r a manú[2] iŋ ką. A̧ pǫ l a kumandú a tö̤t i si garzǫ́y[3] da fa ym prę̄są par na tǫ̧ y vąštḗ[4] pūsęy bḗl ą u g-a dęć: ,,vaštīt bęñ ul mą fiʸū, mątīdękʰ[5] khąlzęy pūsęy bę̄l, ą mątīdękʰ un ąnę́l d ǫr al dē̤t.*

23. *A̧ pǫ̤ ćąpęy ul vądél pūsęy grą́s ą mazę́dal ą fęm um grąnt pąšt ą štęm alę̄grą;*

24. *Pąrhʰę́ kwaš-kʰę́ l ą mą fyü, mę kradḗvyą k u fǫ̧s mö̧̤rt ą ul siñǫ́r u m a fać ᵃrą grą́zią dą pudḗl ąmǫ́ vądęy[6].'' A̧ ynfąti i s ą matū a mañǵą́, a bēẅ, a fa ąlągria, ą tö̤t iʸ ȩ̄rą kúmę mą́t dąrą kuntantę́zą.*

25. *Ma dǭpu l ą şüćędūda bȩ̄la: ul fradę́l mağǫ́r, kwąl ka l ȩ̄rą raštú a kʰą, iŋ kwąl mǫmḗnt l ȩ̄rą fǫ pąy kamp, ą kǫ̧ŋ k ą štać şḗyrą u s ą iviʸú pār ni a kʰą. L ȩ̄rą kwą̄fi vifḗñ ą ką, l a santīt um grąnt bąkā́ŋ.*

26. *Al a ćamú um garzǫ́ŋ pąr dumandą́k kǫ k u rȩ̄vą[2] di kwąl muᵛimḗnt štraurdinąryą.*

27. *Ul garzǫ́ŋ u g-a küntú ka ȩ̄rą rivú a kʰą ul sǫ̧ fradḗl ą ką sǫ̧ pą, dąrą kuntantę́za, l a vusú kʰ i sunąsyą ą balą́syą.*

28. *A̧ lū́ l a ćápu rąbyą ą u urḗva[7] mīğa ną-ḗnt iŋ kʰą. A̧ylǫ́rą ul pą l ą nęć-fǫ́ pąr dǫmandą́k pąrkʰę́ u fafę́vą iši̯.*

29. *Ma lū u g-a rišpundū: ,,santīdum[8] um pu̧, pą́, mę̄ sum tąnti an kʰ a w şḗrvyą, kʰ a w sę̄mprą fać ul mą duvḗr, a v mąy difubadīt una vūtą[9], im pą̄ğą a m īt mąy dąć ñąŋg um kʰawrę̄t pąr fām šta alḗgrą kuy mi̯ sǫ́ći.*

30. *Ma pȩ̄ną kʰ ą rivú kwąl puk da bǫ̧ŋ da vǫ̧s fyü, ką l ą mąyú tǫ̧t kwąl kʰa g̀-īt dąć kur di pūtān, īt fąć mazá ul vadę́l pūsęy grą́s.''*

31. *Ul pą u g-a dęć: ,,sȩ̄n(t), mą kʰąr fyü, tę t ą sȩ̄mprą štąć prę̧s da mę, ą tü štąra sḗmpra, ą tūtą rą mia su̧štánzą lą sąrą tūa;*

32. *Ma adę́s vęñ ąŋga tę ą fa ąlągrīa, parkʰę́ tǫ̧ fradę́l, kʰ a l kradḗvyą mö̧̤rt, l ą tǫrnú im vita. Nǫy a r ęm pardū ą nǫy a r ęm amǫ́ truvú.''*

Arą štǫ́ria nǫna dra prima ğurną́dą dru dakamarǫ̧ŋ.

1. *A diğa dǭŋką kʰa ynd-i tę̄mp dru pręm rę da ćīprą, dǭpu kąra[10] tȩ̄ra sąnta l ā štąća ǫkʰüpą́da da gufrę̄t da bułǫ̧ŋ, a süćądū kʰa una dǫna d una kʰą di şiñǫ́r da gwaškǫ́ña l a naćą al santu sapǫ́lkru.*

---

[1] Var. *una grą̄nt figʰū́ra* ,,una gran figura''. [2] ,,menato''. [3] ,,garzoni''. [4] ,,vestiti''. [5] ,metteteci' ,,-gli''. [6] ,,vedere''. [7] ,,voleva''. [8] ,,sentitemi''. [9] ,,disubbidito una volta''. [10] Lento *ka ᵃrą* ,,che la''.

2. *Ind-ru turná-yndrẹ, l a rivą̄da ą ćipra, a lẹ, iŋ kumpañią da šalarẹy, y a fać di kwẹl ka s pǫ di da pę̄ć*[1]. *Šta pura dǫna la s pǫdę̄va miğa dås pąs e l a pẹysú da kü/ąy al rẹ.*

3. *Ma i g-a dẹć kʰa la urǫ̂s bútu-vía al fyą̄tᵗ, pąrkhẹ kwẹš-kẹ̄ l ẹ̄rą um pūrą mą̄rtrą, k u lasą̄va kǭr tǫt i vilanẹ̄ a y iṣült k i g fa/ẹ̄vą a lü, figürąs pǫ̈ kwẹy fać ay ą̄trą. Lü u s ląsą̄vα mẹt sǫt ąy pį da kikisía, u ṣ an lasą̄vα fą da tǫt i kulǭr, sē̩nza vē̩r bǫ́ka, da manḗra ka ki k i ğ-ẹ̄vα adǭs*[2] *una kwąy rąbia u sa šfugą̄va a ynṣültą̄ u*[1] *rẹ.*

4. *Kwela dǫna dǭŋka, kǭŋ k a l a byü savü*[3] *tǫt kwẹšt, l a pardü ᵃrą šparą̄nza da fa-fǫ*[4] *i si ra/ǫ́y, ma tą̄nt par fa kwąykúsa, l a pąysú da na yštẹṣ dar rẹ*[5], *sa mīğa par ą̄trą par tǫl iñ ğīr parkʰẹ l ẹ̄rą um tal nąrʰ*[6].

5. *Lį l a dǭŋka nąća da lü, la g-a kʰüntú, tüta pyẹyžẹnt, ra sua dižgrázia a la g-a dẹć: ,,santit, šǫr rẹ, mẹ a sǫm migʰa níća ǩẹ par vąndikám dąy yiñžüria k i m a dẹć, ma dumẹ*[7] *par fam iṣiñá*[8] *da vǫ́y kumá a fẹt a sufrí kụr pašḗnza tǫt ǩǫy rǫp k i w fą, invḗća mẹ, par um sǫl tǭrt, a trǭvya pyǫ̈ bẹt*[9], *a tal pǭnt k a w ru rágalarẹy da ǩǫrʰ s a pǫdrẹy.“*

6. *U*[1] *rẹ, ka fẹñ ilǭra l ẹ̄rą sē̩mpra štać um fadigǫ́s*[10], *a santẹs*[11] *a tǫ yñ ğīr a kwẹla manḗra, l a fać kuma dasuñás*[12] *d uŋ gran ṣǭñ, l a varǖ finalmḗn y ǫ̈ć ą l a kumiñćú a fa güštísią dal mąl ka ǩǫy šalarẹy i ğ-ẹ̄va fać a kwẹla dǫna. Dǫp ilǭrą l a fać pagʰą́ sarú tǫt i škẹrz ą y dišprḗ/ya*[13] *da tǫt raz kʰa sa ǩ fa/ẹ̄va a lǖ.*

10. Leontica.

Ọna vi/itą ąl kǫmpá[14].

Ōw dẹ kå! ẹ s pǫ ni ynás? Ẹ sīd žå drẹ šiną? Ọ m riŋkrẹs bẹ̄ dẹ dištürbá̊f. Šk ü/ẹ̄m tant! Ẹ sǫm nįć pẹr dumąndá̊f ǫm pya/ī. Ọ m ẹ kapitǫ́w ǫną dižgrázyą mįŋgą dẹ pǫwk! Alsẹyrą, myą vaką dẹl ćǫkiŋ įnd ẹl ni-žų̈ pẹr lą rivą dẹl kük, l ẹ škąliğádą, ẹ lą m ẹ naćą ą kąnẹ́lą fiŋ žü y fǫnt ąrą ružą dẹ ćẹ/ürą. Ẹ r ǫ truvádą tütą ynd ǫm škǫŋkwás, dẹškǫvádą, kǫr dǫ gamb rǫt, škavẹzẹy! Ẹy ǫ duvü tǫyk sübẹt ǫl saŋgw, tant pẹr pudẹ gǫlt ąlmáŋk ra kårn. Må m tukẹrá då̊n vįyą rą mitá pẹr lą kąnzǫ́ŋ. Ẹ aŋg dẹrą pẹl ẹ ćąpẹrǫ́ pǫwk, l ẹ rǫtą yn dǫy u trẹy sit, bẹl i mįz. Pẹysẹy, mẹ kar kǫmpá, kẹ då̊ñ pẹr ǫm pǫ́wrẹ dyávǫl kǫmẹ mį: ǫną bẹšćą kẹ pudẹvą ćąpá vįntisẹ́t mẹrẹŋgiŋ ẹ ǫną pẹzą dąl lüvi/iŋ dẹ muld, r åltrą sẹtimáną! Sẹ füdẹs štać įndüviŋ! Ẹ adẹs ẹ sǫm senzą vaką dẹ lǻć pẹr tüt r ivẹ́rn, kẹ l ẹ lǫŋk. Sẹ pudẹsi, kǫmpá, įmprẹštá̊m

[1] ,,e là, in compagnia di scellerati, le hanno fatto quel che si può dire di peggio“. [2] ,,addosso“. [3] ,quando che ella ha avuto saputo‘. [4] ,far fuori‘ ,,palesare, avanzare“. [5] ,,dal re“. [6] Var. *um purą nąrʰ* ,,un povero imbecille“. [7] Lomb. *dumá* ,,soltanto“. [8] ,,insegnare“. [9] ,,requie“; sei veraltet. [10] ,faticoso‘ ,,poltrone“. [11] ,,sentirsi“. [12] ,,destarsi“. [13] ,Dopo allora ha fatto pagare salato tutti gli scherzi e dispetti‘. [14] Die Transkription folgt derjenigen von C. Salvioni; einzig die zum Verständnis nötigen Tonakzente, die sowohl im Original als im Grögerschen Abdruck fehlen, sind von mir hinzugefügt worden. Cf. p. 259, A. 3.

ọna vịntẹ́ynạ d marẹŋgíŋ, pẹr krọmpån vünạ ạrạ fịrạ dẹ sạmạrtịŋ, ẹ m farẹ́si prọ́pyẹ ọm gran sẹrvízyẹ. Ạ primạvẹ́rạ pọ̈ ẹ g-áwrọ-šå prọntạ rạ žnišạ, ẹ pudẹrọ́ vẹ́ndẹn vünạ pẹr rẹštitüịf vọ̈s dạnẹ́ kọl fịć, kọmẹ́ dẹ ǵụ̈št. Ịn tụ̈t kas, ọl fyọ̈y kẹ g-ọ lå dẹ lọ́ndrạ u vọ bẹ pọ̈ mạndåm-šá kwạykọ́ws dạ kị-ylå. Isọ́mạ, ịnd ọnạ mạnẹ́rạ u ynd ọn ạltrạ, ẹ pudẹrọ́ diſịmpẹñåm, sẹnzạ fa trọ̈p mạlạ vitạ. Kwa kẹ m̥ diſít, kọmpå? Ẹ škọrlít ọl kọ̄? Ā! ẹ kạpísi. Ẹ g y īt miŋgạ lị prọnt tụ̈t i vịnt mārẹngíŋ! Mā! ạylọ́rạ ẹ y-ọ dẹ pẹysá diversạmẹ́nt. Baštạ! Ẹ pruverọ́ ạ na-žụ̈ ạrạ baŋkạ ạ fåmẹy ịmprẹštå, fạſẹ́nt ọnạ kạmbyálạ. Må ẹ g vå dọ fịrm, ẹ y-ọ sẹntít ạ di, rạ mẹyạ ẹ kwẹlạ dẹ kwạydüŋ d åltrạ, bẹñ vịšt. Ẹ pudrẹ́si miŋgạ fåmẹl štu pyạſí, dẹ firmå, pẹr aválu, kọmẹ ſ dịs? Ẹ y-ạwrẹ́si pyụ̈ nẹsụ̈ŋ fạštídyẹ, štẹy pür sikũr, ẹ m̥ kuñusíd bẹ! Må l ẹ pọ̈ ñaŋg nẹćẹsáryẹ kẹ nídi-žụ̈ áŋgẹ vọy: ẹ f pọrtẹrọ́-sü mị rạ kạmbyálạ dẹ firmá, ẹ šćaw! Dọŋkạ ẹ sit kọntẹ́nt. Ẹ f riŋgrázi prọ́pyẹ tánt. Ẹ pọ̈ ẹ ṣạrọ́ mịŋgạ kwẹl vilåŋ dẹ vọltåf i špål: s ẹ́si dạ rivá ạ vẹyg büſọ̈ñ dẹ mị pẹr ọm kway sẹrvízyẹ, u prẹšt u tart. Ạylọ́rạ dumåŋ ẹ veñy ạ truvåf, kọr kwẹl ạfári kẹ v ọ dịć. Intant fẹy bọnạ nọ̈ć!

Una visita al compare[1].

O di casa! Si può venire innanzi? State già cenando? Mi rincresce proprio di disturbarvi. Scusatemi tanto! Sono venuto per domandarvi un piacere. M'è capitato una disgrazia non da poco! Iersera, la mia vacca dal campanaccio nel venir giù per il declivio del Cucco, è scivolata, e mi è andata a precipizio fin giù in fondo alla gora di Cesura. E l'ho trovata tutta in uno sconquasso, senza coda, colle due gambe rotte, scavezzate! E ho dovuto toglierle subito il sangue, tanto per poter utilizzare almeno la carne. Ma mi toccherà darne via la metà a ufo. E anche della pelle prenderò poco, è rotta in due o tre posti, proprio nel mezzo. Pensate, mio caro compare, che danno per un povero diavolo come me: una bestia per la quale potevo ricevere ventisette marenghi e una pezza dal Luvigino di Molare, la settimana passata! Se fossi stato indovino!. E adesso sono senza vacca da latte per tutto l'inverno, che è lungo. Se poteste, compare, imprestarmi una ventina di marenghi, per comperarne una alla fiera di San Martino, mi fareste proprio un gran servizio. A primavera poi avrò qua pronta la giovenca e potrò venderne una per restituirvi i vostri denari col fitto, come di giusto. In ogni caso, il figlio che ho là dalle parti di Londra mi manderà ben qualchecosa prima d'allora. Insomma in una maniera o nell'altra, potrò disimpegnarmi, senza fare troppo mala vita. Cosa mi dite, compare? Scrollate il capo? Ah! capisco. Non ce li avete lì pronti tutti i venti marenghi. Mah; allora dovrò pensare diversamente. Basta! Proverò ad andare giù alla banca a farmeli prestare, facendo una cambiale. Ma ci vogliono due firme, ho sentito ‚a' dire, la mia e qualche altro, ben veduto. Potreste mica farmelo questo piacere, di firmare, per avallo, come si dice? Non avreste

[1] Die Übersetzung stammt von C. Salvioni.

più nessun fastidio, state pur sicuro, mi conoscete dunque! Ma poi non è neanche necessario che veniate giù anche voi: vi porterò su io la cambiale da firmare, e addio! Dunque siete contento. Vi ringrazio proprio tanto. E poi non sarò quel villano da voltarvi le spalle: se dovesse capitarvi d'aver bisogno di me per un qualche servizio, o presto o tardi. Allora domani vengo a trovarvi, con quell'affare che v'ho detto. Intanto fate buona notte!

La parabola del figliuol prodigo.

Rą pąrǎbǫlą dru ƒyö̧y prǫ́dęk[1].

11. Ǫną vǫltą ę g̓-ęrą ǫn ǫm k u g̓-ęvą dǫy ƒyö̧y žå grant, k i štaʃęvą mǫ isęm ą lü[2].

12. Šti ƒyö̧y i g̓-ęva yŋ kå tüt kwęl kę g̓ ƒąʃęvą dę büʃǫ̃ñ[3]*; u g̓ mąŋkávą prǫ́pyą nyęnt. Må il pyüsęy ǵǫn*[4] *l ęrą ǫną tęštą lįnǵįrą*[5]*, u k pyąʃęvą divęrtís sęnzą nęsü̃ŋ ritę́ñ. U vurę́vą tö̧s vįya dąrą sudisyǫ́ŋ dru på*[6]*, pęr pudę́ ƒa sęmpr ą sę mö̧t*[7]*. Ȩ ǫm bęl dį u vå dą lü e u g̓ dįs: ,,på, dęm ƒǫ́rą myą part drą rǫbą dę kå". Ǫl på, trö̧b*[8] *bǫŋ, u g̓ å mįŋg̓a vü rą ƒaćą dę dįg dę nǫ; ę sębę́ñ k u ƒüdę́s mįŋgą štåǵ dę kwęl pąrę́*[9]*, u g å ƒać-ƒǫ́ y pårt dę tüt kwęl k u pusedę́vą.*

13. Dę lį ą kwąy dį, kwęl ƒyö̧y l å vę́ndü-ƒǫ́ su pårt, ę kǫy dąnę́ y sakǫ́ćą[10]*, u s ę žnę nåć*[11]*, sęnzą di ni bįƒ ni båƒ; ę vįya pęl mö̧nt kumę́ m pulę́drą sęnzą kąvę́zą. L ę rivǫ́w ind ǫm pąyę̃́ʃ lǫntáñ, e lå u s ę mętü̃ sü̃bęt ą ƒa bąldǫ́rya, ą mąyá ę bįƒ ą škarpąkązü̃*[12]*, ą ǵügá, ą bąlá kǫr di katíƒ kǫmpáñį. U s krądę̃́vą kwęl štü̃pęt, ką rą kükáñą lą sąrę́s dürádą ki så finå kwant. Må s ƒå prę̃št ą bǫƒá yndrą lüm*[13]*. Im pǫwk tįmp l ę kusümǫ̊w tü̧t kwęl kę l ęvą pǫrtǫ́ vįya dą kå.*

14. Ådíǫ ƒę̃štíŋ ę divęrtimę́nt! Intánt ę vę̃ñ iŋ kwęl payę́s ǫną graŋ kąrę̃štįya, ę kwęl måd d ǫm ǵǫn u mę́nzą a vędę́la-ƒǫ lǫ́ŋga[14]*, ę pyü nęsü̃ŋ kę l rękędę́vą*[15]*. A! lą g žbatę́vą prǫ́pyą ind i kǫšt.*

15. L ę štąć kuštrę́t, pęr nu murí dę ƒåm, dę ćęrkás ǫm pądrǫ́ŋ, u bǫŋ u gråm. Ǵirą ǵirą, u n a pö̧ truvǫ́ vüŋ, k u r å mandǫ́w įŋ kąmpáñą, įnd ǫną baytą[16]*, pęr kürá y pö̧rš*[17] *ąrą pąštürą.*

16. Må aŋgę ƒǫ-lå, kwęl pǫwrę́t u pątívą ną žgąyǫ́ʃą[18] *trę̃mę́ndą: u sąrę́s štąǵ bę̃ñ kǫntę́nd dę pudę́ ąlmáŋk ǫną kwąy vǫltą, ƒa uną pęl d ǵant*[19]*, dę kü di pö̧rš; må aŋg i ǵant y-ęrą škårs iŋ kwęl tįmp ę nęsü̃ŋ ę g ęn dąʃę́vą.*

17. Finąlmę́nt l ę nįć[20] *a riflę́t sǫr sęy kas, ę w diʃę́vą tra dę lü: iŋ kå d mę på ę g-ę tånti sęrvitǫ́r, tånti ƒąmę́y, tånti luránt*[21] *k i mayą*

[1] Zur Transkriptioncf. p. 281, A. 14. [2] ,,che stavano ancora insieme a lui". [3] ,che ci faceva di bisogno' ,,di cui avevano b." [4] ,,giovane". [5] ,,una testa leggera". [6] ,,voleva sottrarsi (,togliersi via') alla soggezione del p." [7] ,,ai suoi modi". [8] ,,troppo". [9] ,,sebbene non fosse mica stato di quel parere". [10] ,,e coi denari in tasca". [11] ,,se n'è andato". [12] ,,a mangiare e bere a crepapancia". [13] ,,ma si fa presto a soffiare sulla candela". [14] ,quel matto d'un giovane comincia a vederla fuori lunga'. [15] ,,richiedeva". [16] ,,cascina". [17] ,,custodire i porci". [18] ,,fame". [19] ,fare una pelle di ghiande' ,,fare una scorpacciata" . . . [20] ,,venuto". [21] ,,famigli, braccianti".

paŋ ą vulǫntá̊ ę mągárą ą trądimę́nt, ę mį ę y ǫ dą šta kį, mi/ęrábęl kumę́ y ǫk[1], *ą muri dę fåm?*

18. A! l ę trö̤b dürą štą víta-kį; ę nǫ pǫs pyü dilą![1] *Ę tǫrnęrǫ́ dą mę på, ę g dumąndęrǫ́ pęrdǫ́ŋ dę tüt ǫl ma k ę y ǫ fåć.*

19. Ę l pręgęrǫ́ dę tę́ñǫm ąlmáŋk kumę́ r ültǫm dę sęy luránt. Fǫ́rsį u g ąwrǻ kǫmpasyǫ́ŋ dę mį.

20. Ǫm bęl dį, dǫŋką, l ą pyántǫw-lį y pö̤rš, ę sęnzą ñaŋ dįk krę́pą l pądrǫ́ŋ[3], *u s ę mętü y viyåć pęr tǫrná ą sę pąyę́s įnt ą sę på*[4]. *Kwęl pǫwrę vęć k ǫ l špićávą*[5] *sęmprę ą kå, ę kę l ęrą tüt fąštidyǫ́w pęr lü, kwaŋ k u r å vędü dę lǫntǻŋ ą ríva-šǻ yn kwęl štat mi/ęrábęl, u g ę kurít įŋkǫ́ntrą, u g å mętü y bråš ąl kǫ̈l, ę w r å bą/ǫw-sü.*

21. Ę l fyö̤y, tüt pęntít, u s ę mętü y žnö̤ć ędnás[6] *ąl på, di/ę́ndęk: „på, ę y ǫ fåć pękát kǫntrą l siñǫ́r ę kǫntrą dę vǫy! Ę nę sǫm pyü dęñ kę m ćąmidi fyö̤y!“*

22. Må l på u g-å ñaŋg ląsáć fini dę pąrlá; l å ćamǫ́w i sęrvitǫ́r ę w g-å dįć išį: „pręšt, pǫrtęyk-šǻ y påñ pyüsęy bę́y, mę́tik-yįnt r ąnįl, ę mę́tik-sü ǫm pa d kąlzę́ nö̤f;

23. Ę pö̤ nęy sübęt ą mązá l vędįl pyüsęy grǻs kę g ę y štala, ę kurí ą ividá y pąrę́nt ę y ąmís k i vę́ñi kį sübęt įntą nǫy[7]*: štasę́yra ęm dą få ǫną fęštą ę ǫna lęgrįyą štra/ǫrdinárye;*

24. Pęrkę́ štu fyö̤y l ęrą mö̤rt, ę l ę nįć ąmǫ́ ví̊f, l ęrą pęrdü, ę ęm pudü truvål ąmǫ́.“

25—27. Intánt kę süsędę́va tüt štu muvimę́nt, ǫl fyö̤y mągǫ́r dę kwęl ǫm l ęrą yŋ kąmpáñą ą lurá. Tǫrnánd ą kå u s ę riŋkǫržü[8] *sübęt dęl fęštíŋ k i pręparávą yn ǫnǫ́r dę sę frądįl.*

28—29. Lą g pąrę́va miŋgą ǵüštą, ę l ę naǵ dąl på å tirá müfǫ́ŋ[9] *ę ą lümentás: „l ę žå tånti ån kę lavǫ́ri ŋ kå vǫsa, u g dį/, ę kę v ubyędisi fędęlmę́nt in tüt ę dapęrtüt; ępür ę m i måy dać ñaŋg ǫm ćåp d ǫm yö̤y*[10] *dą gǫlt*[11] *kǫr męy ąmís.*

30. Ę pęr kwęl prǫ́dęg vągąbǫ́nt kę n rívą-šą́ iŋkö̤y, tånti špęs, tåntą lęgrįyą?“

31—32. „Mę kar fyö̤y, u g ręšpǫ́nt ǫl på, tį tu sęy sęmpr isę́m ą mį, ę kwęl k ę mę́ l ę tö̤. Må l ęrą bę ǵüšt dę rąlęgrås ę dę fa m pǫ d fęštą ǫną vǫltą tant; pęrkę́ štu fyö̤y-kį l ęrą mö̤rt, ę l ę nić ąmǫ́ vif; ę r ę́vǫm pęrdü, ę ęm pudü truvål ąmǫ́.“

C. Riviera.

11. Lodrino.

La parabola del figliuol prodigo.[12]

11. Ǫmn ǫm ǫ g-ę́va düy fyǫ̈y.

12. El pi piniŋ l ą dić al sö̤ pą: „pą, dem-fǫ́ la rǫba ka m tǫka.“ E l pą l ą špartid la rǫba tra d lǫ̈.

---

[1] „le oche“. [2] „non posso più dirla“. [3] „senza nemmeno dire crepa! al padrone“. [4] „da suo padre“. [5] „aspettava“. [6] „s'inginocchiò davanti . .“ [7] „da noi“. [8] „accorto“. [9] „fare il broncio“. [10] „uno straccio d'un capretto“. [11] „godere“. [12] Umschreibung der Version von V. Pellandini, *SAV* XVII, 54—56.

13. E da lí a pǫk di el fyö̜w pisęy žǫn l ą metü tüt insęma e l ę nać in d ǫm pais da lǫnž e dǫ́pǫ ilö̜[1] *in pǫk tęmp, l a mánǵǫw-fǫra tüt a fę̄ ćǫka insęma ay sö̜y sǫći.*

14. E dǫ́pǫ ke l ą mánǵow-fǫ́ tüt, l ą fać ǫmn ęn da mifęria iŋ kęl pais, e lüy l a škominćǫ́w a pati la fam.

15. E dǫ́pǫ l ę nać in d ǫm šǫr a katęyg[2] *lavǫ́r, e lǫ́ra kęl šǫr l ą mandǫ́w in di sö̜y pręy a kürę̄ i pö̜rš.*

16. E lüy ǫ g-ęva gǫra da ñī tęys[3] *kǫy ǵand di rǫri, ma ñišüŋ a gą̄ n dáva.*

17. Alǫ́ra a lüy a g-ą ñid im męnta di balǫrdǻd[4] *k l ą fać e l ą dić in-tré da lüy: el mę pą in ćę sō ǫ g-ą i famęł k i g-ą da manǵę̄ e da bö̜w fiŋ k i vǫw, e mi ki a mö̜ri dla fam.*

18. A vö̜y lévę̄-sü e vö̜y nę̄ in-dǫ mę pą e vö̜y dig: pą, ǫ fać pekę́d kǫ́ntra el siñǫ́r e kǫ́ntra vüy.

19. Adę́s a sǫm pyü deñ da vęs ćamǫ́w vö̜s fyö̜w. Tratęm komę̄ m vö̜s famę̄l.

20. E l ę lę́vǫw-sü e l ę nać in-dǫ sö̜ pą. E lüy l ęva amǫ́ da lǫnž, kaŋ el sö̜ pą ǫ l ą vedü, a g-ą ñid kǫmpasyǫ́ŋ[5]*, e g-ą kaminǫ́w iŋkǫ́ntra e ǫ l ą brašǫ́w al kö̜l e l ą bažǫ́w.*

21. E l fyö̜w a g-ą dić al sö̜ pą: „adę́s a sǫm pyü dęñ da vęs ćamǫ́w vö̜s fyö̜w."

22. Alǫ́ra el pą al g-ą dić ay sö̜y famęł: „fęy im prę́ša e kátęy-šá i štręš[6] *pi bęl e mitigił indö̜s e mitig-in ǫmn anęl int ǫm dęd e mitig-sü i kalzę́y int-i pęy.*

23. E pö̜ dǫpǫ tiręy-fǫ́ra el vedę̄l pisęy grán e mazę̄l e pö̜ dö̜pǫ manǵę́y e bö̜vi tüć insęma.

24. Parkę́ štǫ mę fyö̜w l ęra mö̜rt e dö̜́pǫ l ę rešüšitǫ́w, ǫ s ęra pérdü-vía e l am trovǫ́w amǫ́." E alǫ́ra y ą škominćǫ́w a fę̄ baŋkę́t.

25. El fyö̜w pisęy vö̜ć[7] *l ęra fǫra pay pręy e kǫl ñī ą ka, l ę sentid a sonę̄ e balę̄.*

26. Alǫ́ra l ą ćamǫ́w da fǫ́ ǫm famę̄l e g-ą domandǫ́w kęl l ę ke l ęra tüt kę̄l vęrs k i fava da dīñ[8]*.*

27. E l famę̄l a g-ą dić: „l ę rüvǫw-šá el tö̜ ferdę̄l e l tö̜ pą l ą mazǫ́w ǫm vedę̄l da küł grås[9] *dal grañ ke l ęra kontę́ñ da vęgel*[10] *trovǫ́w.*

28. Alǫ́ra lüy l ę ñid rabyǫ́w e ǫ vorę́va miga nę̄-int. Alǫ́ra ą ñid-fǫ́ el sö̜ pą e l ą škominćǫ́w a pregå̄l.

29. Ma l fyö̜w a g-ą rišpǫndü al sę pą: „l ę žą tanti eñ ką w servíši e ǫ may maŋkǫ́w ay vö̜s komáñ, ma vüy a m i may dać ǫm yö̜w[11] *da gǫd insęma ay mę amiš.*

30. Ma adę́s ke ą rüvǫw-šá el vö̜s fyö̜w k l ą máyǫw-fǫ́ra tüt a fę̄ ćǫka, vüy i mazǫ́w ǫm vidę̄l grå̄s."

---

[1] „in quel luogo". [2] ‚a prenderci' („a cercargli"). [3] ‚aveva gola' („desiderio") di venir ‚teso' („satollo"). [4] „sciocchezze". [5] ‚gli è venuto comp'. „ne ebbe comp." [6] ‚stracci' („abiti"). [7] „vecchio'. [8] „tutto quel baccano che facevano (‚di') dentro". [9] „di quelli grassi". [10] ‚dal gran che era contento' „di averlo". [11] „capretto"

31. Ma l pą a g-ą dić: „ſyęw, ti t ę sémpra insęma a mí e tüt kęl ka g-ǫ l ę tǫ̈.

32. E l ęva ğüšta da ſę̄ ǫmn alegría parkę̣ štǫ tǫ̈ ferdę̄l l ęra mǫrt e dǭpǫ l ę rešüšitǫ́w, ǫ s ęra perdü e dǭpǫ l ę ñid amǫ́ a ką.“

D. Mesolcina-Calanca.

12. San Vittore.[1]

Bassa Mesolcina.

Ǫmn sſęmpi d ǫm ſyę̄ prǫ́dik.

11. Nǫ vǫ́lta ę g-ęra ǫm šǫr šſondrǫ́[2] kę l g-ayęva du ſyę̄, vuŋ grant e l altrǫ piníŋ.

12. Ǫm dí, ęl pisę piníŋ ęl g-a dić al sǫ pá: „ti, pá, dam la mi párt, ke mi a vęy nā a girá l mǫnt.“ E l pá alǫ́ra ęl g-a fać fǫ́ra la sǫ párt.

13. E l ſyę̄ tut kontęnt l a fać-sú tuć i sǫ rǫ́p bęñ pulítǫ e la g l a daća[3] kǫmę l vęnt, e l ę nać da lontáŋ. Kant l ę rivǫ́ int ǫm pa̋ęs kę k pyaſęva a lú, l a metu-ğú l sǫ fagǫ́t kol idęa da fermás ilę[4].

14. L ę miga nać ǫm pęz a trovā kompáñ katíf, e kon lǭ ęl s ę metú a manğá e bę̄f e na a špas. Fiŋ k ęl g-ayęva ćentęſim, l ę naća bęñ, ma pę dǫpo ęl s ę trovǫ́ byǫt[5], e alǫ́ra l a dovú na a ćerká da servī per podę̄ vęk kwaykǫ́s da fa taſę̄ la fam.

15. L a miga katǫ́[6] altrǫ k ǫmn ǫm k ęl l a mandǫ́ a kurā i poršę́y.

16. Iŋ kęl aŋ ke štǫ pǫro dyávǫl l ęra inší im miſęria, ę g ę viñīt nǫ grant kareštía, ke y patíva iy ağęnt[7] e i bęšć. E perkę ęl sǫ padrǫ́ŋ la g daſęva pǫk o nigǫ́t da manğā, l ęra šforzǫ́, per kavás la žgayǫ́ſa, a manğá i ğant de rǫ́l ke y a g daſęva ay poršę́y.

17. Per ǫm pǫ l ę naća-lá inší; ma dǫpo ǫm bel dí, l a metú la tęšta int-i máŋ, l a pensǫ́ a ka sǫa e l a dić intra de lú: kwanti famę́y a ka dęl mę pá i g-a da manğá e da bę̄f fiŋ k i vǫ́ e invęće da nā a laurā, i van a špás dí e nǫć. E mí, k a sǫm el ſyę̄ de kęl padrǫ́ŋ, a m trǫva kilę[8] senza paŋ e senza páñ[9]. Koš l ę k a g-ǫ da fā?

18. L únika l ę ka tęga-sú ęl du de kǫ́p[10] e k a vaga amǫ́ a ka mía. E se l mę pá l a m krida[11], kǫme l ę tant naturál, a g diſarǫ́: pā, al sǫ bę ke ǫ pekǫ́ kontra de tí e kontra ęl siñǫ́r,

19. E k a sǫm pyu dęñ da vęs amǫ́ ęl tǫ ſyę̄, ma šćaw[12], perdǫ́nǫm štǫ vǫlta e ćápǫm almę́ŋ e trátǫm koma vuŋ di tǫ famę́y.

20. L a pyantǫ́ ilę sak e pák e l s ę metú in štrada per ná l sǫ pa̋ęs. L a kaminǫ́ tri di intrę̄k[13] pyęŋ de fam e pyęŋ de sę̄t, e finalmęnt l a podú vedę̄ el pyodę̄[14] dla sǫ ká. Ę l sǫ pá, ke l sa trováva ŋ kęl momęnt sǫl lobyét[15], ęl l a višt súbit, l ę saltǫ-ğú de kǫrsa per la škala e l g ę nać iŋkǫ́ntra kǫy braš avę́rt.

---

[1] Umschrift der Version von Salvioni-Merlo, *ItDl.* VII, 312. Die Anmerkungen sind z. T. denjenigen von Merlo entnommen; cf. p. 315. [2] „ricco sfondato“. [3] ‚ce l'ha data come il vento‘; cf. milan. *dágela* „darsela, battersela“. [4] „là“. [5] „nudo, senza nulla“. [6] „trovato“. [7] ‚le genti‘. [8] „qui“. [9] „vestiti“. [10] ‚che tenga su il due di coppe‘ „che me ne vada, che fugga“. [11] „sgrida“. [12] Cf. milan. *šćáǫ* „pazienza!“ [13] „interi.“ [14] „tetto“. [15] „balcone, terrazzino“.

21. E l fyẹ̄́, apẹ́na ka l a višt ẹl sọ pá a ñí, ẹl s ẹ metú a kọr aŋga lú e l s ẹ butọ́ al kẹl del pá, e i s ẹ baſẹ̄-sú bẹñ pulitọ: „sẹ́ntọm ẹl mẹ pá: a sọm prọpi štać ọm graŋ koyọ́ŋ a fam da la mi párt e pyantat ilẹ́ e nå a ǵirá l mọ́nt. A n ọ višt de kẹć e de krů[1]. *Kọš t ẹ fåk*[2]*? Arọmáy kẹl k ẹ štać ẹ štać*[3]. *Perdọ́nọm e se te vẹ miga ćapám komẹ́ l tọ fyẹ̄, ćápọm alméŋ kọmẹ vuŋ di tọ faméy.“*

22. Ẹl pá, senza rišpọ́nt nigọ́ta al fyẹ̄, el g-a kridọ-lá ay sọ servitọ́r: „preparẹ̄́k súbit ọm para de bẹy škárp, ọm bẹl višti, ọm bẹl kapẹ́l, nẹ-sú in la mi štańzia e tirẹ-fọra dal prim škaf[4] *dẹl mẹ kumọ́ ẹl pisẹ bẹl anẹ́l ke g ẹ dẹ́nt, e viñi-šá k ọm vọ vištil-sú prọpi komẹ m šọ́r.*

23. E pẹ dọpo nẹ̄ nt-ẹl tẹć[5], *tuli-šá*[6] *l vedẹ́l ke g ẹ takọ́ ala prezẹ̄́f*[7] *senẹ́štra e mazél súbit, perkẹ́ ọm vọ šta alégrọ tuć insẹma.*

24. Kẹšt-kilẹ́[8] *l ẹ vuŋ di mẹ matọ́ŋ*[9] *ke l ẹra škapọ-via da ká e adẹ́s l ẹ amọ šá per šta nsẹma kol sọ pa.“ I faméy i s ẹ metú a kọr in-ša e in-lá e y a preparọ́ tut kẹl ke l padrọ́ŋ ẹl g-ayẹ́va komandọ́. Kant i g-a vu*[t] *tut preparọ́, i s ẹ metú a távola e y ẹ štac alẹ́grọ, e ala sira pẹ́ y a fać ọm grant feštiŋ e y a invidọ́ tuć i parẹ́nt e amis.*

25. El fradẹ́l pisẹ grant, ke l era miga iŋ ka kwant l ẹ rivọ́ kẹl altrọ, ntẹl ñi a ká, l a sentít tut kẹl bordẹ́l[10].

26. E l a domandọ́ súbit kọsa dyávọl e g-ẹ́ra.

27. I g-a dić ke l ẹra tornọ́ l sọ fradẹ́l, e ke l sọ pá dala kontentẹ́za l ayẹ́va preparọ́ nọ bẹla alegria.

28. E lu l ẹ ñit rabyọ́ e ẹl volẹ́va miga na-dẹ́nt insẹ́ma koy áltri. Alọ́ra l ẹ ñit-fọ́ra l sọ pá a pregál da na-dẹ́nt.

29. Lu ẹl g-a rišpondú: „sẹ́ntọm, på; a mi, k a sọm sẹmpra štać a ká a lavorą̊ kọn ti e a t ọ may dáć ẹl minim dišpyaſẹ̄́, tẹ se may štać bọŋ ñaŋka da dam ọm kavrẹ́t de kuy kẹ y a fać i nọšt kávrọ, da na a šta alẹ́grọ koy mẹ amis;

30. Per lu invẹ́će, ke l ẹ nać via da ká e l a mayọ́[11] *tut el fać sọ́ koy pelandáŋ*[12], *te g ẹ mazọ́ ẹl vedẹ́l pisẹ bẹ́l k ọm g-ayẹ́va nt ẹl tẹć.“*

31. E l pá l g-a rišpondú: „ti, te vẹć[13], *te sẹ sẹmpra štać insẹ́ma de mi, e tut kẹl k a g-ọ amọ́ l ẹ per ti.*

32. Ma štọ vọlta ọ volsú[14] *fa inši perkẹ́ ẹl tọ fradẹ́l ẹl s ẹva perdú e adẹ́s ọm l a katọ́ amọ́*[15], *l ẹra mọrt e l ẹ risušitọ́.“*

13. Mesocco.

Alta Mesolcina.

Parabola del Figliuol prodigo[16].

11. Una vọlta g-ẹra un ọm ke l g-avẹ́va dọ fí, uŋ piniŋ e l altar pisẹ gránt.

[1] „di cotte e di crude“. [2] „cosa vuoi farci?“ [3] „quel ch'è stato, è stato“. [4] „cassetto“. [5] „stalla“. [6] ‚togliete qua' „portate“. [7] „mangiatoia“. [8] „questo qui“. [9] „figliuoli“. [10] „fracasso, rumore“. [11] „mangiato, sprecato“. [12] „donne di mal affare“. [13] „vedi“; 1ª e 3ª Indic. pres. *vẹć*, Congiunt. *vẹ́ǵiga* (cf. *ábiga* „abbia“), Imper. *veta*! „guarda!“ [14] „voluto“. [15] ‚lo abbiamo preso ancora‘ („ripreso“). [16] Die Übersetzung des Titels fehlt. Transkription von J. Urech; ich habe die Akzente ergänzt und einige Wortzusammenhänge anders aufgefaſst als J. U. Zum Dialekt cf. p. 314.

12. Ẹ uŋ dí, kẹl pisẹ́ piníŋ ẹl g-a dič al sọ pa: „pa, ẹ vọy k ẹ m dágan la part de šoštánza kẹ m tokaría ala vọsa mọrt.“ E l sọ pa, kẹ l ẹra ọŋ bọŋ, ẹl ga l a dača.

13. E dopo pọk temp, kẹšt fī l a prẹparọ́w armi ẹ bagáłi e l ẹ škapọ́ in ọŋ paẹ̄s dištánt, in-dọ-lẹ̄́[1] al n a fač de tutan la razan. E l a fẹnú par mánğẹ̄-fẹa[2] tut k ẹl g-avẹ́va.

14. E kwanṭ l ava manğọ́w tut k ẹl g-avẹ́va, iŋ kẹl paẹ̄s in-dọ l ẹra g-ẹ ñič ọna gran miſẹ́rya, kẹ l a kọminčọ́w a pyu vẹk ñyẹ́nt da manğẹ́.

15. Alọ́ra l a du[3] čẹrkẹ̄́ da trovás um pošt per lavọrẹ̄́ iŋ ka de kwaydúŋ de kẹl sit e finalmẹ́nt l a riušít a trọ́van úŋ kẹ l a mandọ́w a kurẹ́ i pursī.

16. Ma ilọ́-iší[4] ẹl pativa la fam ke pẹr impyẹnis el vẹntar l avria manğọ́w la ğándan[5] de rọ̄val k i g dava ay pursī. Ma g-ẹra prọ́pi nisúŋ kẹ l g an[6] dava.

17. Alọ́ra l a kominčọ́w a pensẹ̄́ e dī tra dẹ lúy: kwanti sẹrvitọ́r ẹ kwanti mẹzádar dẹl mẹ pa i g-a paŋ ẹ rọba da manğẹ̄́ da štufis fiŋ k i vọ, e mi som kilọ́ iŋ kešt sit a krapẹ̄́ dala fam.

18. Un dí ẹl s a dičidú e l a pẹnsọ́w: mẹ mẹtarọ́ in štrada ẹ ẹ vay da mẹ pa ẹ g diſi: o pá, mi v u fač ọŋ gran tọrt a vẹñ[7] ẹ al ziñọ́r,

19. Ẹ sọ áŋka kẹ mi ẹ mẹ́riti pyu k ẹ m tẹñídan pẹr ẹl vọs fī, ma vẹ prẹ́gi pẹr karitá da tiñím e tratám kumẹ́ s ẹ fudẹ́si uŋ di vọs sẹrvitọ́r.

20. E iší l a fač. El s a mẹtú im vyẹč ẹ l ẹ nač dal sọ pá. E kẹšt pọ^{v}ar vẹč, kẹ l g-avẹ́va pyu nĭsúna šperánza da vẹdẹ̄́l, kwant al l a višt da luŋtáŋ k ẹl viñíva, ẹl g ẹ kọr^{i}s iŋkọ́ntar ẹ l l a brašọ́w ẹ ẹl kọntinwáva a baſál.

21. Alọ́ra kešt fī, tut pyanğẹ́nt, ẹl s a metú in ğinẹ́ža ẹ l diſẹ́va: „pá, ẹ l sọ kẹ v u fač uŋ gran tọrt, ma vẹñ[7] kẹ sẹ́dan iši bọŋ kašẹ́dum miga vẹ̄́a, ma tẹñídum kum ẹl vọs sẹrvitọ́r!“

22. Ma ẹl pá, kẹ l pyanžẹ́va aŋka lúy dala kọmọzyúŋ, ẹl l a álzọw-sú ẹ̄l l a mẹnọ́w iŋ ká, e pẹ̄[8] l a kumandọ́w a tuč i sọ sẹrvitọ́r da fa ym prẹsa pẹr nā a tẹ̄k[9] i veštít pisẹ bẹ́y e l g-a dič: „veštídan bẹŋ ẹl mẹ fī, trádik-dẹ́nt[10] i škarp pisẹ bẹ́y ẹ mẹtídik-dẹ́nt ọn anẹ́l d ọr int ẹl dit;

23. E pẹ̄ čapádan ẹl vẹdẹ̄́l pisẹ grás ẹ mazádal e fádum uŋ gran pašt, manğẹ́dum e štádum-sú alẹ́gar;

24. Pẹrkẹ́ kẹšt l ẹ̄ l mẹ fī, kẹ mi krẹdẹ́vi kẹ fudẹ́sa mọrt ẹ ẹnvẹ́č ẹl siñọ́r ẹl m a fač la grá^{t}sya da mọ́ vẹdẹ̄́l.“ E infáti i s a mẹ́tu-drẹ́ a manğẹ̄́ ẹ bẹ́yf ẹ a šta-sú alẹ́gar, ẹ tuč y ẹra kumẹ mát dal^{l}a kuntẹntẹ́za.

25. Ma dọpọ l ẹ sučẹdúda bẹla: ẹl fradẹ́l pisẹ gránṭ, kẹl kẹ l ẹra rẹštọ́w a ká, iŋ kẹl mọmẹ́nt l ẹra fọr int-i kámp, ẹ kwan l a kọminčọ́^{w} a fā nọč, ẹl s a mẹtú pẹr nī a ka. L ẹra kwáſi a ká ka l a sẹntú ọŋ graŋ bakáŋ.

26. L a čamọ́w un sẹrvitọ́r pẹr dumandák kọsa kẹ l vọlẹ́va dī tut kẹl mọvimẹ́nt štraọrdinári.

---

[1] ‚in dove là‘. [2] Lomb. *fọ̄ra* „fuori“. [3] „dovuto“. [4] ‚qui così‘. [5] „le ghiande“. [6] „gliene“. [7] „voi“. [8] Lomb. *pọ̄* ‘„poi‘. [9] Lomb. *tọ̄k* ‚toglierci‘ „prendere“. [10] ‚traeteci dentro‘.

27. Ȩl sęrvitǫ́r el g-a kúntǫw-sú kę l ęra rivǫ́w a ká ęl sǫ fradę́l ę kę l sǫ pa dala kuntęntę́za l a volú kę y sonása e balása.

28. E lúy l a čapǫ́w rábya ę ęl vǫlę́va miga na-dęnt iŋ ká. Alǫ́ra ęl pa l ę nič fǫ́ra pęr dumandák pęr kǫs al fava iši.

29. Ma lúy ęl g-a rišpundú: „sęntidum um pǫ, pá! mi l ę tanti anni kę vę sęrvi^tsi, kę ǫ sęmpar fač ęl mę dǫvę́r e v u di/ubbędú nęáŋk ųna vǫ́lta. Iŋ kumpę́nsa vęñ[1] m avę́n may dač ųna sǫla vǫlta nęáŋk ǫŋ kavrę́t pęr fam šta alę́gar kǫy mę sǫči.

30. Ma ªpę́na l ę rivǫ́w kęl pǫk dę bǫ́ŋ d uŋ vǫs fī, kę l a mán-ǧǫw-vę́a[2] tut kę g-avę́n dač kǫn putánan[3], avę́dan fač mazá ęl vędę́l pisę grás."

31. Ȩl sǫ pá ęl g-a rišpǫndú: „sę́nt, kár ęl mę fī: ti t ęy sęmpar štač kilǫ́ insę́ma a mí ę tu štaráy sę́mpar ę tuta la mę soštánza la sará tǫa.

32. Ma adę́s vęñ aŋka ti a šta-sú alę́gar, pęrkę́ l tǫ fradę́l, kę mi krędę́vi kę l ęra mǫrt, l ę risušitǫ́w. Nęñ uŋ l ava pęrdú[4] ę adę́s uŋ l a amǫ́ trǫvǫ́w[5].

14. Cauco.

Val Calanca.

La parábųl dųl fiłǫ́l prǫ́dik[6].

11. Ǫnų vǫlta o g-ęra ǫn ǫm k ǫ g-węva dü matǫ́ŋ, vüŋ püssę̄́ ᵖpiníŋ ę l altar püssę̄ gránt.

12. On dí, kęl püssę̄́ ᵖpiníŋ ǫ g-a dič al pa: „pa, a vǭl k ǫ m dę̄ga[7] la part de sǫštánza k ǫ m tǫkka alla vǫšta mǫrt." E ǫl pá, kę l ęra ǫm bǫŋ dyáwl, ǫ g l a dačča.

13. Daylǫ́ a ǫm pǫ^k tęmp, kęšt mat püssę̄́ ǧǫ́van ǫ a prępar ǫ́ sak e pak ę l ę škappǫ́ int ǫm paę́/ prǭnda lǫŋtáŋ, in-dǫ k ǫ n a fač di tüt i ra^{tt}sa ę ǫ a finít pęr mañǧá tüt kęl k ǫ g-węva.

14. E kwant ǫ a bǧü mañǧǫ́ tüt kęl k ǫ g-węva, iŋ kęl paę́/ in dǫ kę l ęra l ę viñít ǫnų grant mi/ę́ri, tant k ǫ a škomęnzǫ́ a vęk pčü ñyę́nt da mañǧá.

15. Allǫ́ra ǫ a dǫvü^t šęrkás ǫm pošt pęr lavorá iŋ ka de kwaydüŋ de kęl sīt, ę finalmę́nt l ę ryüšít a tróvan vüŋ kę ǫ l a mandǫ́ a gwęrná^k i sǭ pǫrsę́l.

16. Ma ylǫ́ ǫ patíva tan^d la fam kę pęr impčiñí ǫl vę́ntar ǫ varę́s mañǧǫ́ i ǧant dę rǫ́val kę i g dažę́va ay pǫrsę́l. Ma ǫ g-ęra prǫpi nüšüŋ k ǫ g an dažę̄́va.

17. Allǫ́ra ǫ a škǫmęn^tsǫ́ a pę́nsak-sü ę ǫ dižę̄́va in-tra dę lü: kwant famę́y ę kwant massę́ dę mę pa i g-a paŋ ę rǫba da mañǧá da štüfís fiŋ k i vǭ e mí a sǫm kilǫ́ iŋ kęšt sīt a krappá dalla fam.

18. On dí lę s ę dęčís ę ǫ a pęnsǫ́: a m mįtarǫ́ in štrada ę a narǫ́ dal mę pa ę pǭ a g dirǫ́: ǭ pá, a f ǫ fač ǫn gran tǫrt a vǫy ę al siñǫ́r.

19. A sǫ aŋka mí kę mi a mę́rit pčü k ǫ m tiñíga pǫr ǫl vǫšt fił, ma a f pręk pęr karitá da tiñím ę da tratám kǫme s a fodę́s ǫm vošt famę́y.

---

[1] „voi". [2] ‚mangiato via'. [3] „con puttane". [4] „noi l'avevamo perduto". [5] „l'abbiamo ancora trovato". [6] J. Urech bemerkt zu diesem Text, daſs für den Dialekt von Cauco die Doppelkonsonanten besonders bemerkenswert seien; cf. p. 315. [7] Var. *da/ę̄ga*.

20. E inši ọ a fač[1]*. E kęšt pọwra vęč, k ọ g-węva pčü nüšüna šperánza da vędẹ́l, kwant ọ a višt da lọŋtáŋ k ọ viñiva, ọ g-ę kọrs iŋkọ́ntar ę ọ l a brašọ́ dę tüt kö̃r ę ọ kọntinwáva a bažál.*

21. Allọ́ra kęšt fil, tüt pčanžẹ́nt, lę s ę mütü in ğinọ́ğğa ę ọ dižẹ́va: „pá, a sọ k a f ọ fač oŋ gran tọrt, ọnọ gran fügüra, ma vọy k ọ sę tant bọŋ, kašẹ́m miga vía, ma tiñím almẹ́nọ kọm ọn vošt famẹ́y."

22. Ma ọl pa, k ọ pčanžẹ́va aŋka lü dalla kọmọzyúŋ, ọ l a tírọ-sü ę ọ l a mẹnọ́ in la ká. E pö ọ a kọmọndọ́ a tüt i sö̩ famẹ́y da fa im prešša a na a tö̩ i pann püssẹ̄ bíl ę ọ g-a dič: „víštī bęŋ ọl mę mat, méttẹ̄k-sü i kalsẹ́ püssę bíl e mettẹ̄k ọn anẹ̄l d ọr in[t] *ọl dẹ̄t,*

23. E pö̩ čappẹ́ ọl vẹdẹ́l püssẹ̄ grás e mazzẹ́l e fęm ọŋ gran[d] *pašt e štęm. allẹ́gar,*

24. Pęrkę kęšt kilọ́ l ę ọl mę mát; mi a kredẹ́va kę l ęra mọrt e ọl siñọ́r ọ m a fač la grazzi da podẹ́ vedẹ́l amọ́." E komẹ́n[3] *i s ę mütü a mañğá ę bẹ̄f ę a fā baldọ́ri, e tüt*[t] *y ęra komę balürt dalla kọntentẹ́zza*[2]*.*

25. Ma dọpo l ę süčędüda bęla: ọl fradẹ̄l püssẹ̄ vęč, kęl kę l ęra rẹštọ́ a ka, iŋ kęl mọmẹ́nt l ęra fọra pęr i kamp. E kwant l ę štač sẹra, lę s ę mütü in štrada pęr viñí a ka. L ęra kwafi da riva a ká kę ọ a sẹntít ọŋ gran frakás,

26. E ọ a čamọ́ ọn famẹ́y pęr domandák kos ọ volẹ́va dí tüt kẹl movimẹ́nt štraọrdinári.

27. Ọl famẹ́y ọ g-a küntọ́ kę l ęra rüvọ́ a ká ọl sọ fradẹ̄l ę kę sọ pá, dalla kontenẹ́zza[2] *o vęva vọlsü da soná e da ballá.*

28. Lü l ę viñít rapčọ́[4] *ę ọ volẹ́va miga nā-dẹ́nt in la ká. Allọ́ra ọl pa l ę viñit fọ́ra a dọmandák pęrkẹ́ ọ fažẹ́va inší.*

29. Ma lü ọ g-a rüšpundü: „sẹ́ntum ọm pọ, pá! Mi y ę tant aŋ k a f serviš, ke a ọ sẹ́mpar fač ọl mę dọvẹ́r ę a f ọ may düfüpidít ọnọ vọ́lta. Im paga ọ m vę may dač ñẹáŋka on ñyọ̈[5] *pęr fam šta allẹ́gar kọy mę sọči.*

30. Ma appẹ́na l ę rüvọ́ kẹl pọk de bọŋ d ọn vošt mát, ke ọ a manğọ́ tüt kẹl k ọ g wę dač kọn püttanáŋ, ọ vę fač mazzá[2] *ọl vẹdẹ́l püssẹ́ gras."*

31. Ọl pa ọ g-a dič: „sẹnt, ọl mę kar. mat! Ti tę sę sẹmpar štač kọm mi ę tọ štará sẹ́mpar e tütta la mi sọštánza la sará la tọ́.

32. Ma adẹ́s vęñ aŋka tí a fa baldọ́ri, pęrkẹ́ ọl tọ fradẹ́l, kę mi a krẹdẹ́va mọrt, l ę tọrnọ́ in vitta. Nọy m ọ l vęva pürdǘ ę m ọ ll a katọ́ amọ́."

15. Rossa.

La štọ́rya dọl fyọ̈ prọ́dik̩[6]*.*

11. Ọ g-ęra ọnọ vọlta ọn ọm k ọ g-węva dü matọ́ŋ[7]*, vüŋ püsẹ́ piníŋ ę l altar püsę grant.*

---

[1] Der Satz der Vorlage *Si è incamminato e è andato a casa di suo padre* fehlt. [2] J. Urech schreibt: *kọntenttẹ́*[tt]*sa, mattsá.* [3] „difatti". [4] „arrabbiato". [5] „capretto"; Var. *on łọ̈.* [6] Die Transkription und Akzentuierung beruht auf der Umschrift von J. Urech; cf. p. 315. [7] „figli".

12. Ǫm bęl dī, kęl püsē piniŋ ǫ g-a dič al sǫ pa: „pa, a vǭy k ǫ m dęga[1] *la part da sǫštánza k ǫ m špęta ala vǫšta mǫrt." Ol pa, kę l ęra ǫm bǫŋ ǫmáš, ǫ g l a dača,*

13. Da li a pǫk tem^{p}, kęšt mat[2] *piniŋ ǫ a fač sak ę pak ę l ę škapǫ́ int-ǫm paę́s prǭnda lǫŋtáŋ, in-dǫ k ǫ a fač da tüt i raz$^{\alpha}$ ę ǫ a finīt par manğā-fǭra tüt kęl k ǫ g-węva.*

14. Ma kwant ǫ vęva finīt da manğā tüt kęl k ǫ g-węva, iŋ kęl paę́ʃ in-dǭ k ǫ l ęra, l ę viñit ǫnų gran^{d} miʃę́ri k ǫ g-ęra pčü ñyę́nt da manğá.

15. Alǫ́ra ǫ a dovüt šęrkás ǫm pǫšt per lavǫrā iŋ ka dǫ kwaydüŋ dę kęl sit, ę finalmę́nt l ę riüšīt a trǫvan vüŋ k ǫ l a mandǫ́ a gwernā i sǭ pǫrsę́l.

16. Ma ilǫ́ ǫ pativa tand la fam kę, pęr impčiñī ǫl vęntar, ǫ varis manğǭ i ğanda da rǫ́vəl k i g dažę́va ay pǫrsę́l. Ma ǫ g-ęra prǫpi nüšüŋ k ǫ g an dažę́va.

17. Pǫ̈ ǫ a škǫmęnsǫ́ a pánsa^{k}-sü e ǫ dižę́va tra dü lü: kwanti servidü ę masę́ dǫl mę pa i g-a paŋ e rǫba da štüfīs fiŋ k i vǫ̈ e mi a sǫm kilǫ́ iŋ kęšt sit a krapā dala fam.

18. On dí ǫ s ę dičīs ę ǫ a pǫnsǫ́: a m mętərǫ́ im viáč ę a narǫ́ dal mę pa ę a k dirǫ́: ǫ pa, mi a f ǫ fač ǫn gran tǫrt a vǫy ę al siñǫ́r,

19. E a l sǫ aŋka mí k a l meri^{d} miga k ǫ m tiñiga pǫr ǫl vǫšt fil, ma a f pręk par karitá da tiñim e tratám kǫmę s a fǫs ǫm vǫšt sęrvidǫ́.

20. E inší ǫ a fač. Ǫ s ę mütü im viač ę l ę nač a ka dal sǫ pa. E kęšt pǫwra vęč, k ǫ g-węva pčü nüšüna špęránza da vędę́l amǫ́, kwant ǫ l a višt da lǫŋtáŋ k ǫ viñiva, lę[3] *g ę kǫrs iŋkǫ́ntar, ǫ l a bražǫ́ da tüt kǫ̈r ę ǫ kǫntinwáva a bažál.*

21. Alǫra kęšt mat, tüt pčanžǫlę́nt, lę[3] *s ę mütü in ğinǫ́ğa ę ǫ dižę́va: „pa, a l sǫ k a f ǫ fač ǫnu gran fügüra, ma vǫy, k ǫ sę tam bǫŋ, kašę́m miga vīa, ma tiñim almę́nǫ kǫm ǫm vǫšt servidǫ́."*

22. Ma ǫl pa, k ǫ pčanžę́va aŋka lü dala kǫmǫzyúŋ, ǫ l a valsǫ-sü e ǫ l a męnǫ́ iŋ ka. E pǫ̈ ǫ g-a kǫmǫndǭ a tüt i sǫ̈ sęrvidǖ da fa ym pręša par nā a tǫ̈ i vištī püsę̄ bęy ę ǫ g-a dič: „vištī bęŋ ǫl mę fil, mętęk-sü i kalsę̄ püsę̄ bęl e mętę́k ǫn anę́l d ǫr int-ǫl dęt.

23. E pö čapę̄ ǫl vędę́l püsę̄ gras ę mazę́l ę fęm ǫn gram pašt ę štęm alę́gar,

24. Pęrkę́ kęšt-kilǫ́ l ę ǫl mę mat[4]*, a krędę́va k ǫ fǫs da vęs*[5] *mǫrt ę ǫl siñǫ́r ǫ m a fač la grázi da podę̄ vędę̄l amǫ́". E inší i s ę mütü-drę́ a manğá ę bęf ę fa alęgria, e tü^{d} y ęra kǫmę balür^{d}*[6] *dala kontentéza.*

25. Ma dǫpǫ, ší, l ę süčedüda bęla: ǫl sǫ fradę́l püsę̄ grant, kęl kę l ęra rǫštǫ́[7] *iŋ ka, iŋ kęl mǫmę́nt l ęra fǫra int-i kamp a lavǫrā, ę kwand l ę štač nǫ̈č, lę s ę mütü im viáč pęr viñī a ka. L ęra kwaʃi da riva a ká, kwant ǫ a sintīt ǫŋ gran frakás.*

26. Ǫ a čamǫ́ ǫn sęrvidǫ́ pǫr dǫmandák kǫs ǫ vǫlę́va dí tüt kęl mǫvimę́nt fǫr da pǫšt.

---

[1] „che voi mi diate". Früher wurden Vater und Mutter und die älteren Verwandten mit *voi* angeredet. Var. *kǫ tǫ m daga.* [2] „figlio". [3] Var. *ǫ.* [4] „questo qui è mio figlio". [5] „essere". [6] „balordi". [7] „restato".

27. Ǫl sęrvidǫ́ ǫ g-a küntǫ́ kę l ęra rüvǫ́ a ka ǫl sǫ fradę́l ę kę ǫl sǫ pa, dala kǫntentéza, ǫ a vǫlsü da sǫnd́ ę bald́[1].

28. E lü ǫ a čapǫ́ rapča[2] *ę ǫ volę́va miga na-dę́nt iŋ ka. Alǫ́ra ǫl sǫ pa l ę viñı̈t fǫra pǫr dǫmandák pęrkę́ ǫ fažéva inši.*

29. Ma lü ǫ g-a rüspǫndü: „sęntím ǫm pǫ, pa, mi l ę tanti aŋ k a f sęrvíš ę a y ǫ sęmpar fač ǫl mę dǫvę́r ę a f ǫ may düsüpidı̈t[3] *ǫnu vǫlta, in rikǫmpę́nsa ǫ m vę*[4] *may dač nęáŋka ǫn yö̩*[5] *par fam šta alę́gar kǫy mę amís.*

30. Ma apę́na kę l ę rüvǫ́ kęl pǫk dǫ bǫŋ d ǫm vǫšt fil, kęl k ǫ a manǵǫ́ tüt kęl k ǫ g wę dač kǫy pütanáŋ[6], *ǫ vę fač mazd́ ǫl vędę́l püsę́ gras."*

31. Ǫl pa ǫ g-a dič: „sęnt, kar ǫl mę fil, ti t ę sempar štač insę́ma a mí ę tǫ štará sę́mpar ę tüta la mi rǫba la sará la tǫ́.

32. Ma adę́s, vęñ aŋka tí a fa ᵃlęgría, pęrkę́ ǫl tǫ fradę́l, kę mi a kręděva mǫrt, l ę tǫrnǫ́ im vita, nǫy mǫ l vęva pürdü ę adę́s mǫ l a trǫvǫ́ amǫ́[7]*."*

E. Bellinzonese.

16. Preonzo.[8]

La parabola del figliuol prodigo.

11. Ǫmn ǫm ǫ g-ę́ve duy fyę́y.

12. El pisę́y piníŋ da lǫw o g-ą dić al sę pą: „pą dem fǫ́rǫ la rǫ́bǫ k a m tǫ́ko." E l pą g-ą špartíd fǫ́rǫ la rǫ́bǫ.

13. E da ilę́ a pok dí, ęl fyę́w pisę́y piníŋ l ę metú tutu la sǭ rǫ́bǫ insę́me ę l ę nać in d ǫm paíš da lęynž e aylę́[9] *l a mayǫ́ fǫ́rǫ tutu la sǭ rǫ́bǫ a fą̈ ćǫ́kǫ*[10].

14. E kaŋ ke l a byú mayǫ́-fǫ́rǫ tut, l ę ñid ǫna grand mi∫ę́rie iŋ kęl país, e luy k ǫ g-ę́ve pyu nǫ́tǫ, l ą škomenzǫ́ a senti la ∫gayǫ́∫o[11].

15. E l ę nać d ǫm šǫr iŋ kęl paìs e kęl šǫr ǫ l ą mandǫ́ in di sę̄ pręy[12] *a kurę̄ poršę́y.*

16. E luy o g-ę́ve vę́ye da impiní la bu∫ę́ke koy ǵand di rǫ́wri e ñisúŋ i ga n da∫ę́ve.

17. Aylǫ́ro luy l ę pensǫ-sú ay sę rop e l ę dić intra da lúy: kwanti famę́y iŋ ka dal mę pą k i g-ą da mayę̄ e da bęw fiŋ k i n vǫw lǫw, e mi kilę́ a meri da fam.

18. A štarǫ́-sú, a varǫ́ dal mę pą e a g dirǫ́: pą, a y ǫ fać pekád kontro dal ćel e kontro da vúy.

19. Aromáy a sǫm pyu deñ da vęs ćamǫ́ vęs fyęw; tratę́m komę̄ vúŋ di vęs famę́y.

20. E l ę štać-sú, e l ę nać dal sę pą. E kaŋ ke lúy l ę́re amǫ́ da lęynž, el sę pą o l ą vidú, l ą ćapǫ́ kompasyǫ́ŋ, l e kamolǫ́[13] *a nę̄ iŋkǫ́ntrǫ e o g-ą metú i braš al kęl e o g-ą fać ǫm ba∫íŋ.*

---

[1] Var. *ke y sǫnds e balds.* [2] „rabbia". [3] „disubbidito". [4] „avete". [5] „capretto". [6] „puttane". [7] ‚noi uomo l'aveva perduto e adesso uomo l'ha trovato ancora' „noi avevamo . . .". [8] Umschreibung der Version von V. Pellandini *SAV* XVII, 52 ff. [9] „là". [10] ‚a far ciocca' („sbornia"). [11] „fame". [12] „prati". [13] „camminato".

21. E el fyęw o g-ą dić al sę pą: „pą, arǫmáy a sǫm pyu dęñ da vęs ćamǫ́ vęs fyęw."

22. E l pą ǫ g-ą dić ay sę faméy: „prešt, katéy fǫ́rǫ i štraš[1] *piséy bęy e metígi-sú e metíg-dę́nt l anę́l in dǫ dęd e metíg-sú i kalzę́y.*

23. E tiréy fǫ́rǫ dal tęć[2] *ǫm vidę́l gras e mazę́l e pę a s mánga e sa bęw e sa fą fęšte.*

24. Parkę́ štǫ mę fyęw l ę́re mǫrt e l ę amǫ́ viw, o s ę́ve perdú e ǫ s ą trovǫ́ amǫ́." E y ą škomenzǫ́ a mangá e bęw.

25. El fyęw pisęy grand l ę́re fǫ́rǫ iŋ kampáña e kol tornę̄ indrę́, kaŋ l ę́re kwaʃi arę́nt a ką, l ę sentíd k i baláva e k i kantáva.

26. E l ą ćamǫ-šá ǫm faméy e o g-ą domandǫ́ kęl k i faʃę́ve iŋ ką.

27. E kęl l ę rašpondú: „l ę ñid el tę ferdę́l e l tę pą l ą mazǫ́ ǫm vidę́l gras dala kontentę́ze ke l ę́re saŋ[3]*."*

28. E luy l ę montǫ́ in rábia e l vorę́ve mígi nę̄-dent. Alǫ́ro l ę ñid fǫ́rǫ el sę pą e l ę škomenzǫ́ a pregál.

29. Ma luy ǫ g-ą dić al sę pą: „Y ę ža tanti añ ke mi a va servísi e y ǫ sempre obedíd ay vęs kománd e vúy a m í may dać ǫm yęw[4] *da mangę̄ koy mę amís.*

30. Ma adés ke l ę ñid a ką el vęs fyęw ke l ę mayǫ́ fǫ́rǫ tut insę́me ay fę́men katíw, vúy a yi fać mazę̄ par lúy ǫm vidę́l gras."

31. Ma el pą ǫ g-ą dić: „fyęw, ti t ę sempre kǫn mí e tut kęl k a g-ǫ l ę tę.

32. E l ę́re gušt da fę̄ fę́šte, parkę́ el tę ferdę́l l ę́re mǫrt e l ę ñid amǫ́ viw, ǫ s ę́re perdú e o s ą trovǫ́ amǫ́."

17. Gnosca.	18. Gorduno.
La parabola del figliuol prodigo[5].	
11. On ǫm el g-ę́ve dū̃ kanáya[6].	*On ǫm ǫ g-ęve dū̃ hiyí*[6].
12. E el pisę̄ žǫn[7] *ęl g-a dić al sǭ pa: „pá, dęm la part dala rǫ́bǫ k am tǫ́kǫ". E el pa el g-a fać-fǫ́rǫ*[8] *a oñi vūŋ la sǭ part.*	*El pisę̄ žǫn*[7] *ǫ g-a dić al sę pa: „pa, dęm hǫ́rǫ*[8] *la part da kęl k ǫ m tǫ́ko". E lü ǫ g-a špartīd-hǫ́rǫ*[8] *la sǭ rǫ́bǫ da kęl k ǫ g tokę́ve.*
13. E da lí a pok dí, el pisę̄ žǫn[7] *l a regöyíd insę́me tǘtü la sǭ rǫ́bǫ e l ę nać in d om país da lǫnž*[10] *e lí l a máyǫ -fǫ́rǫ*[8] *tüt a fā l bandǘrlü*[11].	*E d ilę́ a pok dí, ęl hiyí pisę̄ žǫn*[7]*, tirǫ́ insę́me la sǭ rǫbǫ, l ę nāć víyi*[9] *da lǫnž*[10]*, e hiŋké l e štać la-hǫ́rǫ, ęl bandǘrlü*[11] *l a máyǫ-hǫ́rǫ tǘtü la sǭ soštánzi a hā l pütaní*[12] *e a nā a hā ćǫko*[13].

[1] ‚stracci' („vestiti"). [2] „stalla". [3] „sano". [4] „capretto". [5] Umschreibung der Versionen von V. Pellandini, *SAV* XVI, 45 ff. [6] „figliuoli'‚. [7] „giovane". [8] Pellandini *hörö*, aber 26, 28 *förö* „fuori". [9] „via". [10] „lungi". [11] „scioperone". [12] „puttaniere". [13] ‚a far ciocca' „ubbriacarsi".

Gnosca.	Gorduno.
14. E kwant ke l a mayǫ́ tütü la sǭ rǭbǫ, l ę ñid ünü grand sućini[2] *e alǫ́rǫ l a škomenzǫ́ a sentí la žgayǫ́ʃǫ.*	*E hiŋkę́ l a hornít*[1] *tüt, ǫ g-a ñid na grānd miʃęriyi in da kęl kümüŋ, e kęl-lí k ǫ g-ęve pćyü ñāŋk üŋ gęl*[3]*, la ham l a škomenzǫ́ a saltrág adę́s*[4]*.*
15. E alǫ́ro l ę nać d ǫm šǫr da kwęl pais, e kwęl šǫr ǫ l a mandǫ́ in di sǭ ʒid a badā́ y poršę́y.	*E alǫ́ro l ę nāć in d ǫm šor da kęl pais a katág lavurę́ri*[5] *e kęl šǫr ǫ l a mandǫ́ in di siyi hundi*[6] *a kürā́ y poršę́y.*
16. E lü el g-ęve kar d insosnás[7] *koy ǵānt k i g dę́ve ay pǫršę́y, ma ñisüŋ i g an dę́ve.*	*E lü ǫ g veñívi vę́ye da mpyenís koy ǵānt k i mayę́ve i animā́ri*[8]*, ma i g an dę́ve ñisüŋ.*
17. Alǫ́ro l a pensǫ́ in tra da lü: kwanti famę́y iŋ ka dal mę pa i g-a da nsosnás[7] *fiŋ k i vǫ lǫ́, e mi ki a krǫ́dǫ*[11] *d la fam.*	*Dǫ́pǫ ǫ g-a pénsǫ-sü ay siyi balordät*[9] *e l a dić in tra da lü: kwānti hamíyi*[10] *iŋ ka dal mę pa i g-a da mayā́ da štrapáz*[12] *e mi adę́s a krępi d la ham.*
18. A štarǫ-sü e varǫ́ dal mę pa e a ga diró pǭ: pa, ǫ fač pekát kǫ́ntrǫ l ćel e kǫ́ntrǫ da vü.	*A vęy lévā-sü, e vęy nā́ dal mę pa e vęy dik: pa, ǫ žbayǫ́ kol siñǫ́r e kon ü.*
19. Daromáy[13] *a meríti pyü da vęs ćamǫ́ vošt fyǭ.*	*Aromā́y*[13] *adę́s a meríti pćyü da vęs ćamǫ́ el vęšt hiyí, a podí tiñím komę́ m hamíyi.*[14]*.*
20. E l ę štać-sü e l ę nać dal sǭ pa. E lü l ęve aŋkamǫ́ da lǫnž kwant ke l sǭ pa al l a vidü, ǫ g-a ñit kompasyǫ́ŋ, al g-a korid iŋkǫ́ntrǫ, al l a bráš̌ǫ-sü e l l a baʃǫ́.	*E l ę štać-sü e l ę nāć dal sę pa. E kwānd l ę́ve āŋmǫ́ da lǫñž, el sę pa ǫ l a vidü, ǫ g-a ñit kompasyǫ́ŋ, o g-a nāć iŋkúntru, ǫ g-a mütü i braš al kęl e ǫ g-a hać ǫm baʃíŋ*[15]*.*
21. E al fyǭ al g-a dić al sǭ pa: „pa, ǫ fać pekát kǫ́ntrǫ l ćel e kǫ́ntrǫ da vü. Daromáy[13] *a meríti pyü da vęs ćamǫ́ al vǫšt fyǭ".*	*El hiyí ǫ g-a dić al sę pa: „pa, ǫ žbayǫ́ kol siñǫ́r e kon ü; aromā́y*[13] *adę́s a meríti pćyü da vęs ćamǫ́ el vęšt hiyí".*

---

[1] „e quando che ha finito". [2] „siccità". [3] „centesimo". [4] ‚la fame ha incominciato a saltargli adosso'. [5] „a cercargli lavoro". [6] „nei suoi fondi". [7] „saziarsi". [8] ‚animali' „porci". [9] „alle sue balordaggini". [10] „famigli, servi". [11] „casco" [12] ‘hanno da mangiare da strappazzo'. [13] Pellandini Gorduno 19 *arōmāj*, 21 *aromāj* „oramai". [14] „potete tenermi come un famiglio". [15] ‚e gli ha fatto un bacino'.

Gnosca.

22. E ęl pa el g-a dić ay sǭ famęy: „fę̄ pręšt, tirę́-fǫ́rǫ el viští pisę̄ bęl e metígil-sü̆ e métig-dę̆nt ǫmn anę̆l in dal did e métik-sü̆ y kalzę̄.

23. E mínę̄-šá ǫm vidę̆l gras e mazę̆l e pǭ a máyǫm e bívüm fiŋ ke sem štüf[5].

24. Parkę̆ štǫ mę fyǭ l ę̆ve mort e l ę ñid aŋkamǫ́ vif, el s ę̆ve perdü̆ e pǭ l ę ñid aŋkamǫ́ a ka". E y a škomenzǫ́ a mayā̆ e bif[7].

25. El fyǭ pisę̄ gránd l ę̆ve fǫ́rǫ in di fǫ́ndi, e kol tornā̆ -indrę́, kwand l ę rüvǫ́ arę̄́nn[8] ala ká, l a sentít k i kantę̆ve e k i balę̆ve.

26. Alǫ́rǫ l a ćamǫ́ fǫ́rǫ vüŋ di sǭ famęy e l g-a domandǫ́ kos i fę̆ve dę̄ñ iŋ ka.

27. E el famęy el g-a dić: „l e šá[10] l tǫ fręde̥l, e l tǭ pa l a fać mazā̆ ǫm vidę̆l gras, parkę̆ al l a trovǫ́ saŋ".

28. E lü̆ l ę nać in rábia e l vorę̆ve mígi nā̆ da dę̄́nn. Alǫ́rǫ l ę ñit-fǫ́rǫ el sę pa e l a škomenzǫ́ a pregál.

29. Ma l fyǭ el g-a dić al sǭ pa: „l ę ža tanti añ ke mi a v servís e ǫ sępre fać kwęl k a m komandívo, ma vü̆ a m i may dać ǫm kavrę̆t par mayál koy mę soći.

Gorduno.

Alǫ́ro el pa ǫ g-a dić ay siyi hamíyi[1]: „prišt, tírę̄-hǫ́rǫ la vwištímínti[2] pisę̄́ bę́lę e trę́gle[3] -sü̆, e mítig-dínt l aníl in dal did, e mítik-sü̆ y kalzę̄.

A pę tirę̄́-hǫ́rǫ el vidę̆l pisę̄́ miyǭ́[4] e kopę̆l, a pę ǫm fa ǫm bęl dišnā̆.

Parkę̆ kęšt hiyí l ęve mórt e l ę ā̆ŋmǫ́ raviñít[6], l ę̆ve perdü̆ e ǫm l a ā̆ŋmǫ́ trovǫ́.

Al hiyí pisę̄ vęć l ę̆ve hǫ́rǫ pay ćā̆mp, e kwā̆nd l ę ñid indrę́, l a sintü̆ k i sonívi ę k i balę̆ve.

Alǫ́rǫ l a ćamǫ́ ǫm hamíyi e ǫ g-a domandǫ́ kosę l ę k i hę̆ve[9].

E kęl ǫ g-a rašpǜndü̆: „l ę ñid ā̆ŋmǫ́ el tę fręde̥l, e l tę pa l a hać mazā̆ el vidę̆l pisę̄ miyǭ́[11], parkę́ l ę̆vę kontínt da vęl tróvǫ́ ā̆ŋmǫ́ saŋ e dašpǫ́st".

E kęl l ę ñid inrabǵǫ́ e ǫ vorę̆vę mígi nā̆-dę̆nt. Alǫ́rǫ l ę ñid-hǫ́rǫ el sę pa e l a škominzǫ́ a pregál.

Mā̆ lü̆ ǫ g-a rašpǜndü̆: „l ę ža tā̆nti añ ka va hag el hamíyi, e v ü simpri hać büdyę̆nze[12], mā̆ vü̆ a m i may dać ǫŋ kawrę́d da mayā̆ na vwǫltǫ kǫy míyi amwís.

---

[1] „potete tenermi come un famiglio". [2] ‚tirate fuori la vestimenta'. [3] ‚traetegliele, „mettetegliela". [4] ‚il più migliore' „il migliore". [5] „noi mangiamo e beviamo fino che siamo stufi (satolli)', [6] 'rivenuto' „risuscitato". [7] „e hanno cominciato a mangiare e bere". [8] „arrivato vicino". [9] „facevano". [10] „è qui". [11] Cf. A. 4. [12] ‚che vi faccio il famiglio, e vi ho sempre fatto ubbidienza'.

Gnosca.

30. Ma adę̇s ke l ę ñid a ka što vǫ̈št fyǭ, ke l a máyǫ-fǫ́rǫ tütü la sǭ rǫ́bǫ insę̇me ay katiw kompáñi, vü yi fać kopá[2] *ǫm vidę̇l gras".*

31. Ma l pa l g-a dić: „sę̇nt, fyǭ, ti t ę sempre insę̇me da mi, e tüt kwęl pǭ k a g-ǫ l ę aŋk tǫ̈.

32. Ma l ę̇ve güšt da fā fę̇štę e kantá, parkę̇ što tǫ̈ frędę̇l l ę̇ve mort e l ę ñid aŋkamǫ́ vif, el s ę̇ve perdü e l ę ñid aŋkamǫ́ a ká".

Gorduno.

Mā adę̇s ke l ę ñid a ka el vęšt hiyi, ke l a máyǫ-hǫ́rǫ tüt el hać sę kǫl nā a žlándrā[1]*, vīy, yi kǫpǫ́*[2] *par lü el vidę̇l pisę̄ grę̇s".*

Mā el pa ǫ g-a dić inší: „ti t ę símpri insę̇mā a mi e tüt kęl ke g-ǫ mwi l ę änć tę̇.

E l ę̇vę güštü da hā na bęlā hęšte[3]*, parkę̇ kęšt tę frędę̇l l ę̇ve mort e l ę äŋmǫ́ raviñit; o s ę̇ve perdü a pę o s a äŋmǫ́ rášpǫ-šá"*[4]*.*

19. Carasso.

Pagúra in mǫntáña.

Na ćiŋkwantę́na d āñ fá, ǫn ġǫvinǫ́t da karás l ēva nač in val káma a paštǫ́. Iŋ ki tęm-lá, ǫñi tānt ga kapitę̄va da sęntí ę aŋka da vędę́ l ǭrs kę ęl ġirę̄va par i bǫšk. Y alpadǫ́ a y ēva mīga sukár da trǫvá ala matíŋ tuć i kāwri dala sīra ę y a pęnsǫ́ da tįñí ǫŋ kañętǫ́ŋ byaŋk par fā štā indrę́ l ǫ́rs almę́ŋ di bitákǫl. Tuć i sir ęl kaŋ, vęrs bruna, ęl nēva su ǫn sasǫ́ŋ, ęl fēva na bǫyáda d ǫna męẓ ǭra ę y kāwri i sa tirę̄va tuć in ġir a lú. Ǫn dí, vērs la mēza, ęl kargadǫ́ ę l nǫf ġǫvinǫ́t y a dǫvú nā in vázǫla par vędę́ y paštár, parkę́ l ēva ǭra da kambiá mudáda ę parkę́ l ēva la prima vǭlta kę y kargę̄va kwęl ālp-lí. Y a ġirǫ́ um pǭ dapartút, in-dēnt e in-fǭra, in-ᵗsú e iñ-ġú, in męẓ ay drǭs e ay škrampǫ́ŋ. El kaŋ i l ēva tęć-sú par vęs ǫm pǭ pisę̄ sukár; ñida l ǭra da ragę́y i vak e da mǭlć, via a fum̄ a tǫrná indrę́, sēnza ñāŋka nāk adrę́ al sęntę̄. El nǫs ġǫvinǫ́t l ēva davánti. El fa par škavalćá ǫm bǫšk da drǭs, el vēd ǫŋ kwęykǫ́s da škūr li da sǫ́t. L a fać um vērs ę l ę pyu štač bǫŋ da di pāpa. L ēva davánti al ǭrs. Aŋka el padrǫ́ŋ ęl s a fęrmǫ́ da kǭlpǫ ę l ę pyu štač bǫŋ da dī ǫm filo. El kaŋ l ēva ręstǫ́ yndrę́. L ǭrs ęl vęrę̄va la bǭka e l kǫmiñćę̄va a rǫží. I du ǫman i parę̄va fač da štuk ę y ēva pyu bǫŋ ñāŋk da męf la ština. I sēva pyu kǫṣ i dǫvę̄va fā. El rūa ęl kaŋ. Apēna ęl vēd l ǭrs, el ṣa męt a bǫyá ę l kǫmiñća a fak la rǭnda. L ǭrs ęl fa-sú dū ǫ trī vęrṣáš e pę̄ via a škapá. E l káŋ drę̄.

I dū pǭri ǫ́man y ę ręštę́ li fęrm kǫn la trępęrę́la in di gāmb e y ēva pyu bǫŋ da fā ǫm pas. I vędę̄va l ǭrs kę l škapę̄va vęrs lęñǫ́ŋ, el kaŋ sęmprǫ ala kǭa, e, ǫñi tánt, i vędę̄va ǫm pilúk da pēr kę l gǫrę̄va via. L ǭrs, par fā štā yndrę́ l kaŋ ę par difę́ndas, ęl rašpę̄va kǫy dǫ šāmp davánti, ęl ga fēva saltá yndrę́ tēra, sas, tut kwęl kę l pǫdę̄va trǫvá.

[1] 'che ha mangiato fuori tutto il fatto suo coll'andare a puttana. [2] ‚accopato'. [3] „di fare una bella festa". [4] 'si è ancora raspato qua' „ancora ritornato".

Ma ęl kaŋ l ę̄va sę̄mprǫ ay kǫšt. I padrǫ́ŋ kǫn y ęc špalaŋkẹ́ y ę štač lí a gwardą́y fiŋ kwānt kẹ y ę pasẹ́ la kǫšta. E y a pǫdú vẹdẹ́ pyu nǭt è alǫ́ra vía, lịlǫ́ŋ liláŋ, vęrs kasína. L ẹ̄va ǵa tārt, bẹñẹ́va mǭlć, ma y gāmp i pǫdẹ́va pyu pǫrtą́y. Ruẹ́ a kaṣína e pasǫ́ um pǭ ęl štrįmizi, i prǭva a kuntá ay āltri sǫći, kǭ∫a g-ẹ̄va kapitǫ́. Ma da vǭs i g n ẹ̄va pyu; pạr pǫdẹ́ ∫aṣ kapí, i dǫvẹ́ᵛa parlá prǫ̆pi in-di orę̆č ę pạr wǫt dí, la vǭs la g ę ñīda-su pyú. Finíd da mǭlć ę da ∫ā kwi pǭk lawrẹ́ri, i s ę butẹ́ in-dạl kañǫ́z. El kaŋ l ẹ̄va mīga ñāŋmǫ́ tǫrnǫ́ yndrę̣̆. Ǫrmą́y i špẹrẹ́va pyu da vẹdẹ́l, pạrkẹ́ l ǭrs, ǫm bẹl mǫmẹ̄nt, štu∫ da kǭr, ęl ᵗṣa sará ravǫltǫ́ ę l l avrá žbrẹnǫ́. Vęrs ǫn dẹṣ ǭr, in la kaṣína i dǫrmīva tuć, i sẹ̄nt a rašpá la pǭrta. L ẹ̄va ḷ kaŋ. La lẹ̄ngwa la ga tǫkẹ́va in tẹ̄ra, ęl bǫm∫yẹ́va tánt kẹ l ∫ẹ̄va gorá tut ęl tẹrúš dala kaṣína. L a mayǫ́ na bęla mǫtináda da pǫlẹ̄nta ę lač, e pẹ̆, adá∫i, adá∫i, l ę nač a nrǫdás in dal ṣǫ ṣǫ́lit niǫ́z. Da ǭrs, dǫpǫ kwęla vǭlta, i n a višt pyu. Ma sí ęl padrǫ́ŋ ke ḷ nǫs ǵǫvinǫ́t y a vǫrú pyu savẹ́gan da nā in val kāma a kargá ālp. E áŋkamǫ-ŋkẹ́, a parlágan da l ǭrs, ga vẹñ-sú al pẹ̄r galína, ę a karás, kwānt a kwaydúŋ ga va ǵu la vǭs, sa g dis aŋmǫ́: ,,T ę ŋkǫntrǫ́ l ǭrs?"

Paura in montagna.

Una cinquantina d'anni fa, un giovinotto di Carasso era andato in Val Cama quale pastore. In quei tempi là, ogni tanto, (,ci') capitava di sentire e anche di vedere l'orso che girava per i boschi. Gli alpigiani non erano sicuri di trovare alla mattina tutte le capre della sera e si decisero a (,hanno pensato di') tenere un (gran) cane bianco per far star lontano (,indietro') l'orso almeno dalle abitazioni. Tutte le sere verso il crepuscolo, il cane andava su una roccia e faceva un abbaiamento di una mezz'ora, e le capre si tiravano tutte ,in giro' a lui. Un dì, verso mezzodì (,la mezza'), il padrone (,caricatore') e il nostro giovinotto hanno dovuto andare in Vázzola per vedere i pastori, perchè era l'ora di cambiare pascolo e perchè era la prima volta che caricavano quell'alpe lì. Hanno girato un po' dappertutto, ,in' dentro e 'in' fuori, in su e in giù, in mezzo agli alni alpini e i ceppi. Il cane l'avevano preso con loro (,tolto su') per essere un po' più sicuri. Venuta l'ora di raccogliere le vacche e di mungere, via in fretta (,a fumo') a tornare indietro senza neanche seguire (,andarci addietro a') il sentiero. Il nostro giovinotto era davanti; egli fa per traversare un boschetto di alni, (quando) vede (,un') qualche cosa di scuro lì (di) sotto. Ha gettato un grido e non è più stato capace di dire ,,papa''. Era davanti all'orso. Anche il padrone si è fermato di colpo e non è più stato capace di dire un ,filo'. Il cane era restato indietro. L'orso apriva la bocca e cominciava a ruggire. I due uomini parevano fatti di stucco e non erano più capaci neanche di muovere il bastone. Non sapevano più che cosa dovevano fare. Arriva il cane. Appena vede l'orso (che) si mette ad abbaiare e comincia a girargli attorno (,fargli la ronda'). L'orso manda due o tre ruggiti (,fa su due o tre versacci') e poi scappa (,via a scappare'). E il cane dietro.

I due poveri uomini sono restati lì fermi con la tremerella nelle gambe e non erano più capaci di fare un passo. Vedevano l'orso che scappava verso Legnon, il cane sempre alle calcagna (‚alla coda'), e, ogni tanto, vedevano un ciuffo di pelo che volava via. L'orso, per far star indietro il cane e difendersi, raschiava colle due zampe di davanti e gli faceva saltare indietro terra, sassi, tutto quello che poteva trovare. Ma il cane gli era sempre alle coste. I padroni, cogli occhi spalancati, sono stati (‚lì') a guardarli fin quando hanno passato (‚sono passati') la costa. Non hanno più potuto veder niente, e allora via, lilòn, lilàn, verso (la) cascina. Era già tardi e bisognava mungere, ma le gambe non potevano più portarli, Arrivati alla cascina e passato un po' lo spavento, provano a raccontare agli altri soci cosa loro era capitato. Ma di voce non ne avevano più. Per potersi far capire dovevano parlare proprio nelle orecchie, e, per otto giorni, la voce loro non è più venuta (‚su'). Finito di mungere e di fare quei pochi lavori, si sono buttati nel letto. Il cane non era ancora tornato indietro. Oramai non speravano più di vederlo, perchè l'orso, un bel momento, stufo di correre, si sarà rivoltato e l'avrà smembrato. Verso circa le dieci (‚un dieci ore'), (quando) nella cascina dormivano tutti, sentono raschiare alla porta. Era il cane. La lingua fuori (‚la ci toccava in terra') e soffiava tanto che faceva volar tutta la polvere (‚terra sciolta') della cascina. Ha mangiato un bel po' (‚mucchio') di polenta e latte, e poi, adagio adagio, è andato ad arrotolarsi nella sua solita cuccia. Di orso, dopo quella volta, non ne hanno più visto. Ma tanto il padrone che il nostro giovinotto non hanno più voluto saperne di andare in Val Cama a caricare (‚alpe'). E ancora oggi, a parlargliene dell'orso, vien loro (‚su') la pelle d'oca (‚la pelle gallina'), e, a Carasso, quando a qualcheduno va giù la voce, se gli dice ancora: „Tu hai incontrato l'orso?"

Ọna ćićaráđa da đu da karás.

Bọn ǵǭrn, pịdrinẹ́, da dọ tẹ vẹñ? — A vẹ̄ñi-žú adẹ́s da mǭnt; a sọm ọm pǭ šturbọ́. — A l zọ ŋka mí kẹ t ṣẹ mīga ñīt ala riuniọ́ŋ ñyẹ̄r sīra; ndọ́ tẹ sẹ̄va? — O dọ^{v}ú šta-sú a ragwayá y vạk. E tí tẹ sẹ nač? Kọs ī pẹ fač? — Sọm štač fǭra m̥ mọmẹ̄nt; a g ẹ ru^{w}ọ́-ša ñisúŋ. Ọ tẹč ọŋ kafẹ́, ma l ẹ̄va dọmạ́ šfọndrák! — Ma kọs tẹ dīṣ? tẹ sẹ ñáŋka pyu bọŋ da parlá ul nọṣ dialẹ́t! A karạ́s a ga dífǭm šọndrák ẹ mīga šfọndrák. — Ọrmạ́y nuŋ žǭn a sẹm pyu bọŋ da parlá la mǭda vẹ̄ğa. Sẹ i nọš blǭk, i nọšt kanạ́ya i dọ^{v}ẹ́s nā yn bǭrg a parlá ẹl nọṣt dialẹ́t ṣpyatarǭ́, kọmẹ́ kwẹ̄la kẹ l ẹ nača lá di ǵẹnọvẹ́s a ćẹrká ẹl formáč kẹ fa mạ́ya-mạ́ya kọla polẹ̄nta, i sa farẹ́s rīd-adrẹ́ prọpi da tuć. Tí kẹ t sẹ nẹsụ́ prūma da mí, dim-sú kwạy parọ́l prọpi da kwī vẹč! — Tẹ ḷ ^{t}sẹ kọsa l ẹ ọn špẹtẹ̄ñš, ọm plẹ́kan, ọn kǭdan, ọm pyọd^{d}lạ́t, ọm pīnz, ọŋ kraŋkẹ́t? — Ọ, i kraŋkít y ẹ y žẹ̄nt d la vạl kaláŋka. Ma lasẹ́m-la búy, tirẹ̄mas-vía da štọ radọ́štạ ẹ nẹm a bẹ̄^{v}an ǭŋ gọt, kẹ l ẹ bẹ myọ́!

Una chiacchierata di due di Carasso.

Buon giorno, Pierino, da dove vieni? — Vengo giù adesso dal monte; sono un po' indisposto (‚disturbato'). — Lo so anch'io che non sei venuto alla riunione ieri sera. Dove eri? — Ho dovuto star su (in montagna) a governare le vacche. E tu, sei andato? Che cosa avete poi fatto? — Sono stato fuori un momento; (ma) non è arrivato nessuno. Ho preso un caffè, ma era soltanto *šfǫndrák*[1]. — Ma che cosa dici? tu non sei neanche più capace di parlare il nostro dialetto! A Carasso noi diciamo *šǫndrák* e non *šfǫndrák*. — Oramai noi giovani non siamo più capaci di parlare alla moda vecchia. Se le nostre *blǫ̈k*[2] e i nostri *kanáya*[3] dovessero andare ‚in borgo'[4] a parlare il nostro dialetto spiccato, come quella che è andata (‚là') dai ‚genovesi'[5] a cercar il formaggio che fa ‚mangia-mangia' colla polenta[6], si farebbero ridere indietro proprio da tutti. Tu, che sei nato prima di me, dimmi (‚su') qualche parola proprio di quelle vecchie! — Tu (‚lo') sai cosa è uno *špętẽ̈ñš*[7], un *plẹ̄kαn*[8], un *kǭdαn*[9], un *pyǫdᵈlạt*[10], un *pīnz*[11], un *kraŋkẹ́t*[12]? — *Ǫ, i kraŋkít* sono la gente della Val Calanca. Ma lasciamola andare (‚bollire'), finiamola (‚tiriamoci via' con questa stupidaggine e andiamo a berne una goccia, che è ben meglio!

20. Arbedo.

La parabola del figliuol prodigo[13].

11. Umn ǫm el g-ẹva dũ matǫ́ŋ[14].

12. El püsẹ́ žun da šti dũ el g-a dić al pá: „pá, dam fǫra la mẹ̄ part da suštánzia ke m tǫka." E lü el g-a fać-fǫ́ra i part.

13. Pǫk dí dǫpu, el fyǭ püsẹ́ žun, tirǫ́ nséma tüt el fać sǫ, l ẹ nać ind-um payẹ́s luntáŋ, e lì, im pǫk temp, l a mayǫ-fǫ́ra tüt, kul ćokatā[15] *e nā a ģirǫ́lda*[16].

14. E kwand l a byü fać nẹt, a g ẹ ñid nu grand kareštia iŋ kẹl payẹ́s-li e l a škumenćǫ́ a sentila a bat ind-i kǫšt[17].

15. E l ẹ nać d um šur iŋ kẹl payẹ́s a ćerkā da lavurā, e štu šur el l a mandǫ́ nd-i sǫ fundi a kürā y puršǫ̂y.

16. E lü el ćerkáva d impyǫ̣ni la büfẹ́ka kuy ģand k i mayáva y puršǫ̣̂y; e nesũŋ i ga n dẹva.

17. Alúra pensándu a kẹl ke l ẹva fać, l a dić in-tra da lũ: kwanti lavuránt iŋ ka dal mẹ pa i g-a da mayā e da bef a saziatẹ́, e mi ki a krẹ́pi dala fam.

---

[1] „posatura". [2] „ragazze". [3] „ragazzi". [4] „a Bellinzona". [5] Soprannome di negozianti, d'origine genovese. [6] „che si mangia colla polenta". [7] „cosa o persona strapazzata, scempio". [8] „sasso di media grossezza trovantesi nel sottosuola". [9] „grosso ciottolo". [10] „pietra piatta grande e spessa", da *pyǫdẹ́la* ‚pioda' piccola (20 cm). [11] „sasso acuto, piccolo". [12] „cavalletta che rode le foglie degli alberi in primavera. Vola alla sera e resta tutta la notte sugli alberi" (Sujet). [13] Die Transkription folgt möglichst getreu derjenigen von Pellandini, *BSSI* XVII, 32. [14] Plur. von *mat* „figlio". [15] „ubbriacarsi". [16] „girovagare". [17] ‚a sentirla (fame) a battere nelle coste'.

18. Ma leverǫ-sü, a nerǫ́ dal mę pa e a ga diʃerǫ́: pá, u ʃać pekád kuntra dal siñúr e kuntra da ti.

19. Rumáy mi a som pyü dǭñ da vęs ćamǫ́ tǫ ʃyǭ: trátum kumę́ vüŋ di tǫ lavuránt.

20. E l ę levo-sü e l ę nać dal sǫ pá. E l eva ŋkamǫ́ dištánt, kwant ke l sǫ pá el l a višt, e g-a ñid kumpasyóŋ[1]; el g-a nać iŋkúntra, e l g-a bütǫ́ y b̄raš al kǫl e l a baʃǫ́.

21. E l ʃyǭ́ el g-a dić: „pá, u ʃać pekád kuntra dal siñúr e kuntra da ti; rumáy a som pyü deñ da vęs ćamǫ́ tǫ ʃyǭ́."

22. E l pá el g-a dić ay sǫ servitú: „ala žvęlta, tǭdi-šá[2] l vešti püsę́ bęl e metigal-sü, e metig-dęnt l anęl ind-al did e metik-sü i škarp.

23. E menę́-šá l vedǫ̈l iŋgrasǫ́, e mazęl e pǫ̈ sa máya e sa beʃ a soŋ da kampaniŋ.

24. Parkę́ štu mę ʃyǭ́ l eva mort e l ę resüšitǫ́; l eva perdü e l ę štać truvǫ́". E ́y a škumenćǫ́ a mayá e beʃ.

25. El ʃyǭ magúr l eva ʃǫra ind-i ʃundi a lavurá, e kul turná-indrę́, kwand l e štać arę́nn[3] a ká, l a sentit k i sonę́va e k i balę́va.

26. Alúra l a ćamo-šá m ʃamǫ̈y[4] e l g-a dumandǫ́ kusę́ ke l eva tüt štu muvimęnt.

27. E l ʃamǫ̈y el g-a rešpundü: „l ę ñid a ká l tǫ ʃradǫ̈l, e l tǫ pá l a mazǫ́ m vedǫ̈l iŋgrasǫ́ dala kuntentéza ke l a truvǫ́ saŋ e dešpǫ́št."

28. E lü l a ćapǫ́ rábia e l vurę́va miga ná da-dęnt. Alúra g-a ñit-ʃǫ́ra el sǫ pá e l a škumenćǫ́ a pregál.

29. Ma lü el g-a rešpundü al sǫ pá: „gwárda um bǫt[5], mi l ę ža tanti an ke ta servisi e u sempru ʃać segúnd i tǫ kománt, ma ti te m ę may dać un kawręt par mayá kuy me amis.

30. Ma adęs ke g ę ñid a ká štu tǫ ʃyǭ, ke l a mayǫ-ʃǫ́ra[6] tüt kęl ke l g-eva insęma ay pütán, ti t ę mazǫ́ par lü el vedǫ̈l iŋgrasǫ́."

31. Ma el pá el g-a dić: „sent el mę mat: ti te sę sempru insęma da mi e tüt kęl ke g-ǫ mi l ę tǫ.

32. E l eva da gǘšta da ʃā nu legria, parkę́ štu tǫ ʃradǫ̈l l eva mort e l ę resüšitǫ́; el s eva perdü e l ę štać truvǫ́."

La Novella IX[a] della Giornata I[a] del Decamerone nel dialetto d'Arbedo[7].

1.[8] A diʃi alúra ke ay temp dal prim rę da ćipru, dǫpu ke la tęra santa l ę štaća kuŋkwištáda dal goʃrédu di bülǫ́ŋ, g-a süćedü ke nu dǫna d unu ʃamila nǫ́bila da gwaškǫ́ña l ę naća in pelegrináć al santu sepulkru.

2. Kul turná-ndrę́, rüváda[9] li a ćipru, di ǫmenáš i l a ćapáda-šá e i ga n a ʃać-drę́ da tüć i sǫrt: alúra lę̄ dešperáda l a pensǫ́ da rekúr al rę.

---

[1] ‚gli è venuto compassione'. [2] ‚togliete' „portate qua". [3] „vicino". [4] „famiglio". [5] „guarda un po'". [6] ‚mangiato fuori' „sprecato". [7] Die Transkription folgt derjenigen von Pellandini, *BSSI* XVII, 33. [8] Die Numerierung der Abschnitte entspricht derjenigen meiner eigenen Textvorlage. [9] „arrivata".

3. *Ma i g-a dić ke l eva tant um bátü-lá*[1], *um boŋ da negǫt, ke, ultra a miga vendikā kun ǵüštizia i škęrz e y ynsült ke i ga fava ay yaltri, el sa n lasáva fā-drę́ a lü da tüć i kwalitá senza ñaŋka ver la bǫka; tant ke kiúŋkwe ke g-eva adǫ́s nu kway rábia i sa šfogáva kun fag un kway škęrz al ręę.*

4. *Kęla dǫna alúra kul sentī nší, l a perdū tüta la šperánza da vęs vendikáda, ma tant par kunsulás um pǭ l a pensǫ́ da vurę̄ žgoñā*[2] *lmę́ŋ el ręę da vęs inší m makáku*[3].

5. *Alúra l ę naća da lü tüta pyanžurénta e la g-a dić: „sentí, šur ręę, mi sum miga ñida kí da vü par fam vendikā di škęrz k i m a fać, ma dumá par fam inseñā kumę̄ ke fę̄ vü a süfrī tüć kwī k i va fa a vü, ke inší pǫda suportā ŋka mí kun paćenza kwī k i m a fać a mí, ke, díu la sa, se pudręs kargávi-sū*[4] *a vü el seręs tüt kęl ke ćę́rki, parkę́ vü a van lasę̄ fā-dręé da tüć i sǫrt senza ñaŋka ćipī*[5].*"*

6. *El ręę, ke fiŋ alúra l eva sempru štać um makáku, a sentís a žgoñā a kęla manéra lí, l a fać kumę̄ a desedás d um grand sǭñ, e l a škumenćǫ́ a vendikā y škęrz k i g-a fać a kęla dǫna, e da lura iñánz el ga l a sempru faća pagā karna saráda*[6] *a kwī ke ga fava a lü uŋ kway škęrz o m dešpǭć*[8] *iŋ kwalúŋkwe sía manęra.*

21. Sant'Antonio.[7]

Val Morobbia.

La vendę́mbya dę kwęšt án a pyinę́z.

A kręděvum prǫ́pri mīgą, dǫpǫ tüt kwęl k ę sućędū, kę aŋką kwęšt án a pudę̄vum tirá insę́mą iñmǫ́ un bęl gǫt dę viñ. L a fać un fręć dęl diāvul l iñvę́rn pasǫ́. A mumę́nti i sękávą tüć i vit e pǭ ŋka la žę́nt. L ę štaćą una strubyādą in úrdęn. I vit y ę sekę̄ pęr una gran pārt dę̄nt in la kampáña, sǫt ąy ką́. Kwī partikülār kę y g-a la viñą sǫt al paę̄s, i kręděvą da ñáŋką fa la fadígą da bañá y vas. Invę́ćą adę́s i s ę pǭ dí kę y ę kwā/i tüć kuntę̄nt. I vit migą sę́k y ēvą kargę̄ kę l ēvą uną męravę́yą, e l ügą sąną kumę un kuráy. Lünedí pasǫ́, y am škumenzǫ́ a fa la vendę́mbya; ęl munićípi l ęvą fisǫ́ la męta. L ēvą prǫpri bęl vędę y nǫšt bę̄lǵi[9] *e kwī d in-dę̄nt kur a tremǫ́zą, al gáru, al kǭk, a karabę̄lą, al baš e ąy pyaz kun kaváñ, sędę́y, tǫl, štę̄, bręnt, e vęñī indrę kargę̄ kumę á/ęn. Kwąydūñ y a ža fać ęl viñ nǭf ę, in ǵęnęrāl, l ę migą mā, perkę l ügą l ēvą prǫ́pri bęlą. Kwąy tęštárt i g-a invęćą una pręsą malędę́tą: l ę imǫ́ mǫšt kę i l tírą ža fǭrą dąlą tiną. El kápitą pǭ kę in agǫ́št*

[1] ,un battuto là' „un poltrone". [2] „scherzare, canzonare". [3] „sciocco, gonzo, gocciolone". [4] ,caricarvi su'. [5] „senza neanche aprir bocca". [6] ,l'ha sempre fatta pagare carne salata'. [7] „dispetto". [8] Dial. *sant antǫ́ni*, mit den Teilgemeinden Carmena *karmę́na*, Vellano *vę́lęn*, Riccera *rišę́ra*, Melirolo *męlirǭ*, Melera *melę́ra*, Carena *karę́na*. [9] Übername der Bewohner von Pianezzo; andere Übernamen aus der V. Morobbia, die mir genannt wurden, sind: Vellano *i štriyúŋ* „gli stregoni", Carmena *i pre/unę́* „i prigionieri", Melirolo, Melera *i puršę́y* „i porci", Carena *i šfru/íñ* „i contrabbandieri", Giubiasco (am Ausgang des Tales) *i gǭş* „i gozzi", Arbedo *iy á/an* „gli asini".

e yn setę̇mbru ęl gę sę vǫltą. Pęr fǫrtûną y ę puk i partikülår kę y l a mígą imọ̇ kapîdą kę ęl viñ bifọ̇ñą lasál fa nęlą tiną prümą da mę̇tęl ind-i vas. Kwąydûñ, kumẹ́ ęl rǫk di santíñ, ęl pęlọ́ną, ęl tǫñ, i ćaŋkẹ́lą, ęl yåkum di rǭs, ęl fęlíp da ǵẹ̄fą, i fa um vinẹ́t in úrdęn, leǵeríñ, kun puk kulǻr, ma kę l škáldą sübęt y urẹ́ć, ęl va-žû kę l ę um pyafẹ̄́, drę a una padęlą̄́dą dę mundát. Ȩl gę pyās aŋką ay šuri dę burg; kwant i kápita-sû, i n pọ̇rtą vią de kwī tefåt!

La vendemmia di quest'anno a Pianezzo.

Non credevamo proprio, dopo tutto quello che è successo, che anche quest'anno potevamo produrre (,tirare assieme') una buona (,bella') goccia di vino. Ha fatto un freddo del diavolo l'inverno passato. Quasi quasi (,a momenti') seccava tutte le viti e (,poi') anche la gente. È stato una calamità terribile (,in ordine'). Le viti si sono seccate in gran parte in campagna, sotto (,a') le case. Quei particolari che hanno la vigna disotto al paese credevano di poter fare a meno (,di neanche far la fatica') di bagnare i vasi. Invece adesso si è poi detto che sono quasi tutti contenti. Le viti non secche erano cariche che era una meraviglia, e l'uva sana come un bargiglio[1]. Lunedì passato abbiamo cominciato a far la vendemmia; il municipio aveva fissato il termine. Era proprio bello a vedere i nostri ,belgi'[2] e quelli di dentro[3] correre a Tremozza, al Garo, al Cök, a Carabella, al Basc e alle Piazze[4] con ceste, secchie, staia, stagnate, brente, e tornare (,venire indietro') carichi come asini. Qualcheduno ha già fatto il vino nuovo e, in generale, non è male, perchè l'uva era sempre bella. Qualche testardo ha invece una furia maledetta: è ancora mosto che lo tirano già (,fuori') dalla tina. E capita poi che in agosto e in settembre inacidisce (,ci si volta'). Per fortuna sono pochi i particolari che non hanno ancora capito che il vino bisogna lasciarlo maturare (,fare') nella tina prima di metterlo nei vasi. Qualcheduno, come il Rocco dei Santini, il Pelona, il Tonio, i Cianchella, il Giacomo dei Rossi, ,il' Filippo di chiesa[5], fanno un vinetto come si deve, (,in ordine'), leggerino, con poco colore, ma che scalda subito le orecchie, va giù che è un piacere, dopo (,dietro a') una padellata di caldarroste. Piace anche ai signori di Bellinzona (,borgo'); quando capitano su (in paese), ne portano via di quelle scorpacciate!

Štọ́ria dęl fi^{y}ọ̄́ prọ̄́dik̦.

11. I g-ẹ̄vą uną vǭltą un ǫm kę l g-ẹ̄vą dü fi^{y}ọ̄́, vüñ piníñ e l ą̄ltrų grą̄nt.

12. Kwęl püsẹ̄́ piníñ um dí ęl g-a dī^y al ^{t}sǫ pą́: „pą́, dęm[6] la pą̄rt dęla suštånzą kę mę špetarẹ́s alą vǫštą mǭrt, kę a vǭri ǵirå ḷ mǭnṭ.“ E ḷ pą́, kę l ẹ̄va uŋ gran bǫŋ ọ́m, ęl gę l a dą̄ya.

---

[1] „Appendice carnoso sotto il becco dei tacchini“; so in Mailand. [2] Cf. p. 301, A. 9. [3] dell'alta valle. [4] Flurnamen. [5] Übername von Dorfbewohnern. [6] Var. *a vûri kę ^{v}ü a mę dígu*, mod. *dågu*.

13. E dǭpu um pu̧ de tę̄mp, štu̧ tǫs[1] l a fa̧y-sü ęl sǫ fagǫ́t[2] e l ę na̧y ind-um paę̄s mü̧ltu̧ luntáŋ, dū̧va̧ ęl n a fa̧ć dę tüć i kulúr e l a mañǵǫ-fǭ́ra tüt kwęl kę l g-ę̄va̧.

14. In dę kwęl paę̄s pǭ́, in dū̧ᵛa̧ ęl ᵗṣę trǫvā̧́va̧, l ę veñṻ́da̧ una̧ grānda̧ karęštía̧ ę ęl pǭvru tǫs ęl g-ę̄va̧ pćü nagǫ́t da mañǵá.

15. L ę šta̧y oblįgǫ́ a ćęrkā̧́s uŋ kwa̧y pǭ́št ę, ćę̄rka ę ćę̄rka, l ę riüšít a trǫ́van vüñ kę l l a̧ mandǭ́ a kürá y puršę̄́y.

16. Ma iŋ kwęl ᵗṣīd-iñǭ̈́[3], ęl patíva̧ unę gran žgayǭ́ʃa̧[4] ę pęr impyę-nís la pānza ęl duᵛę̄́va̧ mañǵá i ǵānt dę rū̧ru k i mañǵā̧́va̧ i pǫršę́y. Ma áŋkę dę kwīy i g ęn dā̧va niṣüñ.

17. L a kumiñćǫ́ a pę̄́nzak-sǭ́ra ę in-trá de lū̧́ ęl diʃę̄́va: da̧l mę pā̧́, famę́y[5] e maṣę̄́ i g-a rǭba̧ a bǭ́ka̧ kuṣ tę vǭ̈[6], e mí kiñší[7] a mǭ̄r dęla̧ fām.

18. Štüf dę kwę̄lę vīta̧, um dí l a pęnṣǫ́ in-trá de lū̧́: a vǭ̈y na̧ dal mę pā̧́ ę a vǫ̈y dīk: pá̧, mi a̧ y ǫ fać uŋ gran tǭrt a vū̧́ e al siñǭ́r,

19. A sǫ iŋka̧ mí ka mę̄́ritę mīga̧ da vęs tęñū̧́ pęr vǫš fiyǭ́, ma ćapę́m a fęm almę̄́nǫ la grá̧zia̧ da tratá̧m kumę́ tratę̄́ i vǫš famę̄́y.

20. L a fać iñší ę l z ę mętü pęr štrā̧da̧ e l ę vęñü a ká̧ dęl zǫ pá̧. Štu pǭvru vęć, kę l krędę̄́va̧ prǫpri dę pćü vędę̄́ ęl zǫ̈ fiyǭ́, ęl g ę kū̧rs iŋkúntra̧ ę l l a brášǫ-sū̧́ e l g-a fa̧ć tā̧nti baʃíñ.

21. Ęl fyǭ́, tüt impćañžurę̄́nt[8], ęl z ę mętū̧́ iñ žinǭ́ć ę l g-a dīy: „a l zǭ̄, pá̧, ka sum šta̧y tāntu katíf, ma vū̧ a sī tā̧ntu buŋ, a mę pęrdunarí a mę tęñarí almę̄́ñ kú̧mę vüñ di vǭ̄š famę̄́y.“

22. Ęl pa̧ ęl štā̧va̧ pćü inṣę̄́ma̧ da̧la̧ ku̧ntęntę́za, l a drizǫ́ im pę̄ ęl fiyǭ́, ę l l a fać na-dę̄́nt iŋ ka̧. E pǭ̈ ęl g-a dīy a̧y famę̄́y da fā la žvę̄lta e šęrká i pūsę bę́y vęští e pǫ̈ l g-a dīy: „a ma rakumándi tā̋nt, vęštíl bęñ ęl mę ka̧r tǭʃ, mę́tik-sü y pūsę bęy škā̧rp ę dę̄́g ęl pūsę bęl anę́l d ǭ́r. Kupę̄́ ęl vędę́l püsę́ bęl, fęm uŋ gram pā̧št e fęm baldǭ́ria̧.

24. A g-ī da kapí ke kwęš-kí l ę l mę tǭʃ k a kredę̄́va̧ mǭrt ę kę invę̄́ćę ęl siñǭ́r ęl m a faǵ la grā̧́zia da podę́ ymǫ́ vędę́.“ E alúr i s ę mę́tü-drę́ a mañǵá ę a bę̄f kumę́ tā̧nti lu̧dri[9], iy a fa̧ć tánta̧ baldǫ́ria̧ k i parę̄́va̧ divę̄́nta mát pęr la graŋ kuntęntę́za̧.

25. Ma pǭ̈ i n ę sućę́ṣ vüna̧ prǭ́pri bę̄la̧: ęl fręd́ęl mažúr, kę l ę̄va̧ šta̧y sę̄mprǫ a ká̧, iŋ kwęl di-lí l ę̄va̧ fǭ̄ra̧ a lavorá la kampáña̧, ę tra lüʃ ę škūr[10], ęl z ę mętü in mǭtu pęr vę̋ñí a ká̧. L ę̄va̧ kwāʃi arę̋nt[11] a ká̧, kwā̋nt kę l a sęntū̧́ um bakanę̄́ri dęl didwl.

26. L a ćamǭ́ la nę̄na̧[12] e tüt męraviyǭ́ ęl g-a domandǫ́ kuʃ ęl vǫ̈-rę̄́va̧ dí tü̧t kwęl movimę̄́nt.

27. La nę̄na̧ alǭ́ra̧ la g-a kūntǫ-sü kum i šta y rǫ́b[13], ke l ę̄va̧ vęñü-indrę̄́ ęl zǫ̈ frędę́l e kę l pá̧ l ęva̧ bęl e mát da̧la̧ kǫntęntę́za̧; ęl g-ę̄vę dać a tüć da bę̄f e da mañǵá e pǭ̈ y ę̄va̧ fać baldǭ́rię.

---

[1] „ragazzo“. [2] Var. pyantǫ́ arm ę bagáy „piantato là“. [3] „là“; cf. kilǭ́ „qui“, la̧ynǭ́ „là“. [4] „fame“. [5] „famigli“. [6] ‚a bocca cosa tu vuoi‘ „finchè vogliono“. [7] „qui“ (‚così‘). [8] „piangente“. [9] „pacchiatori“. [10] ‚tra luce e scuro‘. [11] „vicino“. [12] „la Nena“ (una serva). [13] „come stavano le cose“.

28. *Lü l a ćapǫ́ unạ gran štīzạ ẹ l vǭrẹ́vạ mīgạ savẹ́gan da nā-dẽ̄nt yŋ ką́. Alǫ́rạ ẹl pạ l ẹ véñü-fǫ́rạ a dǫmandą́k pẹrkẹ́ ẹl fẹ̄vạ īñši.*

29. *Lü l g-a rišpǫ́št: „sẽ̄ntǫm el mẹ kạr pạ, l ẹ ą̄ñ e ą̄ñ[1] kẹ mį a va sẹrvįṣ. I y ǫ sēmpru fać ẹl mẹ dǫvẽ́r ẹ a vẹ v ǫ mạy tražgrẹdit nãŋkạ unạ vǭltạ. Pẹr rikǫmpẹ́nṣạ a m i mạy dać un bẹríñ[2] da fa um pǫ da baldǫ́riẹ iŋka mi kụy mẹ sǫći.*

30. *Invẹ̄ći ẹl tǫrn-indrẹ́[3] kwẹl pụg dẹ buŋ d un vǫš fiyǭ́, kẹ l a žgüšǫ-fǭ́rạ[4] tüt ind-i divẹrtimẽ́nt ẹ kuy pẹlą́nt[5], e a mazẹ́ ẹl vẹdelúŋ[6] ẹ a fẹ̄ fẹ́štẹ grándạ.“*

31. *Ẹl pạ ẹl g-a rẹšpǫndü: „sẽ̄nt, ẹl mẹ kạr fiyǭ́, ti sẹ sẽmpru štạy insẽ́ma a mi ẹ tu štarẹ́ ŋkamǫ́ pẹr l avẹni[7], e kwãnt k a mǭ́r, tütạ la sǫštánzạ la sára tüẹ.*

32. *Ma adẹ́ṣ fa miga müfúŋ[8], šta-sü alẽ́gru ŋka ti. Ẹl tö frẹdẹ́l, ke tẹñivum tüć pẹr mǭrt, l ẹ riṣüšitǫ́, nũñ ka l krẹdẹ́vum pẹrdü a l am iñmǫ́ trụvǭ́.“*

F. Locarnese.

22. Casenzano.

Gambarogno.

La štǫ́ria dẹl fyǭ́ prǫ́dik̦.

11. *Una ᵛǭlta ǫ g-ẹ̄va ǫn ǫ́m k ǫ g-ẹ̄va dü fyǭ, üŋ pẹníŋ e l ālt grānt.*

12. *E un dí, kwẹl püsẹ́ pẹníŋ ǫ g-a dić al pą́: „pą́, mi a vöy k a n dẽ́gǫ la pārt k a m špẹta dǫp a la vǫšta mǭrt.“ E l pą́, kẹ l ẹ̄va un bǫnáš, u g l a daća sübit.*

13. *Alǫ́ra ẹl fyǭ́, sẹnza špẹ́ća tánt, u y a prẹparǫ́ ǫl sö fagǫ́t ẹ l ẹ škapǫ́ im paẹ́ṣ lǫntáŋ, dǭva, in pǫk tẽ́mp, u y a mañǵǫ́ tüt in bi-gǭ́rdi[9].*

14. *Kwānt k u s a trǫvǫ́ kǫn pyü yāŋk uŋ gẹl ćentẽ́fim[10] e pyẹŋ dẹ mifẽ́ria,*

15. *U y a trǫvǫ́ um pǫṣt dal padrúŋ, k a l a mandǫ́ a kürá y ćǫći[11].*

16. *Ma intánt kẹ i ćǫći i mañǵáva asẽ́, lü̃ ẹ g-ẹ̄va mīŋga da káša-vīa la fạm.*

17. *Alǫ́ra u g-a nić im mẽ́nt[12] kẹ a ką́ del sö pą́ u g-ẹ̄va rǭba a bẹẓẽ́f pạy servitǫ́r, e lü li a pati la fạm.*

18. *Finalmẽ́nt ǫ s a dẹćẹdü̃ da ná dal sö pą́ e dīk: ǫ pą́, a t ǫ fać intǫ́rt a ṣkápa-vía.*

---

[1] ‚è anni e anni‘. [2] „piccolo agnello“; cf. *bǫć* „becco“, *bućíñ* „capretto“, *bẹrǭ́* „montone“, *nẹfẹ́lạ* „piccola capra, più giovane del *bućíñ*“, *mügarẽ́lạ* „vacca giovane che può aver vitello“, *pẽ̄vrạ* „la pecora“, *ką̄wrạ* „la capra“. [3] „invece (appena) torna ‚indietro‘“. [4] „sprecato fuori“. [5] Sing. *pẹlánda* „puttana“. [6] vitellone. [7] „ancora per l'avvenire“. [8] ‚fa mica il musone‘ „non tenere il broncio“. [9] „orgie“. [10] ‘denaro di centesimi‘ „un centesimo“. [11] „porci“, Sing. *ćǫćǫ́*; Var. *pǫršẹ́l, -ẹ́y.* [12] „allora gli è venuto in mente“.

19. Adės a mḗriti yāŋka pyü k a m ćamḗgo ęl vǫ̈št fyǭ́ ma k a m teñḗgo yāŋka kǫmę ǫn servitǭ́r.

20. Kǫn ṣti pęnzḗ ǫ s e metǘ yn viáć vęrs a ką sǭa. El sǭ pǫvru vęć[1] u g-ēva pyü šperánza da vędęl amǫ́, ma da lǫntáŋ ǫ l a kuñǫsü[2], ǫ g-a kǫrü yŋkǭ́ntra ę u l a brášo-sü e u fęníva pyü da fag bafít.

21. Alǭ́ra ęl fyǭ́, tüt kǫnfǘf e pyañžḗnt, u s ę mętǘ iñ žęnüć e u g-a dić: „pą́, a v ǫ dać uŋ gran dišpyafḗ, ma vǘ a sĭ tántǫ buŋ, kašęm mīa vía, ma tratęm almęŋ kǫmę um vǫ̈št sęrvidǭ́".

22. Ę l pą́ pyañžḗva dalą kǫntęntęza, ǫ l a álzo-sü ę ǫ l a minǫ́ a ką́. Dǫp ǫ y a ćamǫ́ tüć i sęrvidǭ́ da na ym pręsa a tǭ i vęští pǘsę bęy ę y pǘsę bęl ṣkārp e un anęl d ǭr da mętal al dīt.

23. Dǫp ǫ y a mandḗ a tǭ́ ęl vędęl pǘsę gras par mazál, da fa um buŋ paṣt ę da ṣta alḗgri.

24. „Parkę́ ęl mę fyǭ́ l ę ritǫrnǫ́, e mi a m kręḗva da vędęl pyü. e invęći ęl siñǭ́r u m a mǫ dać la grázia da trǫvál." Tüć i s a mętǘ a mañǵá e bēf ę fa baldǭ́ria, pąrkę y ēva kǫntḗnt.

25. Ęl fręḍęl mažǭ́r, kę l ēva ręṣtǫ́ a ką́, l ę rivǫ́ dal lǭk[3]. Da prǭf[4] a ką́ ǫ y a sentü ŋ gran frakás.

26. Alǭ́ra ǫ y a ćamǫ́ un sērf par dǫmandǻk kwęl l ēva tüt štu bųrdęl[5].

27. Ęl sęrvitǭ́ u g-a kǘntǫ-sü la ṣtǭ́ria kǫm l ēva ę kę ęl sǭ pą, dala kǫntęntęza, ǫ y a ᵛǫsü da ṣonǻ e balǻ[6].

28. Lǘ u g-ēva um pǫ d invídia e u rēva[7] mīa nā iŋ ką́. Alǭ́ra ęl pą́ l ę nić[8] fǭra a dǫmandǻk ęl mǫtíf.

29. E lü prǭ́nt: „sentím um pǫ, pą́, mi l ę tanti ăn k a sǫŋ ki, a y ǫ sēmprǫ fać ęl mę dǫvḗr ę ᵛü, pá la pāga[9], a m i mąy dać un kavrḗt pąr ṣta alḗgru kuy mę sǭći.

30. Adės l ę rivǫ-šá kwęl pǭk dę bǫŋ-lí. U y a mañǵǫ́ tüt la pārt k a g-i dać kǫy dǫnáš e in mañǵǻ ę bēf, vǘ a fę mazǻ[10] sübit ęl vędęl pǘsę grás."

31. E l pą́ ǫ g-a ręṣpondü: „sēnt, kar dęl mę fyǭ, ti ti sę sēmpru stać insęma a mi e la mę rǭba la sará tǭa.

32. Pęrǫ́ vęñ aŋka ti a ṣtā alḗgru, parkę́ el tǭ fręḍęl l ę tǫrnǫ́ a ką kwānt kę nǖ a l kręḗᵛǫm mǭrt."

23. Sant'Abbondio.

Gambarogno.

La lęžḗnda dǫ sąs di kǫltǘr[11].

Per andǻ al mǭnt dę sąnt abǭ́ndi, a męza štrǻda, u g-ę la ǵēfa da rǻbrik[12], faća-sü pęr la madǫ́na di sęt dǫlǭ́r. Tüć i žēnt, da ki ę di

---

[1] „vecchio". [2] „ma ‚da lontano' l'ha conosciuto". [3] ‚luogo' „campo" (*kāmp*). [4] „vicino"; mod. *vifiŋ*. [5] „baccano". [6] ‚egli ha voluto di sonare e ballare' . . . „che sonassero e ballassero". [7] Lento *vᵘrēva*. [8] „venuto". [9] ‚per la paga' „in compenso". [10] „ha mangiato tutta la parte . . . in mangiare e bere (ma) voi fate (lo stesso) uccidere . . .". [11] Flurnamen; cf. p. 306, A. 1. [12] „i giovani dicono *rǻvrik*" („lauro"); Sujet.

paę́ſ viſit, i g-a sēmprǫ vü una grānt dęvǫziǫ́ŋ per šta madǫ́na, e tānt ind-i bǫŋ mǫmę̄nt kǫmę iŋ kwīy grám, i ndăva-sü-lá a pręgá e a pizá i kandęrít, e y vęñīva indrę́ tüć kǫntę̄nt, pyęŋ dę fęt ę dę špęránza. Šta grānt fęt la g-ēva fać vęñí una răbia pütăna al dyăᵛǫl žü in l infę́rn, dǭva ǫ ſ mañǵăva ęl fidik drē a kwęla žęntáša malędę́ta kę kręde̋vą in la mądǫ́na. Intănt kę l ćapíŋ ą s tąpinăva tüt kǫmę ṣfǫgá la sǫ răbia, ǫ bęštęmą̄va kǫmę ǫn tǘrk. Una nöć šküra kǫmę im bǫ́ka al lǖf, tra y lę́ſan ę y trǫ́ŋ, ęl dyăvǫl l e andać-sü pęr la montáña. L ę pasǫ́ a mǭnt, al pirǫ́ŋ, in-da kǫpa d iſák, in-du frǫmigę́, in fǫ́rkǫra e l ę rivǫ́ a l ǫm sęrvădik, in dǭva o y a trǫvǫ́ un sasǫ́ŋ tręmę̄ndǫ. O l a braŋkǫ́ kǫy sǫ̈ žgrífi, u ṣ l a bütǫ́ sül grǫ̈p, ę vīa kǫmę un špēt, žü pęr i žbrik̦ ę y krǭṣ: vǫrę́va bütá kwęl štǫ́yan süla žēſa da răbrik̦ ę šprędfǫndála. E ǫ kǫrę́va kǫmę un lǫ́drǫ pęr fa im pręsa, ę l ę rivǫ́ sǫt a mǭnt fiŋ in fǫnt ay kǫltǘr, kwānt k ų g-a kǫmparü una bę́la žǭvna, tüta vęštída dę byāŋk, ę l ćapíŋ l a škomęnzǫ́ a trębikă, ę y gāmp i s iŋkrüzăva kǭmę sę k u g-ęs vü la fēvra tęrzăna. Ęl štǫ́yan ǫ vęñīva sę̄mprǫ püsę́ pęſānt, ę la bęla žǭvna, ke la k štāva sę̄mprǫ püsę́ viſína, la g-a tǫkǫ́ un zikíŋ ęl sas e la g-a dić: „pǫ́sa, pǫ́sa um pǫ, kę ti sę štrak!“ L ēva íñši bę́la, la g-ēva dǫ štęl al pǫšt di ǫ̈ć, una vǭſ íñši dǫ́lza, kę l dyāᵛǫl u y a mīa pǫdü ręſišt. La bęla žǭvna l ēva la madǫ́na, kę la vęñīva amǫ́ una vǭlta a salvá la fēt di nǫ̈s paę́s, e pǫ̈ l ę škǫmparüda. E l dyăᵛǫl ų vǫrę́va amǫ́ tǫ-sü ęl štǫ́yan pęr bǫrlikál süla žēſa, ma l ę sǫnǫ́ l ăvęmaría e lü l ę rę́što-lí un momę̄nt, kǫmę una ćǭla, e pǫ̈, kǫla kǭva in męz ąy gămp, l ę škapǫ́ lǫntáŋ, fiŋ al pyęŋ da rǫñ, a trǫvá i sǫ štrīy pęr kǫnṣǫlás. Kwęšta l ę la štǫ́ria dǫ sąs di kǫltür ǫ sąs du dyăᵛǫl, k ǫ g ę aŋkamǫ́ al dí d iŋkǭ. E ų g-a dę̄nt amǫ́ la fǫrma, nęgra kǫmę ęl lük̦, da škęna du dyăᵛul.

La leggenda del Sasso delle Colture[1].

Per andare al monte di Sant'Abbondio, a mezza strada, c'è la chiesa di Lauri, eretta (‚fatta su') per la Madonna dei sette Dolori. Tutta la popolazione (‚gente'), di qui e dei paesi vicini, ha sempre avuto una gran devozione per questa madonna, e tanto nei buoni momenti come in quei tristi, andavano su (‚lì') a pregare e accendere i ceri (‚candelini'), e tornavano (‚venivano indietro') tutti contenti, pieni di fede e di speranza. Questa gran fede aveva fatto venire una rabbia maledetta (‚puttana') al diavolo, giù in inferno, dove si mangiava il fegato per (‚dietro a') quella gentaccia maledetta che credeva alla madonna. Intanto (‚che') il Ciapìn[2] si struggeva tutto (domandandosi) come sfogare la sua rabbia (e), bestemmiava come un turco. In una notte, scura come in bocca al lupo, in mezzo a (‚fra') i lampi e i tuoni, il diavolo è andato su per la montagna. È passato a Monte, al Piron, nella Copa d'Isacco, nel Formicolaio, in Forcora ed è arrivato

---

[1] Si chiama così perchè è in fondo a terreni coltivati sul monte, a un'ora dalla riva del Lago Maggiore (Sujet). [2] Name des Teufels, von *capá* „prendere".

all'Uomo Selvatico[1], dove ha trovato un sasso tremendo. L'ha afferrato colle sue branche, se l'ha buttato sulla spalla, e via come una saetta, giù per gli scogli e gli avallamenti: voleva buttare quel masso sulla chiesa di Lauri e mandarla in fondo. Correva come un ladro per fare in fretta, ed è arrivato sotto Monte[1], fino in fondo alle Colture, quando è comparsa una bella giovine, tutta vestita di bianco, e il Ciapìn[2] ha cominciato a vacillare, e le gambe (gli) si accosciavano come se avesse avuto la febbre terzana. Il masso diventava (,veniva') sempre più pesante, e la bella giovane, che gli stava sempre più vicina, ha toccato un pochino il sasso e ha detto: „Posa, posa un po', che tu sei stanco!" Era così bella, aveva due stelle al posto degli occhi, una voce così dolce, che il diavolo non ha potuto resistere. La bella giovane era la Madonna, che veniva ancor una volta a salvare la fede dei nostri paesi, e poi è scomparsa. Il diavolo voleva ancora sollevare il masso per gettarlo sulla chiesa, ma (allora) ha sonato l'avemaria e lui è restato lì un momento, come un imbecille, e poi, colla coda fra (,in mezzo a') le gambe, è scappato lontano, fino al Piano di Rogn[3] a trovare le sue streghe per consolarsi. Questa è la storia del Sasso delle Colture o Sasso del Diavolo, che c'è ancora al giorno d'oggi. E porta ancora l'impronta (,c'è dentro ancora la forma') nera come un (,il') tizzone dalla schiena del diavolo.

24. Minusio.

I virtü dal akwa dal küñọ́.

1. *Sül patriziăt da minṳ́ſ, sọt a kardăda,*
in la kṳ̄ŋka tra ǵọrlẹ́t ẹ kọrminić,
u g-ẹ̄va una sọrǵị́nt d akwa traškürăda,
škụndṳ̄da tra y ǵanẹ́štri ẹ y ſẹrić.

2. *A ſ drọvăva im paị́ſ akwa pyọvána,*
škọrī́zi da riẹ́, čištẹ́rn ẹ ſọs,
k a ſava ñi iŋ kọ̄rp la ſẹ̄vra tẹrzána,
ćapă al brṳd mă e triumſă al gọs.

3. *E pṳ̄r i mịnüſlt y ẹ̄va tāntu gṳz*
da mīa tiră im-bás kẹla sorǵị́nt;
l akwa di rṳñž — k i diſẹ́va — ẹ kẹla di pṳz
l ẹ fiñ trọp bọna par la pọ̄vra ǵị̄nt.

4. *Ma par šſrṳtăl kẹl tẹſọ́r škụndṳ́t,*
u g-a prọ́pi tọkọ́ a dṳ̄ ọ trī varzẹ́ška:
šta sọrǵị́nt — k iy a dić — la vār um pẹrṳ,
št akwa l ẹ ćẹ̄ra, l ẹ bọna, l ẹ frẹška!

---

[1] Flurnamen. [2] Cf. p. 306 A. 2. [3] „grande piano sul confine svizzero-italiano, luogo dove facevano ‚congresso' le streghe" (Sujet).

5. *Kwęl kę dęʃ añ prīma u parę́va un sọ̃ñ,*
in pọg mį̄ʃ l ę divęntȧda ręaltȧ:
akwa a ʃriz, a rų̄byána, a kadọ̃ñ,
rübinęt ind-i vil, ind-i pyaz, ind-i kǫ.

6. *Tüć i ʃamīli i n ʃa un grand ų̄ʃ;*
i la bę̄v i ćün, y ọ̄́man ę y kavạy;
l e una bęnędiziọŋ par tų̄ta mįnų̄́ʃ!
la g pyāʃ ạy vač, ay ʃę̄́man ę tų̄ć y ālt animáy.

7. *Ind-y ọ̄rt ę ind-i ǵardít l akwa la ʃa ǵọ̄k*
par bañȧ la vęrdų̄́ra, i ʃyǖ́, i pyȧnt,
i la drọ̄va y pųmpę̄́ par žmọrzȧ al ʃọ̄k,
kųn tų̄t i pų̄mp ę kųn y idrȧnt.

8. *Al pọ̄vru payiʃáñ kun l akwa u ʃa y bavrų̄ŋ*
ę u kųrę̄́ǵ al lać k a g-ạ sü trọ̈p al ʃyọ̄́.
Sįnza pasȧ al kọnʃīñ da sọldų̄ŋ
tüć i g-a in štala al zọ brávų kọndidọ̄́.

9. *Par i sọ virtü tọ̄́nik e pų̄rgatį̄́ʃ*
l ę rakųmandȧda da ʃyọ̄́r da sanitȧri;
drọvȧda par sęrvizyáy ọ lavatį̄́ʃ
la supę̄́ra la mana ę al latuȧri.

10. *Ćęrti markȁnt intravīšt püsę̄́ day ębręy*
i g-a vü l inteliǵį̄́nza fina:
par raʃįntȧ y ʃųndįt ę rinʃreškȧ y vaʃę̄́y
da męt un rų̄binęt fiñ iŋ kantína.

11. *Ma la prīma virtü dal akwa dal küñọ̄́,*
kę y nọ̈ʃ vįć i varęs mandọ́ al dyȧvru,
l ę kęla da ʃam męt al dí d iñčọ̄́
almęŋ sę̄́ma al an i pę sọt al tāvru.

Le virtù dell'acqua del Cugnolo[1] [2].

1. Sul patriziato[3] di Minusio, sotto a Cardada[2]
nella conca fra Giorletto e Colmanicchio[2],
c'era una sorgente d'acqua trascurata,
nascosta fra le ginestre e le felci.

2. Si adoperava in paese acqua piovana,
scoli di ruscelli, cisterne e fossi,
che facevano venire in corpo la febbre terzana,
prendere il mal caduco (‚brutto male') e trionfare il gozzo.

---

[1] Gelegenheitsgedicht des Sujets anläſslich der Jahresversammlung der Aktionäre der Società acqua potabile di Minusio. Der Verwaltungsrat lädt jedes Jahr die Aktionäre zu einem Essen ein. [2] Flurnamen der Montagna di Minusio. [3] „terreno patriziale".

3. Eppure quei di Minusio erano tanto intelligenti (‚acuti‘)[1]
di non tirare in basso quella sorgente;
l'acqua delle gore — dicevano — e quella dei pozzi
è fin troppo buona per la povera gente.

4. Ma per sfruttare quel tesoro nascosto
ci ha proprio toccato a due o tre verzaschesi:
questa sorgente — hanno detto — vale un Perù,
quest'acqua è chiara, è buona, è fresca!

5. Quello che dieci anni prima pareva un sogno,
in pochi mesi è diventata realtà:
acqua a Frizzi, a Rivapiana, a Cadogno[2],
robinetti nelle ville, nelle piazze, nelle case.

6. Tutte le famiglie ne fanno un grand'uso;
la bevono i maiali, gli uomini ed i cavalli;
è una benedizione per tutta Minusio!
piace alle vacche, alle donne e a tutti gli altri animali.

7. Negli orti e nei giardini l'acqua fa giuoco
per bagnare la verdura, i fiori, le piante;
i pompieri l'adoperano per spegnere il fuoco,
con tutte le pompe e con gli idranti.

8. Il povero paesano con l'acqua fa i beveroni
e corregge il latte che ha su troppo la panna.
Senza passare il confine di Solduno
tutti ci hanno in istalla il loro bravo ‚conditore‘[3].

9. Per le sue virtù toniche e purgative
è raccomandata da valenti sanitari (‚fior di sanitari‘);
adoperata per serviziali o cristeri
supera (in effetto) la Manna e l'Ettuario[4].

10. Certi negozianti esperti (‚previdenti‘) più degli Ebrei
hanno avuto l'intelligenza fina:
per risciacquare i fondi (delle botti) e rinfrescare le botti
di metter un robinetto fino in cantina[5].

11. Ma la prima virtù dell'acqua del Cugnolo,
che i nostri vecchi avrebbero mandato al diavolo,
è quella di farci mettere al giorno d'oggi
almeno una volta all'anno i piedi sotto al tavolo.

---

[1] Ironisch; cf. *güz kumẹ al funt d una tina* ‚acuto‘ come il fondo d'un tino", d. h. „ottuso". [2] Teilgemeinden von Minusio. [3] Var. *par šluŋgá i sadẹ́l e y bidüñ, l akwa l ẹ al rẹ di kọndidọ́* „per allungare i secchi e i bidoni, l'acqua è il re dei ‚conditori‘. Maliziöse Anspielung auf den ‚conditore‘ von Ascona, der in der ganzen Gegend von Locarno bekannt war. „Sarebbe uno stinco d'animale il quale, secondo la leggenda maligna, serviva alle massaie di Ascona per condire, in mancanza di burro e di grasso, la loro minestra" (Sujet). [4] Namen von abführenden Drogen. [5] Anspielung auf Weinhändler, die den Wein verwässern.

Aufnahmeprotokolle.

Abkürzungen.

BSSI = *Bollettino storico della Svizzera italiana.*
GLS = *Geographisches Lexikon der Schweiz,* Bde I—VI, Neuenburg 1902—1910.
HBLS = *Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz,* Bde I—VIII, Neuenburg 1921—1934.
SAV = *Schweizerisches Archiv für Volkskunde.*[1]
Parabola und *Novella* bezeichnen die p. 258 erwähnten Paralleltexte. Die Vorlagen meiner Versionen siehe *RLiR* X, 202—204.
Phon. Arch. bezieht sich auf die Aufnahmen des *Phonogrammarchives der Universität Zürich.* Die angegebenen Sigel und Zahlen sind die Plattenbezeichnungen des *Phonogrammarchives*; (matr.) bezeichnet die zur Vervielfältigung geeigneten und deshalb matrizierten Plattenaufnahmen.
Quest. = Questionnaire-Aufnahmen von Wortlisten.
K. T. = Konjugationstabellen.
Einw. = Einwohner. Die angegebenen Einwohnerziffern beruhen auf der eidgenössischen Volkszählung von 1930.

1. Airolo.[2]

Gemeinde und Pfarrdorf am Südfuſse des St. Gotthard. Hauptort des Kreises Airolo-Bedretto des Bezirks Leventina, 1178 m, 1745 Einw. Das Dorf liegt am Südeingang des groſsen Tunnels. Nach dem furchtbaren Brande von 1877 wurde es in Stein neu aufgebaut. Die Gotthardstraſse wurde 1820—30 erstellt. N. von Airolo, an den Hängen des Gotthard, starke Befestigungsanlagen. Am 28. Dez. 1898, um 2 Uhr morgens, löste sich vom Sasso Rosso über Airolo eine Felsmasse von ungefähr einer halben Million m^3 los und begrub 10 Häuser. Es wurden dabei 3 Menschen getötet und 15 ha Wald und 20 ha schöner Wiesen von den Felstrümmern verschüttet[3]. — Das Dorf ist sehr alt und spielte früher im Livinental eine groſse Rolle. Es geht sicher auf die römische Zeit zurück, wie die Entdeckung von Gräbern aus der Eisenzeit und ein 1840—44 gemachter Münzfund beweisen[4].

Sujet: Severino Dotta, geb. 1880, aus alteinheimischer Familie. Früher Eisenbahnbeamter, jetzt Kaufmann. Sprachlich und sachlich vorzüglicher Gewährsmann.

Aufnahme: Text und Quest. durch O. Keller, 2. April 1936 in Airolo. Text am gleichen Tage durch O. K. phonographiert.

[1] Zu den andern, mit Sigeln erwähnten Werken siehe die Bibliographie p. 260ff. Zu den Aufnahmen des *AIS* im Sopraceneri cf. p. 359 A. 5 und die Karte p. 263.
[2] Dial. *ayrǭ, -ǭw*, dt. *Eriels*; cf. Keller, *Sprachleben,* 331.
[3] Cf. *GLS* I, 29.
[4] Cf. zur Geschichte von Airolo *HBLS* I, 185—86.

Phon. Arch. ZAo 72. — Der Text wurde durch den Gewährsmann schriftlich vorbereitet. Schriftliche Mitteilung von K. T.

Zum Dialekte cf. Sganzini, *Leventina, o. c.*; C. Salvioni, *RcILomb.* XL (1907), 728—730.

2. Brugnasco.[1]

Teilgemeinde von Airolo, obere Leventina, 3 km E Station Airolo, 1411 m, 40 Einw.

Sujets und Aufnahmen: Der Text *La Pacifica* wurde verfaſst und gesprochen von Fräulein Pia Calgari und phonographiert[2] vom *Phonogrammarchiv* für die Schweizerische Landesausstellung Zürich 1939. Diese Fassung liegt in vereinfachter Umschreibung gedruckt vor in *Stimmen der Heimat. Schweizer Mundarten auf Schallplatten.* Verlag *Phonogrammarchiv der Universität Zürich* 1939, p. 79—80. *Phon. Arch.* ZL 15a. Da das Sujet nicht aus Brugnasco, sondern aus Faido stammt, wurde in der Folge der Text nochmals mit einer einheimischen Gewährsperson aufgenommen am 20. Juli 1939 in Zürich[2]. Sprecherin war Fräulein Alice Ramelli, Büralistin aus Airolo, von alteinheimischen Eltern. *Phon. Arch.* ZA 99 (matr.). Dem hier wiedergegebenen Text liegt diese phonographische Aufnahme zugrunde. Transkription durch O. K.

Zum Dialekt cf. Sganzini, *Leventina, o. c.*; C. Salvioni, *l. c.*

3. Catto.[3]

Weiler von Quinto, 1244 m, am linken Seitenhang der Leventina, ½ Stunde NW Station Rodi-Fiesso, etwa 50 Einw.

Sujet: Sofia Dolfini, geb. 1924, aus alteinheimischer Familie. Sprachlich sehr sicher. Hat sich bis zum 20. Altersjahr stets in Catto aufgehalten.

Aufnahmen: *Parabola* und *Novella* schriftlich vorbereitet durch die Gewährsperson. Aufnahme durch O. K. in Olten 19. Dez. 1935 und 25. Febr. 1936. *Epistola di Osco*[4], sowie *Quest.* im Laufe des Februars 1936. Phonographierung der *Parabola* durch O. K.: *Phon. Arch.* ZAo 56—58.

Zum Dialekt cf. S. Sganzini und Salvioni, *o. c.*

4. Lurengo.

Weiler von Quinto, 1326 m, ¼ Stunde oberhalb Catto, etwa 50 Einw.

Sujet: Maria Jelmini, 20 Jahre alt, aus alteinheimischer Familie. Auſsergewöhnlich gute Gewährsperson.

---

[1] Dial. *brüñę̄šč̄*.

[2] Die Phonographierung wurde betreut durch R. Brunner, den technischen Leiter des *Phonogrammarchivs*, im Studio der Firma Hug & Co., Zürich.

[3] Dial. *kąt*.

[4] Das vom Sujet auswendig diktierte Mundartgedicht ist in seinem Hauptteile abgedruckt in Alina Borioli, *La vecchia Leventina*, Bellinzona 1926, p. 43.

Aufnahmen: Durch S. Sganzini und O. Keller, 3. April 1936, in Faido. Die zwei Texte wurden durch das Sujet schriftlich vorbereitet in Anlehnung an zwei italienische Lesestücke in Alina Borioli, *Vecchia Leventina*, Bellinzona 1926, p. 51—52. Phonographierung durch O. K.; *Phon. Arch.* ZAo 73—74.

5. Faido.[1]

Gemeinde und Pfarrdorf, Hauptort des Bezirkes Leventina, am linken Ufer des Tessin, 731 m, 1095 Einw.

Zu der hier transkribierten *Novella* aus Papanti, 627, bemerkt S. Sganzini in *ItDl.* I, 195, daſs sie von einer Person notiert wurde, die nicht im Tale geboren sei und nur eine unvollkommene Vorstellung vom Dialekt geben könne. Der Vergleich mit den andern leventinesischen Versionen zeigt immerhin, daſs es sich um eine durchaus brauchbare Dialektwiedergabe handelt. Die nämliche Bemerkung gilt auch für die von Sganzini ebenfalls abgelehnte Version von Giornico[2].

6. Primadengo.[3]

Weiler, ½ Stunde NE der Station Faido, am linken Talhange der mittleren Leventina, 975 m, etwa 50 Einw. Gemeinde Calpiogna.

Sujet: Pio D'Alessandri, 60 Jahre, aus alteinheimischer Familie, Landwirt.

Aufnahme: Das vom Gewährsmanne schriftlich vorbereitete Stück wurde von S. Sganzini notiert am 3. April 1936 in Faido.

7. Giornico.[4]

Gemeinde und Pfarrdorf der untern Leventina, am Tessin, Eisenbahnstation, 395 m, 779 Einw. Vorgeschichtliche Funde, Grab aus der jüngeren Steinzeit; alte Befestigungswerke und historische Denkmäler aus romanischer Zeit lassen darauf schlieſsen, daſs Giornico früher in der Leventina eine bedeutende Rolle spielte. Schauplatz der Schlacht bei Giornico am 28. Dezember 1478, in welcher 600 Leventiner und Eidgenossen eine 15000 Mann starke mailändische Armee in die Flucht schlugen[5].

Transkription der *Novella* bei Papanti, 628[6].

---

[1] Dial *fait*, dt. *Pfaid*; cf. Keller, *Sprachleben*, 329.

[2] Mit mehr Berechtigung ist Vorsicht angebracht bei der Verwendung der unvollkommen transkribierten leventinischen Texte bei Stalder, Monti, Biondelli und Zuccagni; cf. p. 259, A. 3. Sganzini selbst hat die *Parabola* aufgenommen in Altanca (obere Leventina) und Sobrio (untere Leventina), welche Texte mir leider nicht zur Verfügung gestellt wurden.

[3] Dial. *primadẹ̄ñč*; cf. Keller, *Sprachleben*, 330.

[4] Dial. *ǵọrnik*, dt. *Irnis*, alte Formen *Zor-*, *Zurinogo*, *-icio* 13. Jahrhundert, *Jornigo* 1311, *Zornicho* 1398, *Geornico* 1570, dt. *Girnis*, *Irnis*, *-itz*; cf. *HBLS* III, 520. Zur Ableitung Keller, *Sprachleben*, 330.

[5] Cf. *HBLS*, *l. c.*

[6] Cf. oben, 5. Faido.

8. Personico.[1]

Gemeinde und Pfarrdorf[2] in der untern Leventina, am rechten Ufer des Tessin, auf einem Schuttkegel vor der Mündung des Ambratales, 1 km S. der Station Bodio, 317 m, 297 Einw.

Aufnahme der *Parabola* durch V. Pellandini, publ. *SAV* XVII, 227—229. Der in der Chrestomathie wiedergegebene Text ist eine Umschreibung der Version in unser Transkriptionssystem.

Zum Dialekt cf. Sganzini, *Leventina, o. c.*

9. Leontica.[3]

Gemeinde und Pfarrdorf im Bezirk Blenio, 16 km N Station Biasca, 876 m, 370 Einw.

Sujet: L. Demaria, Lehrer.

Aufnahme: Notierung der *Parabola* und des Textes *Una visita al compare* durch C. Salvioni für das *Phonogrammarchiv* am 14. Dezember 1913[4]. Der Text *Una visita al compare* wurde abgedruckt in O. Gröger, *Schweizer Mundarten*[5], in *XXXVI. Mitteilungen der Phonogrammarchiv-Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien*, Wien 1914, p. 76ff. Der Text der *Parabola* wurde von mir nach dem Aufnahmeprotokoll des *Phonogrammarchivs Zürich* in meine Transkription umgesetzt.

Zum Dialekt cf. Buchmann, *Blenio, o. c.*; Demaria, *l. c.*

10. Semione.[6]

Gemeinde und Pfarrdorf in der untern Val Blenio, am rechten Ufer des Brenno, 6 km N der Station Biasca, 402 m, 297 Einw. Prachtvolle Kastanienwälder. Schöne Landhäuser zeugen vom Wohlstande der aus der Fremde heimgekehrten Besitzer. Die Männer wandern als Kastanienbrater, Kellner und Gastwirte aus. Zehn Minuten über dem Dorf steht auf einer Anhöhe die Ruine des 1221 zum ersten Male genannten Castello di Serravalle, in dem Friedrich Barbarossa auf seinem Zuge über den Lukmanier Quartier nahm. Nach den großen Überschwemmungen von 1868 erstellte man zum Schutze des fruchtbaren Geländes einen langen Damm. Eine Hängebrücke führt über den Brenno nach Malvaglia hinüber[7].

---

[1] *Personico* 1237, *Presonico* 1256; *HBLS* V, 400.

[2] Das Dorf gehörte ursprünglich zur *vicinanza di Basso* (Giornico) und bildete seit 1600 mit Bodio und Pollegio eine eigene *vicinanza*. Kirchlich gehörte Personico zuerst zu Biasca, und wurde vor 1570 eine selbständige Pfarrei; cf. *HBLS, l. c.*

[3] Dial. *lóntya* Demaria, 50; *Levontega* 1204, *Loventega* gegen 1280, *Lavontica* 1645; *HBLS* IV, 658.

[4] Phonographiert mit noch unvollkommener Apparatur durch O. Gröger, 14. Dez. 1913. *Phon. Arch.* 158—160.

[5] Im Auftrag der leitenden Kommission des *Phonogrammarchives der Universität Zürich* herausgegeben.

[6] Dial. *samyǭŋ*; alte Formen *Xamiono* 1193, *Simiono* 1205, *Sameono* 1450.

[7] *HBLS* VI, 350. Cf. auch G. End, *Biasca und Pontirone* in *Jahrb. schweiz. Alpenclub* LVII, 58ff., LVIII, 10ff.

Sujet: Cirillo Strazzini, geboren 1919, von einheimischen Eltern, Schüler der Kantonsschule Solothurn. Hat bis 1935 stets in Semione gelebt. Sprachlich vorzüglich.

Aufnahmen durch O. Keller: *Semione* 30. August 1935, *Parabola* 7. September 1935, *Novella* 4. Dezember 1935. *Quest.* und *K. T.* im Laufe des Januars 1936. Phonographierung von *Semione* durch O. K. 26. September 1935; *Phon. Arch.* ZA 044—45 (matr. ZA 10—11).

Zum Dialekt cf. Buchmann, *Blenio*, o. c.

11. Lodrino[1].

Gemeinde und Pfarrdorf des Bezirkes Riviera, am rechten Ufer des Tessin und 1 km W der Station Osogna, 290 m, 622 Einw. Granitbrüche.

Aufnahme: Notierung der *Parabola* durch V. Pellandini, publiziert in vereinfachter, der konventionellen Schreibweise angenäherten Transkription in *SAV* XVII (1913), 54ff. Der Text wurde von mir in mein System umgeschrieben.

12. Mesocco[2].

Politische und Kirchgemeinde in der obern Mesolcina[3], Endstation der elektrischen Schmalspurbahn Bellinzona-Mesocco, 777 m, 1067 Einw.

Sujet: Luigi Parini, 25 Jahre, Sekundarlehrer, Student.

Aufnahme: Notierung der *Parabola* durch J. Urech, 15. Januar 1940 in Zürich. Die Transkription ist im wesentlichen die nämliche wie die des Originals.

Dialekt: Zwischen den Notierungen von J. Urech und denen von K. Jaberg (pers. Aufn. in Mesocco) und Scheuermeier (*AIS*) bestehen auffällige Unterschiede in bezug auf die Palatallaute: Ur., Scheu. *fač, dač, štač, nač, dič, ñič, nič* ∼ Jab. *-ć*. — Ur., Scheu. *nọč* „notte", *vẹč* „vecchio", Ur. *vyẹč* „viaggio", *ẹnvẹ̄č* „invece", *tuč* „tutti". — Ur. *kọminčǫ́w* ∼ Scheu. *škọmenzǫ́w*. — Ur. *dičidú, sučẹdúda, sọči, čapádan, -pǫ́w, čamǫ́w, čerkẹ́*. — Ur. *pyanǧẹ́nt, -žẹ́va* ∼ Scheu. Inf. *pyanč̣, pyanćẹyš, pyanćẹžẹ̄* v.; Ur. *manǧẹ́* ∼ Scheu. *-ǵẹ́*, Ur. *ǧandan* ∼ Scheu. *ǵandẹn*, Ur. *ǧinẹ́ža* ∼ Scheu. *ǵinẹ̄č*. — J. Urech schreibt mir von Rossa (Calanca), daſs er in Mesocco und Calanca zweifelsohne *č* gehört habe: „Wenn ich auch mit *č* einen Laut bezeichne, der nicht gleich ist dem rätischen *č* der

[1] Dial. *lüdriŋ*; *Ludrini* 857, *Ludrino* 1104, *Ludryn* 1537. Lodrino gehörte mit Iragna zur Leventina, wurde bei deren Abtretung an Uri 1441 von ihr abgetrennt und mit Iragna zusammen zu einem mailändischen Amtsbezirk gemacht. 1496 erhob sich L. gegen den Herzog und huldigte den Eidgenossen; cf. *HBLS* IV, 701—702.

[2] Dial. *meſǫ́k*, dt. *Misox*, roman. *Mesauc*; *in Mesauco, in Mesaucinam, Mesaucum, Masax* 9.—11. Jahrhundert; *HBLS* V, 119—120; Keller, *Sprachleben*, 328.

[3] Hauptort der Gemeinde ist Cremeo.

Cadì, sondern einen Mittelwert zwischen *č* und *ć* darstellt, so ist er doch näher bei *č* als bei *ć*. Auch *ć* des Schriftitalienischen wird hier nicht korrekt ausgesprochen". Da auch die Aufnahmen von K. Jaberg äuſserst zuverlässig sind, so beweisen die Notierungsunterschiede der drei Forscher, daſs nicht Hörfehler, sondern Aussprācheschwankungen vorliegen, wie dies auch aus einigen der genannten Formen von Ur. und Scheu. unmittelbar hervorgeht.

Zu der Mehrzahlbildung auf *-n* cf. C. Salvioni, *RcILomb.* XL, 728 f., S. Sganzini, *ItDl.* VIII, 259, K. Jaberg, *Aspects géographiques du langage*, Paris 1936, p. 98 ff.

13. San Vittore.

Gemeinde und Pfarrdorf der untern Mesolcina, am rechten Ufer der Moesa und an der Grenze gegen den Kanton Tessin gelegen. Schmalspurbahn Bellinzona-Mesocco. 285 m, 457 Einw.

Aufnahme der *Parabola* durch C. Salvioni und Cl. Merlo, publiziert mit grammatikalischen Bemerkungen durch Cl. Merlo in *ItDl.* VII (1931), 312—314. Die Transkription wurde in der Wiedergabe der meinigen angepaſst.

Zum Dialekt cf. die *Parabola* von V. Pellandini, *SAV* XVII, 229 ff.

14. Cauco.

Gemeinde und Pfarrdorf im Calancatal, Bezirk Moesa, am linken Ufer der Calancasca, 23 km NE der Station Castione, 930 m, 126 Einw. (1900).

Sujet: Fräulein Fernanda Bassi, Lehrerin, etwa 30 Jahre alt.

Aufnahme der *Parabola* durch J. Urech, 24. Juli 1939 in Cauco. Zum Dialekt vgl. oben Mesocco.

15. Rossa.

Gemeinde und Pfarrdorf im obern Calancatal, Bezirk Moesa (Graubünden), auf beiden Seiten der Calancasca, 26,8 km NE der Station Castione der SBB. 1088 m, 132 Einw.

Sujet: Frau Fausta Papa-Defrancesco, 67 Jahre alt, Lehrerin und Wirtin. Aufgewachsen in Augio, einem Dorf 1 km S Rossa.

Aufnahme der *Parabola* durch J. Urech, 20. Juli 1939 in Rossa. Zum Dialekt cf. oben Mesocco.

16. Preonzo[1].

Gemeinde und Pfarrdorf im Bezirk Bellinzona, am rechten Ufer des Tessin, nahe der Station Claro, 268 m, 338 Einw.

---

[1] Dial. *prunz*; *Provancii* 1397, *Prevonzio* 1405, *Prionzo*, *Prunz* 1545, *Preuntium* 1567. Das Dorf gehörte wenigstens von 1433 an zur Grafschaft Bellinzona. Es wurde mit der übrigen Riviera 1429 von den Urnern besetzt; *HBLS* V, 485.

Aufnahme der *Parabola* durch V. Pellandini, publiziert in *SAV* XVII, 52—54. Zur Transkription cf. oben Lodrino.

17. Gnosca[1].

Gemeinde und Pfarrdorf des Bezirkes Bellinzona, am rechten Ufer des Tessin, 8 km nördl. von Bellinzona, 259 m, 248 Einw.

Aufnahme der *Parabola* durch V. Pellandini, publ. *SAV* XVI (1912), 47—48. Zur Umschreibung cf. oben Personico.

Zum Dialekt cf. Salvioni, *AGlIt.* XIII, 355—360; G. Flechia, *AGlIt.* XVI, 120; G. Bertoni, *Italia dialettale*, Milano 1916, p. 78.

18. Gorduno[2].

Gemeinde und Pfarrdorf[3] im Bezirk Bellinzona, am rechten Ufer des Tessin, 4 km nördlich Bellinzona, auf dem Schuttkegel des gleichnamigen Wildbaches gelegen, 287 m, 486 Einw.

Aufnahme der *Parabola* durch V. Pellandini, publ. *SAV* XVI, 45—47. Zur Umschreibung cf. oben Personico.

Zum Dialekt cf. oben Gnosca; auſserdem C. Salvioni, *RcILomb.* XL (1907), p. 729; S. Sganzini, *ItDl.* VIII, 263—264.

19. Carasso[4].

Gemeinde und Pfarrdorf im Bezirke Bellinzona, am rechten Ufer des Tessin, gegenüber Bellinzona, gelegen, 232 m, etwa 400 Einw.[5]

Sujets: Das Stück *Paura in montagna* wurde verfaſst und gesprochen von Celestino Minoli, Lehrer in Carasso, geboren am Orte, 1898, von einheimischen Eltern. *Una chiacchierata di due di Carasso* wurde unvorbereitet gesprochen von C. Minoli und Pietro Minotti, Bauer, geboren in Carasso 1871, von einheimischen Eltern. Beide Sprecher sind sehr sichere Vertreter, der eine des älteren, der andere des modernen Lautstandes des Dorfdialektes.

Aufnahme durch O. Keller am 16. und 17. Juli 1935 in Faido und Bellinzona mit Beihilfe von S. Sganzini. Phonographierung des zweiten Stückes am 17. Juli 1935 in Bellinzona; *Phon. Arch.* ZAo 27.

Zum Dialekt: Über lomb. *ü* = Car. *u*, lomb. *ö* = Car. *ę* cf. O. Keller, *VKR* VIII, 153—155.

---

[1] Dial. *ñúšku, ñǫškǫ*, cf. M. Gualzata, *Di alcuni nomi locali del Bellinzonese e Locarnese*, in *Bibl. ARom.* ser. II, vol. 8, p. 91; *Niosca* 1198, *Nioscha* 1312, *Gnossa, Gnioscha* 1478, *Agnoscha* 1581, *Ignosca* 1618, *HBLS* III, 576.

[2] Dial. *gurdûŋ*, Gualzata, *o. c.*; *Gorduno* 1374; *HBLS* III, 604.

[3] Die von Bellinzona abgelöste Kirchgemeinde entstand zwischen 1538 und 1583. Alte gotische Kirche der SS. Carpoforo e Maurizio (12. Jahrh.); *HBLS l. c.*

[4] Dial. *karás*; *Calassius* 1234, *Caraxius, -ssius* 1291.

[5] Vereinigung von Carasso, Daro, Ravecchia mit Bellinzona 1907—08; *HBLS* II, 492.

20. Arbedo[1].

Gemeinde und Pfarrdorf, Bezirk Bellinzona, 1 km E der Station Castione, an der Moesa und am Tessin gelegen, 255 m, mit Castione 1245 Einw.

Aufnahme der *Parabola* und der *Novella* durch V. Pellandini, veröffentlicht durch C. Salvioni, in *BSSI* XVIII (1896), 32—33. Zur Transkription unseres Abdruckes cf. oben Lodrino.

Zum Dialekt cf. C. Salvioni, *BSSI* XVII, 74—80.

21. Sant'Antonio[2].

Gemeinde in der V. Morobbia, Bezirk Bellinzona, rechts vom Talwasser, 4,5 km E der Station Giubiasco, 846 m, Gemeinde mit Carena, Carmena, Melera, Melirolo und Vellano, 439 Einw.

Sujet: Rodolfo Boggia, Lehrer, Direktor der Stadtschulen Bellinzona, geboren 1888 in S. Antonio, von alteinheimischen Eltern. Sprachlich sehr sicher.

Aufnahme der beiden Texte durch O. Keller in Bellinzona, 11. Oktober 1934. Phonographierung von *La vendemmia di quest'anno a Pianezzo*, welches Stück von R. Boggia verfaſst wurde, mit der Apparatur des *Institutes für Lautforschung der Universität Berlin*, im Herbst 1929; *Phon. Arch.* LM 3 (matr.).

Zum Dialekt cf. C. Salvioni, *RcILomb.* XL, 731.

22. Cásenzano.

Weiler der Gemeinde San Nazzaro[3] am linken Ufer des Langensees (Gambarogno), Bezirk Locarno, 200 m S der Station San Nazzaro der Bahnlinie Bellinzona-Luino, 313 m, etwa 50 Einw.

Sujet: Fräulein Margherita Ambrosini, Bäuerin, 45 Jahre alt, von alteinheimischen Eltern. Im Dialekt sehr sicher.

Aufnahme: Unvorbereitete Übersetzung der *Parabola*, notiert durch O. Keller, 12. Oktober 1940 in Casenzano.

23. Sant'Abbondio.

Gemeinde mit Ranzo und Calgiano, Pfarrdorf auf einer Terrasse über dem linken Ufer des Langensees (Gambarogno), Bezirk Locarno, 1 km S der Station Ranzo-Gerra der Linie Bellinzona-Luino, 335 m, 141 Einw.

Sujet: Fräulein Adele Biaggi, Lehrerin, geboren 1860, von einheimischen Eltern; hat immer in S. Abbondio gelebt. Sichere Vertreterin der Mundart der älteren Generation.

---

[1] Dial. *arbę̂*, cf. Keller, *Sprachleben*, 330. Bei der schon 1255 erwähnten Kirche S. Paolo (Chiesa rossa) wurden die Toten der Schlacht bei Arbedo (30. Juni 1422) begraben; *HBLS* I, 409.

[2] Dial. *sant antǫni*. Pianezzo, dial. *pyinę̂z*, von dem im Stücke *La vendemmia di quest'anno a Pianezzo* die Rede ist, liegt auf 494 m Höhe; 283 Einw.

[3] Die Vereinigung der Ortschaft mit Vairano unter dem Namen San Nazzaro erfolgte im Jahre 1929. Im Jahre 1930 zählte die Gemeinde 272 Einw.

Aufnahme: Das durch das Sujet verfaſste Stück *La leggenda del Sasso di Coltura* wurde durch O. Keller notiert am 13. April 1936 in Magadino.

24. Minusio[1].

Gemeinde und Pfarrdorf am rechten Ufer des Langensees, 1,3 km E der Station Locarno, 246 m, 2135 Einw.

Sujet: Martino Martinoni, Landwirt, geboren in Minusio 1868 aus alteinheimischer Familie von Minusio-Mezzo. Vorzüglicher Vertreter der Mundart der ältern Generation. Korrespondent des *Vocabolario della Svizzera italiana.*

Aufnahme: Das vom Gewährsmann verfaſste Gelegenheitsgedicht *Le virtù dell'acqua del Cugnolo* wurde von O. Keller notiert am 13. August 1929 in Minusio. Phonographierung mit der Apparatur des *Institutes für Lautforschung der Universität Berlin* im Herbst 1929; *Phon. Arch.* LM 14 (matr.).

Textverzeichnis.

[1] Dial. *minüș; Menuxio* 1219, *Menusio* 1345.

Oskar Keller.

VERMISCHTES.

Sprachwissenschaft.

1. Zu den sardischen Etymologien Alessios und Pisanis.

I.

In den „Studi Sardi" II (1936), 141—149 erschien ein Artikel von Giovanni Alessio „Il sardo *ausarra* „salice dei fiumi" e la base idronimica *aus-* del sostrato linguistico mediterraneo". In diesem werden eine ganze Reihe von Flußnamen von dem Typus *Auser* (in Etrurien) zusammengestellt und daraus geschlossen, daß es ein Element *aus-* gegeben habe, das den „presumibile valore originario di 'fiume, corso d'acqua'" gehabt hatte. Ich will hier nicht untersuchen, ob alle die von Alessio zusammengestellten Namen (es befinden sich darunter auch solche von Bergen und Tälern und solche, die mit *us-*, *os-* beginnen) wirklich einer und derselben Basis entsprechen, wie er annimmt. Jedenfalls meint auch er (S. 144): „La conferma dell'attribuzione del valore semantico di 'fiume' alla base *aus-* può venirci solamente da appellativi." Und diese Basis glaubt er in *auseria* „Weide" zu sehen (REW 803), also gewissermaßen „salix (fluvialis)". Für diese beschränkt sich Meyer-Lübke auf ein „Woher?". Thurneysen, Keltoromanisches S. 109, hatte gallischen Ursprung angenommen und andere sind derselben Ansicht, zuletzt Gamillscheg EWFS 655 (mit Angabe der Literatur)[1]. Anderer Ansicht ist Alessio, der fortfährt: „Ma la voce non è isolata, e a togliere ogni dubbio sulla possibile gallicità di questa formazione, basta il sardo *ausarra* „Schechweide" (sic!; was das sein soll, weiß ich nicht) = *salix pentandra*, che è proprio la pianta chiamata in Toscana *salcio dei fiumi*, con un suffisso preindoeuropeo, ben attestato nel basco, ed il ligure (Mentone) *ause* „salix".

Bezüglich des angeblichen sard. *ausarra* „salix pentandra" wird mit Anm. 38 auf meinen Aufsatz in RFE IX, 253 verwiesen. In diesem spreche ich von sardischen Wörtern mit der Endung

[1] Im übrigen ist die gallische Herkunft des Wortes in der Tat nicht einwandfrei nachgewiesen. Schon Schuchardt, ZRPh. XXVI, 333 hatte als Etymon das germ. *halster* vorgeschlagen und andere sind ihm darin gefolgt, u. a. v. Wartburg, FEW I, 185. Diese Möglichkeit diskutiert Alessio nicht einmal.

-arro, -orro, -urro und führe darunter auch *auzarra* an, aber mit der Erklärung „Smilax, planta". In der Tat ist *tsar(r)a, atsar(r)a, autsar(r)a* ein Pflanzenname, der teils für Clematis Vitalba, teils für Smilax aspera gebraucht wird. Porru und Spano bringen die Wörter (mit *z(z)* und einfachem *r*) in ihren Wörterbüchern als „clematide"; als *zara* findet es sich, auf Aritzo und Lanusei lokalisiert, bei Gius. Giac. Moris, Flora Sarda I (Turin 1856), S. 13f. ebenfalls als „Clematis Vitalba" mit der Nebenform *auciada* für Cúglieri; dieselben Formen wie Spano und Porru hat A. Cara, Vocabolarietto botanico sardo-italiano, Cagliari 1889, S. 6 als Synonyme von *bidichinzu* „Clematis vitalba", ebenfalls mit der Nebenform *auciada*, die aber von ihm für die Ogliastra gegeben wird; dieselben Angaben bei Penzig, Flora pop. ital. I, 128 unter „Clematis Vitalba", nur daſs er die Form *auciada* für Iglesias anmerkt. In den handschriftlichen Nachträgen bringt Spano auſserdem *zarra* (mit *-rr-*) als „smilace", und für „Smilax aspera" wurde mir *aussara* in Jerzu (Ogliastra) genannt.

In keiner Quelle und bei mir am wenigsten ist die Rede von einer Weidenart; auch Penzig I, 432 unter „Salix pentandra" hat keinen derartigen Namen, und das ist auch ganz selbstverständlich, da eben die erwähnten Wörter keine Weidenart bezeichnen. Smilax wie Clematis sind Schlinggewächse, die in den Hecken gedeihen, so daſs es kein Wunder ist, daſs sie verwechselt werden, obwohl sie sich botanisch nicht ähneln und zu verschiedenen Familien gehören; daher auch die Namensverwechslung, wobei es schwer zu sagen ist, welche Pflanze ursprünglich so benannt wurde, denn beide haben auch andere Namen. Aber jedenfalls steht soviel fest, daſs die erwähnten Namen nur diesen Pflanzen zukommen, aber keiner Weidenart. Wie nun Alessio zu seiner Behauptung kam, ist nicht so leicht verständlich. Hat er das „Smilax" bei mir für „Salix" verlesen? Wenn man aber eine ganze linguistische Theorie auf ein Wort aufbaut, so ist ein solches Versehen, wenn es eines ist, einfach unentschuldbar[1], und wenn er, von seiner Theorie und dem franz. *auseria-osier* befangen in einer Art Autosuggestion das sard. *auzar(r)a* einfach blindlings als „Weide" deutete, so ist das noch weniger zulässig; denn man kann wohl von jemandem, der mit groſsem Aufwand von gelehrtem Apparat und Anmerkungen eine kühne Behauptung aufstellt, zum mindesten verlangen, daſs er seine Augen aufmacht und

[1] Im übrigen ist auch die Umänderung von *auzarra* der Quellen in *ausarra*, das natürlich besser zu der angenommenen Basis *aus-* passen würde, eine Willkürlichkeit; denn *zar(r)a*, usw. ist *ts-* zu sprechen. Auch die von mir in Jerzu gefundene Form *aussara* kann nicht ins Feld geführt werden, denn sie geht auf *tts-* zurück, da in den Mundarten der Ogliastra *tts* immer *ss* gesprochen wird (*pęssa* "Fleisch" = *pęttsa*; *púsu* "Brunnen" = *púttsu*, usw.). Wenn Cara die Form *auciada* für die Ogliastra gibt, gegenüber Moris, der Cúglieri, und Penzig, der Iglesias nennt, so wird die Angabe Caras auf Versehen beruhen, denn dem Sulcis und Iglesiente ist die Aussprache *č(č)* für *ts(s)* eigen (*pęčča, púčču*; *penčai* = *pentsai* "pensare", usw.). Schwanken zwischen *-rr-* und *-r-* ist auch sonst häufig, und dann wechselt wieder *-r-* mit *-đ-*.

sich genügend informiert und nicht vor lauter Hast und Betriebsamkeit die wesentlichsten Voraussetzungen auf den Kopf stellt.

Daſs die sardischen Pflanzennamen, um die es sich handelt, vorrömisch sind, glaube auch ich und habe es auch schon RFE ausgesprochen. Sicher haben sie aber mit *auseria* nichts zu tun und auch nichts mit dem angenommenen Substrat *aus-* ,,Fluſs''; Smilax und Clematis sind auch keine Pflanzen, die am Wasser wachsen, sondern sie vertragen sogar groſse Trockenheit; ob das Gebäude, das Alessio auf Grund von *auseria* aufbaut, einen sicheren Grund hat, möchte ich auch bezweifeln; das sardische Wort hat auf jeden Fall für diese Frage ganz auszuscheiden.

II.

In denselben Studi Sardi III (1937), 137—147 folgt ein weiterer Artikel Alessios ,,Ricerche sul lessico sardo''. Er umfaſst folgende Probleme:

1. Lat. *innĭtus ,,intatto, immacolato'': Der Verfasser handelt von dem sard. *inniđu*, dessen Grundbedeutung ,,unversehrt'' ist; es ist ein Ausdruck der ländlichen Terminologie: *pardu inniđu* ist eine noch nicht berührte, noch nicht von den Kühen abgeweidete Wiese; *kreṡura inniđa* eine noch nicht beschnittene Hecke; *árvure inniđa* ein ,,albero diritto, intatto, senza difetto'' (Spano); *krabittu inniđu* ein Zicklein, das noch keine Ohreneinschnitte bekommen hat, usw. (LLS 115, Anm. 2). Schon in der Carta de Logu, Kap. 144 (45r) ist von einer *terra binjida* die Rede. Guarnerio, Rom. XXXIII (1904), 56f. hatte gignĭtus vorgeschlagen, Subak, ZRPh XXXIII (1909), 479: agnĭtus, ich selbst (LLS 115): *innĭtus für innatus. Meyer-Lübke, REW 3761 hält alle diese Erklärungsversuche für verfehlt; gignĭtus sei begrifflich schwer annehmbar, noch mehr agnĭtus und auch *innĭtus sei lat. (d. h. vom Standpunkt des Lateinischen) nicht möglich; das letztere muſs ich zugeben, da jedenfalls eine solche Form nicht belegt ist. Für Alessio würde nun das sard. Wort ein *innĭtus ,,intatto, immacolato'' darstellen, ,,ed avrebbe il valore semantico di *sine nŏtā*'', wobei er sich hinsichtlich der Bedeutung auf ticin., borm. *noda*, bergam. *nöda* ,,segno con cui le capre sono marcate, per contraddistinguerle'' (REW 5962) beruft. Aber gegen ein solches *innĭtus ist dasselbe einzuwenden wie gegen mein *innĭtus aus innātus; eine solche Form existiert nicht; ,,voce non attestata (a quanto mi consta) in nessun'altra lingua romanza'', sagt auch Alessio, was für ihn aber besonders für ihr vermeintliches Vorkommen im Sardischen spricht, ,,che mostra col suo *-ĭ-* da *-ŏ-* dinanzi a consonante semplice, di essere molto antica'', und in einer Anm. wird als Parallele auf lat. *novĭtas* < **novo-tāts*, gr. νεότης (Sommer, p. 100) verwiesen. Hier äuſsert sich die bei dem Verfasser immer wieder hervortretende Neigung, im Sardischen uralte lateinische Lautungen und Formen zu suchen, die nirgends belegt sind. Dabei

ist es gänzlich unwahrscheinlich, daſs in Sardinien das Wort zuerst auf Schafe und Ziegen, die noch nicht an den Ohren gekennzeichnet sind, angewendet worden sei, auch gibt es in Sardinien kein nōta in dem Sinne wie im Alpengebiet. Aber anzunehmen, daſs ein Wort, das in einem entfernten Gebiete den Sinn „Kennzeichen, Einschnitt" hat, zwar in Sardinien nicht existiert, aber in einer noch dazu lautlich entstellten Ableitung derselben Grundlage entsprechen soll, die doch schon lateinisch sein müſste, will schlechterdings nicht einleuchten.

Ich will erwähnen, daſs A. Griera in einer Besprechung meines LLS im BDC X, 149 folgendes vorbringt: „A l'estiuada els pastors de Barbagia fan anar les ramades cap a pastures de l'alta muntanya. Aquestes pastures, no tocades encara per cap ramada, s'anomenen *ínnidu*, i pasturar-les *isinnidare*. Aquestes pastures coincideixen amb els *nèdeus* i *nedus* de la muntanya catalana: el mot sard i el català ens el explicariem per *nitĭdu*." Aber obwohl *nitĭdu* im Sardischen durch camp. *niđu* vertreten ist, ist der Grieraschen Annahme, soweit es sich um das Sardische handelt, entgegenzuhalten, daſs dieses *niđu* im Sardischen nur „glatt, blank, glänzend" bedeutet, aber nicht „unversehrt", und dann würde ja auch die Zusammensetzung *ínniđu* unverständlich bleiben.

Unter diesen Umständen frage ich mich, ob nicht vielleicht doch Guarnerios Annahme, es handle sich um gignĭtus, die wahrscheinlichste ist; gignĭtus statt genĭtus ist belegt (Solin. bei Georges); lautlich spricht die Form der Carta de Logu mit *b*- dafür, und begrifflich scheint mir die Schwierigkeit nicht so groſs zu sein, wie das REW annimmt; von „geboren" scheint mir der Weg zu „unberührt, unversehrt" nicht so weit zu sein.

2. *iumpare „saltare": diesem entspreche altsard. *iumpare*, heute *ǧumpare*, usw., die nicht einfach „saltare", sondern „valicare con un salto q. c." bedeuten (z. B. *ǧumpare su riu, sa yanna*), wie ihn B. R. Motzo belehrt hat; daher *jumpadorǧu* „il luogo dove si valica il fiume"; das ist richtig, aber nichts Neues. Bisher habe man die sard. Wörter mit den süditalienischen verbunden (REW 4614). Aber nach dem Verfasser gehen die sard. Formen auf ein *jumpare zurück, während die südital. Wörter, „che hanno *z* iniziale, devono questa alterazione ad un incontro con altra voce che non mi è dato trovare." Die bisherigen Etymologien seien unmöglich. Hier führt Alessio zunächst den Artikel von Elise Richter, jumpare, ZRPh 30, 432—452 (in Wirklichkeit Bd. 31 (1907) an, wo ein italisches diumpare connesso con un lat. lumpa „sorgente" vorgeschlagen werde. Sodann Rohlfs, Roman. Helvet. IV, 70, der „ricorre, in mancanza di meglio, ad un'origine onomatopeica („wohl ein Schallwort"), ipotesi semplicistica che credo sia da scartarsi". Für den Verfasser ist *iumpare eine Parallelform von triumpare „saltare" (vgl. triumphat „pedibus saltat": CGIL V, 398, 13); er geht dabei von griech. *θρίαμβος* „corteo religioso accompagnato da canti ispirati e da danze" aus,

von dem man ja *triumphus* abgeleitet hat. ,,Non è inverosimile adesso ammettere che sul modello greco *ἴαμβος*: *θρίαμβος* sia stato formato in lat. un *iumpus, *-are accanto a triumpus, -are". Hier ist eine merkwürdige Feststellung angebracht. Alessio hat, wie erwähnt, auf den Aufsatz von El. Richter hingewiesen, deren diumpare erablehnt (und das tut mit Recht auch das REW 4614); dagegen erwähnt er mit keinem Worte, daſs die Möglichkeit, triumpare als triiumpare aufzufassen, von derselben Verfasserin ebenfalls nicht nur erwogen, sondern ausführlich besprochen wird (S. 434 ff.) und daſs sie das von ihr angesetzte *iumpare zur Basis der romanischen Wörter macht. Also ergeben sich nur zwei Möglichkeiten: entweder hat Alessio den Artikel von El. Richter überhaupt nicht gelesen und sich nur auf die Angabe über diumpo-lumpa beschränkt, die er dem REW entnommen haben kann; das würde aber eine grobe Nachlässigkeit sein, denn wenn man Etymologien eines Wortes oder einer Wortsippe aufstellen will, muſs man gewissenhafter- und anständigerweise auch alle Vorarbeiten berücksichtigen, soweit sie erreichbar sind; oder er hat den betreffenden Artikel gelesen, wie es seine Pflicht war; dann müſste man ihm aber den Vorwurf machen, daſs er die Priorität El. Richters nicht nur unterschlagen, sondern die von dieser gegebene Etymologie als sein eigenes Geistesprodukt ausgegeben hat. Beide Möglichkeiten sind nicht gerade sehr schmeichelhaft für den Verfasser. Aber es ist nicht zum erstenmal, daſs man solche ,,Unterlassungssünden" bei Alessio feststellen kann. (vgl. was ich AR XXIV, 40, no. 8724 unter thynnus und ZRPh LX, 244 über vernaculum sage, wo Alessio den Artikel Maccarrones ignoriert hat). Man mag bis zu einem gewissen Grad die hastige Arbeitsweise des Verfassers als Entschuldigung gelten lassen, obwohl gerade diese selbst unentschuldbar ist.

Eine eigene Geistesblüte des Verfassers ist aber folgende Behauptung: ,,La presenza di un greco-lat. iambus, *iambare 'saltare' potrebbe forse riconoscersi nel log. mod. *ǧambu, -are* (mit ,,unerklärtem Vokal", Meyer-Lübke), in cui si è voluto vedere un influsso di *zampare* (v. AGI XV, 486. Questo influsso è negato dal M.-L.), che ci renderebbe conto anche di *-mb-* contro *-mp-*, che appare in *ǧumpare*."

Hinsichtlich des angeblichen log. **ǧambu, *-are* hat der Verfasser offenbar wieder einmal die linguistischen ,,traveggole" gehabt, denn eine solche Form existiert nicht, weder bei Spano, noch in der gesprochenen Sprache; auch Nigra in dem angeführten Artikel in AGI XV, 486 hat nur *giamp-* nach einer Quelle, Spano; ebenso El. Richter und das REW; oder ist Alessio in seiner hastigen Flüchtigkeit das Opfer einer Autosuggestion geworden, einer jener Autosuggestionen, die sich bei phantasiebegabten Leuten dann einzustellen pflegen, wenn sie einem verlockenden etymologischen Einfall, der aber einige Haken hat, unwillkürlich etwas auf die Beine helfen wollen? Er möge sich auch nicht auf das bei Spano verzeichnete

giambare, giambu berufen, denn dieses bedeutet „cambiare, barattare; cambio, baratto" und ist eine nordlog. Form, die aus *cambiare* umgestellt ist. Der seltsame Fall liegt aber vielleicht ähnlich wie bei der Vertauschung von Smilax mit Salix. Daſs der Gedanke, in dem angeblichen sard. **ǧambu* habe sich ein ferner Abglanz des griech. ἴαμβος erhalten, demnach in das Märchenland zu verweisen ist, bedarf also keiner weiteren Begründung.

Was nun die von E. Richter und von Alessio aufgestellte Hypothese betrifft, es liege den sard. Wörtern ein aus triumpare gezogenes **iumpare* zugrunde, so will ich sie nicht von vornherein als unmöglich hinstellen, obwohl die Herkunft von triumphus aus griech. θρίαμβος von Seiten der Latinisten nicht ganz unbestritten ist; es ist immerhin möglich, daſs, wie manche annehmen, das griechische Wort durch Vermittlung des Etruskischen in das Lateinische übernommen wurde. Für *iumpare selbst fehlt es allerdings an jeglicher lateinischen Tradition, und daſs ein solches nicht überliefertes Wort gerade in die ländlichen Mundarten Sardiniens eingedrungen sei, wäre zum mindesten merkwürdig genug. Der Wortschatz der Insel ist gewiſs z. T. sehr altertümlich und hat uns manches Wort erhalten, das sonst nirgends oder auch nur in anderen altertümlichen Gebieten überliefert ist, aber dabei handelt es sich um lateinische Wörter, die wirklich existieren und belegt sind oder deren Bildung sich wenigstens aus belegten Wortformen ableitet; dagegen muſs man gegen auf rein spekulativem Wege angesetzte, aber nirgends belegte und sonst nirgends in der romanischen Überlieferung vorkommende Wortbasen miſstrauisch sein, und in der Tat wüſste ich keinen Fall, wo im Sardischen sich eine solche Annahme rechtfertigen lieſse.

Es ist richtig, daſs El. Richter auf *iumpare (sei es aus diump- oder aus tri-iumpare) die sämtlichen romanischen Wörter, die ähnlich lauten und „springen" bedeuten, aufgebaut hat, nicht nur sard. *ǧumpare* und südfranz. *yumpa, jumpla, yumpola* „schaukeln, wiegen" (Mistral), sondern auch franz. Dialektwörter wie Morvan *iouper* „mit geschlossenen Füſsen springen", wobei sie selbst für das altfranz. *juper*, das in der Bed. „schreien" überliefert ist, eine Grundbedeutung „springen" ansetzt (das REW 4627 ist ganz anderer Ansicht); dazu kommen nach ihr auch span. *jope*, die südital. Formen mit *ts-*, die angeblich germanisch beeinfluſst seien (deutsch *zap-*, *zamp-*), auch die Wörter, die „hinken" (*zoppo*) bedeuten (vgl. dagegen REW 1997, 9598). Da sie alle diese lautlich sehr abweichenden Wörter auf rein lautlichem Wege auf dieselbe Grundbasis zurückführen will, nimmt sie zu sehr gewagten Erklärungen ihre Zuflucht; so soll port. *zimbrar* „schaukeln" (aber nur von Schiffen gesagt) ein *jimpulare „mit einem seltenen, aber nicht unerhörten Übergang von *j* > *z*" sein; sogar siz. *giummu* „Quaste" soll auf *iumpare zurückgehen, und das engl. *to jump*, das sehr spät auftritt (nach dem Oxford Dictionary erst von c. 1500 an), soll aus Südfrankreich nach

England gelangt sein. Es würde wohl das einzige Wort sein, daſs auf diesem Wege nach England gekommen wäre[1].

Das Oxford Dict. sagt zu *to jump*, daſs es „apparently of onomatopeic origin" sei und vergleicht *to bump*, usw. Und diese Auffassung ist doch vernünftigerweise einleuchtender als der in der Luft hängende südfranz. Ursprung. Ich möchte daher die wenn auch nur andeutungsweise von Rohlfs vorgebrachte Ansicht, auch bei den romanischen Wörtern handle es sich um Schallwörter, keineswegs mit dem abfälligen und anmaſsenden Prädikat „simplizistisch" abtun (um so weniger als Rohlfs sagt: „Wohl ein Schallwort, *was den Unterschied im anlautenden Konsonanten erklären würde*"; diesen Nachsatz hat Alessio unterdrückt!) sondern gerade diese hat sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn man bedenkt, daſs sich auf den verschiedensten Gebieten Wörter für „springen, hüpfen" mit ähnlichem Lautgewande finden, die sich aber doch nur unter Anwendung von gewundenen und erzwungenen Lautkunststückchen unter denselben Hut bringen lassen, Wörter, die einer Basis *jump-*, *ǧump-*, *tsump-*, *jupp-*, *ǧupp*, *hopp-*, *jopp-* entsprechen, so liegt der lautmalende Charakter solcher Bildungen doch wohl näher als andere mit allen möglichen Lauthypothesen arbeitende Erklärungen. Im Deutschen sind *hopp*, *hops*, *hoppla* Interjektionen, die man anwendet, wenn jemand einen Sprung macht, sei es aus Lustigkeit, sei es beim Stolpern (Weigand, Deutsches Wörterbuch[5], I, 888f.) und daraus werden die entsprechenden Verba *hoppen* (altengl. *hoppian* neben mittelengl. *hyppen*, neuengl. *hop* und *hip*), deutsch *hopsen* und *hüpfen* abgeleitet; span. *jope* ist ebenfalls Interjektion „con que se manda salir"[2]. Wir möchten daher der Ansicht sein, daſs sowohl die verschiedenen romanischen Bildungen, die teils mit *j-*, teils mit *ǧ-* oder *ts-* anlauten, die also an und für sich lautlich nicht miteinander übereinstimmen, ebenso wie die germanische Sippe elementar, aber nicht genealogisch verwandt sind, um den von Schuchardt geprägten Ausdruck anzuwenden.

Wenn im Sardischen *ǧampare* neben *ǧumpare* steht (und schon in einem arborensischen Text kommt *iampat* vor: Bull. Bibliogr. Sardo IV, 82), so würde ich darin nicht mit Nigra den Einfluſs von ital. *zampare* und noch weniger mit El. Richter (l. c. 449) den von *camb-* sehen, sondern vielmehr eine Nebenform mit Angleichung des vortonigen Vokals an den Tonvokal, wofür Beispiele seit alter Zeit

---

[1] Meyer-Lübke, Altlog. 56 erwog Zusammenhang der sard. Wörter mit mhd. *gumpen*, engl. *jump*, fügt aber dann hinzu: „aber so lange das Wort so vereinzelt steht, ist die Zusammenstellung sehr unsicher". Guarnerio, StR IV, 244 glaubte indessen, auf diese germanische Basis zurückkommen zu müssen. Er erwähnt auch ein valtell. *zumpà* "saltare, ballare" (*ts-*), das auch ins REW übergegangen ist.

[2] Vgl. auſserdem poln. *hup*, *hop*; serbokroat. *hop*, *hopa*, bulg. *hop* „Interjektion beim Springen"; čech. *hop*; sloven. *hop*; rum. *hop* mit entsprechenden Verben (Berneker 396; Ernst Schwentner, Die primären Interjektionen in den indogermanischen Sprachen, Heidelberg 1924, S. 37).

nicht fehlen (*gatantu* (CSP 56) neben *gotantu* (CSP 314, 383); *contone* (Sass. Stat. I, 40 und öfters), auch heute noch so, neben *kantone*) und viele moderne Beispiele, für die vorläufig auf meine Lautl., § 35 hingewiesen sei; weitere zahlreiche Fälle werden in meiner im Druck befindlichen ,,Historischen Lautlehre des Sardischen" zu finden sein.

3. *lestincus = lentiscus: Die metathetische Form findet sich im Süditalienischen, Sardischen und Korsischen und ist, wie Alessio hinzufügt, wenigstens im Kalabresischen alt. Auch in Sardinien ist sie altbezeugt: *funtana de listincu*: CSMB 105, 106; *listincu*: Carte volg. II, 2. Der Grund der Metathese sei unbekannt. Ich möchte es nicht für ausgeschlossen halten, daſs das Lautbild des entsprechenden griech. und noch in Süditalien (Rohlfs, EWUG 2126) lebendigen σχῖνος auf die Form eingewirkt hat. Im AIS 597 hat Alessio an einigen Orten *listiŋkinu*, *lust-* gefunden, ,,col suffisso di carpĭnus", wie er meint. Da aber carpĭnus in Sardinien nicht vorkommt und sonst höchstens *álinu* ,,Erle" Vorbild sein könnte, denn andere Baum- oder Strauchnamen auf *-́inu* gibt es nicht, ist das unwahrscheinlich. Es verhält sich so, daſs man im allgemeinen mit *lestiŋku*, *list-*, *lost-*, *lust-* den Strauch, mit *lestiŋkinu*, etc. die Beere desselben bezeichnet, wobei *-́inu* das bekannte und im Sardischen beliebte Adjektivsuffix ist; da man aus den Beeren ein Öl gewinnt, das besonders zur Füllung und Speisung der altmodischen Öllampen dient, die den antiken aufs Haar gleichen, und da dieses Öl *ǫdzu e lestiŋkinu* heiſst, konnten leicht Verwechslungen zwischen dem Namen des Strauches und seiner Früchte eintreten; man hört *ǫdzu e listiŋkinu* neben *ǫdzu e listiŋku*, was ja ohne weiteres verständlich ist, und so konnte es kommen, daſs man nun vielfach *lestiŋkinu*, *list-*, usw. auch für den Strauch sagt.

4. *pustellio = stellio „geco". Das nordkalabr. *pistil'onę*, *pistiggjonę* ist von den sardischen Formen camp. *pistilloni*, Meana *pistiğğoni* ,,stellione, tarantola, geco" (Marcialis, Picc. Voc. 1910, S. 26) nicht zu trennen, sagt Alessio, und hierin geben wir ihm recht. Stellio allein genüge nicht. Man könnte an Kreuzung mit *pistellum denken oder auch nur mit dem Verbum *pistare*, meint er, ,,raccostamento suggerito dalla forma schiacciata di questo schifoso animaletto" (? ?); vgl. *pestarola* ,,lucertola" in Cusiano di Val di Sole (Trentino) bei Garbini. ,,Ma l'etimologia che s'impone per la sua evidenza è un *pustellio derivato dall'incrocio di stellio con pustella 'pustola' per i tubercoli che ornano la pelle del geco, che avevano suggerito il raccostamento di stellio a stella."

Daſs die von Guarnerio, Misc. Ascoli 240 angenommene Kreuzung von stellio mit *pĭbera* ,,Viper" nicht überzeugt, ist richtig, auch da sie auf die kalabresischen Wörter nicht anwendbar ist. Gegen Alessios Erklärung spricht wieder, daſs nirgends Formen mit *pust-* vorkommen. Was den Gecko gegenüber den Tageidechsen für einen Nichtzoologen insbesondere unterscheidet, ist sein dicker Stummelschwanz, und wir sind daher der Ansicht, daſs dieser zu der Umdeutung des ursprünglichen stellione Anlaſs gegeben hat, daſs also ein

*pistill-ione auf Grund des ursprünglichen stellione vorliege; eine solche Grundform genügt zugleich den sardischen wie den kalabresischen Formen, und wenn in Meana nach Garbinis Korrespondenten auch der Bienenstachel *pistisgione* (in der lokalen Schreibweise *pistiżone* entsprechend) genannt wird, so liegt offenbar dasselbe **pistillione* und dasselbe Bild vor. Alessio führt selbst in der Anm. 7 (S. 143) genues. (Chiavari) *pestelletto* ,,girino" (Garbini 295) an, also die Kaulquappe, die durch ihren breiten stöſselförmigen Kopf auffällt, weshalb sie z. B. sard. *koŋk e mállu* (von log. *madzu*, camp. *mallu* ,,Schlägel") und siz. *mazzunieḍḍu* (Vinc. Assenza, Diz. zool. sic.-ital., Modica 1928, S. 178 unter ,,rana esculenta") und kalabr. *mazzarella, -eḍḍa* (Rohlfs, Diz. Tre Cal. II, 26) heiſst. Des weiteren führt Alessio piem. *pistún, pistón* ,,libellula" (Garbini 1404) an (auch im Ligur. ähnliche Formen, s. AIS 479) und auch das ist wieder eine Beziehung auf den breiten Kopf des Tierchens, was ebenfalls mit sardischen Benennungen, wie S. Lussurgiu *koŋk e mádzu* (AIS 479) übereinstimmt.

5. *posōmen ,,placenta" stellt der Verfasser als Etymon für log. *poṡómina, piṡómina* gleicher Bedeutung auf, da das von Spitzer, ZRPh LI, 298 vorgeschlagene postomnia nicht befriedige, und, wie wir hinzufügen wollen, noch weniger der von Guarnerio, RIL XLIV, 1098 angenommene Zusammenhang mit *posare* (vgl. REW 6308 in der Klammer). Die Ableitung deckt sich vollkommen mit der von Jud, Vox Rom. II (1937), 298f., gegebenen Deutung postomĭna. Ein äuſserst merkwürdiges Spiel des Zufalls hat also zwei Forscher in kurzem Zeitabstand dieselbe einleuchtende Lösung finden lassen. Allerdings ist bei Jud die Begründung eine viel umsichtigere und eingehendere als bei Alessio. Alessio will in diesem Zusammenhang auch das lat. abdōmen, für das man bisher ganz andere Erklärungen gegeben hat (s. Walde-Hofmann³ I, 3) von ōmen ableiten; nach ihm ,,s'impone l'analisi abd-ōmen da *ap(u)d-ōmen". Wir müssen es den Latinisten überlassen, dazu Stellung zu nehmen.

6. stŏticus ,,indurito". Dieses *stŏticus soll eine aus *tŏstĭcus von tŏstus umgestellte Form sein und damit die Grundlage von sard. *istǫigu* und den südital. Wörtern nap. *stuótękę*, lecc. *stuétecu*, tarent. *stuédico*, kalabr. *stótico*, usw., denn die von Schuchardt, ZRPh XXVIII, 146 angenommene Kreuzung stultus + idioticus ,,è inverosimile e non spiega l'*o* aperta richiesta dai riflessi romanzi". Ich bemerke zunächst, daſs Rohlfs, Diz. Tre Cal. II, 301 das kalabr. *stótico* als stolidus + idioticus erklärt, wobei er sich auf die synonymen *stólicu, strólicu* beruft (bei der letzteren wird auch *strologare* beteiligt sein).

Jedenfalls vermag ich nicht an die neue Deutung durch Alessio zu glauben; eine solche Umstellung, für die keine Zeugen vorliegen, würde höchst auffällig sein; neben den *o*-Formen begegnen übrigens alien auch *u*-Formen: Matera *stúdękuę* (Festa, ZRPh

XXXVIII, 279); Manfredonia *stúteco* (Pascale 108), deren *ú* freilich auch Ergebnis einer Kontraktion sein kann.

Was aber Sardinien anlangt, so liegt hier das Problem noch verwickelter. Die südital. Formen haben alle die Bedeutung „stupido, sciocco, fantastico, strano, cavilloso"; in Sardinien bedeutet aber das Wort „vacante, sciolto, senza carico", dann „senza feto, sterile" (immer von Tieren gesagt), eine Bedeutung, die mit der der südital. Wörter schwer vereinbar ist. Zudem liegen Formen vor, die im Vokal sehr voneinander abweichen. Schon in den Sass. Stat. II, 40 (69r) heiſst es: „su dictu bestiamen grossu domadu comente est caualłu, boe et asinu, sos quales andarent studichos ...", und heute noch sagt man in S. Lussurgiu *istúđiga*, in Busachi *istúniga* von einer „vacca sterile" (AIS 1051); im Logudoro *istọ́igu* „vacante; dicesi delle bestie quando non son pregne" (Spano); dieser Ausdruck ist mir besonders für das Nordlog. bezeugt (Ploaghe, Mores) und in letzterem Orte wurde mit *iltọ́igu* (in der dortigen Aussprache) auch für „scapolo, celibe" von Menschen gegeben. Nun bringt aber Spano in den handschriftlichen Nachträgen noch andere Formen, die in der Bedeutung mit den übrigen übereinstimmen: log. *istóbbilu, istóbbile*, agg. „vacante, sciolto, senza carico"; *istoighiu* „le vacche e le pecore sterili, senza feto", und camp. *éstigu* „dicesi delle bestie sterili". Ich selbst habe in Meana *stẹ́tiu* „bestia sciolta, magra e finita dagli stenti" gehört und notiert.

Ich weiſs mir gegenüber einer solchen Fülle von lautlich abweichenden, begrifflich aber verwandten Formen keinen Rat. Ich habe die Formen schon LLS 87, Anm. 3 zusammengestellt und meine Zweifel an der Zugehörigkeit zu den südital. Wörtern geäuſsert (die betr. *istótigu* zuerst von Schuchardt, l. c. aufgestellt worden ist); für die Bedeutung ist schwerlich eine Brücke zu finden, und auch lautlich ist eine gemeinsame Basis schwierig, obwohl das alte *studicu* noch am ehesten eine solche Annahme nahelegen möchte. Ich muſs das Problem offenlassen und möchte nur die Vermutung nicht ganz von der Hand weisen, daſs sich vielleicht ein vorrömischer Stamm hinter den Formen verbirgt, denn es gibt noch mehrere Wörter, die sich auf die Viehzucht und damit zusammengehörende Verrichtungen beziehen, die sich bisher nicht befriedigend erklären lieſsen, wie etwa *bentinnu, bintinnu* usw. „Farbe der Tiere" (manto del bue, ecc.), S. LLS 116f. (die dort verzeichneten Deutungen befriedigen ebenso wenig wie die von mir geäuſserte: *gent-inus, teilweise mit Einfluſs von *sinnu*). Wo Rätsel vorliegen, tut man besser daran, sie so lange als solche zu betrachten, bis nicht von irgendwo ein Lichtstrahl das Dunkel erhellt.

7. ἀττέλαβος „cavalletta"; darüber im nächsten Abschnitt.

III.

In seinem Aufsatze „I nomi della cavalletta in Italia" in AGI XXXI (1939), 13—48 kommt Alessio (S. 14) auch auf die Namen

der Heuschrecke in Bova und Umgebung zu sprechen, die auf ein bei Aristoteles und in Glossen bezeugtes *ἀττέλαβος* zurückgehen, Formen, die von Rohlfs, Etym. Wtb. der unterital. Gräzität, No. 266 gefunden und verzeichnet sind. Neben diesem griechischen Wort, das nach Rohlfs im heutigen Griechenland nicht mehr vorkommt (die Materialien des griech. histor. Wtb. enthalten es nicht), ist bei Plinius, N. H. XXIX, 92 ein attelebus als „locustarum minimae sine pinnis, quas attelebos vocant" überliefert (weitere Stellen im ThLL).

Mit diesem Worte und den bovesischen Formen hatte Alessio schon in den „Studi Sardi" III (1937), 147 das bei Garbini gefundene sard. *tilibiske* zusammengebracht: „Ora è probabile che dal greco le voci siano passate nel latino del Bruzio e della Sardegna (**attelebiscus*)". Diesen Einfall nimmt er nun im AGI wieder auf, wobei nach ihm die etwas störenden Nebenformen als „voci notevolmente deformate dall'onomatopea e in cui al suffisso greco fanno concorrenza i romani -iculu e -iccu" bezeichnet werden (S. 15). Er fährt dann fort: „La presenza di attalabus in Calabria rende molto probabile quella di attelebus, -iscus in Sardegna (pensare ad un' onomatopea zirib 'zirpen'", REW 9625; Schuchardt, ZRPh XXXI 17, è comodo, ma poco persuasivo!), e non sarebbe il primo caso di concordanza nella conservazione constatato nelle zone bovese e sarda, se al bov. *kabbuina* 'borraggine' < lingua bovina risponde il sardo con *limbuda* < lingua bubula e questa forma e attelebus sono più antiche di quelle rispettivamente corrispondenti del bovese."

Daſs das von Spano für Cúglieri bezeugte und von uns auch in S. Lussurgiu und Busachi gefundene *limbúđa* „Boretsch" aber lingua bubŭla entspreche, wie Alessio behauptet, läſst sich vom lautlichen Standpunkte aus nicht aufrechterhalten; es ist vielmehr das substantivierte Adj. *limbúđu* „mit Zunge versehen", eine Bildung wie *bentrúđu* „panciuto", *bikkúđu* „rostrato", *koŋkúđu* „testa grande", *larúđu* „labbrone", *tittúđu* „popputo", *sinúđu* „id." usw. Nichts deutet darauf hin, daſs sich in Sardinien ein lingua bubŭla erhalten hat; vielmehr ist der gewöhnliche Name des Boretsch *limbőina*, aus *limba* (*b*)*óina* zusammengezogen (*bọ́inu* als Adj. von *bọ́e* kommt auch sonst vor, Campus, AStSa VII, 347, mit dem sard. Lieblingssuffix *´inu*); daneben auch *limba e* (*b*)*ọ́e*; im Campidano begegnet auch *liŋgwarđđa*, nach Cara, Vocabolarietto botanico sardo-ital., Cagliari 1889, S. 6, unt. *burraccia* „Lingua arata" o „lingua solcata", così denominata per la forma ed aspetto delle foglie", was richtig sein mag, da ja die Bezeichnung „Ochsenzunge" auf die „forma ... e asperità o ruvidezza" der Blätter der Pflanze hinweist (ibd.). Gewiſs entsprechen diese Benennungen dem überlieferten lingua bovis oder lingua bubŭla (M. Wellmann, Die Pflanzennamen des Dioskurides, in „Hermes" XXXIII (1898), S. 399) dem Sinne nach; aber ein lingua bubŭla, das sard. **limba* (*b*)*úla* ergeben würde wie *pẹtta úla* „Ochsenfleisch", kommt in Sardinien nicht vor,

und anzunehmen, daſs *limbúđa* etwa Umgestaltung nach einer auf lingua bubŭla beruhenden und nicht mehr vorhandenen Form sei, geht auch nicht an, da hierzu jeder Anhaltspunkt fehlt; zudem erklärt sich der Ausdruck von selbst als einer mit vielen Zungen (zungenartigen) Blättern versehenen Pflanze. Daher ist auch die von Alessio gewollte Parallele zwischen Bova und Sardinien hinfällig. Sie würde an und für sich seltsam sein, denn wie das Griechische und die Sprache von Bova in besonders enger Verbindung mit Sardinien stehen sollte, läſst sich historisch schlechterdings nicht einsehen.

Auch die angenommene Parallele zwischen den bovesischen Abkömmlingen von attalabus und den sardischen Heuschreckennamen ist nicht minder auffällig.

In dem erwähnten Artikel der „Studi Sardi" gibt Alessio an, *ἀττάλαβος* erweise sich seiner morphologischen Struktur nach als ein Substratwort und er beruft sich auf einen anderen Artikel im AR XX, 155, wo er über dieses Suffix *-αβος* gehandelt hat (es wird *κάραβος* „granchio di mare"; *σκάραβος* „un insetto, (fullo)"; *ἀσκάλαβος* „sorta di lucertola", etc., verglichen, auch *Ἀττελέβουσα* als Name einer Insel des Lykischen Meeres angeführt, „detta così dalla quantità di cavallette onde era infestata"). Um nun das doch etwas befremdende Vorkommen dieses Wortes in Sardinien zu rechtfertigen, denkt der Verfasser auch an eine andere Möglichkeit: „potrebbe trattarsi di relitti indipendenti di un'unica base attelebus / atta-, con la nota alternanza vocalica *a* / *e*, e, ad appogiare quella ipotesi, starebbero le forme sarde con le alternaze *l* / *r*, *p* / *b*, *attel-* / *tel-*, nella quale ultima potrebbe scorgere (scorgersi? oder sorgere?) il fenomeno di prostesi ben caratteristico dell'iberico in casi come attegia / tegia, arrugia / rugia, ecc." Auf diese lautlichen Fragen werden wir zurückkommen.

Was Alessio über das griechische Wort als Substratwort sagt, ist zweifellos richtig; eine andere Frage ist, ob die sardischen Wörter mit diesem griechischen Wort oder seiner Substratbasis verbunden werden können.

Zunächst würde es Alessios Pflicht gewesen sein, sich über die lautlichen Verhältnisse der sardischen Wörter zu äuſsern. Aus dem AIS 466 hätte er ersehen können, daſs die Form *tilibische* (mit *s*) nicht die gewöhnliche ist; sie ist auf der Karte des AIS überhaupt nicht vertreten. Bei Garbini S. 575 sind die Formen nicht immer lautlich richtig wiedergegeben, da er *ϑ* und *t* nicht unterscheidet und den Kehlkopfverschluſs der barbaricinischen Dialekte nicht wiedergibt (die Formen stammen auſser aus Spano und Marcialis von seinen eigenen Korrespondenten). Aber auch hier haben wir Formen mit *r* bzw. *l* in denjenigen Spielarten, die *r*-Kons. > *l*-Kons. wandeln.

Ich stelle die Formen zusammen, die mir selbst bekannt sind:

ϑiliplrke: Bitti, Siniscola, Dorgali, Orani, Nuoro;
ϑiliprie: Orgósolo, Ollalai, Gavoi;

ϑiliƀrıᵊe: Oliena;
tilipırke: Posada;
tiliƀırke: Torpè;
tiliƀılke: Scano Montiferro (mit *l* aus *r* wie immer);
attiliƀırke: Macomer;
tiliđırke: Bono (mit akustischer Vertauschung von *ƀ* und *đ*);
tsiliprıᵊe: Olzai;
tsiliƀrıkke: S. Lussurgiu;
tsilibrıŋkiđi: Norbello (mit Einmischung von *briŋkare* „springen“.

Dazu aus Garbini nach seinen Korrespondenten:

zzilipırche: Ottana, Bitti, Mamoiada (*zz* soll offenbar das *ϑ* wiedergeben);
tilipirche: Nuoro, Bitti, Dorgali, Orani, Orosei, Sillanus, Siniscola, Alghero, Pattada (für die ersten sieben Orte müſste *ϑ*- stehen: Pattada wird *t*- haben; in Alghero sagt man nach Marcialis, Picc. Vocab. 1910, S. 35 *ziliblich*, lies *tsilibrık*);
tilibirche: log. (Spano); Bono, Buddusò, Illorai, Bolótana;
tilipilche: Bultei bei Ozieri;
tilibilche: Pattada (wofür aber oben eine andere und wohl richtigere Form gegeben ist), Terranova-Pausania, Bitti (was auf keinen Fall stimmt);
tilipriche: Oliena, Ollolai, Orgósolo, Orune (für die ersten drei Orte sicher *ϑiliprıᵊe*);
attilibırche oder *attilibrıu*: Ozieri;
atteribırche oder *atteribılche*: Luras;
attilibılche: Terranova-Pausania; Macomer.

Die Form *tilibische* verzeichnet Spano; sie ist die seiner Heimat Ploaghe, und auch Marcialis, Picc. Voc. 1910 bringt *attilibische* als „sett.“ (S. 5), ebenso *tilipische* für Ozieri (S. 33), also ebenfalls für eine nordlog. Mundart, die der von Ploaghe verwandt ist. Bei Garbini ist *tilibische* nach Spano angegeben und ein *tilibilsche* angeblich für Bitti, was aber sicher falsch ist, denn nicht nur hat Garbini selbst für Bitti *zzilipirche* und *tilipirche* angeführt, sondern auch der AIS bringt *ϑilipırke*; ein Wandel von *r*-Kons. > *l*-Kons. kommt in Bitti neuerdings gelegentlich vor und ist eine jüngere aus den Nachbardialekten allmählich vordringende Lautung, aber ein *-*ilske* ist unvorstellbar. Übrigens zeigt dieser Fall wie sonstige in Garbinis Listen, wie unzulänglich die Mitteilungen von auswärtigen Korrespondenten hinsichtlich des Lautlichen sind.

Worauf es uns aber ankam, war zu zeigen, daſs die Formen mit *r* durchaus vorherrschend sind und daſs nur in den nordlog. Varianten solche mit *s* begegnen. In diesen nordlog. Mundarten tritt *s* gerne für *r* vor bestimmten Konsonanten (Dentalen und Palatalen) ein, was mit den Veränderungen der Anlautkonsonanten vor den entsprechenden Konsonanten zusammenhängt, wofür einstweilen auf Campus, Fonetica § 155 verwiesen sei; es sind Mundarten, in denen man *koskare* für *korkare* „coricare“, *austire* für *aurtire* „abortire“ usw.

sagt, wie *battos kanes* für *battor kanes* (zahlreiche Beispiele dafür in unserem Artikel „Passaggio di *r* + cons. > *s* + cons. e viceversa in dialetti logudoresi", in RDR II, 97—101). Eine solche lokal begrenzte Form ist *tilibiske* für *tilibirke*. Man hat also, wie die durchaus vorherrschenden Formen mit *r* beweisen, von diesen auszugehen, nicht von *tilibiske*. Auch ist wichtig, daſs der Ausgang durchwegs *-e* ist; ein solcher auf *-u* findet sich nur im Sassaresischen (*tilibikku*, AIS; *tilibriccu* „sett." bei Spano) und im Galluresischen (*zilibriccu* nach Spano, *zilibricu* nach Marcialis, l. c. 35); *zzilibriccu* für Tempio und Arzachena, *zziribriccu* für Calangianus nach Garbini), also in Dialekten, die vom ursprünglich sardischen Typus am meisten abweichen und in denen *-u* eine Angleichung an die sonstigen Ausgänge auf *-u* sein wird[1]. Nirgends aber begegnet *-iscu*, so daſs man nicht einsieht, mit welchem Recht Alessio ein *attelebiscus ansetzen will.

Ein solcher Typus würde auch vom lautlichen Standpunkte aus schwer mit den *-p*-Formen der nuor.-barbaric. Dialekte vereinbar sein. Wenn Alessio, Studi Sardi III, 147 den Wechsel von *r* und *l*, *p* und *b* beim Mittelmeersubstrat ins Feld führt, so trifft das für das Substrat zu, aber nicht für das Sardische; *r* > *l* (vor Kons.) ist gewissen sardischen Varietäten eigen, aber auch in aus dem Lateinischen stammenden Wörtern (*sǫlgu* = *sǫrgu* usw.) und hat gewiſs nichts mit dem Substrat zu tun, und mit *-p-* und *b-* (*-b-*) verhält es sich so, daſs die Zentraldialekte den stimmlosen intervokal. Verschluſs bewahren, die Randdialekte ihn dagegen zum stimmhaften Reibelaut erweichen; auch das hat mit dem Substrat nichts zu schaffen. Bei dem Mittelmeersubstrat treten dieselben Wörter nebeneinander in Doppelformen auf; in Sardinien sind die lautlichen Varianten geographisch verteilt. Viel eher könnte man denken, daſs ein ursprüngliches *-b-* (falls das Etymon attelabus zuträfe) in den Zentraldialekten infolge der Neigung dieser Mundarten zur stimmlosen Artikulation der üblichen Lautung angepaſst worden wäre; aber wenn ursprünglich attelabus zugrunde lag, warum fiel dann das *-b-* im Allgemeinlog. und Camp. nicht aus wie es sonst die Regel ist? Dazu kommt noch der je nach den Mundarten wechselnde Anlaut *ϑ-*, *t-*, *ts-*, der auch mit der angenommenen Grundform nicht übereinzubringen ist[2].

---

[1] Hinsichtlich der Formen auf *-iccu* denkt Alessio, S. 41, Anm. 15 an die Möglichkeit einer Einmischung von burriccus, stellt das aber als zweifelhaft hin, da dieses Wort in Sardinien fehle; das ist allerdings eine weitere Flüchtigkeit des Verfassers, denn *burrikku* ist in Sardinien sehr verbreitet, besonders für die jungen Esel, wie er aus RLiR IV, 57, no. 6 ("Stratificazione"), aber auch aus Spano und Porru leicht hätte ersehen können; eine solche Einmischung — sie käme nur für das Sass.-Gallur. in Betracht —, ist aber allerdings sehr wenig wahrscheinlich.

[2] Dieses *ϑi-*, *ti-*, *tsi-* kommt bei verschiedenen Namen von kleinen Tieren vor; am klarsten tritt sein Charakter bei *ϑilikérta*, *tiliğérta* "Eidechse" hervor, wo ohne Zweifel lat. *lacerta* zugrunde liegt; ich habe schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daſs dieses anscheinende Präfix auffallende Ähnlichkeit mit dem berberischen Artikel hat; *att-* neben *t-* begegnet (*attilibirke* neben *t-*) und daſs das mit Lautungen des Substrats zu-

Schuchardt, dem man gewiſs nicht hastiges Arbeiten und oberflächliches Denken nachsagen kann, hatte schon seine guten Gründe, an ein lautmalendes Element zu denken; er verglich die sard. Wörter mit arom. *țiripuliŭ* „Zirpe", und dann sagt er noch (was Alessio nicht hätte unterschlagen dürfen): „Daſs es sich hier nur um das zirpende Tier, nicht um noch anderes handelt, ist aus der Bedeutung ähnlicher Formen zu ersehen, wie temp. *zilimbrina* „Bockkäfer" (wenn man nicht darin griech. *κεράμβυξ* finden will), algher. *zilibrich volador* 'Libelle' (die freilich nicht ein lautes Geräusch wie die Heuschrecken und Grillen, sondern nur ein sanftes Schwirren und Knistern vernehmen läſst), vor allem aber nordsard. (nach Spano, bei Marcialis ohne Bez.) *tilibricu*, log. *tilibrìu, attilibrìu* (diese beiden nur bei Spano) 'Turmfalke'. Der letzte Name ist schon von Guarnerio, Rom. XXXIII, 68, Anm. zu dem der Heuschrecke 'per la ragion del significato" gestellt worden, aber die Beziehung zwischen ihnen bleibt dunkel, da *tilibricu* für Guarnerio so viel ist wie ti-lumbricus[1]."

Daſs es sich bei diesen Wörtern um lautmalende Bezeichnungen handelt, ist demnach kaum zu bezweifeln; hinsichtlich der Namen des Turmfalken (gheppio): *tilibriku, tilibrìu* bemerkte schon Fr. Cetti, Gli Uccelli di Sardegna, Sassari 1776, S. 47, daſs sein Schrei pli, pli, pli dem Namen zugrunde liege, vielleicht aber doch eher mit Schuchardt ein zirib wie bei den Heuschreckennamen. So hat Schuchardt in seinem Artikel „Zu den berberischen Substantiven auf *-im*" (Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes XXVI (1912), S. 164) eine Reihe berberischer Heuschreckennamen zusammengestellt, die unter sich elementar verwandt sind (*afertakum, aberru, aberraqu, tburrost, amerrad, temurgiu* u. ähnl.), „indem die Konsonantenfolge *b.r(r)*, *m.r(r)* das Geräusch der Heuschrecke oder vielmehr eines Heuschreckenschwarms darzustellen versucht". Das darf gewiſs auch für die sardischen Namen gelten, zu denen noch das südsard. *pibittsìri* (auch *pibittsìu* u. ähnl.) kommt.

Alessios Annahme ist ein geistreicher, aber wenig durchdachter und noch weniger kritisch unterbauter Einfall, zwar vielleicht nicht „comodo", gewiſs aber „poco persuasivo".

Wenn ich mich mit Alessios sardischen Etymologien groſsenteils nicht einverstanden erklären kann und dies offen aussprach, so geschah es doch mit einem gewissen Bedauern, denn es ist betrüblich,

---

sammenhängen könne, sagt Alessio nicht mit Unrecht; so *attiligúgu* neben *t-*; *attóŋka, attsóŋka* "Käuzchen" neben *tóŋka, tsóŋka*, so auch wahrscheinlich *attsár(r)a* neben *tsár(r)a*; aber selbst wenn die Heuschreckennamen auf ein natürlich auch lautmalendes Substratwort zurückgehen sollten, so wäre das gewiſs nicht das griech. *ἀττέλαβος*.

[1] Die Annahme Guarnerios, *ti-librikku* "Heuschrecke" sei ein zilumbricu „e vorrà dire 'il lombrico che vola'" ist nicht nur begrifflich sehr gesucht, sondern steht auch in lautlichem Widerspruche mit den Grundformen *θilipìrke*, usw. Zudem wird für "Regenwurm" im Sardischen ein anderer Typus gebraucht: *θuluŋg(r)one, tiliŋgone*, usw.

daſs ein begabter und fleiſsiger junger Forscher sich so schwere Miſsgriffe und Entgleisungen zu Schulden kommen läſst, wie es die Fälle *auzarra* und *ǧambare* sind, die man im Interesse der Sache nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Auch kann man manche seiner phantastischen Aufstellungen nicht ohne Widerspruch hinnehmen. Zwar fehlt es Alessio nicht an Wissen und an der Liebe zur Sache, wohl aber leider an Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei Benutzung der Quellen, an der gebührenden Rücksichtnahme auf die Leistungen anderer, überhaupt an der Achtung fremder Forscherpersönlichkeiten (besonders wenn es sich um nichtitalienische handelt) und vor allem an Selbstkritik. Seine ganze Produktion leidet an überstürzter Hast und macht einen unausgereiften Eindruck. Diese „Oberflächlichkeit und Parteilichkeit" hat auch jüngst Rohlfs mit bezeichnenden Stichproben anläſslich Alessios „Saggio di toponomastica calabrese" im AStNSp 177 (1940), 65 zu tadeln Anlaſs genommen (vgl. jetzt auch ZRPh LX, 362—370). Doch soll uns alles dies nicht verhindern anzuerkennen, daſs der Verfasser auch schon manchen wertvollen etymologischen Beitrag geliefert hat und daſs er imstande wäre, noch Besseres zu leisten, falls er sein unbeherrschtes Ungestüm und seine ausschweifende Phantasie zu zügeln und einen strengeren Maſsstab an sich selbst anzulegen lernte.

IV.

Auch der Indogermanist Vittore Pisani beschäftigt sich, seitdem er vorübergehend in Cagliari an der Universität tätig war, gelegentlich mit sardischen Dingen.

Die „Studi Sardi" II, 138—140 enthalten von ihm einen Artikel: „Sardo *lepereddu* „farfalla". Nota glottologica." Er sagt, Meyer-Lübke betrachte im REW 4991 das sard. *lepereḍḍu*, das nach ihm „cavolaia" (Kohlweiſsling) bedeute, als eine Ableitung von lepus „lepre". Die Raupe dieses Schmetterlings, des Kohlweiſslings, Pieris brassicae, füge in der Tat den Kohlpflanzen groſsen Schaden zu, und so „si poteva infatti pensare che essa ricevesse il nome dalla lepre, che ama brucare proprio il cavolo, con effetti naturalmente dannosi". Dagegen hätte ich, Studi Sardi II, 39 (gleichlautend AR XIX, 26) in meinen „Rettifiche" behauptet, *leperéḍḍu* dürfte nicht ohne weiteres mit „cavolaia" wiedergegeben werden, sondern sei der allgemeine Name für „Schmetterling", während der Kohlweiſsling mit *lépere* (*leporéḍḍu*) *de káule* bezeichnet werde. Das trifft zu, nur daſs auch die Ableitung des Wortes von mir stammt und von Meyer-Lübke übernommen wurde. „Rimane così priva di giustificazione semantica l'etimologia del Meyer-Lübke (lies: Wagner): se il nome non è più collegato coll'attività dannosa alle piante di cavolo, scompare ogni possibilità di derivarlo dal nome della lepre."

Pisani fährt fort: „Così stando le cose, io sarei incline a ritenere che la nostra parola, per la quale nella carta 480 dell''Atlante Italo-Svizzero' vengono indicate le seguenti forme: *su lèppore* (Désulo),

su leporéḍḍu (Fonni), *su leperéḍḍu* (Macomer), *sa lepporèḍḍa* (Dorgali), *lu puppurèḍḍu* (Tempio) non sia che un adattamento del greco λαμπυρίς, accus. λαμπυρίδα 'lucciola'. Il passaggio del nome di origine straniera dal vermicciuolo alato alla farfalla, specialmente alle farfalle notturne in generale, piccole e meno appariscenti, non dovrebbe offrire difficoltà semantiche di sorta.'' Des weiteren beschäftigt sich Pisani mit der lautlichen Seite der Frage und legt sie sich auf seine Weise zurecht. ,,Il raddoppiamento e la cerebralizzazione del *d* nella sillaba finale, così pure l' *e* ad esso precedente si spiegano come risultato della inserzione nella serie, foneticamente e concettualmente vicina, dei diminiutivi in *-eḍḍu* da -ellu. Nella prima sillaba abbiamo una denasalizzazione che deve essere risultata da prima in una geminazione del *p* probabilmente estesa a tutto il territorio centro-settentrionale, a giudicare dalla presenza della geminata *pp* negli estremi Nord (Tempio) e Sud (Desulo) della zona in cui la parola è testimoniata nonchè dalla mancata sonorizzazione.''

Die Form *puppuréḍḍu* von Tempio ,,rappresenta naturalmente una trasformazione onomatopeica dell'antico *leporeḍḍu*. Essa è per noi importante perchè ci testimonia l'antica diffusione della parola al Nord-Ovest dell'isola; i nomi della farfalla: *su pudzone de pekkatu* e *su volavola* nelle località intermedie Bitti e, rispettivamente, Nuoro sono evidenti innovazioni di recente data''.

Die Form *lèppore* von Désulo, die sich an der Grenze gegen das südliche *kalagaśu* usw. befinde, könne natürlich eine Rückbildung aus *leporeḍḍu* sein, ,,una retroformazione da quello che appariva un diminutivo''; aber ,,l'isolatezza dell'area mi fa propendere per l'opinione che qui abbiamo la conservazione di un relitto caratteristico, e cioè del nominativo λαμπυρίς, sia pur modificato nel vocalismo protosillabico secondo il derivato dall'obliquo''. Auch die Form *leporèḍḍa* von Dorgali sei bemerkenswert, denn ,,anche qui si tratta di un'area isolata, e il genere si spiega bene come conservazione di quello greco, originario, di λαμπυρίδα''.

Wie erklärt es sich nun, daſs das Wort an den anderen Orten masc. ist? ,,Se abbiamo ragione di scorgere in *léppore* la continuazione dell'antico nominativo, s'intende che esso per la sua desinenza dovesse assumere il genere maschile che ha di fatto a Désulo. Sul genere di questa, che, finchè essa esisteva in tutta la zona, veniva intesa come la forma base del presunto diminutivo *leporedda* da λαμπυρίδα, è stato determinato il genere, e quindi la nuova desinenza, di *lep*(*p*)*oreḍḍu* che ha finito per trionfare di tutti i suoi concorrenti, salvo che in Désulo e Dorgali.''

Ich habe so ziemlich den ganzen Artikel Pisanis (zumal die ,,Studi Sardi'' nicht jedem leicht zugänglich sind) ausgeschrieben, weil seine Behandlung des Falles und seine vermeintliche Beweisführung ein schlagendes Beispiel dafür ist, wie die Methodik einer Disziplin von einer Nachbarwarte aus miſsverstanden werden kann.

An und für sich ist der Fall überhaupt kein Problem; dazu hat ihn erst Pisani gemacht. Denn daſs dieser allgemeine Name des Schmetterlings, der in Sardinien ziemlich verbreitet ist, genau mit dem für „Hase" zusammenfällt, lautlich und im Geschlecht, und daſs *lep(p)oréḍḍu* das Diminutiv dazu ist, bedarf keiner Erörterung; ich habe das schon RLiR IV, 30 gesagt. Vom begrifflichen Standpunkte aus ist Pisanis Behauptung, daſs jede Möglichkeit, diese Namen des Schmetterlings mit denen des Hasen zusammenzubringen, abgeschnitten sei, nachdem die Wörter nicht ausschlieſslich den Kohlweiſsling, sondern „Schmetterling" im allgemeinen bedeuten, so daſs also die „attività dannosa alle piante del cavolo" ausgeschaltet sei, zu absolut. Die Besessenheit, mit der Pisani darauf besteht, daſs das einzig mögliche begriffliche Bindeglied zwischen „Schmetterling" und „Hase" auf der Kohlliebhaberei der Kohlweiſslingsraupe beruhe, hat ihn vollkommen irregeführt. Wenn er meine „Stratificazione" gelesen oder gegenwärtig gehabt hätte, würde er dort, S. 30, eine andere begriffliche Auslegung gefunden haben, die auf jeden Fall einfacher und natürlicher ist und zum mindesten in Erwägung gezogen werden muſste. Ich sage dort, daſs es sich bei den Benennungen um einen Vergleich des von Blume zu Blume flatternden Schmetterlings mit dem herumhüpfenden Hasen handle, ein Vergleich, wie es dort heiſst, „che si dovrà al movimento saltellante del volo delle farfalle", und deshalb heiſse *lépere de ardzola*, camp. *lépuri de arğola*, also „Hase, der über die Tennen hüpft", auch ein kleiner Vogel, der Kibitz (pavoncella). Auch heute noch bin ich dieser Ansicht.

Obwohl angesichts einer, wie mir scheinen will, so einfachen und auf der Hand liegenden Erklärung, die auf jeden Fall ganz aus dem Sardischen selbst geschöpft ist, eine eingehende Erörterung des Pisani'schen Einfalls sich im Grunde erübrigen würde, fühle ich doch die Verpflichtung, darauf einzugehen.

Pisani hätte sich vor allem dazu äuſsern müssen, wie er es sich vorstellt, daſs ein griechisches Wort, das im Lateinischen nie lebendig war (es kommt wie viele andere Gräcismen nur bei Plinius als wissenschaftlicher Ausdruck vor) und das sonst nirgends im Romanischen vertreten ist, gerade in die Volkssprache Sardiniens gedrungen sein soll, obwohl gerade diese Insel aus geschichtlichen Gründen kaum Gräcismen aufweist, es seien denn solche, die schon im Umgangslatein Unteritaliens eingebürgert waren und Ausdrücke aus byzantinischer Zeit, die sich aber auf Bezeichnungen von Ämtern, auf Titel und Vornamen und sonstige kirchliche Einflüsse beschränken. Wenn λαμπυρίς im äuſsersten Süden Kalabriens in meist volkstümlich umgestalteten Formen fortlebt, was zwar Pisani nicht sagt, was man aber aus Rohlfs, EWUG 1216 ersehen kann, so sind wir hier eben in einem alten griechischen Gebiet. Dort bedeutet es aber natürlich „Leuchtkäfer". Man müſste doch annehmen, daſs, wenn λαμπυρίς wirklich nach Sardinien kam, es auch hier „Leuchtkäfer" bedeuten muſste; aber davon findet sich in Sardinien keine Spur. Und die angenommene Bedeutungsüber-

tragung „Leuchtkäfer“ > „Schmetterling“ hat meines Wissens keine Parallele; wohl wird Leuchtkäfer und Marienkäfer vielfach verwechselt (Dora Aebi, Der Marienkäfer, seine franz. Namen und seine Bedeutung im Volksglauben und Kinderspruch, Aarau 1932, S. 34; M. Ankersmit, Die Namen des Leuchtkäfers im Italienischen, Zürich 1934, S. 84; Wagner, AR XX [1936], 82) und beide werden oft nach dem H. Johannes benannt, da die „Johanniswürmchen“ zur Zeit des Johannisfestes zu fliegen beginnen und auch der Marienkäfer ein „Sommervogel“ ist; diese Verwechslung ist also begreiflich, zumal es sich in beiden Fällen um kleine Käferchen handelt. Pisani muſs sich denn auch ziemlich winden, um die von ihm angenommene Bedeutungsübertragung zu rechtfertigen; von dem „geflügelten Würmchen“, dem Leuchtkäfer, sei die Bedeutung auf die Nachtschmetterlinge, zumal die kleinen und unansehnlichen, übertragen worden; aber zunächst ist *leporéḍḍu* keineswegs eine Bezeichnung der Nachtschmetterlinge oder Motten, sondern eine der Tagesschmetterlinge, daher auch des Kohlweiſslings, und dann könnte man vielleicht ein „Würmchen“, das in Wirklichkeit ein Käfer ist, mit den Raupen vergleichen, obwohl auch davon nichts bekannt ist, gewiſs aber nicht mit einem Schmetterling. Die Behauptung, daſs diese Bedeutungsübertragung „non dovrebbe offrire difficoltà semantiche di sorta“ kann man also nicht gelten lassen.

Die lautliche Erklärung Pisanis steht auf noch schwächeren Füſsen. Die Umgestaltung wäre an und für sich sehr merkwürdig; was aber Pisani zu ihrer Rechtfertigung anführt, kann in keiner Weise gelten. Die angenommene Entnasalisierung, die dann Verdoppelung des *p* zur Folge gehabt habe, mag auf Pisanis indogermanischem Gebiete vorkommen; aber er hätte sich doch fragen müssen, ob eine solche Erscheinung auch in Sardinien möglich ist und Parallelen hat; dabei würde sich natürlich ergeben haben, daſs das nicht der Fall ist[1]. Daſs dann Pisani auf diesen Fall die Methoden der modernen romanistischen Sprachgeographie anwenden will, ist gut gemeint, aber in der Anwendung einer falsch verstandenen Methodik geradezu komisch. Begriffe wie „Schmetterling“, „Marienkäfer“ und ähnliche, die die Phantasie des Volkes stark beschäftigen und mit alten mythischen Vorstellungen und allerhand Aberglauben und vielfachen Ausdeutungen verbunden sind, sind für lautliche Sprachgeographie an und für sich denkbar ungeeignet; dafür sind solche Sprachkarten für das Studium der volkstümlichen Sprachschöpfung und Vorstellungen um so lehrreicher. Freilich geht Pisani von der Voraussetzung aus, daſs sein *λαμπυρίς* einmal in ganz Sardinien oder wenigstens groſsen Teilen der Insel der eigentliche Ausdruck für „Schmetterling“ ge-

[1] Die Dehnung der stimmlosen Verschluſslaute ist im Sardischen ein sehr gewöhnlicher Vorgang, und es finden sich regional und individuell Formen mit einfachem und gelängtem Konsonanten nebeneinander; die zentralen Dialekte haben infolge ihrer energischen Artikulation besonders die Neigung zur Längung.

wesen sei, wenn auch zu *leporéḍḍu* umgestaltet, deshalb ist für ihn das gallur. *puppuréḍḍu* nur eine onomatopoetische Umformung von *leporéḍḍu*; aus RLiR IV, 32 hätte er ersehen können, daſs ähnliche mit *pup-*, *pip-* beginnende Formen auch sonst vorkommen, und aus AR XX, 76ff., daſs solche mit *pup(p)-*, *pip(p)-*, *pap(p)-*, *pib-* usw. beginnende Namen für alle mögliche Arten von kleinen Insekten angewendet werden. Das gall. *puppuréḍḍu* hat also kaum etwas mit *lép(p)ore* zu tun. Wenn nun aber gar die Form *su léppore* von Désulo sprachgeographisch dahin ausgewertet wird, daſs hier, wo nach Süden zu ein anderer Typus beginnt, nämlich *kalagáśu* u. ähnl., wo es sich also angeblich um eine isolierte Area handle, die natürlich besonders konservativ sein muſs, dieses *léppore* ein „charakteristisches Sprachrelikt", nämlich der erhaltene griech. Nominativ λαμπυρίς sei, während *leporéḍḍa*, f. in Dorgali, einer anderen isolierten Area[1], der griech. Akkusativ λαμπυρίδα mit Erhaltung des griech. Geschlechts widerspiegle, dann fällt es schwer, ernst zu bleiben.

Pisani verfällt in denselben Fehler, den ich bei Alessio wiederholt beanstanden muſste, die Sucht, im Sardischen griechische oder lateinische, sonst verschollene Wörter suchen und feststellen zu wollen, noch dazu ohne die Frage anzuschneiden und zu begründen, wie denn solche Wörter in das Sardische gedrungen sein könnten; eine solche rein spekulative Betrachtungsweise ist unhistorisch. So hat auch Pisani in AR XXI, 500 für das altsard. *balaus* eine Etymologie palatos von palari angenommen, wonach *balaus* „sparsi, sparpagliati", also „diversi" bedeuten würde, ohne sich darum zu kümmern, daſs ein anlautendes *p-* doch im Sardischen nicht > *b-* wird; was aber noch viel mehr gegen eine solche Annahme spricht, ist, daſs palor im Lateinischen eigentlich „umherschweifen, sich ausbreiten" bedeutet und gewiſs nicht volkstümlich war, auch nirgends im Romanischen vertreten ist, und dann ist die angesetzte Bedeutung „sparsi, sparpagliati" > „diversi" auch weither geholt und paſst nicht auf das sardische Wort, das „viele" bedeutet. Die Ableitung von aequalis, sard. nuor. *galu*, nordsard. *abali* usw., die ich ZRPh LVII, 133ff. vorgeschlagen habe, ist wenigstens lautlich einwandfrei

---

[1] Weder Désulo, noch Dorgali können in Wirklichkeit als „isolierte Areen" angesehen werden; die Mundart von Dorgali ist eine typisch nuoresische; die von Désulo gehört der Grenzzone an, die einen ziemlich breiten Gürtel umfaſst; sie ist wie die anderer Orte derselben Zone im wesentlichen ein barbaricinischer Dialekt, ist aber wie die übrigen derselben Gegend vom Campidanesischen beeinfluſst. Die Zugehörigkeit zu den angegebenen Mundartengruppen ist gerade in lexikalischer Hinsicht recht deutlich ersichtlich. Ein Blick auf die Karte 11 („La farfalla") meiner „Stratificazioni" genügt, um zu erweisen, daſs die Bezeichnung *lépore* u. ähnl. für „Schmetterling" eine ziemlich kompakte Gruppe bildet, nämlich die der Barbagiadialekte, und Désulo ist dabei keineswegs isoliert, sondern *lépore* in dieser Bedeutung reicht noch weiter südlich bis mit Séulo; andererseits ist es richtig, daſs der letzte Punkt nach Norden, der eine *lépore*-Form aufweist, Dorgali ist; aber auch hier handelt es sich nicht um eine Isolierung dieses Ortes.

und begrifflich denkbar, wobei ich ja mit Terracini eine Anlehnung an das griech. πολλὰ ἔτη der Urkunden annehme; jedenfalls ist es ein Erklärungsversuch aus dem Sardischen selbst, und ohne behaupten zu wollen, daſs meine Deutung nicht unter Umständen durch irgendeinen Fund einer besseren weichen kann, glaube ich doch mit aller Entschiedenheit die Pisanische Mutmaſsung ablehnen zu dürfen, da sie keine der Voraussetzungen erfüllt, die man an eine vernünftige Etymologie zu stellen berechtigt ist.

Wenn Pisani weitere Ausflüge auf sardisches Gebiet machen will, wird er gut daran tun, sich vorher über die lautlichen Möglichkeiten, die historischen und geographischen Gegebenheiten und die lokalen Bedingtheiten genügend zu unterrichten und vor allem keine altgriechischen Nominative als „charakteristische Relikte" dort zu suchen.

Rom. M. L. Wagner.

---

2. Fremde Bestandteile im Gergo.

Gelegentlich meiner Beschäftigung mit dem slav. Rotwelsch ergab sich u. a. die Notwendigkeit, dabei das it. gergo zu berücksichtigen und ich führte in meiner Schrift über das „Tschech. Rotwelsch" S. 83 auch einige neuere Literatur an. Von dem erfreulichen Aufschwung der it. Rotwelschforschung zeugt eine eben erschienene hübsche Studie A. Menarinis im Arch. Rom.

Das Durchgehen it. Rotwelschbestandes zeigte manch überraschenden Zusammenhang, so mit dem deutschen (vgl. meine obgen. Schrift S. 83 Anm.)[1] wie dem slav. Rotwelsch, und ich gab für letzteres *lima* „Hemd", *piva* „Mädchen", *smilza* „Geliebte" an. Mögen diese Anklänge an und für sich vielleicht nicht eben sehr bestechend erscheinen, so muſs doch auch in Erwägung gezogen werden, wie viel daneben an Übereinstimmungen innerer Sprachstruktur vorhanden ist, abgesehen von den Entlehnungen auch bis ins Tschechische, worüber l. c. 31 ff., 81 ff.[2], dazu ins Sloven. und Serbokroat. Es seien bloſs etliche Beispiele angeführt, so it.-rw. *bere* „entwenden", dem in der ältesten č. Schelmensprache *vypiti* „stehlen" entspricht, nach meiner Deutung (l. c. S. 10) = „Austrinken weidender Kühe, Geiſsen u. a."; it.-rw. *macellaro* „Chirurg" kommt dem č.-rw. *řezáč* „Arzt, Doktor der Rechte" gleich (schriftspr. č. *řezník* bedeutet „Metzger" und l. c. S. 38 wird da zu dieser Metapher bemerkt „dominant war die

---

[1] Hier wäre auch auf furbesco *fonzo* „Genosse, Christenmensch" hinzuweisen, das mit nhd. *Funse*, *Funze* „schlechte Leuchte", aber auch „Weibsbild" in Zusammenhang steht.

[2] Soviel ich weiſs, hat vor mir nur Pellis in Silloge lingu. G. I. Ascoli 556 ff. darauf hingewiesen. Hinzuzufügen ist meinen Nachweisen auch č.-rw. *bouda* „Betrug, Schwindel", *boudu dělat* „einen Betrug ausführen", dessen Zusammenhang mit neap.-rw. *baido* „Haus, gemeiner Diebstahl" klar ist.

Vorstellung des Chirurgen, von da erfolgte die Übertragung auf den andern akademischen Berufszweig, der gleichwohl seine Honorarforderungen auch schmerzlich mochte empfinden lassen"), wobei zu beachten bleibt, daſs bei Soldaten und den mittellosen Bevölkerungsschichten den Arzt vorwiegend ein „Wundarzt, Fraktureinrichter" o. ä. darstellt; it.-rw. *marca* „Ehefrau" entspricht zufolge seiner Abstammung aus mhd. *marc* „Roſs", bair.-öst. *Merch* „Stute, Mähre"[1] dem č.-pop. *kobyla* „Weibsbild" (eigentliche Bedeutung ist „Stute"), als Lehnquelle dürften übrigens sloven. *marha, mrha,* kroat., magy. *marha* nicht in Betracht kommen; das camorristische *puf* „Sturz", rivamont. „Schuld" ist zwar nicht in č.-rw. *buf* „Bordell" (l. c. 91), wohl aber im č.-pop. *na puf* „auf Kredit" wiedergespiegelt, wobei der Verdacht entlehnter Onomatopoese rege wird; it.-rw. *stalla* „Kirche" entspricht dem gleichbedeutenden č.-rw. *sypka,* in unentstellter Rede „Speicher" (l. c. 41); it.-rw. *stincarelli* „Füſse" besitzt č.-rw. ein deutliches Gegenstück in *sejráky* dss. (l. c. 38); it.-rw. *terrazzano* „Krug" ist dem č.-rw. *hlináč, hlinák* „Tongefäſs" gleichzuhalten (l. c. 37); it.-rw. *scarpa* „Taschendieb" vermute ich, bedeutete zuvörderst minder grotesk „Sparkasse", dann hätte es sein Pendant in č.-rw. *šuflata* (der „Schuh" ist als Verwahrungsort, Versteck aufzufassen), doch da es rein hypothetisch ist, bleibe es dahingestellt. Jedenfalls leuchtet die Gleichheit oder Ähnlichkeit zumindest der Gedankenbahnen bei der Sprachprägung hervor.

Insonderheit fiel mir gar sehr auf, wie manche hartnäckige Sprachschlacken des russ. Rotwelsch im it. Gergo Entsprechungen zu besitzen scheinen. Solch einen Anklang stellt ru.-rw. *alyn'ja* „Kuh" dar, vgl. it.-rw. *oliv, olivo* „Rind", dann it.-rw. *vetta* „Wasser" neben ru.-rw. *vit'* dss., übrigens kehrt das unaufgeklärte it.-rw. *lenza* „Wasser" in griech.-alb. *l'εnzε* „ausgegossenes Wasser" wieder; in diesem Zusammenhang verweise ich darauf, daſs Miller in seinem „Jörg Frundsberg" angeworbenes albanisches Kriegsvolk auf it. Boden in beginnender Neuzeit vermerkt. Was it.-rw. *oliv, olivo* betrifft, so ist es allerdings hebr. Ursprungs, denn von he. אֶלֶף „Rind" ist es nicht wohl zu trennen und das it. Rotwelsch zeigt ja noch andere he. Bestandteile; dafür sind u. a. aufzuzählen: *chiovra* „Gesellschaft", *chiovrini* „Brüder", welche auf he. חָבֵר „Genosse, Gefährte" beruhen, die ru.-rw. und č.-rw. Entsprechungen sind bei mir l. c. 56, 65, 67 aufgezählt; *musolo* „Geschäftsmann" (vgl. nhd. pop. *Mauschel* „Jude" aus he. מוֹשֵׁל „Herrscher", dafern Avé-Lallemant, D. d. Gaunerthum IV, 575, 405, zu folgen ist, was mir jedoch recht zweifelhaft vorkommt); *rossumo* „Gold" ist offenbar verstüm-

[1] Irrig ist die Herleitung G. M. Calvarusos, 'U baccàgghiu S. 103 s. v. *marca bi* „donna pubblica", *marca tasci* „donna pubblica d'infimo ordine"; einigen Besserungen, bzw. Ergänzungen seiner Deutungen in meiner oben zit. Schrift, S. 35, 48, 65, 75 und pass., füge ich die Frage hinzu, ob nicht siz.-rw. *buzzu* „roh" mit *bozza* „Gefängnisaufseher" zusammengehört und die rw. Spielform des nhd. *Büttel* wiedergibt.

meltes rabbin. מְזֻמָּן „Bargeld“; *taff* „deretano“ (he. תַּחַת „der Untere“ mit Ersatz von *þ* durch *f*?); *togo* „gut“ (he. טוֹב dss. verhunzt) usw., vgl. mein Tsch. Rotw. 65. Diesen Beispielen stehen ja Analogien in andern rom. Schelmensprachen gegenüber; indem ich das ziemlich aufmerksam studierte franz. argot und die dafür ganz unsorgsam betrachtete rum. şmecherească übergehe, läſst sich solches auf der Pyrenäenhalbinsel zeigen, vgl. also wieder — aufs Geratewohl herausgegriffen — im port. Rotwelsch *zôina* „Dirne“ (he. זוֹנָה „Hure“), so daſs Avé-Lallemants merkliche Unorientiertheit zutage tritt, da er behauptete, der starke hebr. Einschlag sei ein Charakterzug des deutschen Rotwelsch (l. c. IV, 2). Dies erscheint in meinem Tschech. Rotw. S. 63ff. und bes. S. 69ff. Anm. bereits voll widerlegt, ungeachtet Rippl noch 1926 eine entgegengesetzte Meinung vertreten hatte[1]. Doch damit ist auf ru.-rw. *vit'* „Wasser“ zurückzukehren, das ich als mordwinisch erkläre. Besteht also wirklich ein Zusammenhang mit it.-rw. *vetta*? Dann müſste er dahin gedeutet werden, daſs wenn schon nicht die Russen, so doch die Urquelle oder ein diese weiterleitendes Medium es ins Italienische vermittelt hat. Dies anzunehmen wird man durchaus nicht abgeneigt sein, zumal die Schiffahrt der Genuesen und Venezianer im Schwarzen Meer zur Zeit des Mittelalters notorisch ist, wie ja auch nur aus venez. Ära die it.-rw. Elemente der südsl. Schelmensprachen rühren dürften. Es ist nun eben nicht zu übersehen, daſs die lingua franca im Sprachleben Italiens eine ganz bedeutende Funktion erfüllte, weil nun einmal von den mittelalterlichen erwerbstätigen it. Volksmassen ein Groſsteil als Seeleute sein Dasein fristete, und so wohnt derartigen Sprachdenkmälern ein wirtschaftlicher, soziologischer Charakter inne. Dies konkurriert mit der Bedeutung der Soldatensprache bei Binnenvölkern, obzwar auch in Italien „un gergo tutto proprio hanno inoltre le caserme, un gergo bizzarro e curioso che esprime la giovialità spontanea della rude giovinezza dei militari“ und natürlich schon seit alters. Wird man doch bereits den Legionen des alten Roms ihren sehr tiefgreifenden Spracheinfluſs nicht absprechen dürfen, da sie aus den punischen Feldzügen u. a. *have*, *oppidum*, *turpis* mitbrachten, aus Illyrien und Mösien *caballus* und *daca* usw., usw., vgl. meine Andeutungen Tsch. Rotw. S. 29. Jedenfalls erschlieſst die lingua franca das Verständnis für weitverschlagene germ. Einsprengsel in der Schelmensprache anderer rom. Seemannsvölker, als port.-rw. *môme* „Knabe“ (fries. Herkunft), *tumba* „unglückseliger Mensch“ (zu nhd. *dumm*).

Hinsichtlich der Gesamtstruktur des gergo ergeben sich Analogien des it. zum sl. Rotwelsch u. a. auch, daſs massenhaft deutsche Elemente sich im Gergo aufgenommen zeigen, teils äuſserlich kaum

[1] Daſs in der Geheimsprache der siz. Maffia mit alb. Einschlag zu rechnen ist, erscheint Tsch.-Rotw. S. 90 Anm. 2 dargetan. Auf übereinstimmendes furbesco *dolcioso* „Milch“ und geg. *tâmbël* dss., Cordignano I, 207, ist wohl kein Gewicht zu legen.

verändert, teils verhunzt und semantisch korrumpiert. So etwa *arzinca* „Garten" (nhd. *Urz*, aber es könnte auch mit umgestelltem it. *giardino* zu rechnen sein); *baito di mito* „Juwelendiebstahl" (nhd. *Beute*); *belfo* (recte *bolfo* ?) „Hund" (nhd. *Wolf*); *bernarda* „Nacht" (nhd. *während der Nacht*); *bestisa* „Tisch"; *bisti* „Priester"; *boccone* „Schwein" (mhd. *Bock*, kaum germanisiertes it. *porco*); *branda* „Branntwein"; *brudement* „Kaffee" (kann nhd. *Brot*, natürlich aber ebensogut it. *brodo* sein); *burchio* „Gitter" (kann nhd. *Burg* wie alb. *burg* „Kerker" und Verwandtes darstellen); *cobi* „Bett" (nhd. *Koben*); *conobello* „Knoblauch"; *corniale* „Korn"; *eda* „Marquise" (nhd. *edle*); *elmo* „Haupt" (nhd. *Helm*); *figado* „Tasche, Einzäunung" (? wohl *cinto* „Gürtel" aus nhd. *Ficke*); *gaffa* „Wachmann" (nhd. *gaffen*); *lughera* „Scherge" (nhd. *lugen*, vgl. den PN *Lueger*, ON *Lueg*, *Lugeck* u. a.); *marca* „verheiratetes Weib", das auch port.-rw. ist und dort nachfolgende Bedeutungen besitzt „Prostituierte, Mann, der zu Zeit der Wahlen im Namen anderer, die ihre Bürgerpflicht selbst auszuüben verhindert sind, mehrmals wählen geht" (oben S. 340 erklärt); *mitina* „Mitte"; *niberta* „nichts" (nhd. *nicht*[*s*] *wert*, wiederum mit *b* für *w*, was ein Sprachmerkmal des Zimbrischen darstellt); *peso* „geizig" (nhd. *bös*, das in č.-rw. *peskramla* „streitsüchtiges Weib" wiederkehrt, vgl. mein Tsch.-Rotw. S. 63); *pisto* „Priester" (vgl. oben den plur. *bisti*); vielleicht reiht sich *ripa* „Repetieruhr" an (vgl. nämlich im deutschen Rotw. *Lupper* „Uhr"), sofern es nicht bodenständige innere Wortverkürzung „[orologio a] *ripe*[*tizione*]" sein sollte; *serpenti* „Jahre" (im deutschen Rotw. *Würmer*); *smesser* „Messer"; *smolt* „Butter" (*Schmalz*); *spel* „Spielkarten"; *spillare* „Karten spielen"; *stajf* „stark" (*steif*), *stampa* „machen" (*stampfen*); *stupina* „Strohsessel flechten" (nhd. *stopfen* mit gleicher Vertretung der affricata wie in *stampa*); *trenchena* „Napf" (nhd. *Tränke*); vielleicht *tulipano* „Frauenhausbesucher" (Zusammenhang mit nhd. *Tulifant, Tulifäntchen* „weiches Kleidchen der Neugeborenen", aber auch PN. ist offenbar, das nhd. Wort ist aus türk. دلبند „Nesseltuch, feines Leinen" bezogen, mit č.-rw. *tulový* „vortrefflich", wien. *tuliöh*, onomatop. von *dudeln*, Tsch.-Rotw. S. 59, besteht dagegen kein Zusammenhang, wohl auch nicht mit *Lips Tullian*) u. a. m. Vorstehende Aufzählung, die weder klassifikatorisch noch vollständig ist, und nicht als Selbstzweck sondern bloſs zur Veranschaulichung vorgeführt wird, kann mit Hilfe bair.-alem. mundartlicher Wb. unschwer vervollständigt und vertieft werden, allerdings ist auch das deutsche Rotwelsch beteiligt, vgl. z. B. im furbesco *morfia* „Mund", *smorfiar* „essen", rw. *murfeln* „kauen", *Murf* „Maul", was den Niederlanden entstammt und fries. (zwar älter *mund*, doch ist es wegen as. *mûth* und neben *tôth* „Zahn" vorauszusetzen) sein wird[1]. Dieser nur ganz

---

[1] Vgl. Öff. Sicherheit, Wien 1934, 8 S. 5. Zur Wiedergabe des *þ* durch eine Liquidagruppe vgl. z. B. auch Arhiv za arb. starinu etc. III, 186.

ungefähr vorgeführte und leicht vermehrbare[1] Sprachschatz entspricht der in meinem Tsch.-Rotw. S. 60 gekennzeichneten Beschaffenheit des č. Rotw., wo „die Zahl dieser Germanismen . . . in ihrer Höhe gewissermaſsen unbeschränkt ist"; im sloven. Rotw. ist es nicht viel anders, ganz bedeutend ist der deutsche Einfluſs auch im sekr. Rotw.

Dazu gesellt sich nun eine ansehnliche Menge direkter Übereinstimmungen; ich führe an: it.-rw. *bacare* „hüten" (č.-rw. *bach* „Acht, Obacht, Wache"); *balordino* „Eier", *borloi* „Ei" (č.-rw. *barcikle* dss.); *cerino* „Messer" (č.-rw. *čúro* dss.); *cuccio* „Hund" (sloven. *kucek, kuček* id., sekr. *kučak*); *crùcol* „Brot" (aus sloven. *krùh* dss., sekr. *krûh*); *dico* „Rasiermesser" (č. *dýka* „Degen", während kroat. *dikica* „dornige Spitzklette" fern bleibt); *fanfiera* „besondere Aufsicht bei den Gefängnispforten", *fanfirla* „Tabaksdose" (sloven.-rw. *finfrati* „zünden", wofür sich in alb. *ferfullue* „fulminare, lanciare" event. ein schwacher Halt zu bieten scheint); *luscia-lovè* „Wechsler" (vgl. sekr.-rw. *love, lovine* „Geld"); *marocco* „Brot" (č.-rw. *máro* dss.); *nicolo* „nein" (č. *nikoli* „durchaus nicht"); *oden* „Person" (č.-rw. *voda* „Leute, Menschenmenge"); *pincià* „spielen, Spiel" (sloven. *plesati*, älter *plęsati* „tanzen"); *raf* „Uhr" (če. *rafika* „Uhrzeiger"); *sgoria* „Schnaps" (sekr. *zgorjeti* „zusammenbrennen"); *sitàco* „so" (sloven., sekr. *tako* dss.); *sloch* „Suppe, Kaffee" (zu č.-rw. *sloch* „Jahrmarkt"?); *susta* „Brieftasche" (sekr.-rw. *šuštavica* „Banknote"); *taròm* „Schelmensprache" (č.-rw. *roms* „eins"); *vōla* „Schwein" (ru.-rw. *balabas* „Schweinefett") u. a. Davon kommt wohl ein erheblicher Teil auf Rechnung des Zigeunerischen, vgl. Tsch.-Rotw. 75ff., oder ein Beispiel wie *pioda* „Schenke" (zu zig. *pijav* „trinke"), während das Hin- und Hergehen des Sprachguts nach oben S. 339, Anm. 1 und Kontext, z. B. auch it.-rw. *puttagge* „Frauenbrust" — č.-pop. *putny* dss. illustriert. So sind zwar nicht eben allzu viele bodenständige sl. Bestandteile im it. Rotwelsch da, indes noch mehrere andere, teils meiner Durchsicht, teils den Aufzeichnern entgangene sprachgründige Elemente dürften sich hinzufügen; dazu sind ja die Verhunzungen des Sprachmaterials auch recht erheblich und also beirrende Verdeckungen ganz natürlich. Vgl. it.-rw. *marchese* „Katamenien" (demnach gestrecktes *m-ese*)[2], *carpioni* (statt *campioni*) „Einbrecher", *morto* (st. *furto*) „Diebstahl", *urto* (statt *arto*) „Brot", *triolfo* (st. *cria*) „Fleisch", *vasco* (st. *maschio*?) „Herr, Bürger", *basca* „hungern" (st. zig. *bok* id.?), *carnenda* „Tochter" (st. *cara*), *lungomorto* (st. *lungomare*) „Meer", *berna* „Abend" (st. *bernarda*), *gra* „Dieb" (st. *grancia, gratta*), *caci* (st. *cicca*) „Zigarrenstummel", *calàba* (st. *baccalà*) „Stockfisch", *stelca* (st. *castello*) „Schloſs", *zolfa*

---

[1] *Schillo* „Fisch", *stasi* „schüchtern, demütig" (ostm. *dasig* „verdutzt"), *stecca* „Strafurteil" (rw. *Stöckl*, Tsch.-Rotw. 63), *sgrifia* „Hand", (rw. *Greiferl*), *leccar via* „wegschaffen", (mhd. *lecken*).

[2] Sollte vielleicht die it. Streckform für rw. *König* dss. im Deutschen verantwortlich sein?

(st. *fagiuolo*) „Bohne“, *tapor* (st. *porta*) „Tür“, *gnicro* „Schwein“ (vgl. rw. *Grunnickel* dss.) usw. Infolgedessen vermeine ich, daſs das eingangs erwähnte it.-rw. *piva* „Mädchen“ aus dem ikavischen Dialekt des Sekr. rührt, etwa (*pa*) *diva* „(und die) Maid“, oder aus sloven. *deva* dss. stammen kann, ebenso aus sloven. *mîlica* „Liebchen“ it.-rw. *smilza*, vgl. oben S. 339. Der *s*-Anlaut müſste nicht gerade dem če.-rw. *skorný* neben dem zitierten it.-rw. *corniale* entsprechen, aber immerhin könnte nach Tsch. Rotw. S. 56 Anm. 3 auſser *aisch* „Mann“, *truso* „Hase“, *dabort* „Abort“, laut l. c. 72 *arábek* „Kleinkind“, l. c. 42 *hasák* „Messer“, l. c. 85 *hlína* „feine Sache“ l. c. 73 *zengetka* „Hemd“ u. a. angeführt werden; das Gergo hat jedenfalls z. B. mailänd. *slenza*, bei den Rauchfangkehrern aus Intragna *slenzia* neben furb. *lenza*, siz.-rw. id. Gewagter ist hingegen, *lima*, das Du Cange als *limas* „Hemd“ kennt, an č. *límec* „Kragen“, *lem* „Besatz“ anzuschlieſsen und die Herkunft der Sippe, für die allerhand lat. Anklänge da wären als *limus*, auch *limbus* ?, bleibt vorläufig ungeklärt. Gleichwohl sind sl. Bestandteile in der it. Schelmensprache unzweifelhaft da und werden vielleicht in der niedern it. Volkssprache vom Nordosten und Osten (hier durch die Seemannssprache) eingedrungen sein. Aus dem Rotwelsch (*Schinagole* „Schubkarren“) ist ja z. B. in die Sprache der deutschen Binnenschiffer *Schinakel* für „Schiff“ (nämlich getreideltes) übergegangen und volkstümlich geworden.

Bei den levantinischen Zuschüssen im it. Rotw. komme ich auf eine meiner wesentlichen Aufstellungen fürs sl. Rotw. zurück, wonach die östlichen (türk. u. a.) Einschläge das Hauptcharakteristikum abgeben; demnach sind die türk.-arab. Quellen des gergo beachtlich. Die maghrebinischen, ägypt. und syr. Dialekte, kaum Neuarab. im engern Sinn oder die mesop. Mua., gar etwa das Mehri, kommen nebst dem Türk., Alb. und Neugr. in Betracht. Beide letztgenannten Balkansprachen nunmehr übergehend[1], die auf siz. Boden in neuerer Zeit kleine Siedlungen aufweisen, muſs beim arab. Lehngut beachtet werden, daſs Sizilien ein Vierteljahrtausend, ungefähr zwischen 828—1061, unter arab. Herrschaft stand. Rückstände dieser Zeit im südit. Sprachkleid sind darum vorauszusetzen, ich möchte z. B. it. *maccheroni* „Fadennudeln“ daher entstanden meinen. Die it. *maccheroni* sind wohl nichts anderes als arab. مأكل „Speise“. It.-rw. Elemente levantinischer Abkunft sind *abba* „Wasser“ (pers.

[1] Vgl. auch S. 341 oben samt Anm. 1. Bei siz.-rw. *cuḍḍura* „hinhalten“ weiſs sich Calvaruso keinen Rat mit dieser „metafora incomprensibile“. Aber neugr. *κουλλοῦρα* „Brezel, Kringel“ ist hier in ähnlichem Sinne gebraucht wie südd. *Schmarren* „nichts da“, nordd. *Kuchen, ganz Wurst* „gleichgültig“ u. ä.

Ich benütze hier die Gelegenheit, eine unrichtige Bedeutungsangabe richtig zu stellen, die sich in meinem Tsch. Rotw. S. 92 Anm. bei siz.-rw. *bisinìssi* „posterior“ — nicht „Geschäft“ — eingeschlichen hat; letztere (nur etymologisch berechtigte) Bedeutung gibt bloſs den Gang der Bedeutungsentwicklung an.

اب dss.); *baccaglio*[1] „Rede", denn *baccaglio in serpentino* heiſst „Rotwelsch", *baccalin* „Vergnügungslokal, Sammelplatz niederer Volksschichten" (erklärt Tsch.-Rotw. 89); *bolla* „Stadt" (arab. بلد dss.); *bozzar* „leugnen" (vulgärar. *mûš* „nein"); *coschetto* „Keller", *cosco* „Haus" (türk. كوشك „Laube); *califfa* „Kupplerin" (arab. خليفه der bekannte Titel); *saraffo* „Falle, Diebstahl beim Überreichen einer Bittschrift oder eines Schreibens zur Ablenkung des Opfers" (arab. صرّاف „Wechsler"); *tufo* „Gewehr" (tü. تفنك „Flinte") u. a. m. Furb. *mesta* „Brief" wird hingegen schwerlich von arab. مكتوب dss. abzuleiten sein. Auf sonstiges, levantinischer Abkunft Verdächtiges, als *bianco* „Silber oder Geld" (neugr. ἄσπρα), *frulla* „tromba marina" (alb. *fryll* „Schalmei") sei gemäſs obigem nur nebenher verwiesen. Mit der Erschlieſsung neuer Quellen dürfte sich hergehöriges Material vielleicht überraschend mehren. Die nähere Einordnung morgenländ. Einflüsse auf die Sprachen des Abendlands steht ja auch nach der verdienstlichen Behandlung durch Lokotsch, EW. d. europ. Wörter orient. Urspr., noch vor beträchtlichen Aufgaben. Jedenfalls habe ich in meinem ständig zit. Tsch. Rotw. S. 46 die Kreuzzüge für eine Anzahl solcher Eindringlinge in europ. Sprachen verantwortlich gemacht und bin nicht abgeneigt, diese Epoche auch für die Entlehnung des arab. لباس (*libas*) „Gewand, Kleid" ins mlat. (über mgr.) *limas* zu verpflichten. Hier ist wohl Ostroms Kriegsvolk nicht unbeteiligt.

Einsichten, die sich aus solchen Betrachtungen ergeben, sind zuvörderst die verschlungene Reihe beteiligter Sprachen, die das Lehngut weiterreichen, daſs zusammenhängende groſse Gebiete auch in innerer Sprachform sich vielfach nivellieren. Welche Weite solche Zusammenhänge umfassen, können siz.-rw. *saléra* „naso, l'insieme delle due fossette, tra la clavicola e la scapola, nelle persone di petto magro" mit Pariser arg. *salières* „Grübchen der Brust der Frauen", südd. *Salzfasseln* „Schlüsselbeingruben" ersehen lassen. Sprachgrobheiten haben da üppigste Wuchertrift. Aber was sich hier einnistet, sind nicht Etiketten der Wörterbücher und grammatischen Kompendien, keine papierenen Klassen, die in der lebendigen Sprache als Kategorie, nicht aber als Idee vorhanden sind, wie z. B. Nomin. oder Inf. usw.; der jeder schriftlichen Verkünstelung bare Charakter der Volkssprache, wie er uns an künstliche Schriftsprachen Gewohnte mitunter zu überraschen vermag, tritt hervor[2]. Daran dürfen selbst grobe Barbarismen nicht beirren, wie sie z. B. in ru.-rw. *kalo* „ein Rubel", *bez kala onec* „neun", *s kalom onec* „elf" (nach Dmitrieff aus türk. *bir qala on* „9", wörtlich „eins bleibt auf zehn") gespiegelt werden[3].

---

[1] Auch der überall (z. B. port.-rw. *chorne* „Mensch", verb. *churdar*, sekr.-rw. *ćor*) auftauchenden *ciori* „esecutori di un furto" sei nicht vergessen.

[2] Allerdings sind wieder die Aufzeichnungen der Sammler oft kritikbedürftig, wie Barannikoff an Potapoff, Jazlit. VII, 146, feststellen und ich Tsch. Rotw. 65, 15 ausdrücklich beklagen muſste.

[3] Immerhin ist auch die Mitwirkung von ru.-rw. *ekkalo* „ein Rubel" nicht zu unterschätzen, das evident aus dem Zig. stammt.

Gewifs scheint ein russ.-it. Zusammenhang durchaus möglich, wie auch im franz. argot *cognac* ,,Landjäger, Wachmann" doch wohl nur slav. aufhellbar scheint, vgl. mein Tsch.-Rotw. S. 37, also wohl für den Rufslandfeldzug Napoleons oder eher die poln. Legionen Dombrowskis zeugt. Für weites Wandern ist z. B. auch ung.-rw. *bőr* ,,Weib" beweisend; es bedeutet in der Gemeinsprache ,,Wein" und wird durch č.-rw. *burka* ,,feile Dirne" (aus it. *porca* ,,Sau") nach meinem Tsch.-Rotw. S. 83 verständlich[1].

Karl Treimer.

---

3. Nochmals ital. *madrigale*.

Spitzer, ZrPh. 55, 168—170 (1935), verwirft die von Gamillscheg und Bloch angenommene Etymologie *madrigale* < *matricale*, und schlägt eine andere, *madrigale* < *materiale*, vor. Leider ist das Spitzersche Etymon weder von der lautlichen noch von der semantischen Seite annehmbar. Eine genauere Nachprüfung der von Cesari gegebenen Bibliographie (S. 7) hätte bald zu Biadenes Aufsatz 'Madrigale', Rass. Bibl. della Lett. It. 6, 329—336 (1898) geführt, wo alle von Spitzer angeführten Argumente schon widerlegt worden sind. Wie schon von Biadene erwähnt, kann man die Entwicklung eines 'spontanen' *g*-Lautes in diesem Falle kaum rechtfertigen, da in allen anderen italienischen Vertretern der Gruppe *-iale* diese Gruppe unverändert geblieben ist. *Pagura* : *paura*, *ragunare* : *raunare* (nicht *radunare*, zu welchem aber *raunare* eine Nebenform ist) usw. (*Pagolo* : *Paolo* usw.) bilden keinen richtigen Vergleich; in solchen Fällen ist das *-g-* der Vertreter eines bilabialen Lautes (cfr. Grandgent, From Latin to Italian 87), und diese Entwicklung kommt nur in der Nähe eines hinteren Vokals (*-o-* oder *-u-*) vor.

Natürlich ist die von Spitzer angefochtene Bedeutungsentwicklung 'Mutterkraut > Madrigal' nicht stichhaltig. Das ist aber auch nicht die von Biadene angenommene Entwicklung, was eine genauere Nachprüfung leicht erwiesen hätte, sondern eine zweite, spez. norditalienische Bedeutung: 'carmen maternum', d. h. ein Lied in der Muttersprache (loc. cit. 6, 335). Vieleicht wäre es noch besser einen weniger dichterischen, aber desto wahrscheinlicheren Entwicklungsgang anzunehmen: 'carmen maternum > Wiegenlied > Lied überhaupt'. Allerdings fehlt der von Spitzer angenommenen Entwicklung jeder in direkter Beziehung mit dem Worte *madrigale* stehende Punkt, aufser den rein dichterischen und deshalb unverläfslichen Beschreibungen da Tempos und Bembos, die auch ex post facto sein können.

---

[1] In diesem Zusammenhang sei eine Bemerkung zum südtir.-deutschen *Lepsch* ,,Treberwein, Lauer" eingefügt, das ich in der Bozener Gegend hörte; es ist samt slovak.-rw. *levеška* ,,Suppe" von ung. *leves* dss. herzuleiten, Tsch.-Rotw. S. 73. Volkssprache und Soldatensprache stehen daher eng zusammen.

Jedenfalls ist die Etymologie *madrigale* < *materiale* lautlich unmöglich; und wenn sie auch semantisch berechtigt wäre, könnten wir doch nicht einen lautlich falschen Entwicklungsgang annehmen. Die etymologischen Deutungsversuche der antiken Zeit und der Renaissance irrten eben darin, daſs sie die Wortbedeutung vor, nicht nach der Lautgeschichte studierten; und der Fall von *madrigale* zeigt uns noch einmal deutlich wie die neuzeitliche Verachtung der regelmäſsigen Auffassung der Lautgeschichte keine wirkliche 'Freiheit' bringt, sondern uns nur in die vor 1800 herrschende Verworrenheit wieder zurücksetzt, und — wie hier in der angenommenen Entwicklung aus *materiale* — es entsteht nur ein Wirrwarr.

Robert A. Hall, Jr.

BESPRECHUNGEN.

Vittorio Bertoldi, *Questioni di metodo nella linguistica storica.* Napoli 1939. XVII, 335 S.

Dieser typographisch vornehm ausgestattete Band ist der Niederschlag von Vorlesungen, die der Verfasser, ordentlicher Professor an der Universität Neapel, an dieser Hochschule gehalten hat und die dazu bestimmt waren, seine jugendlichen Hörer in die Probleme und Methodik der Sprach- und vor allem der Wortforschung auf romanischem Gebiete einzuführen. Er will vor allem zeigen, welche Fortschritte die Forschung in den letzten Dezennien gemacht hat und wie durch die verfeinerten Methoden geradezu eine neue Auffassung der Linguistik als im wesentlichen historischer Wissenschaft entstanden ist. Während einzelne Forscher schon wähnten, die Sprachwissenschaft habe sich verausgabt und erschöpft, da sie hauptsächlich die nicht mehr lebendigen Sprachen und Sprachstadien im Auge hatten, setzt mit dem Himmelstürmer Gilliéron eine Richtung ein, welche die lebendige Sprache in den Vordergrund stellte und durch ihre neue Methodik und Zielsetzung die Sprachwissenschaft wiederbelebte und befruchtete. Mit Recht betont der Verfasser, daſs auch vor Gilliéron schon einzelne Gelehrte auf Grund neuer Erfahrungen und Beobachtungen über die feststehenden Normen der rein vergleichenden Betrachtungsweise der früheren Schulen hinausgekommen waren und neue Wege angebahnt haben, wie Gaston Paris und Meyer-Lübke, vor allem aber Schuchardt, dessen „attività precorritrice dei tempi nuovi e dei nuovi principi teoretici" Bertoldi gebührend hervorhebt. Zu einer Zeit, da die Wissenschaft noch ganz damit beschäftigt war, die angebliche Einheitlichkeit der romanischen Sprachen auf vergleichendem Wege wiederherzustellen, ging Schuchardt daran, ihre durch das Hin- und Herfluten der Erscheinungen zwischen den verschiedenen Gebieten und die Über- und Nebeneinanderlagerung der vom Zentrum der Latinität ausgehenden Neuerungen bedingte Verschiedenheit zu erweisen. Neben die Ansicht von der Statik der Erscheinungen trat die von der Dynamik, und wenn man zuerst diese Auffassungen als unvereinbar ansehen wollte, hat man schlieſslich einsehen gelernt, daſs beide sich ergänzen, daſs also deskriptive und historische Sprachforschung ineinandergreifen, wie zuletzt v. Wartburg trefflich ausgeführt hat.

Diese Dinge sind heute unter den Fachgelehrten zur Genüge bekannt und es herrscht darüber wohl kein Streit mehr; aber Bertoldi hat die Auf-

gabe, seine Schüler über diese grundlegenden Fragen auszuklären, in zugleich sachlicher und eleganter Weise gelöst. Als Beispiel für den Unterschied zwischen diachronischer und synchronischer Auffassung wählt er die Schicksale des lat. auslautenden *-s*, wobei er die verschiedenen Tendenzen in der lateinischen Sprachgeschichte darlegt, die bei einer rein synchronischen Betrachtung nicht zu ihrem Rechte kommen würden. S. 139ff. führt er das noch näher aus. Allerdings kann man sich fragen, ob gerade dieses Beispiel glücklich gewählt ist, da die Frage der Erhaltung und des Schwundes des *-s* nicht als restlos geklärt angesehen werden kann. Auch mit der neuesten Veröffentlichung darüber, Gustav Reichenkron's ,,Beiträge zur romanischen Lautlehre", Jena und Leipzig 1939 (Berliner Beiträge zur roman. Philologie, Band X, 1/2), in der eine neue Lösung vorgeschlagen wird, dürfte die Frage kaum endgültig entschieden sein.

Auf den einleitenden Teil folgen die Hauptabschnitte des Buches: I. ,,La geografia linguistica. Principi, metodi e risultati nel campo galloromano"; II. ,,L'indagine storico-geografica dei fatti di lingua. Nuovi aspetti e nuove possibilità di sviluppo nel dominio romanzo"; III. ,,I criteri d'indagine storico-geografica applicati al latino".

Der erste Teil (S. 21—57) handelt von Gilliérons Persönlichkeit und Bedeutung, von dem französischen Sprachatlas und seiner Methodik und von den umwälzenden Ergebnissen von des Meisters Arbeiten, wobei an sorgfältig gewählten Beispielen seine Arbeitsweise beleuchtet wird. Da die Beispiele aus Gilliérons Werken selbst geschöpft sind, sagen sie dem Fachmann nichts Neues, aber sie sind ja auch nicht für ihn, sondern für die Studentenschaft als Einführung bestimmt. Bertoldi versteht es jedenfalls, aus der für einen Anfänger verwirrenden Fülle der Erscheinungen das Wesentliche klar und übersichtlich herauszuschälen, ohne indessen den Eindruck allzu weitgehender Vereinfachung zu erwecken; ein Anfänger wird allzu leicht durch die gedrängte Darstellung und den eigenmächtigen und gewaltsamen Stil des französischen Meisters abgeschreckt und verliert sich in dem unübersehbar scheinenden Meere seines Materials und seiner Beweisführung; da reicht ihm eben sozusagen Bertoldi einen Rettungsgürtel.

In den Abschnitten II (S. 59—136) und III (S. 137—292) hat der Verfasser viel mehr Gelegenheit, aus dem Eigenen zu schöpfen.

Der II. Teil wird durch ein Kapitel ,,Economia delle parole" eingeleitet. Sparsamkeit des Wortschatzes wechselt ab mit Verschwendung. Letztere herrscht z. B. in den technischen Sektoren des Wortschatzes vor. Die ländliche Terminologie besitzt eine reich differenzierte Zahl von Ausdrücken, die dem Städter fremd sind; diese Eigentümlichkeiten des Wortschatzes, die sich im allgemeinen auf eine gewisse soziale Schicht der Sprechenden beschränken, bleiben sozusagen an der ,,Schwelle" des allgemeinen Lexikons stehen. Auch die Neigung des Volkes zur bildlichen Ausdrucksweise, der Hang zu Scherz und Spiel, trägt zu der scheinbaren Verschwendung bei, und natürlich erst recht das Bedürfnis nach affektischen Ausdrücken. Für alle diese Fälle bringt Bertoldi treffende Beispiele, vielfach aus der ihm besonders vertrauten botanischen Sphäre. Ebenso wird gezeigt wie Kollisionen zwischen Form und Bedeutung von Wörtern zur Ausschei-

dung von solchen führen können. Jedenfalls herrscht nie Verlegenheit. „Un seggio nel vocabolario urbano o nazionale è vacante? C'è tutt' una schiera di candidati alla successione che attendono il turno." (S. 70). So tritt das affektische *tata* an Stelle von *patre* im Rumänischen und *babbo* ebenso im Toskanischen, und so sei *vovó* im Portugiesischen an Stelle von *avus* getreten. Bezüglich des letzteren folgt unser Verfasser Tappolet, der in seinen „Verwandtschaftsnamen", S. 64 *vovó* > *avó* (fälschlich mit Akut statt mit Zirkonflex, denn *ó* steht im Portugiesischen für offenes *o*, *ô* dagegen für geschlossenes!) bringt, allerdings unter den kindersprachlichen Bildungen, aber mit der Bemerkung „Umgangssprache der Gebildeten (nach C. Boser)"; die Richtigkeit dieser Information möchte ich aber sehr bestreiten; auf keinen Fall ist es so, als ob *vovô* etwa in derselben Weise für avus oder vielmehr aviolus (*avô*) eingetreten wäre wie *tata* und *babbo* für patre; das in Portugal wie Brasilien übliche Wort ist vielmehr ausschließlich *avô*, wie *abuelo* in Spanien; die Form *vovô* vermißt man in der Mehrzahl der portugiesischen Wörterbücher; Figueiredo, das ausführlichste, bringt es nur als brasilianischen Kinderausdruck, wie *vovó* = *avó* „Großmutter"[1].

Sehr interessant ist das Kapitel „Parole girovaghe" (S. 96—106), in dem gezeigt wird, wie einzelne Bezeichnungen von dem Ursprungsland oder -ort ihren Ausgang nehmen und sich verbreiten, wobei dann auch oft später dieser Ursprung sich ganz oder teilweise verwischt, so abellana „la noce di Abella", das sich von Neapel auf dem Seewege nach den Küsten der Gallia Narbonensis und dem südlichen Iberien ausgebreitet hat und heute vor allem in der Mittelmeerromania Fuß gefaßt hat (hier würde auch das sardische *oḍḍana* anzuführen gewesen sein, daß ohne Zweifel der ursprünglich in Sardinien eingewanderte Worttypus gewesen ist, s. Wagner, RLiR IV, 19), während sich in den nördlichen Zonen *corylus* oder in Italien großenteils *nucella* fest hält (aber in Sardinien ist *nužeḍḍa* (nur camp.) wahrscheinlich eine Neubildung von *nuži* aus, während sonst festländische Formen durch den Handel eingedrungen sind, s. Wagner, l. c. S. 20f.). Und so hat sich im Osten der geographische Ausdruck *ποντικά* „noce del Pontico" ausgedehnt (türk. *fendek* (besser (*fîndîk* oder nach der neuen türkischen Rechtschreibung *fındık*); alban. *funduk* (richtiger *fundúk'*); neugriech. *φουντούκια* (nicht *φουτούκια* wie bei Bertoldi, S. 99, und besser entsprechend dem türkischen und albanesischen Beispiel *φουντούκι*, denn *φουντούκια* ist der Plural)[2]. Es folgt ein weiteres sehr originelles Kapitel „Esigenze linguistiche del mercato" (S. 107—136). Hier tritt das Produkt und damit seine Benennung im Dienst der Geschäfte auf; der Verkäufer will seine Ware an den Mann bringen und preist sie daher entsprechend an; mit Vorliebe werden die Namen mit hypokoristischen Endungen versehen (*pisellini*, *patatine*, *ruchetta* usw.); manche solche Bezeichnungen

---

[1] Vgl. Visconde de Beaurepaire-Rohan, Diccionario de Vocabulos Brazileiros, Rio de Janeiro, 1889, S. 146: *vôvô*, m. „nome infantil de *avô*"; *vóvó* „id. de *avó*".

[2] Wörter aus nichtromanischen Kultursprachen sollten auch in romanistischen Veröffentlichungen in der richtigen Form angeführt werden.

gehen in dieser Form in die Gemeinsprache über; so haben die Typen auf *-otte* für Früchte und Gemüsenamen auf französischem Sprachgebiete mächtig um sich gegriffen; neben die *eschalogne* = Ascalonia tritt die *échalotte* nach *poirotte, civotte, ciboulotte* u. ähnl., und so wird die Pflaumenart *reine Claude* zur *renglotte* (das übrigens auch in Deutschland als *Ringlotte* übernommen wurde). Oft wird der Teil eines Krautes, das auf den Markt kommt, für das Ganze genommen; franz. *cimettes*, ital. *cimelli* „insalatina nuova", oder der Büschel von Blumen für diese selbst: romagnol. *mazzét* „garofano"[1]; häufig spielt auch die Herkunft eine Rolle, um dadurch das Produkt besonders anzupreisen, und wenn sich eine solche Bezeichnung eingebürgert hat, kann auch die Herkunft vergessen werden und der Name verallgemeinert und auch auf Produkte anderer Herkunft übertragen werden. In Paris ist *chasselas* eine aus dem Orte gleichen Namens stammende Traubenart; dann tritt aber ein *chasselas de Fontainebleau, chasselas de Bar-sur-Aube* daneben usw.

Ich habe natürlich nur einige wenige der von Bertoldi angeführten Fälle hier erwähnt. Am Schlusse dieses aufschlufsreichen Kapitels kommt B. auf die aus Amerika stammenden Wörter für Pflanzen und Produkte zu sprechen, die meist, wie nur natürlich, ihren Weg über Spanien genommen haben. Dabei ist es verwunderlich, dafs die Bohne, die aus Mexiko eingeführt wurde, angeblich nur in Frankreich mit ihrem einheimischen Namen vertreten sein soll; denn man nahm ja bisher meist an, dafs franz. *haricot* aus dem mexikan. *ayacotl* stamme, um so auffälliger, als gerade in Spanien keine Spur eines solchen Namens nachweisbar ist. Bertoldi glaubt daher nicht an diese Ableitung und führt aus, dafs die *fève d'haricot* (1678) an Stelle der *fève de callicot* (1654) getreten sei, letztere nach Calcutta benannt; da um diese Zeit in Paris *haricot* „ragoût de mouton" verbreitet war — und Bohnen gehören ja zum Hammelsragout —, sei eine Verschränkung der beiden Bezeichnungen erfolgt[2]. Das ist jedenfalls viel wahrscheinlicher als die mexikanische Etymologie. Natürlich wurden exotische Pflanzen und Produkte auch umbenannt, wie die Namen für „Kartoffel" und „Feigenkaktus" u. a. beweisen; der amerikanische Name des letzteren sei nur in Spanien lebendig: *nopal*; aber dazu ist zu bemerken, dafs auch in Spanien *nopal* nur eine wissenschaftliche Bezeichnung ist, die volkstümlichen Namen sind *chumba de Indias, chumbera, chumba de pala, higuera*, und die Frucht

---

[1] Ein schönes Beispiel hierfür ist auch das in Cagliari gebräuchliche *tákkula* für „Krammetsvogel"; der Vogel heifst an und für sich *turdu*; da man aber die Krammetsvögel bündelweise zusammengebunden verkauft (meist Bündel zu acht Stück) und diese Bündel *tákkula* heifsen (zu *attakkai*), sagt man *pillǫn' e dákkula* (AIS 493) und dann auch allgemein *tákkula* „grivi, merli e tordi" (Marcialis, Piccolo Vocabolario, 1910, S. 32), so dafs man sagen kann und sagt: *ǫi amuš a ppappai đákkula* "heute werden wir Krammetsvögel essen". Vgl. zur Bildung selbst irp. *taccaglia* "legaccia, legacciolo". (Nittoli); nap. *taccaglia* „cintolo" (D'Ambra 439).

[2] Man hatte auch früher schon an einen Einflufs von *callicot* gedacht, aber als eine Kreuzung von mex. *ayacotl* × *callicot* × *ragoût* (s. die Geschichte der bisherigen Deutungsveruche bei v. Wartburg, FEW I, 190); das Neue bei Bertoldi ist die völlige Ausschaltung des mexikanischen Wortes, die wir für sehr vernünftig halten.

heiſst allgemein *higo chumbo*; in Portugal sagt man *figueira-do-inferno*; *nopal* war in beiden Ländern nie volkstümlich; Bertoldi meint zwar (S. 124), das siz. *ficu pala* könnte eine Reminiszenz an *nopal* sein; aber das halte ich bei der mangelnden Verbreitung von *nopal* für ausgeschlossen; mit *pala* werden die schaufelartigen Blätter der Pflanze bezeichnet, daher in Spanien (Andalusien) *palera*; allgemein *chumba de pala*, so siz. *ficu pala*, und *pala di ficu d'india* ,,foglia o articolazione del fico d'India" (Traina) wie franz. *raquette*, tosk. *frittelle*, alle nach der Form, und andere ähnliche Bezeichnungen, die B., S. 125, selbst anführt.

Der III. Abschnitt ist derjenige, der am meisten Neues bringt, da er das von Bertoldi ganz besonders gepflegte und gehegte Gebiet betrifft, die Substratfragen, diesmal besonders auf das Lateinische angewandt. Vielfach hat sich der Verfasser darüber schon in seinen in den verschiedensten Zeitschriften und Festbänden verstreuten Beiträgen geäuſsert; um so mehr wird man sich freuen, sie hier, groſsenteils wenigstens, im Zusammenhang ausgeführt zu finden; zudem bringt er im Texte, wie insbesondere in den oft recht ausführlich gehaltenen Anmerkungen eine Fülle neuen Materials und neuer Beobachtungen. Ausführlich und sachkundig wird die Frage der Doppelformen mit *au* und *o* behandelt, und während bisher die Formen mit *o* einfach für Eindringlinge aus den ländlichen Nachbardialekten des Lateins angesehen wurden, zeigt B., daſs die Frage viel komplizierter ist und daſs kein Zweifel ist, daſs diese Lautungen auch früh in Rom eingedrungen sind, wo sie in gewissen Volksschichten Anklang gefunden haben, so daſs neben Wörtern, die früh aus den ländlichen Dialekten eingedrungen sind, solche stehen, die in Rom selbst in volkstümlichen Kreisen entstanden sind und dann z. T. weitere Kreise gezogen haben. Dies führt der Verfasser jetzt noch weiter in einem in der Rivista di Filologia e d'Istruzione Classica N. S. XVIII (1940), S. 22—33 erschienenen überaus gelehrten Artikel ,,Storia d'un dialettismo nel latino dell'Urbe" aus. Die auf den Kult bezüglichen lateinischen Ausdrücke werden einer genauen Prüfung unterzogen und enthüllen sich groſsenteils als sabinische (*februum* ,,purgamentum", daher *februarius* ,,mese della purificazione") oder etruskische Eindringlinge, letztere oft erst in sabinischer Form, ,,vocaboli di provenienza alloglotta (soprattutto etrusca) trasmessi a Roma da labbra sabine". Die von der sonstigen indogermanischen abweichende lateinische Namengebung wird mit W. Schulze als Nachahmung der etruskischen erkannt; ein *Petro*, *Petronius* stimmt mit etrusk. *petru*, *petruni*, *petrunai*, *petrnas* usw. überein, die mit *petro*, *-onis* ,,Widder" bei Plautus in Zusammenhang gebracht werden, und in diesem etrusk.-lateinischen *petro* taucht dasselbe Suffix *-o*, *-onis* auf, das in nichtlateinischen Tiernamen wie *lalisio*, *asturco*, *thieldo* (*celdo*), *mufro* usw. vorliegt, also ein mittelmeerländisches Formans, das auch in den romanischen Sprachen Spuren hinterlassen hat. Ausführlich werden die Ausdrücke des Weinbaus und der Olivenkultur besprochen, die in Griechenland wie in Italien ein fremdes nichtindogermanisches Gepräge zeigen; dazu kommen andere Pflanzennamen des Mittelmeergebietes, die auf solche Einflüsse hinweisen, endlich die spanischen Ausdrücke des Bergbaues, die von Plinius bezeugt werden und in baskischen und iberoromani-

schen Wörtern ihre genaue Entsprechung haben. Alles dies kann hier nur angedeutet werden. Diese Ausführungen sind reich an feinen Beobachtungen, von denen manche schon durch Bertoldis frühere Arbeiten bekannt waren, manche aber neu sind; ich verweise z. B. nur auf die scharfsinnige Identifizierung des von Dioskorides als den *Ἄφροι* zugeschriebenen *χ-ουρμα* „Raute" mit dem heutigen berberischen *a-urmi*, *i-urmi* gleicher Bedeutung, wobei in dem *χ* von *χ-ουρμα* die gleiche konsonantische Prothese gesehen wird wie in dem *Gurzil* des Corippus, das Schuchardt zur Familie *urzi* stellte (S. 233).

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen folgen, die sich mir bei der Durchsicht ergeben haben; sie sind nicht wesentlich für den Gesamtinhalt von Bertoldis Darlegungen, stellen vielmehr kleine Berichtigungen dar, die bei einer Neuauflage, die gewiſs nicht ausbleiben kann, berücksichtigt werden können:

S. 109: Als neugriech. Form von *violetta* ist *βιορέτα* gegeben; diese dialektische Form ist auf keinen Fall die in der griechischen Umgangssprache übliche, vielmehr *βιολέτ(τ)α*, soweit nicht das aus türk. *menekše* stammende *μενεξές*, das sehr verbreitet ist, gebraucht wird.

S. 122: wird gesagt, daſs dem im Romanischen und Germanischen verbreiteten *patata* usw. in Afrika das berber. *lbatata* entspricht; dieses ist aber selbst Arabismus, wie schon der wie gewöhnlich im Berberischen mit dem Wortkörper verschmolzene arabische Artikel zeigt; *batata*, *b(e)tata* ist in der Tat die im nordafrikanischen Arabischen allgemein verbreitete Form.

S. 124: als dem marokk.-arab. *lûbija* „Bohne" (das aber nicht nur marokkanisch ist, sondern auch sonst im Maghreb vorherrscht) entsprechende berberische Form wird *llûbied* gegeben; das muſs aber wohl Irrtum sein, da ein Ausgang *-ed* schwerlich möglich wäre; Destaing gibt *llûbia*; sonst findet man, wie auch arabisch *lûbie(h)*.

S. 125: Sollte das emilian. *zavát* als Bezeichnung für die Blätter des Feigenkaktus nicht eher *ciabatta* „Schlappschuh" entsprechen, als der Bedeutung „Kröte", die das Wort allerdings auch hat (Prati, AGI XVIII, 444), und das trotz dial-franz. *crapaudine*? Jedenfalls würde das mehr zu den Bezeichnungen „suola", „semelle" passen, die als Name für die schaufelartigen Blätter der Opuntia sonst vorkommen.

S. 136: werden ital. und gallo-romanische Namen der Kröte genannt, die iberoromanisch *sapo*, *zapo* entsprechen sollen (im REW 7593 werden nur die letzteren verzeichnet). Bertoldi zieht dazu u. a. veron. *szavata*, *szavatón*; friaul. *save*, *sav*; udin. *zaf*, trent. *zavát* und *savát*, bresc. *sat*, alle „Kröte" (nach Garbini). Sollte bei diesen im Osten des oberitalienischen Sprachgebietes vorkommenden Bezeichnungen nicht eher ein Slavismus (sloven. und serbokroat. *žaba*) vorliegen? Prati, der sich AGI XVIII, 444 mit diesen Wörtern befaſst hat, druckt trent. *zavát* oder (auf dem Lande) *čavát* und leitet diese von *ciabatta* ab, worin ihm das REW 2448 folgt; für Rovereto gibt Prati *čaváz* und für das Friaul *šave*, Wörter, die alle im Anlaut mehr zu slav. *žaba* passen als zu span. *sapo*; bei friaul. *šave* denkt Prati selbst an slavischen Einfluſs und auch Meyer-Lübke, REW 7593

(in der Klammer) stellt sich mit G. Meyer und Schuchardt auf diesen Standpunkt, und wie mir scheinen will, mit vollem Recht.

S. 166: Daſs das nuor. *káule* f. sei und daſs so das Sardische hinsichtlich des Geschlechts des Wortes mit dem Iberoromanischen übereinstimme, ist ein Irrtum, der daher stammen wird, daſs Spano das Wort als f. für das „log. e sett." bringt, freilich aber in der Form *cáula*. Tatsache ist, daſs im Nuor. und Camp., sowie im gröſsten Teile des Log. *káule, -i* m. ist, wie auch die Karte 1366 des AIS erweist; nur im Gallur. sagt man *káula* und im Sass. mit dem dort üblichen Rhotazismus *káura* (*la ggáura*), dazu dann nordlog. *káula* (Ploaghe). Bertoldi setzt dieses *káula* dem lateinisch in der Mulomedicina bezeugten *caula, -ae* gleich, was an und für sich möglich wäre, aber doch auffällt, da sonst diese Zone kaum eigene auf das Lateinische direkt zurückgehende Bildungen aufweist; auch gibt es keine derartige Form in Korsika, wo man vielmehr *kávulu, káulu*, also wie tosk. *cavolo* sagt. Daher ist es viel wahrscheinlicher, daſs in Nordsardinien *cavolo* (*káulu*) im Geschlecht durch das synonyme *fodda* „foglia" beeinfluſst wurde, das im Galluresischen als eine Art Antonomasie der eigentliche volkstümliche Ausdruck für „Kohl" ist (Spano, s. v.; Cara, Vocabolarietto botanico sardo-italiano, Cagliari 1889, S. 11, s. v. *cauli*; Penzig I, 78, s. Brassica oleracea)[1].

S. 167: Statt berb. *tayausa, tiyausa* lies *taġausa, tiġausa*; denn das *ġ* in den Quellen (auch bei Schuchardt) gibt den Reibelaut *g* wieder, nicht *-y-*.

S. 167: lies statt rum. *doi, canti*: *doĭ, cânțĭ*.

S. 168: Daſs im Nuor. *-c-, -p-* als Verschluſslaute erhalten bleiben, *-t-* aber *-đ-* wird, stimmt nicht. In zahlreichen Wörtern bleibt im Nuoresischen auch *-t-* erhalten, wenn auch daneben in den einzelnen Dialekten Wörter mit *-đ-* stehen (und zwar nicht immer dieselben in den einzelnen Orten); sie sind Eindringlinge aus dem camp. und log. Dialekten, wie demnächst in meiner „Historischen Lautlehre des Sardischen" näher ausgeführt werden wird. Auch ist es mir fraglich, ob die Sonorisierung im Sardischen mit der auf den übrigen romanischen Gebieten zusammenhängt und ob sie wirklich „rispecchia dunque uno stadio seriore in cui la Sardegna, sia pur con ritmo tardivo, viene a participare al movimento innovatore che investe l'intero settore occidentale della Romania". Bertoldi spricht sich wiederholt selbst gegen den übertriebenen Schematismus aus, der darin beruht, daſs man ähnliche Erscheinungen, auch wenn sie örtlich und zeitlich auseinanderliegen, auf den gleichen Nenner bringen will; phonetisch liegt nichts näher als eine Sonorisierung von Verschluſslauten in intervokalischer Stellung; sie stellt sich daher auch auf den verschiedensten Gebieten ein, und es braucht nicht immer Zusammenhang vorzuliegen. Für Sardinien ist das aus chronologischen Gründen sogar äuſserst unwahrscheinlich; auch hier muſs ich einstweilen auf meine bald erscheinende Darstellung verweisen.

[1] Der Atlante Linguistico Etnografico Italiano della Corsica Bottiglioni's hat für Tempio, das bekanntlich mitaufgenommen ist, auf Karte 966 „pianta i cavoli": *pianta la vodda*. Auf derselben Karte und auf Karte 968 „il torsolo di questo cavolo" findet sich für „cavolo" nur (*stu*)*ġáulu* und Pl. *ġáulu* (neben anderen Typen), aber kein **kaul-a*.

S. 269: wird wahrscheinlich gemacht, daſs *sabucus* und nicht *sambucus* die ältere lateinische Form war, wie auch die Formen des Iberoromanischen, Baskischen, Rätoromanischen und Rumänischen erweisen; ich glaube in AR XXIV (1940), S. 12 gezeigt zu haben, daſs auch für Sardinien *sabucus* nach Ausweis der alten Denkmäler und der heutigen Formen als der eigentlich sardische Reflex angesehen werden muſs und daſs die daneben vorkommenden Formen *sambukku, saukku* durch die ital. und span.-katal. Form beeinfluſst sind.

Unsere kurze Besprechung gibt also, wie wir hoffen, dem Leser ein Bild von dem reichen Inhalt des Buches, das, wenn es sich auch in erster Linie an die Studentenschaft wendet, doch auch dem Fachmann manche neue Aufschlüsse bringt; als Einführung für die Hörerschaft begonnen und gedacht, hat es sich mit dem Fortschreiten der Fassung immer unabhängiger und selbständiger gestaltet und birgt, besonders in den gelehrten Exkursen, die auf die einzelnen Kapitel folgen, neben einer ausführlichen und lehrreichen Bibliographie ein überaus reiches und groſsenteils neues Material in ebenso origineller Ausdeutung. Dabei kommt der Darstellung die klare und gewandte Form zugute, und man kann nur die jungen Hörer beneiden, die in einer so anschaulichen und fesselnden Weise in die Hauptprobleme der Sprach- und zumal Wortforschung eingeweiht werden. Gerne hätten wir es nur gesehen, wenn auch die Verbindung von Wort- und Sachforschung, wie sie von Schuchardt und den Herausgebern und Mitarbeitern der Zeitschrift „Wörter und Sachen" begonnen, heute besonders von Krüger und seiner Schule, aber auch von anderen gepflegt wird, etwas mehr zur Geltung käme, hat sie doch auch ein groſses Verdienst um die Erneuerung unserer Wissenschaft. M. L. WAGNER.

Väänänen, Veikko, *Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes.* Thèse de Helsinki. 1937.

Les romanistes ont reconnu depuis longtemps l'importance fondamentale du latin vulgaire pour l'étude des langues néo-latines, et nous n'en sommes plus au temps où, en sûreté de conscience, l'on munissait tout vocable latin reconstitué à l'aide de formes romanes qui le supposaient, de l'astérisque protecteur qui était comme un „noli me tangere" de la science linguistique. Parmi les témoignages authentiques de ce latin vulgaire, les inscriptions pariétaires de Pompéi revêtent un intérêt particulier: comme les comédies de Plaute, elles attestent à date ancienne[1] des tendances qui, pour appartenir au fonds essentiel du latin, n'en ont pas moins été refoulées pendant des siècles dans la langue littéraire, jusqu'à l'époque où, la glace s'étant rompue, elles ont pu se frayer un chemin et produire la riche effloraison des langues romanes.

On saura donc gré à M. Väänänen d'avoir réuni et étudié, dans un travail solidement fondé, l'ensemble des faits linguistiques attestés par les inscriptions pompéiennes. Sous des rubriques clairement disposées selon

[1] Pompéi a été détruite, comme on sait, par une éruption du Vésuve le 24 août 79 après J.—C.

les catégories habituelles, il passe en revue les phénomènes phonétiques, morphologiques, lexicologiques et syntaxiques, apportant mainte solution ingénieuse ou se bornant à classer et à préciser les vues de ses prédécesseurs, souvent à choisir parmi les explications proposées avant lui. . . . L'exposé est précédé d'une bibliographie très développée et suivi d'un index donnant les termes étudiés.

Comme il fallait s'y attendre, ce sont les caractères phonétiques du latin parlé à Pompéi par les couches sociales inférieures qui ressortent le plus clairement d'une étude de ce genre. M. V. a voué toute sa sollicitude au problème des substrats osques et grecs, auquel Wick avait déjà consacré en 1905 son travail sur *La fonetica delle iscrizioni parietarie pompeiane, specialmente in quanto risenta dell'osco* . . . Alors que ce dernier n'aboutissait à aucun résultat précis, M. V. démontre qu'à part quelques particularités qui sont des survivances osques incontestables (*-s* pour *-x*, *-d* pour *-t* des désinences verbales, etc.), les phénomènes étudiés appartiennent au fonds latin (à l'exception, pour les faits morphologiques, de certaines désinences grecques et de quelques rares anciens doublets flexionnels). On ne peut toutefois suivre l'auteur, quand, dans son résumé (p. 218), il attribue le passage du groupe *ct* à *t* à une influence osque, alors que, à la p. 110, il le met au compte de l'osco-ombrien. Il convient ici de reprendre toute la question, d'autant qu'elle a son importance pour l'histoire des langues romanes.

Selon M. V., les formes pompéiennes *Otaus* pour *Octauus*, *otogentos* pour *octogentos*, *fata* attesté deux fois pour *facta*, représentent sinon de simples graphies fautives, tout au moins une prononciation influencée par l'ombrien, dialecte dans lequel la palatale du groupe *ct*, devenue spirante (χ), finissait par s'amuir. Cette dernière explication est inadmissible, car, si telle est effectivement l'évolution en ombrien, il n'en va pas de même pour l'osque, qui était le dialecte parlé dans la région de Pompéi, et qui maintenait le groupe *χt* issu de *kt*. Tout bien pesé, on fera bien d'en rester à l'opinion traditionnelle, qui voit dans les formes citées les plus anciens exemples de l'assimilation du groupe *ct* en *tt*, attestée aujourd'hui encore par l'italien. *Otaus*, *otogentos*, *fata* seraient donc des graphies approximatives pour *Ottauus*, *ottogentos*, *fatta* (la notation d'une géminée par la simple correspondante n'étant pas un fait rare a Pompéi). M. V. semble d'ailleurs admettre une assimilation de transition pour les mots *au*(*c*)*tio*, *au*(*c*)*tor*, *au*(*c*)*toritas*, dans lesquels le groupe *ct* était précédé d'une diphtongue: il suppose une évolution *auctor* > **auttor* > *autor*, *-tt-* s'étant réduit à *t* après diphtongue, comme *ll* à *l* dans les mêmes conditions. (*paullum* > *paulum*). — Le nombre restreint d'exemples de la graphie *t* représentant *tt* > *ct* montre qu'au premier siècle l'assimilation n'existait encore qu'à l'état de tendance (autres exemples, la plupart plus tardifs, chez Stolz-Leumann p. 153). Notons enfin que l'hypothèse d'une assimilation, telle que nous l'avons exposée, vient encore appuyer celle de M. V., selon laquelle l'influence des substrats est tout à fait secondaire dans le latin vulgaire de Pompéi.

En dépit de sa prudence naturelle, il arrive à M. V. d'accorder trop de crédit aux hypothèses que Mlle E. Richter développe dans son ouvrage

par ailleurs si remarquable: *Chronologische Phonetik des Französischen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts* (*ZRPh*, Beiheft 82, 1934). Ainsi il est exclu que *frida* CIL IV 1291 pour *frigida(m)* ait pour point de départ une prononciation *frijida(m)* avec palatalisation du *g* (Richter p. 73, Väänänen p. 93); il y a eu syncope pure et simple de l'*i*: *frigidus* > *frigdus*, cette dernière forme écrite inexactement *frid-* dans notre inscription où les fautes foisonnent. Les dérivés romans (it. *freddo*, fr. *froid* etc.) supposent l'évolution *frĭgidus* > *frigdus* > **fręgdus*, sans doute par analogie avec *rĭgidus* > **ręgdus* (v. Schwan-Behrens, *Grammatik des Altfranz.*[7] § 11, 1). De toute façon, l'exemple de *frida* pour *frigida(m)*, sur lequel Mlle Richter fonde toute sa théorie de la palatalisation, n'a rien de commun avec ce phénomène.

Il convient de faire rentrer dans la catégorie des faits phonétiques le passage de *cathedra* à *catecra* dont témoigne une inscription de Pompéi publiée dans les *Notizie degli scavi di antichità* 1933 p. 277, 1, et dans lequel M. V. (p. 177) voit un phénomène morphologique. Soit dit en passant, cet exemple montre d'une façon frappante le parti que l'on peut tirer des inscriptions pour l'histoire des langues romanes: l'it. *carrega* „voiture" et plusieurs formes dialectales (milan. *kadrega*, v. vénit. *charegla*, *cadegla*, *cadrigla*, engad. *kadräa*), qui supposent toutes une palatale au lieu de la seconde dentale de *cathedra*, ne s'expliquent pas directement par ce dernier. Dans son *REW*[3], No. 1768, Meyer-Lübke, qui ne connaissait pas encore l'inscription de Pompéi, supposait que la forme **cadedra*, qui paraît être à l'origine des dérivés romans, aboutissait en Italie à *cadegra* par dissimilation. Fort de l'exemple pompéien, M. V. admet avec raison que *carrega* est issu de *catecra* devenu *cadegra*, puis *cadrega* par métathèse de l'*r*. Il est moins heureux, ce me semble, dans l'explication qu'il donne de *catecra*: il y aurait eu substitution de suffixe, la terminaison *-dra*, avec son groupe *-dr-* étranger au latin (sauf dans *quadraginta* etc.), aurait été remplacée par le suffixe *-clo*, *-cro-* des noms d'instruments. On objectera à cela que le suffixe *-cra* supposé par *catecra* est inconnu au latin et que *-cro-*, issu de *-clo-* par dissimilation, ne se rencontre que dans les termes dont la première partie renferme une *l*, p. ex. *sepulchrum* < **sepulclum*, *simulacrum* < **simulaclum*.

On sait, en revanche, — et M. V. signale le fait sans en tirer parti — que le groupe *-dr-* était changé anciennement en *-tr-* (**taidros* > **taitros* > *taeter* à rapprocher de *taedet*); or, on lit précisément *cathetra* pour *cathedra* dans le *Fragmentum Muratorianum* (II[e] siècle après J.-C.). L'évolution aura été favorisée par le fait que *-tra* était senti comme un suffixe et par là-même assimilé à celui de *fenestra* etc. Prenant donc ce *cathetra* comme point de départ, j'incline à admettre une dissimilation du groupe *-dr-* en *-cr-* sous l'influence du *t* de la deuxième syllabe. L'évolution *t — t* > *t — c* par dissimilation régressive, et *t — t* > *c — t* par dissimilation progressive est, il est vrai, rarement attestée (v. E. Schopf, *Die konsonantischen Fernwirkungen* . . . 1912 p. 121), mais ne semble pas exclue, surtout si l'on se souvient que *-tr-* apparaît sous la forme *-cr-* dans des inscriptions d'Afrique (v. Sommer, *Handbuch der lat. Laut- u. Formenlehre*[2] p. 226). Quelles que soient ses faiblesses, cette hypothèse a, sur celle de M. V., l'avantage

de ne pas supposer la substitution à la terminaison *-dra* d'un suffixe *-cra* qui n'a jamais existé en latin.

Parmi les accidents survenus dans les groupes consonantiques, il faut ajouter à la liste de ceux étudiés par M. V.: *Tetraites* CIL IV 538 add. p. 461 pour *Petraites*, nom d'un célèbre gladiateur du temps de Tibère ou de Claude, qu'il tirait sans doute de sa patrie, l'Arabie Pétrée (v. Buecheler, *Glotta* I, 1909, p. 1 et suiv.); *muntu* CIL IV 1593 pour *multum*, forme dans laquelle M. Leumann, *op. cit.* p. 167, voit l'action analogique de *tantum*, tandis que M. Niedermann, *Berl. Philol. Wochenschr.* 1915, col. 1091, suppose l'influence des dialectes grecs de l'Italie méridionale, où φίλτατος, βέλτιστος se prononçaient φίντατος, βέντιστος. Si l'on opte en faveur de cette dernière hypothèse, il n'existerait donc pas de relation directe entre pomp. *muntu*, d'une part, et parm. *mont ben* pour *molto bene*, bolon. modén. *dimondi* pour *dimolti*, v. fr. *mont* „beaucoup", d'autre part, mais uniquement une évolution parallèle.

Contrairement à l'opinion de M. V. (p. 83), l'insertion d'un *u* dans l'hiatus (*poueri* pour *pueri*, *Gloue* pour *Chloe*) n'a pas lieu seulement entre *u* ou *o* et la voyelle qui suit, mais aussi entre ces dernières et la voyelle précédente, témoin des graphies telles que *Nicolauos* CIL I² 683, *Oinomauos* CIL I² 554, *Arcesilauus* CIL V 33 625, *Archelauus* CIL VI 22 775, *Chrysauor* CIL VI 10 977, qui forment la contrepartie de *Otaus* CIL IV 4870 pour *Octauus*, *Faor* CIL VI 28 002 pour *Fauor*. Une inscription découverte à Pompéi entre 1935 et 1939 et publiée dans les *Notizie degli scavi*, 1939, p. 245, présente à ce sujet un intérêt particulier: on y lit la forme *paeuonia* pour *paeonia*, qui prouve nettement l'ancienneté du *v* adventice dans le mot français *pivoine*.

Si les cas d'anaptyxe sont rares à Pompéi, faut-il en conclure, avec M. V. (p. 80), que l'anaptyxe soit contraire aux tendances du latin vulgaire, lequel aurait „une propension croissante à la syncope"? Y a-t-il véritablement incompatibilité entre ces deux phénomènes, et ne visent-ils pas plutôt tous deux, par des voies différentes, il est vrai, à une simplification de l'articulation?

Dans la partie lexicologique de son ouvrage, M. V. relève le diminutif *ustulare*, de *urere*, qui est à l'origine du v. fr. *usler*, prov. *usclar* etc. Il signale également (p. 176 n. 1) la nouvelle étymologie du fr. *brûler*, prov. *bruslar*, proposée par M. G. Alessio dans *Neuphilol. Mitt.* 1936, p. 289 et suiv.: *brûler* et *bruslar* ne proviendraient pas, comme on l'admet communément, d'une contamination de *ustulare* avec la racine germanique de *brennen*, mais bien de *ueru ustulare* „rôtir à la broche". Cette étymologie, pour le moins bizarre au point de vue sémantique, est phonétiquement impossible. C'est ici le lieu de rappeler l'ingénieuse explication que M. Niedermann a donnée de ce verbe (dans la *Festschrift Louis Gauchat*, Aarau 1926, p. 46 n. 3) et qui n'a pas trouvé beaucoup d'écho jusqu'ici. Selon lui, *brûler* et *bruslar* se ramènent à un ancêtre latin **brustulare*, issu de *bustulare* par anticipation de l'*l* avec dissimilation subséquente de *l—l* en *r—l*, comme p. ex. dans francoprov. *trabla* < lat. *tabula*, ou dans fr. *fanfreluche* emprunté à l'it. *fanfaluca*. Quant à **bustulare* lui-même, il est dû a une ana-

lyse fautive de *ambustulare* en *am-bustulare*, à quoi on peut comparer *comburere* pour **comurere* d'après *amburere*[1].

Interprétant l'inscription *Cn. Heluium Sabinum aed(ilem) aliari rog(ant)* CIL IV 3485, M. V. admet, à la suite de M. Della Corte, que *aliari* représente non pas *al(l)iarii* „marchands d'ail", mais bien plutôt *alearii* „joueurs de dés" (p. 23, en note). Cette hypothèse qui, à première vue, fait difficulté, est confirmée par une autre inscription de Pompéi non alléguée par ces deux savants: *L. Popidium L. f. Ampliatum aed(ilem) Montanus cliens rogat cum latruncaris* (*Not. degli scavi* 1912 p. 220, 13). *Latruncari*, pour *latruncularii*, désigne ici les joueurs de *latrunculi*, c.-à-d. d'échecs, et est une forme refaite sur les nombreux mots en *-arius* qui n'étaient pas dérivés de diminutifs, tels *arcarius, gemmarius, laternarius* etc. Cette forme ne s'explique donc pas, à mon avis, par une distraction du scripteur (V., p. 159, s. u.). On voit par ces exemples que les „clubs" de joueurs intervenaient occasionnellement dans la lutte électorale pour soutenir un candidat, au même titre que les corps de métiers dont les murs de Pompéi ont conservé plus d'une „affiche".

Latrunc(ul)arius et *alearius*, non attestés par ailleurs en tant que substantifs, présentent un certain intérêt: l'on attendrait, en effet, *aleator* et *latrunculator* (le premier usité à partir de Cicéron, le second à époque tardive seulement, mais au sens de „juge en matière de vol à main armée", issu du sens primitif de *latro* „brigand"), et nos exemples viennent confirmer ce que M. V. dit de la tendance vulgaire à substituer le suffixe *-arius* à *-ator* (p. 154).

Les relevés opérés par M. V. permettent d'ailleurs toute une série de remarques intéressantes sur la faveur dont certains suffixes jouissaient dans la langue populaire. Les exemples relativement nombreux d'adverbes en *-abiliter* du type de *festinabiliter* (p. 169) montrent que le latin vulgaire a toujours eu une préférence pour ces formations, même entre le début du premier siècle avant J.-C. et la fin du premier siècle après J.-C., où la langue littéraire les évitait visiblement (v. à ce sujet J. Mussehl, *Hermes* 54, 1919, p. 396 et suiv.).

En raison de leur nature et de leur brièveté, les inscriptions vulgaires de Pompéi ne peuvent nous fournir le plus souvent que des renseignements sommaires sur l'évolution syntaxique; elles permettent cependant de jeter un regard sur les transformations qui sont déjà amorcées à cette époque. Nous nous bornerons à retenir ici la confusion des notions *ubi*? et *quo*? que M. V. explique d'une manière satisfaisante dans l'ensemble (p. 202 et suiv.). Parmi les exemples cités, il importe toutefois d'établir certaines distinctions: ainsi CIL IV 3494[1] *itis foras rixsatis* et Pétrone 30, 3 (inscription dans la maison de l'affranchi Trimalcion) *C(aius) noster foras cenat* ne sont pas exactement comparables à Pétrone 44, 14 *nunc populus est domi leones, foras uulpes* et 47, 5 *omnia foras parata sunt*. Dans ces deux der-

[1] Dans son récent *Dict. étym. de la langue française*, Paris 1938, M. Dauzat part également d'un ancêtre **bustulare* (qu'il explique d'ailleurs par l'influence de *bustum*), mais fait intervenir le germanique pour expliquer l'insertion de l'*r*.

nières phrases, il y a véritablement confusion entre *foris* et *foras* (*domi* opposé à *foras* l'atteste clairement dans le premier cas); en revanche, les deux premiers exemples cités admettent en principe une autre explication: transposé dans un langage correct, *itis foras rixsatis* représente *ite, foris rixamini*, mais l'idée de mouvement y est certainement dominante, puisque l'image à laquelle l'inscription sert de commentaire montre un cabaretier poussant dehors deux hôtes en train de se quereller; tout porte donc à croire que l'auteur de ce *graffito* rattachait inconsciemment *foras* à la fois à *itis* et à *rixsatis* (comp. le fr. *allez vous disputer dehors!*, où *dehors* se rapporte autant à l'idée d',,aller" qu'à celle de ,,se disputer"). A *C(aius) noster foras cenat* on comparera Pétrone 42, 2 *fui enim hodie in funus*; *cenat* et *fui* contiennent une idée de mouvement: ,,il *va manger* dehors", ,,*j'ai été* (= je suis allé, comme en français moderne!) à un enterrement". C'était assurément une façon négligée de s'exprimer, et un personnage cultivé du *Satyricon*, un Ascylte, ne manquera pas de dire: *ut foris cenares* (Pétr. 10, 2)[1].

La distinction faite ci-dessus n'a rien de théorique: elle permet d'expliquer par le dedans l'origine de la confusion entre les notions *ubi*? et *quo*?. Celle-ci s'est opérée d'abord, à ce que je crois, là où l'adverbe de lieu dépendait d'un verbe de ,,repos" qui, à l'occasion, pouvait impliquer un certain déplacement. Par la suite, le vulgaire se sera autorisé de ces exemples pour généraliser la confusion, jusqu'à en arriver à une anarchie que reflètent encore les formes qui sont à la base des adverbes romans correspondants.

Les quelques faits que nous avons glanés tout au long du travail de M. V. pour les soumettre à la critique, montrent l'infinie variété et aussi la complexité des phénomènes linguistiques attestés par les inscriptions vulgaires de Pompéi. Ce qu'ils ne montrent pas suffisamment, et sur quoi je me sens pressé d'insister en terminant ce compte-rendu, c'est la conscience et, presque toujours, la sûreté de jugement avec lesquelles l'auteur a recueilli, classé et interprété ses matériaux. Si nous nous sommes arrêté à des détails, c'est que la réussite de l'ensemble le méritait bien, et l'ouvrage de M. V. demeurera la source à laquelle viendront puiser à l'avenir tous ceux qui auront à étudier la langue des inscriptions de Pompéi.

---

[1] Notons que, dans les expressions de ce type, l'emploi de *foras* pour *foris* ne semble pas avoir été, à l'origine, un vulgarisme, mais bien plutôt une familiarité de langage; à preuve une lettre de Cicéron *ad Quint. fr.* 3, 1, 19 (passage cité aussi par M. V.), où on lit: *cum Pomponia foras cenaret*. Il est vrai que les critiques n'admettent pas toujours la leçon *foras*, qui est la seule attestée par les mss., et qu'on lui oppose Cic. *ad fam.* 7, 16, 2 *si foris cenitarem* (v. P. Perrochat, *Pétrone, Le festin de Trimalcion. Commentaire exégétique et critique*, Paris 1939, p. 12). Mais l'un n'exclut pas l'autre, et, outre que *foras*, dans la lettre à Quintus, est la *lectio difficilior*, rien ne nous oblige à admettre que la même idée ait été présente à l'esprit de Cicéron quand il écrivit ces deux passages.

André Labhardt.

Italienisch.

Robert A. Hall Jr. *Bibliography of Italian Linguistics.* Published by Linguistic Society of America. Baltimore 1941. — 543 S.

In keiner der romanischen Sprachen war der Forscher bisher so sehr auf seine eigenen Sammlungen angewiesen wie im Italienischen. Für jemanden, der nicht mit den Arbeiten einigermaßen vertraut war, war es sehr schwer, sich ausreichend zu orientieren. Hall hat sich der mühseligen Aufgabe unterzogen, seine persönlichen Notizen auszubauen zu einer allgemeinen Bibliographie der italienischen Sprachwissenschaft. Damit hat sich der junge amerikanische Romanist ein großes Verdienst erworben.

Über die Prinzipien, denen Hall gefolgt ist, besonders über die Abgrenzung des Stoffes, spricht er sich in einer kurzen Einleitung aus. In zwei Punkten scheint mir die von ihm getroffene Begrenzung anfechtbar. Vor 1860 erschienene Werke bleiben ausgeschlossen, weil es vor diesem Zeitpunkt keine wissenschaftliche Grammatik gegeben habe. Eine Ausnahme wird aber gemacht für die Mundartwörterbücher, offenbar aus der richtigen Einsicht, daß deren Wert in dem darin bereitgestellten Material liegt und daß dieses für das Studium der Dialekte von großer Bedeutung ist. Dann ist aber schwer zu verstehen, warum die schriftsprachlichen Wörterbücher weggelassen sind. Seit dem 16. Jh. sind solche in großer Zahl erschienen, und sie sind äußerst wichtige, wenn auch bis heute fast gar nicht herangezogene Quellen für die Entwicklungsgeschichte des italienischen Sprachschatzes. Der zweite Punkt, in dem Halls Verfahren Widerspruch herausfordert, ist die Auswahl der aufgeführten Textausgaben. Er will nur diejenigen aufnehmen, die mit sprachwissenschaftlichen Absichten publiziert worden sind, also z. B. nicht Danteausgaben usw. Das Prinzip ist an und für sich voll berechtigt, aber es wird nicht mit Konsequenz durchgeführt. Mancher als Quelle für die Kenntnis älterer oder regionaler Sprachformen wichtige Text, auch wenn er mit Glossar versehen ist, fehlt, und umgekehrt ist vieles aufgeführt, wozu kein weiterer linguistischer Kommentar gegeben worden ist.

Der Stoff ist in vier Kapitel gegliedert: 1. History of the Italian Language; 2. Description of the Italian Language; 3. Italian Dialectology; 4. History of Italian Linguistics. Davon sind 1 und 3 am sorgfältigsten ausgearbeitet, 4 ist natürlich nicht umfangreich. Bei 2 hat man den Eindruck, daß dieser Teil erst nachträglich und in aller Hast eingefügt worden ist. Ein jeder, der sich mit Italienisch näher befaßt hat, könnte aus dem Kopf manche gewichtige Ergänzungen machen. Bei der Unterabteilung Vocabulary fehlt jeder Hinweis auf die großen italienischen Wörterbücher: weder die Crusca noch Tommaseo-Bellini, noch irgend eines von den neuen Wörterbüchern sind erwähnt. Es wäre ja weder wünschbar noch ersprießlich, wenn Hall hier eine vollständige Schau der lexikalischen Hilfsmittel gegeben hätte. Aber es wäre dringend notwendig, daß in einer neuen Auflage oder vielleicht in einem Nachtrag dieser Teil soweit ausgebaut würde, daß er Nutzen zu stiften vermag. Allerdings muß diese Auswahl mit Umsicht und kritischem Verstand getroffen werden; sonst schadet sie mehr als sie nützt. — Auch in den andern Kapiteln gibt es Teile, bei denen man nicht zu sehen vermag, wem sie von Nutzen sein sollen, so z. B. der Abschnitt

über Vulgärlatein. Er umfaſst sieben Seiten, was für die Bedürfnisse des Romanisten genügen könnte, wenn man eine rationelle und kluge Auswahl träfe — und mehr kann man mit Fug in einer Bibliographie des Italienischen auch nicht erwarten. Aber dieser Raum wird verschwendet an eine breite Aufzählung von Arbeiten, die nur noch wissenschaftsgeschichtlichen Wert haben, wie z. B. eines Aufsatzes von Pott aus dem Jahre 1852, oder die Aufführung aller drei Auflagen von Grandgents Introduction, mit allen Rezensionen, während doch eine einmalige Nennung dieses heute wirklich nicht mehr auf der Höhe befindlichen Elementarbuches genügt hätte. Dafür werden dann sämtliche Bücher von Löfstedt weggelassen, von Svennung wohl zwei kleinere Arbeiten, nicht aber sein gewichtiges Buch über Palladius erwähnt. Das für alle lautlichen Fragen der spätlateinischen Zeit grundlegende Buch von Elise Richter, Die Geschichte der Romanismen, wird nicht genannt, usw.

Es kann sich für einen Rezensenten nicht darum handeln, diese Lücken auszufüllen: Wenn ich im folgenden eine gewisse Zahl von Ergänzungen biete, so beschränke ich sie auf das dritte Kapitel, weil dieses verhältnismäſsig am besten ausgearbeitet ist. — Piemont, S. 263 ff. *Nigra, C.*, Saggio lessicale di basso-latino curiale compilato su estratti di statuti medievali piemontesi; Bollettino storico-bibliografico subalpino 14, 1—3. *Terracini, B. A.*, La lingua della canzoni popolari piemontesi; Torino 1914; 39 S. *Ferraro, Gius.*, Spigolature popolari monferrine; Archivio per lo studio delle tradizioni popolari 6, 113—118[1]. *Gentile, L.*, Frasario piemontese-italiano, o raccolta di frasi e proverbi piemontesi aventi riscontro in italiano; Asti 1911; 125 S. (Mundart von Asti). *Ginotta, M.*, Il dialetto di Barge; parte Iª fonologia; Bologna 1912; 54 S. — Lombardei, S. 272 ff. *Tempini, O.*, Il dialetto camano a Capo di Ponte e nei dintorni; Brescia 1908. *Oldrini, G.*, Il dialetto lodigiano; Archivio storico per la città e comuni del circondario di Lodi, anno II, 1882 (besonders über Spuren der fremden Herrscher, z. B. der Spanier). *Romegialli*, Storia della Valtellina; Sondrio 1834 (gibt im ersten Band einige linguistische Notizen). Zu Nr. 2400 dürfte doch wohl die längere Besprechung, die ich Deutsche Literaturzeitung 1934, 2226 ff. geschrieben habe, nicht übergangen werden. — Tessin[2]. *Salvioni, C.*, La gita di un glottologo in Val Colle; BSS I 13, 94—106. — Ligurien. *Donaver, F.*, Antologia della poesia dialettale genovese; con introduzione, note e glossario; Genova 1910; LXXXVIIII — 226 S. Unter Ligurien müſste eigentlich auch der ALF zitiert werden, da bekanntlich darauf zwei Punkte des Dep. Alpes-Mar. ligurisch sprechen. — Emilia. *Zanardelli, T.*, Appunti lessicali e toponomastici; ottava punt. Inventario di ferramenti del 1447, in dialetto bolognese, con lessico illustrativo; I nomi di torrente Aveso e Avevo; Bologna 1911; 55 S. *Boselli, Ant.*, Una

---

[1] Diese Zeitschrift, die soviel wertvolles mundartliches Material bringt, zum Teil mit Erläuterungen und Übersetzungen, wird von H. überhaupt fast ganz übergangen.

[2] Die Trennung von Lombardei und Tessin ist nicht sprachlich sondern nur politisch gerechtfertigt. Dann dürfte aber auch das Bergell nicht unter dem Lombardischen erscheinen.

cronaca semidialettale del secolo XVII⁰, con introduzione e glossario; Nozze Pietro Borri-Clelia Andina; Parma 1903; 50 S. *Cian, V.*, Vivaldo Belcalzer e l'enciclopedismo italiano delle origini; Giornale Storico della letteratura italiana, Suppl. 5; Torino 1902 (verdient wegen des beigegebenen umfangreichen altmantovanischen Glossars genannt zu werden). — Venetien. *Ninni, J.* L'Impiraressa; Nozze Apolloni-Ninni; Venezia 1893; 19 S. (über das Vokabular der Frauen, die Perlen zu Ketten reihen). *Schneller, Chr.*, Deutsche und Romanen im Süd-Tirol und Venetien; Mitteil. an J. Perthes Geogr. Anstalt 1877. *Nardo -Cibele, Aug.*, Zoologia popolare veneta, specialmente bellunese; credenze, leggende e tradizioni varie; Palermo 1887; XI — 168 S. — Toskana. Le cronache di Giovanni Sercambi lucchese, pubblicate a cura di Salvatore Bongi; 3 vol.; Roma 1892—3 (enthält ein altlucchesisches Glossar). *Staaff, E.*, Le Laudario de Pise du ms. 8521 de la Bibliotheque de l'Arsenal de Paris; Etude linguistique, I; Uppsala-Leipzig 1931. — *Giannarelli, D.*, Caratteri generali dei dialetti lunigianesi; Tortona 1912. — *Volpi, G.*, Saggio di voci e maniere del parlar fiorentino; Firenze 1932. *Magni, Verano*, Le novelle dell'Argenta; Pistoia 1924 (S. 209 bis 214 kurzes Glossar von Pistoia). *Cepparelli, G.*, Fonografie valdelsane 2ª ediz.; Pistoia 1926 (S. 187—193 kurzes Glossar). — Korsika. *Luciana, P.*, Versi italiani e corsi di „Vattelapesca"; Bastia 1887 (mit Glossar). — Umbrien[1]. *Magherini-Graziani*, Storia di Città di Castello; C. d. C., Lapi, 1886—1890 (enthält eine kurze Bemerkung über den Dialekt und ein kleines Vokabular). *Cardarelli, G.*, L'urtimo de Carnovale: tradizioni e scenette originali in dialetto orvietano; Orvieto 1887. — Latium. *Pelaez, Mario*, Visioni di S. Francesca Romana; testo romanesco del secolo XV⁰ con appendice grammaticale e glossario; Archivio Storico Romano 14. *Belli, G. G.*, Sonetti romaneschi; prima ediz. popolare con dizionarietto romanesco-italiano; Roma 1912; XXXVIII — 323 S. — Apulien. *Argentina, N.*, Il dialetto francavillese; Rivista storica salentina V, 5—6. — Kalabrien. Zu 3544 wäre als Ergänzung vom gleichen Autor zu erwähnen La tradizione greco-latina negli usi e nelle credenze popolari della Calabria Citeriore; ATrP 2, 39—44, 529—536. — Sizilien. *Pitrè, G.*, Canti popolari siciliani; Palermo 1870—71 (mit Glossar). *Piaggia, Gius.*, Illustrazione di Milazzo e studj sulla morale e su' costumi dei villani del suo territorio; Palermo 1853 (mit Vokabular).

Im ganzen kann die von Hall ergriffene Initiative nicht genug gelobt werden. Aber die Art, wie die Aufgabe durchgeführt worden ist, zeigt, daſs der Verfasser ihr nur zum Teil gewachsen war. Eine eventuelle spätere Auflage wird vieles auszugleichen haben. W.

C. Tagliavini — A. Menarini, *Voci Zingare nel Gergo Bolognese.* Firenze 1938, 40 pp. Auszug aus „Archivum Romanicum", Vol. XXII (1938).

Alberto Menarini bereitet eine gröſsere Arbeit „I gerghi bolognesi" vor, die in der „Biblioteca dell'Archivum Romanicum" erscheinen soll. Die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus dem Zigeunerischen

[1] Warum erscheint Arezzo unter Umbrien?

stammenden Bestandteile dieser bolognesischen Sondersprachen werden in vorliegender Abhandlung besprochen, wobei das Verdienst, die Ausdrücke gesammelt zu haben, Menarini zukommt, der auch vielfach die übrigen italienischen Gerghi und Dialekte zum Vergleich herangezogen hat, während Tagliavini die linguistische Ausdeutung zufiel. Er knüpft an die Vorarbeiten von P. S. Pasquali, Ugo Pellis, vor allem aber an meine „Übersicht über neuere Veröffentlichungen über italienische Sondersprachen: Deren zigeunerische Bestandteile" (Vox Romanica I [1936], 264—314) an. Tagliavini zieht bei der Vergleichung der bologn.-zigeun. Wörter alle ihm irgendwie bekannten sonstigen Geheimsprachen heran, weil ihm das Vorkommen eines zigeunerischen Wortes in anderen Geheimsprachen eine Stütze dafür zu sein scheint, daſs bei einer solchen weiteren Verbreitung ein ähnliches Wort in italienischen Gerghi aller Wahrscheinlichkeit nach auch für zigeunerischen Ursprung spricht, da die Erfahrung lehrt, daſs immer wieder dieselben zigeunerischen Ausdrücke in die Sondersprachen übergehen; es sind natürlich die häufigsten und gewöhnlichsten Ausdrücke. Man kann daher vielleicht darüber streiten, ob eine solche ausgiebige Heranziehung aller erreichbaren zigeunerischen Formen eine unbedingte Notwendigkeit ist, zumal keinem Verfasser, auch Tagliavini nicht, alle Quellen zugänglich sind[1]; eine solche Ausführlichkeit ist eigentlich nur dort angezeigt, wo es sich um seltenere Wörter handelt oder wo Zweifel aufkommen können. Aber schlieſslich ist etwas zuviel besser als zuwenig.

---

[1] Tagliavini führt sogar die Wörter an, welche in der Sprache der Dorten in Eurytanien vorkommen; aber wenn auch diese „griechisch-zigeunerische Geheimsprache", deren Kenntnis uns Man. Triandaphyllidis (Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. LII, 1923), vermittelt hat, insofern eine „Geheimsprache" ist, als die von den Dorten in ihr Griechisch eingestreuten zigeunerischen Wörter den übrigen Griechischsprechenden unverständlich sind, so verhält es sich mit diesen zigeunerischen Elementen doch ganz anders als mit denen im deutschen Rotwelsch oder anderen europäischen Argots, in denen sie Fremdelemente sind. Die Dorten sind selber Zigeunerabkömmlinge, und ihre Sprache wurde „bis zum heutigen Tag immerfort nur von den Rumen gesprochen" (Triandaphyllidis S. 41); da also das Dortische der letzte Rest einer Zigeunersprache ist, ist es selbstverständlich, daſs sie Zigeunerworte gebrauchen. Diese in einer solchen Arbeit aufzuzählen, hat ebensowenig Sinn, als wenn man neben den zigeunerischen Wörtern der Argots noch alle Varianten sämtlicher Zigeunerdialekte aufführen wollte. Auch sehe ich nicht ein, weshalb man die Verbreitung so allgemein bekannter Zigeunerwörter wie etwa *grai* „Pferd" oder *kiral* „Käse" bis in die entlegensten Quellen verfolgen sollte, und auch was Tagliavini in seiner liebevollen Besprechung meines Aufsatzes, in „Archivum Romanicum" 1938, S. 145—148, über dieses möglichst umfassende Ausschöpfen der Quellen sagt, hat mich nicht überzeugt. Ausführlich werden soll man, wo es etwas aufzuzeigen und zu beweisen gilt und wo die Verhältnisse — zum mindesten für einen Nichteingeweihten — nicht ohne weiteres klar sind; deshalb habe ich z. B. in meiner Arbeit, S. 314, ziemlich viel Worte über die phonetische Entstehung des *v-* von *vari* „Eier" verschwendet oder S. 281 ff. über die Bildung von *iachéngheri* „Streichhölzer", und verbreite mich diesmal über die Formen von *karamáska* usw. Aber bloſses Zitieren, nur um der Freude am Zitieren zu fröhnen, lockt mich nicht.

Wir lassen in unserer Besprechung beiseite was den Verfassern selbst als unsicher erscheint (S. 8, Anm. 14) und was auch wir nicht für sicheren zigeunerischen Ursprungs halten. Dagegen zählen wir die Wörter zigeunerischer Herkunft auf, welche die Verfasser beibringen, wobei wir uns auf Bemerkungen beschränken, die die Aufstellungen der Verfasser ergänzen oder berichtigen können.

1. *bọ : ṣnḭa, bọ : ṣna, bọ : ṣma* „serva, donna di servizio, cameriera", zu zig. (Spanien) *busnó* gestellt, das bekanntlich in Spanien von den Zigeunern in etwas verächtlichem Sinne auf Nichtzigeuner angewendet wird. Richtiger wäre es, gleich von dem zig. Fem. *busní* auszugehen, das eben dort „nichtzigeunerische Frau" bedeutet; vgl. katal.-zig. *busnó* „goat". „When applied to a non-Gypsy, it means man; *busní* „she- goat, woman" (Ackerley, JGLS, N. S. 8 (1914—15), 124. Schon Miklosich hatte, wenn auch zögernd, an diese Übertragung „Bock, Ziege" > (verächtlich) „Mann-Weib" gedacht, und wir hatten diese Annahme mit Verweis auf die Parallelen lat. *hircus* und span. *cabrón* übernommen (Argot barcel., p. 42). Die Anwendung auf Personen im verächtlichen Sinne ist auch für das engl. Zig. bezeugt (Sampson, p. 51) und zwar auch auf Zigeuner; daſs also das bologn. Gergowort dem zig. *busní* entspricht, ist nicht zu bezweifeln[1]. Die Verfasser lehnen die Etymologien, die man für span.-zig. *busnó* im Sinne von „Mann" gegeben hat, mit Recht ab und entscheiden sich, wie erwähnt, für die Deutung von Miklosich, die ich übernommen habe; da sie so sehr nach Ausführlichkeit und Vollständigkeit streben, hätten sie auch die

---

[1] In Spanien wird *buznó, -í* als ursprüngliches Schimpfwort auf Nichtzigeuner angewendet, was sonst unseres Wissens in anderen Zigeunerdialekten nicht der Fall ist. Das muſs seinen Grund haben. Natürlich könnte es, da es eben ein verächtlicher Ausdruck ist, diese spezielle Verwendung aus sich selbst heraus angenommen haben; es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daſs das Spanische selbst das Vorbild dazu gegeben hat . . . In Spanien und besonders in Andalusien und in Amerika ist beim Volke *cabrón* und *cabra* als Schimpfwort für Männer und Frauen häufig; ersteres wurde ursprünglich für den betrogenen Ehemann gebraucht und wird es auch noch (s. die in meinem Mexik. Rotwelsch, ZRPh. 39, 525 angeführte Stelle aus Covarrubias, und vgl. ital. *becco* und dazu R. Corso, Das Geschlechtsleben des ital. Volkes, S. 212; franz. alter Argot *bélier*; heute *bouc* usw.); zu *cabra*: Wagner, VKR I, 91 und Menarini-Tagliavini, im Text S. 12 (mit weiteren Verweisen). Dann hat sich aber *cabrón* im volkstümlichen Gebrauch so abgeschliffen, daſs es oft einfach „Individuum" bedeutet. In México fuhr ich einmal auf der Bahn Veracruz—México; ein amerikanischer Schaffner, der das Spanische mit einem ausgesprochenen amerikanischen Akzent sprach und dadurch die Heiterkeit des Publikums erregte, rief in jeder Station bei der Abfahrt des Zuges: „*¡ Vámonos!*", wie das in México üblich ist. Die im Zuge fahrenden Mexikaner machten dieses komische *¡ Vámonos!* nach; dadurch geriet der Schaffner in Zorn und sagte: „*Yo soy el único cabrón que tiene el derecho de decir, ¡vámonos!*", ohne sich dabei etwas zu denken; an diesem *cabrón* schienen auch die übrigen Fahrgäste keinen Anstoſs zu nehmen. Ähnlich verhält es sich mit *cabra* (m.) in Brasilien. Es ist dort im volkstümlichen Gebrauch gleichbedeutend mit „individuo" (Raul Pederneiras, Geringonça Carioca, Rio de Janeiro 1922, S. 12), und in der Einleitung zu dieser führt der Verf. Stellen aus volkstümlichen Schriften an, wo es z. B. heiſst: „*O cabra veio feito para cima de mim*"; „*o cabra vinha de novo peneirando para cima de mim*", etc.

Etymologie von *buznó* „Bock" angeben können, die man bei Pott, Miklosich, Sampson usw. richtig angegeben findet und die ich VR I, 304 zusammengefaſst habe.

2. *čáį*, m. „contadino"; *čáįa*, f. „donna campagnuola", auf zig. *čai* „Mädchen" zurückgeführt; die Mask. und Fem.-Form ist in den ital. Gerghi ausgeglichen[1]; aber für das Ital.-Zig. gibt Colocci: masc. *čavo*; fem. *čai*, wie es das ursprüngliche ist; letzteres ist bekanntlich aus **čavī* zusammengezogen (Sampson p. 55). In den ital. Gerghi ist die Bedeutung verengert. Das Etymon geben die Verfasser, p. 14, Anm. nach Sampson; für die Bed. „Tierjunges", „männliches Kind" finden sich zahlreiche Formen und Parallelen bei R. L. Turner, A comparative and etym. Dict. of the Nepali language, London 1931, p. 196, unter छावा.

3. *kakåña* „gallina", auch sonst in den oberital. Gerghi in dieser und ähnlichen Formen verbreitet; bei Colocci 367 ital.-zig. *khakéna*. Die Verfasser ziehen es zu zig. *kañi* usw. Das ist zweifellos richtig; auffallend ist nur die lautlich abweichende Form, die nach den Verfassern von dem in Norditalien für „Huhn" verbreiteten *coca* usw. beeinfluſst sei; für das Suffix wäre *cuccagna* verantwortlich (?), das neben *cacagna* in den Mundarten vorkommt. Die von Colocci für das ital.-zig. gegebene Form *khakéna* und das *kakaña* der Gerghi zeigt eine ähnliche Form wie das *gachene*, *gachane* des deutschen Rotwelsch (Miklosich, SWAW LXXXIII, 543, bei Menarini-Tagliavini S. 16), und auch im Deutsch-zig. erscheint eine Form *kachnin* neben *kachni* (Sowa 38; Liebich 141). Man hat den Eindruck, daſs diese deutschen Formen durch das deutsche *Henne* beeinfluſst sind und daſs auf die Wörter der naheliegende Begriff des „Gackerns" eingewirkt hat. Da sich auch sonst Wechselbeziehungen zwischen den deutschen und den italienischen Zigeuern feststellen lassen (Wagner, Vox. Rom. I, 298ff.), ist anzunehmen, daſs das rotwelsche *gachene* die unmittelbare Quelle für das ital. *khakéna* ist, das dann in den Gerghi mittels des Suffixes *-agna* umgedeutet worden ist, wobei die Nebenform *cuccagna* eher wieder eine neue Umdeutung, eine Verblümung, ist als Ausgangspunkt für das Suffix *-agna*. Dabei kann auch das in allen italienischen Dialekten verbreitete Kinderwort *cucco*, *cocco* „Ei,' vorschweben, das dann erst den Anstoſs für die Verblümung *cuccagna* geboten hätte.

4. *karamåska* „pistola, rivoltella"; ital.-zig. *karamàskre* „pistola" (Colocci 373). Das Wort kommt sonst im deutsch-zig. als *karemaskeri* (Sowa), *garamáskri* (Miklosich) und älter *karapaskiri* (Pott II, 109), slowak.-zig. *karibnaskri* (Ješina) vor, s. die näheren Angaben bei Menarini-Tagliavini S. 17. Die Verfasser verwerfen mit Recht die Etymologie Coloccis (von türk. *kara* „schwarz" und zig. *maskare* „innen"); sie schlieſsen sich der Ansicht Potts (l. c.) an, wonach das Wort von *karie dav* „ich schieſse"

[1] Wie it. gergo *čai*, m. aus dem Fem. gezogen ist, so gibt es im katal. Argot ein fem. *xava* nach dem mask. *xavo* (Givanel i Mas, Buttletí de Dial. Catal. VII, 67; Wagner, JGLS [Journal of the Gypsy Lore Society], Third Ser. XVI, 32); an letzterer Stelle habe ich auch auf die seltsamen Formen aufmerksam gemacht, in denen dieses Wort im Spanischen fortlebt (*chaval*, *chavea* usw.) und die erstarrte Kasusreste sind.

herkomme. Im zweiten Teile wollen sie den Einfluſs des slav. *puška* „Flinte“ sehen, das bekanntlich auch in die Zigeunerdialekte gedrungen ist. Dabei fällt zunächst auf, daſs weder der Tonvokal von *puška*, noch das *š* in dem zigeunerischen Worte vertreten ist, was um so merkwürdiger sein müſste, als ja das Wort *puška* zum festen Bestand des Zigeunerischen gehört. Pott hatte (l. c.) sich über den Ausgang nicht geäuſsert, und Menarini-Tagliavini gehen darüber auch hinweg. Daſs Pott darüber kein Wort verliert, erklärt sich daraus, daſs für ihn die Bildung ganz klar war, und in der Tat kann wer des Zigeunerischen genügend kundig ist, nicht daran zweifeln, daſs das Suffix *-́(s)kero*, m.; *-́(s)keri*, f. ist, d. h. jenes im Zigeunerischen so ungemein häufige Suffix, das ursprünglich den Besitz anzeigt, dann aber überhaupt adjektivisch verwendet wird[1]. So ist *keréskero gačó* der Hausherr, *keréskeri gačí* die Hausfrau. Demnach stellt sich das Wort als eine adjektivische Femininbildung dar, zu der offenbar ein Substantiv zu ergänzen ist, etwa *puška*. Erklärung verlangt das *-bn-*, *-p-*, *-m-* der Wörter. Pott (l. c.) hat daran gezweifelt, ob die von Bischoff gegebenen Formen *garrjaf* und *garraf* „schieſsen“ existierten; er meint, es seien „wohl bloſs selbstgeschaffene Formen“. Man kann sich aber bei Rich. Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, Leipzig 1863, S. 136, davon überzeugen, daſs tatsächlich die Form *garāwa* „schieſse“ vorkommt; davon lautet das Abstraktum, das die Handlung ausdrückt, *gáriben* oder *gáripen*, im slowak.-zig. *káriben*[2]; *karibnáskri* ist davon die durchaus regelmäſsige Ableitung. Man vergleiche bei Ješina: *gilavav* „ich singe“; *gilaviben* „der Gesang“; *gilavibnaskro*, m. „der Sänger“ (S. 79); *kand* „Gestank“, *kandav* „ich stinke“; *kandypnaskri*, f. „Schwefelhölzchen“, das ein *kandipen* voraussetzt (S. 83); *pekav* „ich backe“, *pekiben* „der Braten“; *pekibnaskri*, f. „die Bratröhre“ (S. 89); *pchurdav* „ich blase auf“; *pchurdypen* „Atem, Hauch“; *pchurdypnaskeri*, f. „Blaſsrohr, Trompete“; *pchurdypnaskro*, m. „Nachtwächter“ (weil er bläst), S. 90; *razav* „ich erschüttere“ (aus ungar. *rázom*); *razipen* „das Zittern“; *razipnaskeri*, f. „Bachstelze“ (S. 92) usw. Pott I, 138 bringt nach Puchmayer: *keribnaskero*, m. „Arbeiter“, von *keriben* „Arbeit“ (*kérav* „ich mache“); ebenso im slowak.-zig. (Ješina S. 83). Diese Bildungen von den abstrakten Substantiven auf *-iben*, *-ipen* aus scheinen besonders im Deutsch- und Slowak.-zig. beliebt zu sein.

Um also zu unseren Wörtern zurückzukommen, so ist das slowak.-zig. *karibnaskri* als Bildung durchaus klar; ebenso das bei Pott angeführte *karapáskeri*, denn, wie schon erwähnt, wechselt *-iben* und *-ipen* (s. darüber Pott I, 128); die deutsch.-zig. Formen mit *m* (*garamáskri*, Liebich 136, Miklosich), *karemaskeri* (Sowa) und das ital.-zig. *karamàskre* (Colocci) sind nur phonetische Varianten, bei denen das ursprüngliche *b*, *p* mit dem

[1] Man sagt z. B. im Slowak.-zig. sogar *mitageskro* m. „Mittag“, aus dem Deutschen (Ješina S. 66 und 87).

[2] Von diesem *karije dava*, das bei den Zigeunern in Ungarn, Böhmen, Polen und Deutschland vorkommt, spricht auch E. O. Winstedt, JGLS, 3. ser., Vol. XVII (1938), S. 96 (Jubilee Number), und er fügt hinzu: „and in German Romani they have formed from this mysterious *karije* the simple verb *karava* and the substantive *karapen*, normally used for „shooting“ or „a shot“. Das stimmt also mit unserer Auffassung überein.

nachfolgenden Nasal *n* zu dem nasalen Labial *m* zusammengeschmolzen ist; und so finden wir bei Liebich z. B. auch *beschamaskri*, f. „Kanapee", eig. „Sitzding", von *bešav* „ich sitze" (S. 128); *chamaskri*, f. „Tisch", eig. „Eſsding", von *me chāwa* „esse" (S. 130); *chnimaskri* „Abtritt", von *chniwāwa* „cacare", 1. Ps. (S. 130) und manche andere. Es kommen aber in diesem Dialekte auch Bildungen mit *p*, oft neben denen mit *m* vor, so: *rakkerawa* „rede", *rakkerpenn* „Gespräch", *rakkerpaskero tschirkulo* „Papagei" (eig. „Plappervogel", S. 154); *sikker(w)awa* „lehre, lerne", *sikkermaskeri*, f. „Schule", *sikkerpaskero*, m. „Lehrer; Zeiger, Wegweiser" (S. 159). Das *karamàska* des Argots ist eine Italianisierung der zigeunerischen Form.

Aus alle dem geht zur Genüge hervor, daſs die Annahme einer Einmischung von *puška* nicht nur, wie gezeigt, unwahrscheinlich, sondern auch ganz unnötig ist, da die Bildungen sich aus zigeunerischen Mitteln zwang- und restlos erklären.

5. *kiràl* „formaggio", natürlich das gleichlautende zig. überall verbreitete Wort.

6. *lampo* „olio". Ein Wort, das seit alters her in den ital. gerghi bezeugt ist und an das gleichbedeutende *ampio* des Span. Argots und auch Span.-Zig. (neben *lampio*, Besses 98) anklingt. Das *l-* der ital. gerghi kann auf Verschmelzung mit dem Artikel beruhen oder der Kreuzung mit *lampo, lampada* zu verdanken sein. Da aber das Wort sonst im Zig. nicht vertreten ist, ist der zig. Ursprung durchaus unsicher; schon Pott II, 59 hatte sich vergeblich mit dem Wort herumgeschlagen, und auch die Verfasser wissen nichts einigermaſsen Überzeugendes beizubringen. Vielleicht ist das Wort, das seit dem Mittelalter in Italien als *lampione* „olio", *lampi* „lume, olio" bezeugt ist, doch in diesem Lande als furbesker Ausdruck aus den „Lampe" bedeutenden Wörtern gezogen worden und hat dann in Spanien Eingang gefunden, wie auch die Form mit *l-* neben der ohne solches nahelegt. Nichts berechtigt, es als ein ursprünglich zig. Wort anzusehen. Bei Mirabella 307 findet sich auch ein *campl* „olio", das, wenn es überhaupt berechtigt und nicht ein Druckfehler ist, auch nicht weiterführt[1].

7. *lāvo* „nome", zu zig. *lav.*

8. *stardú* „arrestato" (Part. pass.), zig. *estardó*.

9. *zẹṅt* 1. „girovago", 2. il gergo parlato da questi girovaghi", auf jeden Fall das zig. *sinto*, pl. *sinte* „Zigeuner". Die Verfasser verbreiten sich über die vorgeschlagenen Erklärungen dieses charakteristischen Wortes.

10. *čọll, čullẹ́n* „coltello da tasca", zu zig. *čuri* „Messer". Die Verfasser zeigen — und das ist interessant —, daſs *-l*-Formen auch sonst in nordital.

---

[1] So ziemlich zu denselben Schlüssen gelangt nun auch Angelico Prati in seinen „Voci di gerganti, vagabondi e malviventi studiate nell'origine e nella storia", Pisa 1940, S. 117f., no. 200 (Suppl. II, Serie I dell'„Italia Dialettale"). Die Form *campl* kann, wenn sie wirklich existiert, durch das in der Toskana und deren Grenzgebieten übliche *canfino, canforino* „Petroleum" beeinfluſst sein (vgl. zum Toskanischen Malagòli, Voc. Pisano, S. 73; tosk.-ligur. Grenzgebiet: *kanfiŋ* (Bottiglioni, RDR III (1911), 123); Iesi: *canfl, canforl* (Riccardo Gatti, Arch. Rom. IV, 216) auch Panzini, Diz. Moderno, s. v.).

Gerghi vorkommen und auch in Spanien ist *chulo* „a knife, un cuchillo" durch Borrow nachgewiesen; zudem ist der Wechsel zwischen *r* und *l* im Zig. von Katalonien und Spanien bezeugt, so daſs kein Zweifel sein kann, daſs wir es hier mit einer Nebenform zu tun haben.

11. *čukél* „cane", das bekannte zig. Wort.

12. *čuribę́* „ladro"; das Wort bedeutet eigentlich „Diebstahl" und wurde von mir Vox Rom. I, 281 ausgiebig besprochen. Die Übertragung von der Tat auf den Täter war nur in einem Milieu möglich, daſs sich der Bedeutung der zigeunerischen Formantien nicht mehr bewuſst ist.

13. *gāğo* „contadino, sempliciotto", dazu Wagner, Vox Rom. I, 307; die Verfasser belegen ausführlich das weitverbreitete Vorkommen des Wortes in den verschiedenen Argots.

14. *gọ:rum* „vecchio"; *go:rm (i̯)a* „vecchia, sposa", dazu Wagner, Vox Rom. I, 302. Die Diskussion über die vorgeschlagenen Etyma bringt einige neue Belege, führt aber zu keinen neuen Resultaten.

15. *grài, krài* „cavallo", das wohlbekannte Zigeunerwort.

16. *lọ:vi* „soldi, denaro", dazu Wagner, Vox Rom. I, 311; hier weitere zahlreiche Belege[1].

17. *marǫ́:k* „pane"; dazu Wagner, Vox Rom. I, 283. Ich habe an dieser Stelle gegen die von Pellis zögernd und von Pasquali entschieden vertretene Abl. von zig. *ma(n)ro* Bedenken geäuſsert, weil Pasquali selbst ein *pane marocchino* anführt, das sich mit italienischen Mitteln hinreichend erklären lieſse. Die Verfasser weisen nun überzeugend nach, daſs ein solches Wort in Oberitalien nur für das Venezianische nachweisbar ist; Boerio erwähnt in seinem Vocabolario venez. 399 die *marocchini* „diciamo ad una sorte di pane piccolo e fine, biscottato, che ci vien portato dal villaggio di Marocco sopra Mestre, dove si fabbrica". Bei Boerio hat vermutlich Pasquali das Wort gefunden. Daſs nun diese lokale Brotbezeichnung, die sonst in Oberitalien nicht nachweisbar ist, dem Argotwort Pate gestanden habe, ist nach den Ausführungen der Verfasser in der Tat wenig wahrscheinlich. Sie meinen dann, es könne der Ländername *Marocco* eingewirkt haben (in Bologna ist *maro.ka* die „Syphilis und man sagt: *fę̄r un viaẓtę́ṅ int al Marǫ́k* für „prendersi la sifilide" (S. 36, Anm.). Der argentinische Lunfardo (Argot) hat auch *marroque* „pan" und *marroqueria* „panadería" (Dellepiane, El Idioma del Delito, Buenos Aires 1894, S. 85) und dieses ist wieder, wie mancher argentinische Argotausdruck in den brasilianischen Argot übergegangen: *marrôco* „pão" in der „giria ladra" (Raul Pederneiras, Geringonça Carioca, Rio de Janeiro 1922, S. 33); in Argentinien handelt

[1] Das *lodo* „oro" der port. Giria, das nach A. de P. Pereira da Silva (Rev. da Fac. de Letras da Univ. de Lisboa II [1934], 137) angeführt wird, bezeichnen die Verf. als „malsicuro"; es ist auch bei Bessa, A Giria Portuguesa, Lisboa 1901, S. 187 angeführt und gehört zu jenen bildlichen Ausdrücken der Argots, die das Geld als etwas „Bedeutungsloses", als einen „Dreck" bezeichnen, als „*Asche*", wie das deutsche Rotwelsch sagt, oder als *cascajo, guano,* wie es in Cuba heiſst (Suárez 122, 265), u. ähnl., wobei auch die Vorstellung von etwas, das in Massen vorkommt, mitsprechen mag. Ein Zusammenhang mit dem zig. Wort ist durchaus auszuschlieſsen, daher wäre es auch besser weggeblieben.

es sich gewiſs um eine Übernahme aus den oberitalienischen Gerghi, die ja nicht vereinzelt dasteht (s. Wagner, RFE XV [1928], S. 193ff.). Schon in Vox Rom. 1, 316 habe ich auf das in Portugal im Alentejo vorkommende *marrocate, marrucate* „pão de centeio" aufmerksam gemacht, das gewiſs zigeunerischer Herkunft ist, da die Provinz Alentejo die meisten Zigeuner n Portugal beherbergt; nun finde ich noch *marúca* „pane masticato che dalla gente del popolo si suol dare ai bambini, polpa stritolata in bocca" (G. B. Marzano, Dizionario etimologico del dialetto Calabrese, Laureana di Borrello 1928, S. 235). Alles dies macht es doch wahrscheinlich — darin stimme ich jetzt mit Tagliavini völlig überein —, daſs die Wörter zigeunerischen Ursprungs sind. Auch scheint das Suffix *-occ, -occu* usw., wie man sieht, bei den Wörtern in italienischen Argots im Norden wie im Süden vorzukommen. Vielleicht braucht man also gar nicht an den Einfluſs des Ländernamens zu denken; Entstellungen von Wörtern mit Hilfe von wirklichen oder vermeintlichen Suffixen, die verblümend wirken, sind allen Geheimsprachen eigentümlich.

18. *stárebi* „prigione", das bekannte Zigeunerwort (Wagner, Vox Rom. I, 314).

19. *pịọ:la* „negozio, bottega, osteria", in den ital. Gerghi weitverbreitet, schon im alten franz. Argot *piole*, die man von *pier* „trinken" ableitet, welches wiederum als Deverbativ von *pie* (*ivre comme une pie*) angesehen wird oder vom griech. *πίειν* abgeleitet wird. Da das Verbum *piar, piyar* (span.-zig.) und ähnliche Bildungen reichlich in anderen Zigeunerdialekten vorkommen, die man immer von entsprechenden indischen Stämmen abgeleitet hat, möchten die Verfasser auch *piola* hierher ziehen und von der Form *piela* „er trinkt" ausgehen. Aber wenn auch im heutigen Span.-Zig. *tapiyelar* neben *tapiyar* (Rebolledo 99) besteht und die intensiven Bildungen auf *-elar* ungemein häufig sind, so stehen der Annahme der Verfasser doch zwei Hindernisse im Wege: 1. ist *piole* im franz. Argot alt und kann kaum zigeunerisch sein, 2. ist der Ausgang *-ola* nicht erklärt; das *-elar*, das ein Verbalsuffix ist, genügt dazu nicht. Deshalb möchten wir doch glauben, daſs *piole*, jetzt auch *piaule* geschrieben (s. darüber A. Dauzat, Dict. Etymol. de la Langue franç., Paris 1938, s. v.) in Frankreich aus *pier* entstanden ist und nach Italien gedrungen ist, wie andere Wörter des alten Furbesco (charakteristischerweise fehlt *piola* ja in Spanien!), daſs es also mit dem zig. Worte nichts zu tun hat; übrigens äuſern auch die Verf. ihre Annahme mit der gebotenen Vorsicht[1].

Die vorliegende kleine Abhandlung ist jedenfalls ein willkommener Beitrag zur Kenntnis des bisher noch ganz unzureichend erforschten Einflusses des Zigeunerischen auf die italienischen Gerghi.

---

[1] Mit *piola* usw. beschäftigt sich jetzt auch Prati, l. c., S. 155ff., no. 267 und gibt die verschiedenen Erklärungsversuche wieder; auch er hält das ital. *piola* für einen Gallizismus; an den griechischen Ursprung von *pier* glaubt er nicht, läſst aber das Problem offen.

Max Leopold Wagner.

Rätoromanisch.

Mena Grisch, *Die Mundart von Surmeir* (Ober- und Unterhalbstein), Beitrag zur Kenntnis einer rätoromanischen Sprachlandschaft. Romanica Helvetica Vol. 12. Zürich—Leipzig—Paris 1939. XVI + 296 S.

Vor kurzem konnte hier (Bd. 59, 251) die ausgezeichnete Arbeit von A. Schorta über die Mundart des Münstertals angezeigt werden, und schon wieder legt die Sammlung der Romanica Helvetica eine mustergültige Studie über eine andere Landschaft Graubündens vor. Hatte Schortas Buch eine exzentrisch gelegene Talschaft behandelt, so greift Mena Grisch mit ihrem Werk genau in die Mitte des vielgestaltigen westrätischen Gebietes. Diese Wahl ist wohl durch das glückliche Zusammenwirken zweier Umstände verursacht worden: nach der grundlegenden Monographie von Lutta über Bergün war das Fehlen einer eindringlichen Untersuchung des anschließenden mittelbündnerischen Gebietes doppelt fühlbar; so lag es nahe, daß Mena Grisch, im Oberhalbstein aufgewachsen und die Mundart von Tinzen (Tinizong) sprechend, durch J. Jud in die Probleme der romanischen Sprachwissenschaft eingeführt, sich zur Untersuchung dieses Gebietes entschlossen hat.

Sagen wir gleich eingangs, daß hier wiederum ein Werk entstanden ist, das alle Eigenschaften der glänzenden Schule von Zürich hat, so die sorgfältige Behandlung des Einzelproblems verbunden mit der nach allen Seiten weit ausschauenden Betrachtungsweise, die umfassende Kenntnis des Materials und die Sicherheit des Urteils. Darüber hinaus hat aber dieses Buch wieder ein durchaus individuelles Gepräge. Die Art der Darstellung und die Auswahl des Stoffes sind vollkommen originell und zeugen von einer großen wissenschaftlichen Reife der Verfasserin. Großes Verdienst an der Gestaltung der Arbeit hat auch F. Fankhauser, der seit mehr als zwei Jahrzehnten so manchem jungen Schweizer Romanisten hilft, die bestmögliche Form für seine Forschungsergebnisse zu finden und dessen unermüdliche Hilfsbereitschaft auch den großen Werken der rätoromanischen Forschung (wie dem Dicziunari Rumantsch Grischun) dauernd in weitgehendem Maße zugutekommt.

Die hier behandelte Sprachlandschaft Surmeir umfaßt die romanischen Ortschaften des Einzugsgebietes der Albula mit Ausnahme der von Lutta erforschten Talschaft Bergün (Bergün, Latsch, Stuls). Der Name rührt von dem alten Weg von Meir (< MURUS) her, auf dem früher der Verkehr zwischen dem Albulatal und dem Domleschg (Sotmeir) vor sich ging. Der wichtigste Nebenfluß der Albula, vom Süden her kommend, ist die Julia (rom. *Gelgia*), durch deren Tal der Verkehr über den Septimer nach dem Bergell und über den Julier nach dem Oberengadin geht. Durch den Felsriegel des Crap Ses wird dieses Tal gegen die Mittelstufe des Albulatales abgesperrt, weswegen man es *Sursés* (d. Oberhalbstein), jenes aber *Sotsés* nennt. Innerhalb des Oberhalbsteins wiederum trennt die Waldschlucht von Roffna *Surgot* von *Sotgot* (*got* „Wald"). Eine Sonderstellung haben die beiden obersten Dörfer des Tales, Bivio und Marmels, von denen das erstere infolge Zuwanderung einen ganz starken Einfluß des Bergellischen aufweist, das zweite diesem Einfluß ebenfalls noch stark ausgesetzt ist.

Innerhalb dieses klar gegliederten Gebietes hat Mena Grisch bei ihren Aufnahmen sämtliche 21 Dörfer berücksichtigt. In 14 davon hat sie je eine große Aufnahme gemacht, in 7 eine kleinere.

Die Auswertung dieses umfangreichen Materials gliedert Mena Grisch in drei große Kapitel: Lautliche Entwicklungen, Morphologisches, Wortschatz. In jedem dieser drei Teile zeigt sich die gewaltige Vielgestaltigkeit der bündnerromanischen Mundarten. In jedem einzelnen schreitet die Untersuchung, methodisch vorbildlich, vom allgemeinen auf das spezielle zu, indem zuerst großräumige Tendenzen studiert werden und dann der Rahmen sich immer mehr zusammenzieht. Zuerst werden die Charakteristika dargestellt, die das Surmeir mit seinen südöstlichen, resp. seinen nordwestlichen Nachbarn verbindet, also mit dem Engadin einerseits, dann mit Mittel- und Westbünden[1], dann mit Mittelbünden allein. Nachdem so die Stellung von Surmeir gründlich und mit allseitigen Ausblicken festgelegt ist, wird seine Untergliederung aufgezeigt, wiederum von der größern zur kleinern Einheit fortschreitend: Sur- und Sotsés werden einander gegenübergestellt. Ein besonders umfangreiches Kapitel weist die sprachlichen Eigentümlichkeiten einzelner Untergruppen und Dorfmundarten auf. Dabei zeigt sich die überraschende Tatsache, daß die Mundart von Sotsés stark unter dem Einfluß von Sursés stehen. Maßgebend war hierfür der starke Verkehr über die Paßstraßen in der Richtung nach Chur. Es sind in Sotsés deutlich drei Gruppen entstanden: die Dörfer am Ausgang des Tales der Julia (Tiefenkastel und Umgebung) haben sich stark dem Oberhalbsteinischen angenähert (Gruppe 1). Diese Welle ist auch noch, der Straße folgend, dem gegenüberliegenden Berghang hinaufgebrandet und hat zum Teil Lenz und Brienz (auch Surava) erreicht (Gruppe 2).

So sind vom eigentlichen Sotsés nur die zwei extrem auseinanderliegenden Dörfer Obervaz und Alveneu dem alten Stand treu geblieben am Ost- und am Westrand des Sotsés; die Dörfer zwischen ihnen sind oberhalbsteinisch beeinflußt. Wir sehen hier in Miniatur etwa das Bild, das uns im großen das Rheinland bietet, wo Westerwald und Luxemburg alte Formen bewahren, während dazwischen das Rheintal verhochdeutscht ist. Bei diesem Kapitel wäre einzuwenden, daß es die Einteilungsprinzipien der Arbeit nicht festhält: die Charakterisierung der Untergruppen und Dörfer erfolgt auch mit Bezug auf Morphologie und Wortschatz, während diesem mit Bezug auf die größeren Gruppen ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Daß diese Fragen unter dem Obertitel „Lautliche Entwicklungen" behandelt werden, ist ein Fehler im Aufbau des Buches.

So steht einem lautlich ziemlich geschlossenen Sursés ein zersplittertes Sotsés gegenüber, dessen einzelne Dorfmundarten sich von Fall zu Fall anders verhalten. Vgl. darüber die SS. 98 ff. Die wichtigsten Unterschiede

[1] Kapitel II (S. 39—52) wird mit Surmeirisch-Surselvisch überschrieben, Kapitel III mit Surmeirisch-Sutselvisch. Bei II ist aber Sutselvisch ebenfalls inbegriffen. Es wäre daher mit Rücksicht auf den nicht völlig Eingeweihten besser gewesen, bei II zu schreiben Surmeirisch-Sutselvisch-Surselvisch.

sind die starke Tendenz zur Monophthongierung, resp. zur Verhärtung des zweiten Gliedes eines Diphthongen zu *k* in Sursés, gegenüber der Beibehaltung der alten Diphthonge in Sotsés, sowie die Weiterentwicklung der Palatale (*dz* > *z* in Sotsés, *ž* in Vaz; *-tś* > *ts* in Sotsés, *tš* in Vaz). Die Gegenüberstellung von *ſudżikr* und *ſuzǫyr* (*ſužir* in Vaz) illustriert beide Züge zugleich.

Besonders interessant ist die Behandlung von *c* vor *a*. Die Palatalisierung des Konsonanten zeigt bekanntlich viele Abstufungen der Intensität, die um so stärker ist, je weiter man von Chur wegkommt. Bekanntlich hat Robert von Planta diese Erscheinung in überzeugender Weise auf den Einfluſs des eindringenden Deutsch zurückgeführt, s. zuletzt hier Bd. 56, S. 21 ff., sowie die dort beigegebenen Karten. Aus den Ausführungen und Beispiellisten von Mena Grisch (S. 56 ff.) ersieht man erneut, wie schwer es ist, die Lautkombinationen herauszuschälen, welche die Palatalisierung begünstigt oder verhindert haben. Schlieſslich muſs sie es (S. 59) aufgeben, hinter dem bunten Gewirr der Verhältnisse in Brienz und Lenz einen klaren Grund zu suchen. Sicherlich ist die Entwicklung zum groſsen Teil bei jedem Wort je nach Lebensgebiet und Verwendung wiederum anders verlaufen.

Eine Zusammenfassung am Schluſs des morphologischen Teils dringt über eine geographische Darstellung zu historischer Vertiefung vor. Es wird festgestellt, daſs morphologisch die bündnerromanischen Mundarten früher ziemlich einheitlich waren. Die heute so zahlreichen Abweichungen sind gröſstenteils erst seit dem 17. Jahrhundert entstanden. Die für das Surselvische so charakteristische Endung *-əl* für die 1. Pers. Sing. Präs. z. B. ist dort erst seit dem 18. Jahrhundert nachweisbar. Mena Grisch schreibt, wohl mit Recht, diese späte Spaltung besonders der Tatsache zu, daſs kurz vor der Reformation und damit kurz vor dem Beginn der literarischen Verwendung des Romanischen für literarische Zwecke das kulturelle Zentrum Bündens, Chur, zum Deutschen übergegangen war, so daſs nun die leitende und ausgleichende Kraft fehlte. Gerade das Surmeir, dessen Mundart erst sehr spät als Schriftsprache verwendet wurde, ist in sich selber morphologisch sehr uneinheitlich. Mit Hilfe der in der Arbeit vereinigten Materialien sollte es nun möglich sein, auch die lautlichen Entwicklungstendenzen des Romanischen chronologisch zu bestimmen.

Bei der Darstellung der lexikologischen Charakteristika verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daſs Mena Grisch dieselben nach den verschiedenen Begriffsgruppen ordnet. Dadurch wird sie in die Lage versetzt, sehr wesentliche und interessante Feststellungen zu machen, die sich bei einer alphabetischen Anordnung nicht ergeben hätten. Surmeir stellt sich in gewissen Begriffsbezirken ausgesprochen mit dem Engadin zusammen und gegen das Surselvische, so vor allem in dem für eine so ausgesprochen landwirtschaftliche Gegend wichtigsten Gebiet des Ackerbaues und der Viehzucht, dann aber auch im Haus und Hausrat. Die Sutselva geht dabei meist mit der Surselva, aber die Wortgrenzen durchschneiden sie auch sehr oft, so daſs sie sich in eine Übergangszone auflöst. Umgekehrt geht bei Adjektiven und Adverbien Surmeir meist mit Surselva und stellt sich gegen

das Engadin. Die Fälle, in denen Surmeir für sich steht, betreffen meist semantische Weiterentwicklung gemeinbündnerischer Wörter oder Entlehnungen aus dem Italienischen und dem Deutschen. An solchen Italianismen ist Surmeir allerdings ärmer als das Engadin, reicher als die Surselva, während es sich mit den Germanismen gerade umgekehrt verhält.

Im folgenden sollen noch einige besonders interessante Punkte herausgehoben werden. — Bei der Rückbildung der Diphthonge zu Monophthongen geht die Mundart von Mon voran, gerade die Dorfmundart, die beim schriftlichen Gebrauch des Oberhalbsteinischen als Grundlage dient. Hierbei sind nicht nur graduelle Unterschiede zwischen den einzelnen Dörfern, sondern auch innerhalb der Dörfer zwischen den verschiedenen Generationen zu beobachten (S. 66), so dafs wir hier wiederum eine eindrückliche Illustration der von Gauchat vertretenen Auffassung des generationenweisen Fortschreitens des Lautwandels haben. Das gleiche Verhältnis wird auch für andere Lautwandlungen festgestellt (vgl. S. 69, 170). — S. 173 und S. 221 ff. In der Mundart von Vaz haben die 1. und die 3. Pers. Pl. die gleiche Endung: *nəws kántən* wie *ęlts kántən*. Die Frage der Ursache dieser Umgestaltung der 1. Person nach der 3. wird nicht erörtert. Doch wird man kaum fehlgehen, wenn man sie im Vorbild des Deutschen sieht: Vaz liegt auf der Sprachgrenze; die zur Gemeinde gehörige Ortschaft Lenzerheide spricht bereits deutsch und im Dorf Obervaz selber gibt es eine zahlreiche, immer noch deutschsprachige zugewanderte Sippe. Das Übergewicht der 3. Person über die erste war vielleicht noch erhöht durch die lautliche Identität der deutschen Endung *-en* mit derjenigen der 3. Person Plural. Allerdings findet sich diese 1. Person Plur. auch schon in oberhalbsteinischen Texten aus dem 18. Jahrhundert (1734: *hon* „wir haben"). Aber sie ist dort nur ganz vereinzelt, während die der Mundart von Vaz nahestehende Curta Doctreina (von etwa 1700) meist diese Form bietet (*naus an* „wir haben", *neschan* „wir werden geboren"; aber auch *naus purdanain* „wir vergeben"). Schon seit dem Auftreten der Form scheint sie also für Vaz charakteristisch zu sein, und die wenigen oberhalbsteinischen Formen sind vielleicht blofs Ausstrahlungen der Vazer Form. Ich würde daher nicht, wie Mena Grisch es tut (S. 222), von Akzentverschiebung sprechen. — Auch sonst drängt sich da und dort die Vermutung deutschen Einflusses auf, wo Mena Grisch autochthone Entwicklung anzunehmen scheint. So ist z. B. das in Vaz gebräuchliche *flawrs pįartš* „Löwenzahn" (S. 174) kaum etwas anderes als eine Übersetzung des ostschweizerischen Namens von taraxacum officinale, *saublume*. Oder, S. 264 werden die für Surmeir charakteristischen Wörter *tšadamaynt* „Sauerteig", *antšader* „den Vorteig machen" (zu ACIDUS) gegenüber surselv. *levonn* „Sauerteig", engad. *alvo* als alt aufgefafst. Doch wird sich das kaum halten lassen. Die letztern Wörter gehören zu der über den gröfsten Teil der Romania in diesem Sinne verbreiteten Gruppe von LEVARE, LEVAMEN, und aufserdem ist die Lautform *tšad-* einer Annahme alten Ursprungs nicht günstig. Die Neuerung liegt also viel eher auf der Seite des Surmeirischen, und die beiden Wörter sind wohl dem d. *sauerteig* nachgebildet. — Eine eingehende Analyse würde die umfangreiche Liste der lexikalischen Charakteristika für eine wirkliche chronologische

Studie der Differenzierung des bündnerischen Wortschatzes verwertbar machen. Manche von diesen Gegensätzen sind sehr alt, andere jüngeren Datums. Wieder andere beruhen auf einer frühen Gemeinsamkeit; so gehen zweifellos Surmeir *palowzə* „Raupe" und Surselva *džatə* auf die gleiche Grundlage zurück, den Typus CATTA PILOSA, der bekanntlich in einem groſsen Teil Nordfrankreichs herrscht (s. FEW). In Surmeir ist das Subst., in Surselva das Adj. als überflüssig in Wegfall gekommen.

Diese Besprechung konnte nur ein schwaches Bild der Reichhaltigkeit und Tiefgründigkeit des Buches von Mena Grisch geben, dem wir eine eindringliche und äuſserst nuancierte Kenntnis der surmeirischen Mundarten verdanken, jener Mundarten, die gerade durch ihre Zwischenlage den Schlüssel zu so manchem Problem des Bündnerromanischen bilden.

W.

Französisch.

Robert-Léon Wagner, *Les phrases hypothétiques commençant par „si" dans la langue française, des origines à la fin du XVIe siècle.* 555 S. Paris, E. Droz, 1939.

Der erste und zugleich der bleibende Eindruck, den der stattliche Band erweckt, ist der, daſs er mehr durch Gründlichkeit ausgezeichnet ist als durch Klarheit; wir beeilen uns hinzuzufügen, daſs die Gründlichkeit uns weit wichtiger erscheint als die Klarheit, die oft nur auf Kosten der Gründlichkeit erzielt wird. Durch den ersten Eindruck, den das Buch macht und der in der Tat wenig einladend ist, sollte sich niemand von einem eingehenden Studium zurückschrecken lassen; die Mühe wird reich belohnt, und der Gewinn betrifft nicht nur den speziellen Gegenstand der Arbeit, sondern darüber hinaus die Grundfragen der syntaktischen Forschung. Denn dem Verfasser geht es in der Hauptsache um methodologische Klärung. „Gründlichkeit" besagt mehr als „Fleiſs": der Band enthält nicht etwa eine mehr oder minder gut klassifizierte Sammlung von Beispielen, sondern eine tiefbohrende Erörterung der Fragen, die die französischen Bedingungssätze aufwerfen, und eine leidenschaftliche Diskussion der Lösungsversuche aller seiner Vorgänger, zu denen auſser weniger bekannten Autoren die Meister unserer und verwandter Disziplinen wie Tobler, Meyer-Lübke, Brunot, Meillet gehören, sowie von Lebenden G. Guilleaume, der Autor von „Temps et Verbe" (1929), dem der Verfasser sehr stark — vielleicht zu stark — verpflichtet ist, ferner Sechehaye, Damourette und Pichon; mit ihnen sowie mit dem Rezensenten setzt er sich auf Schritt und Tritt auseinander. Dabei führt seine ausgesprochene kritische Begabung ihn zu durchaus selbständigen Ergebnissen. Öfters freilich muſs man auch den Mangel eines „Ergebnisses" als ein Ergebnis ansehen: mit Recht zieht der Verfasser ein Fragezeichen einer noch so bestechenden Erklärung vor, wenn es sich erweist, daſs sie den strengen Anforderungen, die methodologischen Erwägungen ihn zu stellen zwingen, nicht standhält. Mit Schrecken gewahrt der Leser, daſs hinter ganz einfachen Sätzen, wie sie in Frankreich und anderswo tagtäglich zu Dutzenden gebildet werden (sogar schon von unmündigen Kindern) Probleme lauern, die die Wissen-

schaft in jahrzehntelanger Bemühung noch nicht hat lösen können und für die auch der Verfasser oft keine Lösung weiſs. Aber dieser Schrecken ist für diejenigen, denen es ernstlich um eine Klärung des Grundsätzlichen unserer Wissenschaft zu tun ist, ein heilsamer Schrecken.

Der Mangel an Klarheit (nicht etwa im einzelnen, sondern im ganzen: in der Gliederung und in den Ergebnissen) ist im wesentlichen nur eine notwendige Folge, die sich aus dieser Grundeinstellung des Verfassers ergibt. Man wundert sich zunächst, daſs eine so umfangreiche Untersuchung (555 S.) in nur 5 Kap. gegliedert ist: I. *Introduction méthodologique* (100 S.), II. Les phrases hypothétiques relatives *au passé* (125 S.), III. . . . relatives *au présent et à l'avenir* (182 S.), IV. *Les Phrases-Types* (78 S.), V. *Conclusion* (28 S.). Den einzelnen Kapiteln ist freilich jeweils ein ausführliches „Sommaire" vorangestellt; doch ist dieses Sommaire nicht in das Inhaltsverzeichnis aufgenommen, und es enthält kein durchgängiges Untereinteilungsprinzip. Nun, das ist Absicht: Verfasser hält alle bisherigen und künftigen Versuche, mit Hilfe der Logik, nämlich mit Hilfe von Begriffen wie Realis, Irrealis, Potentialis, oder „wahrscheinlich" bzw. „unwahrscheinlich" einige Ordnung in den Urwald der Bedingungssätze zu tragen, für zwecklos, weil der Sprache (genauer: bestimmten Sprachen) wesensfremd; und zwar deshalb weil die Sprache (das Französische) die gleiche Sprachform (das Imperfekt) für so verschiedene Fälle gebrauche wie *S'il venait, je partirais* (erfüllbare Bedingung) und *Si j'étais à ta place, je partirais* (unerfüllbare Bedingung). Er betrachtet es (S. 49) als einen Fortschritt der „Hist. franz. Syntax" (II, 173—332) gegenüber Sechehaye, daſs ich auf mein Klassifikationsschema der Bedingungssätze so selten zurückkomme: „*comme si*" — sagt er mit amüsanter Bildhaftigkeit — „*comme si cet édifice de façade n'avait été bâti que pour satisfaire un lecteur un peu maniaque qui ne saurait goûter un plat de résistance sans s'être au préalable ouvert l'appétit par la dégustation de quelques pages de logique*". (Mit diesem Lob ist der Gelobte nicht ganz einverstanden.) Wie alle Schemata dieser Art, so kritisiert Verfasser auch das meinige (nachdem er zunächst, S. 46, anerkannt hatte, daſs meine Kritik an Sechehaye „en droit, sur le plan de la logique pure" begründet sei); er stellt diesem Schema ein eigenes gegenüber, aber nur, um sogleich zu erklären, daſs er darauf keinen Wert lege, daſs er vielmehr einem Plan folgen werde, der sich auf die Form („les caractères formels des types de phrase") gründe.

Wir müssen gestehen, daſs wir gegen das System des Verfassers (S. 48) erhebliche Bedenken vorzubringen haben. Dieses Schema vermisch Logik (Gedankenform) und Sprachform (Darstellungsform): die Hauptt einteilung erfolgt nach A. *Irréel* (= Irrealis), B. *Potentiel* und *C. Realis* (sic)- aber während A. und B. im Sinne des Verfassers Gedankenformen sind, ist C. eine Darstellungsform. Er bezeichnet als „Realis" paradoxerweise Sätze wie „si vous avalez . . . un comprimé d'aspirine, votre migraine *disparaît*", wo die Handlung des „Hauptsatzes" im Verhältnis zu der des Nebensatzes in der Zukunft liegt, gleichwohl aber durch das Präsens ausgedrückt wird (es sei denn, daſs gemeint ist: „chaque fois que vous avalez . . ."; diese Möglichkeit scheint Verfasser im Auge zu haben, da er un-

mittelbar vor der Tabelle erklärt, der Terminus „Realis" passe nur für die „falschen" Bedingungssätze, „dans lesquelles on exprime deux *faits*×réels dont l'un est la conséquence nécessaire de l'autre"). Sonst führt er unter „Realis" nur noch das Beispiel an „si tu *croyais* cela, tu te *trompais*" und das ist für ihn ein „Realis du *Passé*". Was dieses Beispiel bedeutet, ist nicht klar. Entweder ist „passé" hier als Tempus gemeint und der Satz soll bedeuten: „wenn du das glauben solltest (*jetzt*)"; dann ist es klar, daſs „Realis" nicht als eine Denkform gemeint ist, sondern als eine Sprachform: der Satz wäre dann logisch gleichwertig mit „si tu *crois* cela, tu te *trompes*", und das hier gebrauchte Imperfektum ist eben nur eine besondere Darstellungsform für etwas, das der Logik nach in der Gegenwart liegt. Dieser Auffassung widerspricht jedoch, daſs Verfasser „Realis du Passé" parallel zu „Realis du Présent-Futur" gebraucht, obwohl in dem dazugehörigen Beispiel („. . . votre migraine disparaît", s. oben) überhaupt kein Futurum als Sprachform erscheint. Ergo muſs man annehmen, daſs „Futur" hier die „Zukunft" bedeutet (als Zeitangabe), und dementsprechend „Passé" in „Realis du Passé" die Vergangenheit. Dann aber ist das Beispiel „si tu *croyais* cela, tu te *trompais*" hier durchaus zu Unrecht angeführt. Denn wenn ich den Gedanken „Falls du das (damals) glaubtest, so hast du dich damals geirrt" auf Französisch ausdrücken will, so kann ich nicht sagen: „si tu *croyais* cela . . .", sondern nur: „si tu *as cru* cela, tu *t'es trompé*" (wenigstens nach meinem unmaſsgeblichen Sprachgefühl), da eben „si tu *croyais* cela . . ." bedeuten würde „falls du (jetzt) glauben solltest . . ."

Man brauchte auf die Klassifikation des Verfassers nicht einzugehen, wenn er seine Ankündigung, hernach darauf zu verzichten und lediglich von der Form auszugehen, wirklich erfüllt hätte. Aber das ist offenbar nicht der Fall, und es war auch schwerlich durchzuführen. Denn im Altfranz. hat ein Bedingungssatz wie *S'il venist, nos chantissons* bekanntlich zwei wesentlich verschiedene Bedeutungen: 1. „Wenn er käme (demnächst), würden wir singen" und 2. „wenn er gekommen wäre, hätten wir gesungen". Ein solcher Bedingungssatz drückt also bald eine Bedingung der Zukunft (Gegenwart), bald eine Bedingung der Vergangenheit aus, und welche Bedeutung jeweils vorliegt, das sagt uns nicht die Form, sondern der Zusammenhang oder die geschmähte Logik. So hat denn auch der Verfasser seiner oben wiedergegebenen Kapiteleinteilung nicht die Sprachform zugrunde gelegt, sondern die Begriffe. „Vergangenheit", „Gegenwart" und „Zukunft". *Logicam expellas furcam* . . . Daſs der Verfasser von seiner Tabelle nicht so gänzlich abgesehen hat, wie er beabsichtigte, geht auch daraus hervor, daſs er sowohl in der Tabelle wie in der späteren Darstellung merkwürdigerweise mit den Bedingungssätzen der Vergangenheit beginnt (die ihrer Natur nach nicht mehr erfüllbar sind, so daſs sie schwerlich das Primäre darstellen) und dann erst die Gefüge der Gegenwart bzw. der Zukunft folgen läſst, bei denen die Bedingung wenigstens z. T. erfüllbar ist (*S'il vient, nous chanterons*; *S'il venait, nous chanterions*). Es wäre sogar zu wünschen gewesen, daſs er sich noch enger an seine „logizistische" Tabelle angeschlossen und folgende Unstimmigkeit vermieden hätte: in der Tabelle (S. 48) sind die „hypothèses relatives au présent" säuberlich ge-

trennt von den „hypothèses relatives à l'avenir"; in der späteren Darstellung vereinigt das gleiche Kapitel (III) die „phrases hypothétiques relatives au présent et à l'avenir". Dabei sind, nach der Tabelle des Verfassers, die auf die Gegenwart bezüglichen Bedingungssätze wesensverschieden von den anderen. Auf die Gegenwart bezüglich sind z. B. die Sätze: „Si *j'étais* de vous, je me *méfierais* de lui" („wenn ich jetzt Sie wäre, so wäre ich jetzt miſstrauisch") und „Si *j'avais* mes notes avec moi, je *serais* plus à l'aise pour parler" („wenn ich jetzt ... hätte, so wäre ich jetzt ..."). Sowohl die eigentliche Bedingung wie auch das Bedingte (die Bedingungsfolge") beziehen sich auf die Gegenwart des Sprechenden, und das Problem ist hier, warum dieses Gegenwärtige z. T. durch das Imperfektum (ein Tempus der Vergangenheit) und z. T. durch die Form auf *-rais* (eine Form der Zukunft, oder der Zukunft innerhalb der Vergangenheit?) ausgedrückt wird. — Auf die Zukunft bezüglich sind dagegen z. B. die Sätze „S'il *fait* beau demain, nous *pourrons* organiser quelque sortie" und „S'il *faisait* beau demain, nous *pourrions* organiser ..." sowie „Si le diable en personne *venait* me le proposer, je lui *dirais* non". Hier bezieht sich sowohl die eigentliche Bedingung wie auch das Bedingte auf die Zukunft; das Problem ist nunmehr, warum dieses Zukünftige im *si*-Satz z. T. durch ein Tempus der Gegenwart, z. T. durch ein Tempus der Vergangenheit ausgedrückt wird, und im Obersatz z. T. durch das Futurum (was ohne Weiteres der Logik entspricht), z. T. aber auch durch die Form auf *-rais*. — Wenn aber die auf die Gegenwart und die auf die Zukunft bezüglichen Bedingungssätze so verschieden sind, so hätte man erwartet, daſs ihnen jeweils ein besonderes Kapitel gewidmet worden wäre; dadurch hätte sich die Zahl der Kapitel und damit die Übersichtlichkeit vermehrt. In das erste dieser Kapitel hätten auch Sätze gehört wie „Si tu *crois* cela, tu te *trompes*"; denn es ist nicht einzusehen, warum die auf die Gegenwart bezügliche Bedingung nicht durch Präsensformen sollte ausgedrückt werden können. In diesem Kapitel, dessen Daseinsgrund sich auf die Bedeutung gründen würde (genau so wie das tatsächlich existierende Kapitel „les phrases hypothétiques relatives au passé") hätten sich freilich Typen zusammengefunden, die der Form nach ziemlich verschieden sind: a) Si tu *crois* cela, tu te *trompes*; b) Si *j'avais* de l'argent, je *serais* content, oder: Si tu *croyais* cela, tu te *tromperais*; c) Si tu *croyais* cela, tu te *trompais* (die vom Verfasser angegebene Form). Aber es würde sich dann das reizvolle Problem erheben, warum für die gleiche Bedeutungskategorie so verschiedene Formen gebraucht werden.

Anderseits ist es auch richtig, daſs die gleiche Form verschiedene Bedeutungen haben kann: das gilt von dem altfrz. *s'il venist, nos chantissons* (s. oben), und es gilt auch von neufrz. *si* + Imperfekt, das einerseits eine Bedingung bezeichnet, die sich in der Zukunft noch erfüllen kann (z. B. *s'il venait* ...), anderseits eine solche, die gar nicht erfüllbar ist (*si j'étais à ta place* ...); dies ist der Einwand, den der Verfasser gegen die logischen Schemata erhebt. Aber ist es nötig oder zweckmäſsig, einseitig von der Bedeutung zur Form oder einseitig von der Form zur Bedeutung zu schreiten? Läſst sich nicht beides verbinden? — Wir haben es in der Hist. frz. Syntax

(a. a. O.) versucht. Unser Kapitel „Konditionalsätze" umfaſst 8 Abschnitte; die beiden ersten sind betitelt: „1. Allgemeines; 2. Sätze mit *si*". Im ersten Abschnitt gehen wir von der Bedeutung aus (hier findet sich das vom Verfasser wiederholt herangezogene Schema), im 2. von der Form. Denn die weitere Gliederung dieses Abschnittes ist:

a) Darstellung durch den Indikativ des Präsens (bzw. des Futurs),
b) Darstellung durch den Konjunktiv,
c) Einführung des Imperfektums in den *si*-Satz,
d) Formeln des hypothetischen Obersatzes; Entstehung des Konditionalis usw.

Durch die Verbindung der beiden Gesichtspunkte hat sich für die wenigen Seiten, die die Hist. frz. Syntax den Bedingungsgefügen widmen konnte, eine reichere Gliederung erzielen lassen, als Verfasser sie in seiner langen Untersuchung gibt.

Zu diesem gewollten Mangel an Klarheit gesellt sich jedoch beim Verfasser ein weiterer, der wohl leichter zu vermeiden gewesen wäre. Hätte es sich nicht empfohlen, im Einleitungskapitel die Auffassung, die ein bestimmter Forscher für die Bedingungssätze vorgetragen hat, als ein Ganzes darzustellen, statt gleichsam stückweise und mit häufigen Wiederholungen? Und wäre es nicht möglich gewesen, im letzten Kapitel („Conclusions") die Hauptergebnisse auf wenigen Seiten (in der Form von Thesen) zusammenzufassen? In Wahrheit umfaſst dieses Kapitel fast 30 Seiten, und es enthält — im Gegensatz zu den übrigen — keinerlei „Sommaire". — Es folgt noch eine doppelseitige Tabelle: „*Schéma récapitulatif de l'histoire des phrases hypothétiques*"; aber sie ist ohne ein Studium der vorhergehenden Ausführungen kaum verständlich. Es folgt schlieſslich noch ein Register, das für den Mangel an Gliederung einigen Ersatz bietet, das aber trotz seiner Ausführlichkeit nicht vollständig ist. So haben wir sowohl in der Tabelle den Typus „S'il *vient*, nous *partirons*" vermiſst, als auch im Register ein Stichwort „présent". (Dagegen findet man dort die Stichworte „Imparfait de l'indicatif", „Imparfait du subjonctif", „Plus-que-parfait de l'indicatif" usw.). Das hängt wohl damit zusammen, daſs Verfasser den von alters her recht häufigen Typus „*S'il vient* . . ." etwas stiefmütterlich behandelt; S. 519 erklärt er, dieser Typus erscheine (ebenso wie andere Typen) nur dann, wenn ein besonderes Motiv „d'ordre affectif ou stilistique" vorliege; die Normalform sei „*S'il venait* . . .". Wir haben in der Hist. frz. Syntax gerade die umgekehrte Auffassung vorgetragen: „*S'il vient* . . ." ist (bei realisierbarer Bedingung) das Normale, „*S'il venait* . . ." eine Variante, die gebraucht werde, wenn die Realisierung der Bedingung dem Sprechenden als weniger wahrscheinlich erscheine. Dies sagt auch der Verfasser in der Klassifikationstabelle (S. 49), die er allerdings hernach gleichsam zurückgezogen hat: nach dieser Tabelle bezeichnet „*S'il fait beau demain* . . ." ein „degré maximum de vraisemblance", dagegen „*S'il faisait beau demain* . . ." ein „degré minimum de vraisemblance". Dadurch hat er uns nur in unserer Auffassung bestärkt. Wenn er nun aber den Typus mit dem Präsens für eine seltene Variante hält, so würde das bedeuten, daſs die Franzosen die

realisierbare Bedingung häufiger als „unwahrscheinlich“ denn als „wahrscheinlich“ ausdrücken, und das möchten wir einstweilen bezweifeln. Oder gibt es eine Stelle in der Untersuchung, wo Verfasser sich über diesen Punkt ausführlicher äuſsert? — Wir haben sie mit Hilfe des Registers ausfindig zu machen versucht; aber ein Stichwort „présent“ ist, wie bemerkt, im Register nicht vorhanden. — Oder gibt es in der Untersuchung eine oder mehrere Stellen, wo der Verfasser das zahlenmäſsige Verhältnis der Typen „*S'il fait beau* . . .“ und „*S'il faisait* beau . . .“ für die verschiedenen Jahrhunderte statistisch darlegt? — Wir haben diese Stellen im Register mit Hilfe des Stichwortes „Statistique“ aufzufinden versucht. Aber das Register enthält kein Stichwort „Statistique“.

*

Versuchen wir nunmehr, die Gedankengänge des Verfassers zusammenzufassen; prüfen wir einige seiner Thesen:

1. Die Hauptunterscheidung, die er vornimmt, ist die zwischen den auf die Vergangenheit bezüglichen Bedingungssätzen und den auf die Gegenwart und die Zukunft bezüglichen. In den ersteren besteht im ältesten Altfrz. der Typus *s'il venist, partisse*, der also hier, in der Sphäre der Vergangenheit, die Bedeutung hat: „wenn er gekommen wäre, so wäre ich fortgegangen“ (= neufrz. *s'il était venu, je serais parti*, oder *s'il fût venu, je fusse parti*). Dagegen herrsche bei der anderen Gruppe von Anfang an die Formel *s'il venait, je partirais* (*s'il venoit, partiroie*). Hier begegnet freilich ebenfalls der Typus *s'il venist, partisse* (und zwar hier mit der Bedeutung: „wenn er käme, so würde ich abreisen“), aber dieser Typus erscheine erst im 12. Jahrhundert, er sei ein „type de création savante“, der besonders in der Poesie gebraucht werde. In den Bedingungssätzen Gegenwart—Zukunft geht dieser Typus allmählich wieder unter (im 16. Jahrhundert komme noch *si deust* vor), so daſs diese Gruppe seit den ältesten Texten keine wesentliche Veränderung aufweist. Um so stärker sind die Veränderungen in der anderen Gruppe: zwischen der ältesten Form *s'il venist, partisse* und der neufrz. *s'il fût venu, je fusse parti* (häufiger: *s'il était venu, je serais parti*) liegt eine ganze Reihe von Zwischenstufen. Der Konjunktiv des Plusquamperfekt (an Stelle des einfachen Konjunktivs *venist*) habe hier zunächst nur eine „valeur d'aspect“; die „valeur temporelle“ erhalte er erst im 13. Jahrhundert, und erst im 14. und 15. werde der Typus mit doppeltem Plusquamperfekt (*S'il fust venu, je fusse parti*) der Normaltypus. Die Form *S'il était venu, je serais parti* erscheint erst im 16. Jahrhundert und ist damals noch sehr selten. Heute dagegen sei sie die Normalform, der Gebrauch des Typus *S'il fût venu* . . . genüge, „pour établir le caractère artificiel et recherché d'un style“ (p. 529). Hier trennt sich der Verfasser von G. Guilleaume, für den diese Form noch der lebenden Syntax angehört[1].

[1] Anderseits zitiert er an ganz anderer Stelle, S. 288, einen Satz von P. Valéry, der in der Zeitsphäre Gegenwart—Zukunft den Konj. statt des hier allein üblichen Indikativs gebraucht: Si la mode *fût* (statt était) encore aux allégories . . ., l'idée peut-être, lui viendrait de . . . (vom Verfasser ausführlicher zitiert); doch sei das eine „pure élégance de styliste“. —

Kritik: Es steht fest, daſs im Altfrz. der Typus *S'il fust venu, partisse* in den beiden Bedeutungen „wenn er gekommen wäre . . .“ und „wenn er käme . . .“ gebraucht worden ist. Das Neue, das der Verfasser bringt, besteht darin, daſs er ausführt, in der zweiten Bedeutung erscheine der Typus erst seit dem 12. Jahrhundert (schon vorher sei dafür der Typus *s'il venoit, partiroie* gebraucht worden), und zwar erscheine er hauptsächlich bei den Dichtern, während die Umgangssprache den Typus *S'il venoit*... bevorzugt habe. Diese Beobachtungen — wir nehmen vorläufig an, sie seien in allen Punkten zutreffend — sind sehr interessant: sie zeigen, wie sehr schon die altfrz. Dichter sich bewuſst von der Umgangssprache entfernten. Aber kann man wirklich annehmen, der Gebrauch von „*S'il venist* . . .“ im Sinne von „Wenn er käme . . .“ (mit der Bedeutung „Wenn er gekommen wäre . . .“ ist der Typus auch für den Verfasser im Altfrz. der Normaltypus) sei eine „Schöpfung“ der Dichter, eine „*création* savante“? Das würde bedeuten, daſs die Dichter diesen Gebrauch *ex nihilo* erschaffen hätten. Näher dürfte die Annahme liegen, daſs dieser Gebrauch bei den Dichtern des 12. Jahrhunderts und später einen Archaismus darstellt, den sie hinübergerettet hätten aus der Zeit, da das Altfrz. den Typus „*S'il venist* . . .“ in den beiden Bedeutungen gebrauchte. Wenn nun die Aufstellung des Verfassers zutrifft, daſs vom 8. bis zum 11. Jahrhundert einschlieſslich der Typus „*S'il venist* . . .“ in der Bedeutung „Wenn er käme...“ nicht gebraucht worden ist (sondern statt dessen der Typus „*S'il venoit*...“), so müſste die Zeit, in der „*S'il venist* ...“ in beiden Bedeutungen gebräuchlich war, vor dem 8. Jahrhundert liegen (also in vorliterarischer Zeit). Oder aber: diese Zeit hat sich noch über das 8. Jahrhundert hinaus erstreckt, und es ist nur dem Zufall der Überlieferung zuzuschreiben, daſs der Typus in der Bedeutung „Wenn er käme . . .“ nicht vor dem 12. Jahrhundert erscheint. Die Zahl der Texte, die uns aus dem fraglichen Zeitraum überliefert sind, ist zu gering, als daſs man aus ihrem Schweigen die Nichtexistenz einer Wendung beweisen könnte.

Aber schweigen die Texte wirklich? Ist die Beobachtung des Verfassers völlig zutreffend? Aus dem 11. Jahrhundert, nämlich aus dem Alexius (dem einzigen gröſseren Text, der uns aus dem fraglichen Zeitraum überliefert ist), können wir ein Beispiel anführen, bei dem der Verfasser selbst (S. 136) die Beziehung auf die Gegenwart, also die Bedeutung „Wenn er käme . . .“ zugibt: v. 202, Alexius redet Gott an: „*Se tei ploust, ici ne volsisse estre*“. Das ist = „*S'il te plaisait, je ne voudrais pas être ici*“; nicht = „S'il *t'eût plu*, je *n'aurais* pas voulu être ici“. Nach der Theorie des Verfassers hätte der Dichter schreiben müssen: „Se tei *plaiseit*, ici ne *voldreie* estre“.

Einerlei ob der Vers des Alexius schon bewuſsten Archaismus oder noch lebendigen Sprachgebrauch darstellt — es hat im Altfrz. einen Zeitraum gegeben, da der Typus „*S'il venist* . . .“ in beiden Bedeutungen gebraucht wurde — sei es, daſs die Sprache die beiden Bedeutungen nicht

---

Dieser Satz scheint mir ein gutes Beispiel für meine vom Verfasser S. 70 bekämpfte These, in einer geregelten Sprache stelle eine Abweichung von der Regel (soweit sie nicht auf bloſser Unkenntnis der Regel beruht) ein Stilistikum dar.

unterscheiden konnte oder nicht unterscheiden wollte. Diese Nicht-Unterscheidung findet sich übrigens noch heute in slavischen Sprachen. — Im Französischen ist daneben frühzeitig der Typus „*S'il venoit, je partiroie*" herausgebildet worden, und da dieser Typus nur die eine Bedeutung hatte, war er dem anderen überlegen, und es ist begreiflich, daſs er ihn verdrängt hat. Er verdrängte den Typus mit dem Konjunktiv zunächst in den Bedingungssätzen der Gegenwart—Zukunft; denn in der anderen Gruppe hat der Typus mit dem Konjunktiv sich noch lange gehalten, und hier ist er, wenn auch in der umschriebenen Form („*S'il fût venu, je fusse parti*"), sogar noch heute möglich. Daſs der Typus mit dem Konjunktiv sich gerade hier gehalten hat, wird damit zusammenhängen, daſs bei den Bedingungssätzen der Vergangenheit die Unrealisierbarkeit der Bedingung sich bereits herausgestellt hat, und eben dafür schien der Konjunktiv angemessener als der Indikativ („*S'il venoit* . . ."). Dagegen gibt es in der Sphäre der Gegenwart—Zukunft auſser solchen Bedingungen, die ebenfalls nicht realisierbar sind („Si *j'étais* à ta place . . ."), auch solche, deren Erfüllung durchaus möglich ist (z. B. „S'il *venait* . . ."). Hier schien also der Indikativ angemessener.

2. Verfasser legt, wie wir sahen, groſsen Wert auf seine Beobachtung, daſs in der Zeit vom 8.—11. Jahrhundert bereits der Typus „S'il *venoit* je *partiroie*" erscheint; er leugnet, daſs in diesem Zeitraum der Typus „S'il *venist*, je *partisse*" in der gleichen Bedeutung gebräuchlich gewesen sei. Nun gibt es einen Typus „S'il *venist*, je *partiroie*", der also im *si*-Satz (noch) den Konjunktiv, im Obersatz (bereits) das Konditionale aufweist. Ich habe diesen Mischtypus (mit anderen Forschern) als eine Übergangsform zwischen den beiden anderen Typen betrachtet. Verfasser dagegen versucht nachzuweisen, daſs dieser Mischtypus erst seit etwa 1170 auftrete, und nur in anglonormannischen Denkmälern. Er findet sich z. B. im Rolandlied v. 1804f: „*Se . . . veissum Rollant . . ., Ensembl' od lui i durriums granz colps*". Aber Verfasser sagt (S. 278), er finde sich (ebenso wie v. 240) nur im Oxforder Roland, der nach Bédier erst gegen 1170 geschrieben wurde. — Da nun Verfasser den Typus „S'il *venoit*, je *partirois*" für weit älter hält, lehnt er es ab, in dem „Mischtypus" eine Übergangsform zu sehen.

Unsere Kritik ergibt sich aus dem Vorhergehenden. Nach dem Verfasser wäre schon vom 8.—11. Jahrhundert der Typus „S'il *venoit*, je *partiroie*" das Normale gewesen, dann wäre, zu Anfang des 12. Jahrhunderts als „création savante" der Typus „S'il *venist*, je *partisse*" in der gleichen Bedeutung gebraucht worden, und schlieſslich, gegen Ende dieses Jahrhunderts, der Mischtypus „S'il *venist*, je *partiroie*". Das wäre also wiederum eine „création savante". — Aber so wenig wir aus dem Schweigen der Texte schlieſsen wollen, daſs der Typus „S'il *venist*, je *partisse*" in der fraglichen Bedeutung vor dem 12. Jahrhundert nicht existiert habe, so wenig können wir zugeben, daſs das Schweigen der Texte die Nicht-Existenz des Mischtypus vor dem Ende des 12. Jahrhunderts beweise. Wir könnten zugeben, daſs dieser im Oxforder Roland usw. einen anglonormannischen Archaismus darstelle, nicht aber, daſs die anglonormannischen Dichter diesen Typus gleichsam aus dem Nichts geschaffen hätten.

Die Art, wie der Verfasser sich das Verhältnis zwischen dichterischem Gebrauch und Allgemeinsprache vorstellt, ist schwerlich zutreffend. Ein Dichter kann, archaisierend, ein Wort oder eine Wendung gebrauchen, die bei seinen Zeitgenossen nicht mehr recht üblich ist. Aber die Voraussetzung ist, daſs die Zeitgenossen das Wort oder die Wendung immerhin „verstehen". Daher kann der Dichter sich das Wort oder die Wendung nicht willkürlich erdenken.

3. Für den Verfasser ist also der Typus „S'il *venoit*, je *partirois*" der älteste. Dieser Typus ist nun aber eine Neuerung des Französischen gegenüber dem Latein (während es sich bei „S'il *venist*, je *partisse*" nur um eine Übertragung aus der Sphäre der Vergangenheit in die Sphäre der Gegenwart—Zukunft handelt). Dieser neue Typus erscheint nun in der Darstellung des Verfassers plötzlich vorhanden, fix und fertig gerüstet, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen. Denn das Vor- oder Übergangsstufen existiert hätten, leugnet er ausdrücklich, und die syntaktischen Fragen, die das Aufkommen dieses Typus dem Historiker aufgibt (Einführung des Imperfektums, Einführung des Konditionale usw.; siehe die oben zitierte Gliederung in der Hist. frz. Syntax), finden in seiner langen Untersuchung keine befriedigende Antwort.

Er leugnet, daſs bei dem fraglichen Typus irgendeine „Entwicklung" stattgefunden habe; er polemisiert gegen die Anwendung des Dogmas „Natura non facit saltum" auf die Linguistik. Gern würde man ihm darin folgen. Aber bei den Bedingungssätzen der Sphäre der Vergangenheit (zunächst „S'il *venist*, je *partisse*", dann „S'il *fust venu*, je *fusse parti*", schlieſslich „S'il *était venu*, je *serais parti*") zeigt sich, wie er selbst angibt, eine allmähliche „Entwicklung" und zwar in historischer Zeit, und zwar eben in der Richtung: Ersetzung des Konjunktivs durch Imperfektum und Konditionalis. Liegt es da nicht nahe, eine entsprechende „Entwicklung" auch für die andere Gruppe der Bedingungssätze anzunehmen (und zwar hier für die vorhistorische Zeit)?

4. Die Fragen, die der Typus „*S'il venoit, je partiroie*" uns aufgibt, betreffen nicht nur die Einführung des Imperfektums und des Konditionale (die ja um so merkwürdiger ist, als es sich um Bedingungen der Gegenwart—Zukunft handelt), sondern auch das gegenseitige Verhältnis der beiden Neuerungen: Sind sie voneinander abhängig oder unabhängig? Ist zuerst das Konditionale eingeführt worden oder zuerst das Imperfektum?

Die Romanistik nimmt ziemlich allgemein an, daſs zuerst das Konditionale eingeführt worden ist und daſs das Imperfektum im *si*-Satz einer „Attraktion" zu verdanken sei (so Meyer-Lübke und Sechehaye; vgl. Hist. frz. Syntax II, 223; auch Verfasser spricht gelegentlich von „attraction"). Nach Gamillscheg dagegen erscheint das Imperfektum im *si*-Satz früher als das Konditionale im Hauptsatz, nämlich schon im Merovinger-Latein (vgl. l. c.). Die dem Konditionale entsprechende Formel *cantare habebam* begegnet zwar noch früher, aber niemals in der Bedeutung des franz. Konditionale. Anderseits findet sich Konditionale im Obersatz auch in anderen romanischen Sprachen, während das Imperfektum im *si*-Satz

eine Eigentümlichkeit des Französischen ist[1]. Das Wahrscheinlichste ist demnach, daſs es sich bei der Einführung des Konditionale und des Imperfektums um zwei voneinander unabhängige Vorgänge handelt, und daſs, obwohl die Texte davon schweigen, zuerst das Konditionale eingeführt worden ist. (Die spätlat. Belege für *si* + Imperfektum enthalten im Obersatz nicht das Konditionale; sie stellen also „Mischformen" dar.) Überdies findet sich in den ältesten Texten Belege für ein Konditionale, das nicht von *si* + Imperfektum begleitet ist, z. B. Eulalia: „*Melz sostendreiet* . . ." oder im Alexius 46b: „. . . quer ousse un sergant kil me guardrat — *io len fereie* franc"[2].

Offenbar muſs man, um zu verstehen, wie die Formel *cantare habebam* konditionalen Sinn erhalten hat, von solchen Beispielen unabhängigen Gebrauchs ausgehen. Nun bedeutet spätlat. *cantare habeo* nach meiner Auffassung „ich habe das Singen vor", *cantare habebam* entsprechend „ich hatte das Singen vor". Verfasser (S. 87) interpretiert, ohne meine Auffassung zu zitieren, das Konditionale in einigen altfranzösischen Beispielen ganz ähnlich wie ich das Futurum interpretiere, nämlich durch „je suis prêt à . . ." Demnach würde das Konditionale der Alexius-Stelle bedeuten: „Wenn ich einen solchen Diener hätte . . ., so *bin* ich bereit (eigentlich: *war* ich bereit), ihn freizulassen". Auch das Beispiel aus der Eulalia läſst sich so interpretieren: „Sie *ist* (*war*) eher bereit, die Qualen zu erdulden, als . . ."; doch ist bei diesem Beispiel das in der Fuſsnote Gesagte zu bedenken. Selbst noch in Beispielen, wo das Konditionale von einem *si*-Satz begleitet ist, läſst diese Interpretation sich anwenden. So Cor. Loois, v. 807: „Se tu *voleies* Mahomet aorer . . ., Je te *donereie* onor et richeté" („ich *bin* bzw. *war* bereit . . ."), oder Rol. 1804: „Se *veissum* Rollant . . ., Ensembl' od lui i *durriums* granz colps". — Unser Problem reduziert sich alsdann darauf, warum statt der zu erwartenden Form mit der Bedeutung „ich *bin* bereit" (d. h. des Futurums) eine solche mit der Bedeutung „ich *war* bereit" gebraucht worden ist (d. h. das Konditionale). Dies ist aber leicht zu verstehen: die Handlung, zu deren Ausführung der Sprechende bereit ist, ist an eine Bedingung geknüpft (explicite oder implicite); der Sprechende glaubt nicht recht an die Erfüllung dieser Bedingung, und deshalb stellt

---

[1] Auſser den spätlat. (Merovinger-Latein) und den altfrz. Beispielen sind nur altprov. und katal. bekannt.

[2] Das Beispiel aus der Eulalia erklärt der Verfasser mit Recht als „Erlebte Rede', doch eben deshalb sei aus dem Konditionale nichts zu schlieſsen (S. 88f.). — Im Jonasfragment heiſst es: „*tu douls mult ad* . . . *e io ne dolreise de tanta millia hominum, si perdut erent*?" Das wäre das älteste Beispiel für gleichzeitiges Auftreten von Konditionale und Imperfektum (als solches zitiert von Bourciez), falls es sicher wäre, daſs *erent* Imperfektum ist. Da es nicht unbedingt sicher ist, legt Verfasser auf dieses Beispiel mit Recht keinen Wert (S. 41 und 87). Das *dolereie* ist hier ein „polemisches" Konditionale (= „du bist betrübt wegen . . . — und ich *sollte* mich nicht betrüben . . . ?"), entsprechend dem lat. „polemischen" Konjunktiv, wie er z. B. im Jonas der Vulgata vorliegt (4, 11): „Et ego non *parcam* Ninive . . . ?" Ein solches polemisches Konditionale könnte auch unabhängig von einem folgenden *si*-Satz gebraucht werden. — Sechehaye betrachtet das *si* dieses Beispiels nicht als konditional, sondern setzt es etwa = *puisque*.

er seine Bereitwilligkeit als etwas Vergangenes dar. Also: „wenn ich einen Diener hätte — ich bin bereit . . .; aber ich habe ihn ja nicht — also war ich bereit"; „wenn du Mahomet anbeten wolltest — ich bin bereit — aber du bist es ja nicht . . ." usw. — Es versteht sich am Rande, daſs diese Redeweise zuerst nur bei Bedingungen gebraucht worden wäre, deren Erfüllung dem Sprechenden als unwahrscheinlich erschien; das Beispiel aus dem Roland zeigt dann bereits „Ausartung" oder „Übertragung".

Verfasser polemisiert, nicht mit Unrecht, gegen die bisher vorgetragenen Erklärungen für die Einführung des Konditionale, weiſs aber selbst kaum Positives vorzubringen. Er sagt etwa, es sei verlorene Liebesmüh das französische Konditionale an den spätlat. Gebrauch der Formel cantare habeo anknüpfen zu wollen; das Konditionale sei vielmehr eine französische Neuschöpfung.

Ähnlich verhält es sich in der Frage der Einführung des Imperfektums. Rez. hatte, an Hand von Beispielen wie Erec 108: „*S'il vos pleisoit, o vos iroie*" die Erklärung vorgeschlagen, das Imperfektum sei zunächst eine feinere, höflichere Ausdrucksweise für „S'il vos *plaist*, o vos *irai*" gewesen (Hist. frz. Synt. II, 228). Verfasser wendet dagegen ein, das Imperfektum zum Ausdruck der Höflichkeit müſste im Altfrz. erst nachgewiesen werden. Nun sind jedoch altfrz. Beispiele für ein „Imperfektum der Bescheidenheit" von Vising und Meyer-Lübke (III, § 105) angenommen worden; freilich habe ich einige Beispiele dieser Art anders erklärt (*Hauptprobleme* I, 230). Fest steht jedenfalls, daſs in neuerer Zeit „*Je voulais vous demander* . . ." im Sinne von „Je veux . . ." gebraucht wird sowie „*Je venais vois voir*" = „Je viens . . ." (vgl. Verfasser S. 87) und daſs auch das Italienische *volevo* = „ich will" und *potevo* = „ich kann" gebraucht. Will man nicht annehmen, daſs die eine Sprache hier von der anderen entlehnt habe, so würde diese Übereinstimmung darauf hinweisen, daſs die Erscheinung sehr alt ist; wahrscheinlich handelt es sich um etwas „Allgemein-Menschliches", das zu jeder Zeit und an jedem Ort in Erscheinung treten kann, das aber in Gallien schon sehr früh in Erscheinung getreten ist. Wir würden auch hier auf das Schweigen der Texte (falls sie wirklich schweigen) kein allzu groſses Gewicht legen.

Gleichwohl würden wir auf unsere Erklärung von *si* + Imperf. gern verzichten, sobald uns vom Verfasser oder von anderer Seite eine plausiblere zur Verfügung gestellt würde.

Einstweilen liefert gerade seine Abhandlung uns zwei Argumente, die in der Richtung unserer Erklärung zu liegen scheinen. Einmal zeigt er (s. oben), daſs das Imperfektum in den Bedingungssätzen der Gegenwart-Zukunft von Anfang erscheine, während es in den Bedingungssätzen der Vergangenheit erst im 16. Jahrhundert auftauche. Nun sind die Bedingungen der Gegenwart—Zukunft zwar nicht durchweg, aber doch wenigstens z. T. erfüllbar (z. B. „*S'il venait* . . ."), während sich bei den Bedingungen die Vergangenheit die Nicht-Realisierung bereits herausgestellt hat. Die Erklärung des Imperfektums muſs also von den Bedingungen der Gegenwart—Zukunft ausgehen. Dieser Forderung dürfte unsere Erklärung genügen. — Verfasser wendet freilich ein, es müſste alsdann eine Übertragung

von Fällen, wo das Imperfektum als Ausdruck der Höflichkeit (Bescheidenheit) gebraucht ist, auf andere Fälle, wo es diese Bedeutung offenbar nicht hat, angenommen werden. Aber eine solche Übertragung, d. h. ein Vergessen der ursprünglichen Bedeutung und Geltung einer Sprachform, ist in allen Sprachen zu beobachten. Verfasser hat ja selbst dargelegt, daſs das Imperfektum nach *si* erst im 16. Jahrhundert in die Bedingungen der Vergangenheit übertragen wurde; vorher herrschte hier ausschlieſslich die Formel mit dem Konjunktiv. Welches auch immer die Bedeutung des Imperfekts nach *si* gewesen sein mag — diese Bedeutung muſs von der Art gewesen sein, daſs jahrhundertelang eine Abneigung dagegen bestand, das Imperfektum in den Bedingungssätzen der Vergangenheit zu gebrauchen; schlieſslich aber ist diese Abneigung überwunden, d. h. die ursprüngliche Bedeutung des Imperfektums vergessen worden.

Das andere Argument besteht darin, daſs der Verfasser betont, *si* + Imperfektum sei eine Besonderheit des Französischen und müsse aus dem Geiste der französischen Sprache heraus erklärt werden. Seine „Introduction méthodologique" enthält einen Abschnitt: „Inutilité présente d'une étude comparative s'étendant aux autres langues romanes" (S. 99ff.). Hier sagt er, offenbar ohne Kenntnis meines Aufsatzes in den *N. Spr.* 1934, S. 375ff., das gleiche: ich führte aus, das Vergleichen der romanischen Sprachen sei nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Gleichheit, sondern auch der Verschiedenheit vorzunehmen; vgl. dazu Verfasser S. 100.

6. Endlich war noch die Frage zu klären, warum das Französische die Typen „S'il *vient*, je partirai" und „S'il *venait*, je partirais" zur Norm erhoben hat und warum die Typen „S'il *viendra*, je partirai" und „S'il *viendrait*, je partirais" so selten sind. Verfasser polemisiert gegen Brunot, der hier vor einer „servitude" spricht; er scheint es mit G. Guillaume durchaus in der Ordnung zu finden, daſs das Französische in der Regel das chronologische Verhältnis (erst Eintritt der Bedingung, dann Eintritt der Bedingungsfolge) zum Ausdruck bringt. Aber das Lateinische tat dies nicht („*Si habuissem, dedissem*"); das Altfrz. tat es nicht immer (vgl. „*S'il venist, je partisse*"); auch die anderen romanischen Sprachen tun es nicht, und auch das Deutsche gebraucht zwar häufig den Typus: „Wenn er *käme*, *würde* ich fortgehen", ist aber nicht an diese Verteilung der beiden Formen gebunden.

Überdies gibt es Bedingungssätze wie „Si tu *crois* cela, tu te *trompes*" (Verfasser nennt sie „fausses hypothèses"), wo ein chronologisches Verhältnis gar nicht auszudrücken wäre, da die beiden Handlungen ineinanderfallen. Das Französische gebraucht in derartigen Sätzen zwar nicht das Futurum, aber es wählt in logisch gleichwertigen das Konditionale: „Si tu *croyais* cela, tu te *tromperais*"; „Si *j'étais* à ta place, je *serais* content". Wenn also der Wechsel Imperfekt-Konditionale das chronologische Verhältnis bezeichnet, so müſste Verfasser zugeben, daſs hier eine miſsbräuchliche („übertragene") Anwendung dieses Wechsels vorliege. — Im Deutschen kann man sehr wohl sagen: „Wenn ich reich *wäre*, *wäre* ich froh" (neben = . . . würde ich froh sein").

Verfasser hat dafür, daſs der Typus „S'il *viendra*, je *partirai*", der ja im Altfranzösischen existiert hat (besonders in den Übersetzungen), aufgegeben worden ist, noch eine andere Erklärung: eine „*loi d'équilibre en français*" (vgl. S. 41 und seinen so betitelten Aufsatz in *Le Français Mod.*, Bd. IV) verbiete, die Zukünftigkeit, die durch *si* genügend bezeichnet sei, gleichsam doppelt auszudrücken. Wir wollen diese Erklärung nicht diskutieren; wir wollen nur darauf hinweisen, daſs man die Erscheinung vielleicht ebenso einleuchtend mit der Tendenz zur Asymmetrie erklären kann, die Ebeling (Tobler-Festschrift 1895. S. 342 ff.) mit so verschiedenartigen Beispielen im Altfranzösischen nachgewiesen hat. Diese Tendenz erklärt zugleich die Beliebtheit (nicht die Entstehung) der Wendung „Se vus *volez* od mei venir e vus li *vueilliez* obeir . . .", also erst Indikativ, dann Konjunktiv (vgl. neufrz. „S'il *vient* et qu'il *dise* . . ."; Hist. frz. Synt. II, 280 f.). Ebeling (S. 347) belegt auch das Umgekehrte: „. . . Se mestiers *fust* et il *povoit*".

•

Wie man sieht, bringt die Untersuchung ungemein viel Neues. Daſs wir verschiedene Einwände vorbringen muſsten, hindert nicht, daſs der wissenschaftliche Ernst, mit dem sie unternommen und in langen Jahren vollendet wurde, uns mit höchster Bewunderung erfüllt.

EUGEN LERCH.

Marcel Cressot, *La phrase et le vocabulaire de J. K. Huysmans.* Paris, E. Droz, 1938. XIII, 604 S.

Im Vorwort zu diesen gewichtigen Buch bekennt sich Marcel Cressot zu der Auffassung von Stilistik, die Marouzeau seinem Traité de Stylistique zugrunde gelegt hatte. Sie soll vor allem erklären, warum der Autor aus den zahlreichen Möglichkeiten, die ihm sein sprachliches Bewuſstsein zur Auswahl bietet, gerade die eine auswählt und alle andern verschmäht. Stilistik in diesem Sinne wird zu einer Art psychologischer Analyse des Schreibenden oder Sprechenden vermittelst seiner Ausdrucksweise. Gerade durch diese Endabsicht unterscheidet sich das Buch von Cr. recht wesentlich von andern Studien, die modernen Autoren (Goncourt, Alphonse Daudet, Maupassant usw.) gewidmet worden sind, und die sich alle mit der Feststellung des lexikalischen Bestandes jener Autoren begnügten. Es ist wesentlicher, die Absicht zu kennen, mit der ein Schriftsteller ein Wort, z. B. einen Spezialausdruck der Technik, verwendet, als nur zu konstatieren, daſs er es gebraucht hat. Nicht nur die lexikalische Präzision hat H. veranlaſst, dieses oder jenes Wort zu gebrauchen, sondern auch der Drang, dem Satz einen gewissen Rhythmus und Harmonie zu geben. Nach Flaubert ist H. vielleicht derjenige, der am meisten die Qualen der stylistischen Durcharbeitung gekannt hat.

In einer längern Einleitung (S. 3—82) werden die allgemeinen Tendenzen der impressionistischen Schreibweise dargestellt und mit vielen Beispielen aus H. belegt. Darauf folgen die beiden groſsen Kapitel über die Sonderheiten H's., das erste über seine Satzgestaltung (la phrase de Huys-

mans, S. 83—156), das zweite über sein Vokabular (Les éléments de la langue, S. 157—556). Ein kurzes Schlufskapitel (Le cas Huysmans, S. 557—559) sucht festzuhalten, welches die Hauptzüge des sprachlichen Strebens und Gestaltens Huysmans' sind. Zwei umfangreiche Indexe und eine reichhaltige Bibliographie beschliefsen das Buch.

Es folgen einige Bemerkungen zu Einzelheiten. — S. 5. Wenn von den Autoren die Rede ist, welche den Argot in der Literatur verwendeten, darf man Balzac nicht vergessen, in dessen Splendeurs et Misères des Courtisanes u. a. Argotausdrücke in grofser Zahl eingestreut sind. — S. 6. Hier wird unter den archaisierenden Autoren in erster Linie Chateaubriand genannt. Cr. hat sichtlich meinen Aufsatz über Chateaubriands angebliche Archaismen in der Festschrift für Ernst Tappolet nicht gekannt, sonst hätte er sich weniger summarisch ausgedrückt. — S. 19. Das Beispiel *une jeunesse, des jeunesses* scheint mir schlecht gewählt, um den Übergang vom Abstraktum, das eine Eigenschaft bezeichnet, zum Konkretum als Bezeichnung der die Eigenschaft besitzenden Person zu illustrieren. Die Wörterbücher betrachten zwar allgemein *jeunesse* „junges Mädchen" als Übertragung aus *jeunesse* „Jugend". Doch würde diese Erklärung für *pauvresse, drôlesse, sauvagesse* nicht zutreffen, die alle auch aus Adj. abgeleitet sind, aber nie die Eigenschaft bezeichnen. Es liegt hier also nicht das Abstraktsuffix *-itia* vor, sondern das Femininsuffix *-issa*. — S. 28. Die Verbindung des Determinativpronomens *celui* mit einem Part. (*celui consacré à l'art profane*) wird von Thérive sehr verurteilt, und Cr. scheint dessen Auffassung, dafs diese Konstruktion nämlich aus der Juristensprache komme und sich erst neuerdings in die literarische Sprache eingeschlichen habe, zu teilen. Doch ist diese Meinung sicher irrig, wie die bei Le Bidois 1, 101 und Sandfeld 1, 233 gebotenen Beispiele zeigen. Vgl. z. B. aus Racine: *Je joins ma lettre à celle écrite par le prince.* — S. 31. Cr. beobachtet, dafs die Wendung *je ne sais quel* (*quoi*), die zu einem eigentlichen Indefinitivpronomen geworden und daher erstarrt war (*je* bleibt, auch wenn im Satz eine andere als die erste Person Subjekt ist), von Huysmans wieder verlebendigt wird, indem die Person in Übereinstimmung mit dem Satz gebracht wird. Es handelt sich also um die Wiederbelebung eines bereits grammatikalisierten, erstarrten Ausdrucks: *il retourna au Cirque, alléché par il ne savait quoi.* Diese Wiederbelebung ist aber nicht nur H. oder nur seiner Zeit eigen: Sandfeld 1, 352 bringt Beispiele aus Bourget und vielen andern, und bei Mauriac Génitrix 77 lese ich *il ne savait quoi s'effaçait de cette face.* — S. 31. Cr. bemerkt, dafs *aucun* bei den Impressionisten auch als Negation der Einheit erscheint, während es sonst nur dort verwendet wird, wo eine ganze Gruppe von Gegenständen negiert wird (*cet officier ne sort d'aucune école*, aber nicht *d'aucune Ecole Polytechnique*, weil es nur eine einzige solche Lehranstalt in Frankreich gibt). Von den von ihm zitierten Beispielen hat er das erste falsch interpretiert. In dem Satz *aucune Mélanie, aucune Bernadette n'y ont vu et décrit* . . . sind die beiden Personennamen als Gattungsnamen gebraucht; der Satz bedeutet *aucune femme comme Mélanie.* Dieses Beispiel zeigt wohl auch, auf welchem Wege *aucun* allmählich seine Verwendung im neuern Französisch geweitet hat. Auch in manchen der andern Bei-

spiele schimmert dieses Übergangsstadium noch durch. So etwa in *une ombre profonde que n'éclairait aucune étoile, aucune lune*, wo *aucune lune* zu verstehen ist als *aucun de ces clairs de lune*, *lune* also als Gattungsname aufgefafst wird. — Man sieht übrigens nicht recht ein, warum der pluralische Gebrauch der Abstrakta (*les langueurs*) hier überhaupt erwähnt ist. Seit den ältesten Zeiten ist dieser doch dem französischen (und den romanischen Sprachen überhaupt) so geläufig, dafs man bis zum Latein zurückgehen kann, und wenn das 18. Jahrhundert etwas zurückhaltender war, ist das seit Chateaubriand schon wieder aufgeholt. — S. 35. Die Auslassung des unpersönlichen Fürworts bei *il n'empêche que* kommt schon lange vor Huysmans vor; vgl. die Beispiele bei Plattner II, 3, 59. — S. 47. Die Beispiele, welche die Wiedereinführung des Reflexivpronomens nach *faire* usw. belegen sollen, sind zum Teil ungünstig ausgewählt. Cr. sagt mit Recht, dafs in manchem Satz das Pronomen nötig sei, um Zweideutigkeit zu vermeiden. Diese Erklärung gilt z. B. zweifellos auch bei dem von ihm in der andern Gruppe zitierten Beispiel aus Flaubert: *un omnibus, qui descendait . . ., le faisait se retourner*, wo blofses *retourner* als „revenir sur ses pas" hätte verstanden werden können. — S. 70. Der Satz *la preuve est les saints* ist etwas anders zu verstehen, als Cr. es tut. Der volle Satz wäre etwa *la preuve est l'existence des saints*. Die Form, die H. dem Satz gegeben hat, setzt einen etwas andern Tonfall voraus, durch den *l'existence* ersetzt wird: die Tonhöhe steigt bis zu *est*, und *les saints* wird viel tiefer ausgesprochen. Dadurch wird das Verbum *est* unzweideutig an *la preuve* angeschlossen, dessen Numerus es daher auch teilt. — S. 87. Die von Cr. hier für die Weglassung des verbundenen Pronomens der 3. Person gegebenen Beispiele sind nicht schlüssig, da sie das Femininum betreffen, für das die betonte und die unbetonte Form gleich lauten. — S. 88. Die Stellung des Fragepronomens nach dem Verbum, statt vor demselben (*vous découvrez quoi dans le prétendu art français*) begegnet auch im Deutschen. Ich halte sie für eine Auswirkung des Schulunterrichts: sehr viele Lehrer gewöhnen sich, Fragen so zu formulieren, dafs der Schüler in dem Fragesatz blofs das Wort, auf das es ankommt, einzusetzen braucht, wodurch der Schüler in die Lage versetzt wird, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Inhalt der Frage zu konzentrieren. Aus der Schule hat diese Frageform den Weg in die Allgemeinsprache gefunden. — S. 109. Warum die Stellung des Pronomens vor dem Hilfsverb *pouvoir*, dieser letzte Rest einer früher allgemeingültigen Regel (*. . . qui se peuvent résumer*), von Cr. als „affectation" betrachtet wird, ist nicht klar. — S. 115. Hier wird konstatiert, dafs das Farbenadjektiv ungefähr zwanzigmal dem Subst. vorangeht: *les rouges émanations*. Solche Auszählungen macht Cr. ziemlich oft, und man versteht, dafs er sich dann mit einem einzigen Zitat begnügen mufs. Aber wenn, wie hier, gewisse feine Nüancen mit dieser Stellung verbunden sein können, ist es schade, dafs nicht wenigstens die Verweise auf die betreffenden Stellen in Huysmans' Werken gegeben werden. — S. 122. Cr. zitiert hier zu Unrecht eine Stelle aus La Fontaine; bei dieser handelt es sich um einen jener Fälle von discours indirect libre, die von Thibaudet in seinem Buch über Flaubert so glänzend analysiert worden sind, während das hier von Cr. behandelte

Problem andern Charakters ist. — S. 136ff. Cr. gibt hier eine willkommene und überzeugende Analyse des Satzrhythmus. Der Abschnitt hätte sicher viel gewonnen, wenn Cr. versucht hätte, jeweils den Rhythmus mit dem Satzsinn und der Stimmung in eine innere Beziehung zu bringen (vgl. etwa meine Analysen der Prosa Voltaires und Rousseaus in Evolution et Structure).

Der gröſsere Teil des Buches (etwa drei Viertel) ist dem Studium des Wortschatzes gewidmet. Dieser Teil ist bedeutend weiter ausgebaut als ähnliche Arbeiten über andere Autoren der gleichen Zeit. Das Material das hier geboten wird, ist sehr reichhaltig und für die weitere Durchforschung des Französischen der Periode von 1870—1905 von gröſster Wichtigkeit. Wir können Cr. nicht genug danken für die groſse Mühe, die er sich gegeben hat. Ob er allerdings sein Programm, festzustellen, wie H. die vorhandenen Mittel der Sprache verwendet, erreicht hat, muſs bezweifelt werden. Ein wirkliches Messen der Sprache als System mit dem, was der Autor zur Erfüllung seiner Absichten und Zwecke damit macht, setzt voraus, daſs die Bedürfnisse des Autors zum Maſse genommen werden. Dies ist aber nur möglich wenn der gesamte Begriffsschatz des Autors in seinem innern Zusammenhang und Aufbau zur Grundlage genommen wird. Ein Wort wie *chapeluré* „tacheté", das ich sonst nirgends finden kann, gehört natürlich zu *chapelures* (FEW 2, 280a); Cr. reiht es daher mit Recht unter die Ableitungen auf *-é* (part. passé); aber damit ist stylistisch nichts Wesentliches über das Wort ausgesagt. Sein richtiges Relief bekäme es erst, wenn man es zusammenstellen würde mit den andern Ausdrucksmöglichkeiten, die im Französischen für „fleckig" bestehen und wenn man so den Gebrauch, den H. von diesen macht, mit der Neuschöpfung vergleichen könnte. Cr. zeigt uns daher bloſs, was an neuen Wörtern bei H. lebt, nicht aber wie er mit dem traditionellen Wortschatz verfährt, was er etwa z. B. davon verschmäht und durch neue Ausdrücke ersetzt.

Cr. stellt sich also ganz auf das Studium der lexikalischen Neuerungen ein. Er scheidet dabei den eigentlichen Neologismus von den Entlehnungen. Dieses Einteilungsprinzip entbehrt der Einheitlichkeit. Da H. von den unter Neologisme stehenden Wörtern auch nur den kleinern Teil selber geschaffen hat, zeigt das erste Kapitel nicht etwa die sprachbildende Kraft des Autors, sondern diejenige der Sprache seiner Zeit. Für H. ist darin nur interessant die Auswahl, die er getroffen hat, und unter diesem Gesichtspunkt ist ja auch der zweite Abschnitt zu betrachten. Es ist auch manchmal schwer zu entscheiden, ob ein Wort in die erste oder in die zweite Abteilung gehört. So erscheint *bleuter* unter den Neologismen, ohne daſs gesagt wird, warum dieses sonst der Mundart des Berry angehörige Verbum nicht eher unter die Provinzialismen eingereiht wird. — Bei den Entlehnungen geht Cr. zu weit in der Einteilung. Die Scheidung zwischen „termes populaires" und „termes argotiques" ist natürlich berechtigt, doch nur unter der Bedingung, daſs argot im engern Sinne verstanden wird. Cr. unterscheidet aber nicht weniger als 14 Gruppen von Argot. Die Grenze zwischen argot d'ouvriers und langage populaire ist doch zu unbestimmt, als daſs die Ausdrücke klar ausgeschieden werden könnten. Die sehr zahl-

reichen Neologismen, die Cr. bei H. feststellt, sind natürlich nicht oder nur zu einem kleinen Teil von ihm geschaffen. Was Cr. daran als bemerkenswert festhält, ist die Tatsache, daſs H. diese Wörter in die Literatursprache eingeführt hat. Das von Cr. hierbei verfolgte Kriterium besteht in folgendem: was die Wörterbücher die in der Jugend H.'s erschienen sind, noch nicht verzeichnen, wird in die Liste aufgenommen. Diese Wörterbücher sind Bescherelle und Littré. Man muſs gestehen, daſs diese Auswahl recht willkürlich ist. Die Wahl von Littré rechtfertigt sich zwar von selbst; aber man vermag nicht einzusehen, warum nicht auch der so reichhaltige Larousse herangezogen worden ist (Grand Dictionnaire Universel du XIXe siècle), der von 1866—1877 herausgegeben worden ist. Was von Cr. angeführt wird, um die Wahl von Bescherelle zu rechtfertigen, läſst sich ohne weiteres auch auf Larousse übertragen. Cr. ignoriert aber auch viele der sonstigen Quellenwerke für die Lexikographie des 19. Jahrhunderts[1], so daſs seine Feststellungen über das Alter und die Herkunft der einzelnen Wörter oft mit groſser Vorsicht aufzunehmen sind. Im folgenden soll an einigen Wörtern gezeigt werden, wie viel früher sie schon als völlig im Gebrauch stehend verzeichnet werden als Cr. sie bei H. nachweist[2]: *capsulé* Lar 1877 (1897), *cavalcader* 1863, *ceinturer* Lar 1869 (1895), *clôturer* 1795, als Ausdruck der Verwaltung 1787, *flirter* 1855, *fusionner* 1865 (1884), *buer* 1867 (1879), *déficelé* 1768 (1881), *frottis* 1870 (1889); *carne* bei Landais 1851 (1870); *chandelle* „mucosité" 1636 (1903) usw. Seltsamerweise hat Cr. das FEW gar nicht benützt, sonst hätten sich ihm viele Wörter in einem andern Lichte gezeigt, als er sie jetzt gesehen hat.

Am schwächsten ist das Kapitel über die Entlehnungen aus den „parlers rustiques", die in dem Roman „En Rade" eine gewisse Rolle spielen. So behauptet er *aisance* „commodité" sei sonst nicht belegt (s. aber FEW 1, 32a, wo es für Berry und viele andere Gegenden verzeichnet wird). Die Angaben über die Herkunft der betr. Wörter sind gar zu unbestimmt, und doch wäre eine Präzisierung ohne groſse Schwierigkeiten möglich gewesen. In der Einleitung zu diesem Kapitel sagt Cr., die Normandie habe Flaubert und Maupassant ihre Gegenstände und Ausdrücke geliefert. Der Gebrauch, den diese beiden Autoren von der heimischen Mundart machen, ist so völlig verschieden, daſs es nicht angeht, sie in diesem Zusammenhang miteinander zu nennen.

Weitere Bemerkungen: *flûté* hat hier wohl die Bed. „qui a de grandes janbes", die für Mons bezeugt wird; *s'affêter* ist nicht ein Neologismus, sondern ein Provinzialismus, vgl. hmanc. *affaiter* „arranger élégamment" (nicht zu *fête*, wie Cr. meint, s. FEW 1, 48b); *furetage* fehlt bei Littré nicht; die Bed. von *églisier* besser nach FEW 3, 203b; zu *s'esclaffer de rire* FEW 2, 734; *flafla* schon bei Balzac; *fouillon* (schon 1808) ist nicht Ablt. von *fouillonner* sondern umgekehrt, das Suffix *-on* wird ja häufig zur Bildung von Subst. verwendet, die gewisse handelnde Personen bezeichnen; *rafistoler* hat schon im 18. Jahrhundert gelebt, s. FEW 3, 583b; *aristo* steht bereits

[1] So z. B. den so wichtigen Dictionnaire du bas-langage von 1808.

[2] Ich füge in Olammern jeweils das Alter des von Cr. bei H. nachgewiesenen Belegs an.

in Flauberts Education Sentimentale (ed. Nelson S. 418); *faignant* für *fainéant* ist bekanntlich nicht eine Entstellung dieses letztern, sondern dieses ist vielmehr aus jenem entstanden, FEW 3, 555; wenn H. statt *jucher hucher* sagt, so ist das nicht eine individuelle Verwechslung, wie Cr. meint, vielmehr hätte ein Blick auf die Karte 733 des ALF darüber belehrt, daſs *hucher* in weiten Gebieten Nordfrankreichs an Stelle von *jucher* gebraucht wird. *alacrité* ist doch wohl schon längst eingebürgert; auch Stendhal gebraucht das Wort (Nap. 2, 22). Auch folgende Wörter finden sich bereits bei Stendhal: *arsouille* Boul. 1, 149 (mot du régiment); des phrases *brillantées* Journ. 1, 175; *les cascades* ... par lesquelles la France aura passé ... Boul. 1, 165; *détraquement* Journ. 1, 268; je n'étais point *ficelle*, fin ... Boul. 2, 86; *pierreuse* „fille publique" Boul. 2, 91; *tartine* „long article plein de lieux communs" L. L. 1, 160.

In einem kurzen „Le cas Huysmans" betitelten Schluſskapitel sucht Cr. zu rechtfertigen, daſs er gerade H. als Vertreter der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ausgewählt hat. Mit Recht hebt er hervor, daſs zwar fast alle seine Sprache charakterisierenden Tendenzen auch bei andern Schriftstellern der Zeit sich finden, daſs aber keiner diese Dosierung derselben aufweist. Von ihnen unterscheidet er sich besonders dadurch, daſs er alle Möglichkeiten des Satzes ausprobiert hat, daſs er oft bis an die Grenzen des sprachlich Erträglichen geht, und zwar ohne durch den Gegenstand gebotene Notwendigkeit. Es ist die bloſse Freude am Spiel mit den sprachlichen Mitteln, die ihn zu bewegen scheint[1]. „Artiste convaincu et jongleur à la fois" sagt Cr. mit Recht. Sicher ist die Wahl gut getroffen, wenn man einmal diese literarische Bewegung in einem ihrer eigenartigsten Vertreter erfassen wollte. Aber man darf nicht vergessen, daſs gerade das Spielerische, der Snobismus bei H. in einem von keinem andern erreichten Maſse sich ausgewachsen hat. Dieses sprachlich Individuelle wird man aber erst dann voll erfassen können, wenn auch andern, und zwar gröſsern, literarischen Vertretern dieser Zeit ebenso eindringliche Studien gewidmet sein werden, wie die von Cressot. Die paar kritischen Bemerkungen, die vorausgehen, zeigen, daſs manches ein anderes Aussehen gewinnt, wenn H. noch mehr aus dem Sprachgebrauch seiner Zeit heraus verstanden wird. Die gewaltige Arbeit, die Cr. geleistet hat, und mit der die Forschung zum ersten Male in dieser Periode ganz festen und soliden Stand faſst, soll darum nicht weniger dankbar anerkannt werden. W.

Spanisch.

O. Deutschmann, *Un aspect particulier des constructions nominales du type „ce fripon de valet" en espagnol.* Extrait de Biblos, p. p. Universidade de Coimbra, Faculdade de Letras, vol. XV. Coimbra, 1939, IV + 88 pages.

On connaît le type syntaxique très spécial qui se laisse représenter, dans les différentes langues romanes, par a. fr. *li fel d'anemis*, fr. mod. *ce fripon*

[1] Ganz verfehlt ist sicher der Parallelismus zu Rabelais, in dem Cr. Huysman hier setzen will, oder wenigstens, er bleibt am äuſserlichen haften.

de valet, prov. *aquela bestia d'ome*, cat. *una desaventurada de Rata*, esp. *la buena de Maritornes*, port. *un cativo d'ome*, it. *il cattivello di Calandrino*, bas-engad. *al poveret da mes frar*, roum. *diavolul de smeu.* Après Diez, Tobler, C.-M. Robert, Meyer-Lübke et encore quelques autres, celui qui écrit ces lignes l'a examiné à deux reprises, d'abord dans nos *Constructions nominales* (Uppsala 1930, pp. 169—171), puis dans une étude spéciale intitulée „*Li fel d'anemis*", „*ce fripon de valet*", *étude sur les expressions de ce type* (dans *Studier i modern språkvetenskap*, XI, Uppsala 1931). Cette dernière est consacrée surtout au français, et les caractères essentiels que présente dans cette langue le type syntaxique en question y sont examinés en détail. Pour les autres idiomes romans, nous nous sommes borné à indiquer brièvement quelques différences avec le français; rappelons ici, par exemple, qu'un nom commun placé comme second terme de l'expression prend en français une forme indéterminée (sans article, ou adjectif possessif, ou démonstratif, etc.), *ce fripon de* (mais non pas, normalement, *du*, ou *de son*, ou *de ce*) *valet*, alors que l'espagnol dit couramment *aquel moro encantado del arriero, este mentecato de mi amo*, le portugais *os cativos destes olhos meus*, l'italien *quel birbone del servo, di suo marito.*

En ce qui concerne l'espagnol, un aspect de cette question vient d'être mis en lumière par M. Deutschmann, dans l'important travail dont le titre figure ci-dessus. Ce jeune linguiste avait déjà mérité les éloges de la critique par sa thèse de Hambourg, *Untersuchungen zum volkstümlichen Ausdruck der Mengenvorstellung im Romanischen* (Teildruck), 1938. Ce nouvel ouvrage, pour lequel l'auteur a pris comme point de départ nos deux études précitées, notamment la seconde, montre clairement que l'espagnol (et, dans une certaine mesure, le portugais) favorise beaucoup notre genre d'expressions et a développé certains caractères plus ou moins inconnus par exemple au français. Ainsi, le premier terme est assez rarement un abstrait en français; on n'emploie couramment, en fait d'abstraits, que *saleté* (*une saleté de montre*), *horreur*, et quelques autres. En espagnol au contraire, le cas est très fréquent: *una monada de chica, ¡qué condenación de reloj!, ¡qué tortura de despedida!* Et si le second terme est un pluriel, le premier passe en français régulièrement à cette forme: *ces fripons de valets, des saletés de montres.* En espagnol, on trouve souvent le désaccord du nombre, l'abstrait restant volontiers au singulier: *¡qué fastidio de pretendientes!, ¡qué apuro de hombres!*

L'auteur commence son exposé par quelques observations fort justes sur le type en général (pp. 7—11): „En identifiant une qualité, une particularité d'un phénomène à l'essence même de celui-ci, en substituant à l'essence de ce phénomène une seule qualité saillante, cette façon de s'exprimer correspond tout à fait à la pensée concrète et émotive du peuple, de l'homme simple, de l'homme emporté par un mouvement affectif; il ne voit pas l'être ni l'objet; il ne voit qu'une qualité, une particularité de cet être ou de cet objet ---. [Le] caractère affectif du premier terme de notre construction est --- un des caractères les plus saillants de notre type. --- L'accent affectif --- est plus souvent un accent d'antipathie, plus ou moins fort, qu'un accent de sympathie. --- Même des substantifs qui, dans leur signification courante,

ne contiennent aucun accent affectif prennent, employés comme qualifiants dans notre construction, un accent affectif de jugement subjectif." — Il est évident que, des deux termes, c'est avant tout le premier qui qualifie l'autre. Il nous semble inutile d'ajouter, comme le fait M. D., p. 6, que „le premier terme est, à son tour, qualifié, pour ainsi dire, par le second"; on ne peut dire *un* (ou: *mi*) *borrachón es mi marido* (cf. *el b. de mi marido*) qu'à condition de faire de *un b.* l'attribut de la proposition, c'est-à-dire le qualifiant.

Un autre caractère qui ressort des exemples apportés par M. D., mais que l'auteur ne semble pas avoir noté, c'est la grande fréquence des cas où l'expression constitue une phrase exclamative, souvent introduite par *¡qué!* Il nous semble que la forme exclamative contribue à rendre acceptables certaines combinaisons de termes devant lesquelles la plume, autrement, eût peut-être hésité; la phrase exclamative sans verbe admet en effet beaucoup de formules nominales qui ne pourraient point servir de sujet, ou de régime, ou d'attribut, à une proposition normalement bâtie.

L'auteur a bien vu que certains groupes offrent une ambiguïté que le contexte ne permet pas toujours d'écarter. Ainsi *¡Cobardía de hombre!* (p. 19) a deux significations nettes: il s'agit ou bien du type *ce fr. de v.*, ce qui donnerait à peu près le sens „quel poltron d'individu", ou bien d'un *de* possessif, d'où le sens approximatif „cobardía masculina". Peut-être devra-t-on en rapprocher les groupes *¡qué egoismo* (*ingratitud*) *de hijo!*; M. D. parle de ceux-ci à un autre endroit (p. 13, note 2), en passant, et sans préciser le „caractère particulier" qu'il y a remarqué.

Le sous-type déjà cité *¡qué fastidio de pretendientes!*, c'est-à-dire le procédé qui consiste à combiner un abstrait au singulier avec un concret au pluriel, nous conduit facilement au sous-type spécial *una barbaridad de libros* („une barbarie de livres" > „une quantité formidable de livres"), *un horror de moscas*, où le premier terme, l'abstrait, en est venu à exprimer une idée de quantité, en général l'idée d'une quantité indéterminée et très grande. Le nom *fastidio* du premier exemple peut facilement prendre une telle nuance: celle qui parle d'un *f. de pr.* vise autant, et peut-être plus, que chacun des prétendants la pluralité même des prétendants, qui lui est particulièement désagréable, et qui lui est plus désagréable plus la quantité est grande. Ce genre d'expressions est assez courant dans l'espagnol familier: *un horror de gente, un disparate de libros*; de même *burrada, tontería, atrocidad, bestialidad*, etc. (Il est rare qu'on fasse appel à cette construction pour exprimer une quantité sentie comme agréable: *una hermosura de duros.*) Semblablement, on trouve en portugais *um* (*hor*)*ror, uma bruteza de coisas*, en italien *che sproposito di carne*, en roumain *o groază de copii*. Chose notable, ce n'est guère qu'employés dans ce tour de phrase que ces abstraits servent à exprimer une quantité; en eux-mêmes, ils n'ont rien de ce sens. — C'est ce procédé fort curieux qui constitue le trait d'union entre la présente étude et la thèse de M. D., consacrée à l'expression de l'idée de quantité en roman.

Tout cela est très bien décrit et très bien expliqué, dans le travail de M. Deutschmann. Ce qui fait défaut, c'est la perspective historique;

seuls les auteurs modernes ont été mis à contribution, en premier lieu les frères Álvarez Quintero, et la remarque de la p. 40 est insuffisante. D'autre part, l'exposé contient un certain nombre de répétitions assez inutiles. Et l'argumentation vosslérienne par laquelle l'auteur veut expliquer pourquoi le tour qu'il étudie, notamment l'emploi des abstraits comme premier terme, est particulièrement fréquent en espagnol (pp. 15, 63, 69—77), ne nous a pas entièrement convaincu: rapports spécialement intimes en Espagne entre les différentes classes sociales, lesquels auraient favorisé l'introduction de mots littéraires dans la langue parlée; influence de la pensée catholique; tendance des Espagnols vers la métaphysique; lutte, dans l'âme espagnole, entre l'abstrait et le concret, entre l'idée, symbolisée par Don Quichotte, et la réalité, symbolisée par Sancho Pança . . . — La formule fréquente de M. D. „le catalan et les dialectes du groupe catalan" etc. (pp. 13, 17, 62) nous semble peu adéquate; nous préférerions dire: „le catalan littéraire et les dialectes catalans". Car le valencien, le majorquin etc. sont du catalan, et rien d'autre.

Mais ces quelques reproches sont sans grande importance. Bien qu'elle ne traite qu'un détail, l'étude est d'un intérêt réel. Elle est solidement bâtie. Il faut espérer que l'auteur poursuivra ses recherches. Puisqu'il s'est révélé romaniste dans le sens large du mot, il devra s'attaquer au rhéto-roman, qui, paraît-il, „occupe une place à part quant aux constructions nominales" (p. 16); ce que M. D. en dit (l. c., et p. 108 de sa thèse) éveille une vive curiosité chez le lecteur, et ce qu'on a enregistré jusqu'ici de la syntaxe rhéto-romane (rappelons par exemple H. Augustin, Unterengadinische Syntax, thèse de Zürich, Halle 1903) est en somme bien peu de chose. Il y aurait encore d'autres sondages à faire.

Nous-même, nous espérons bientôt revenir aux problèmes que soulève le type *li fel d'anemis*, *ce fripon de valet*, et reprendre la discussion de quelques détails. Nous serons heureux de mettre à profit certains résultats obtenus par M. Deutschmann.

ALF LOMBARD.

Fritz Krüger, *Die Hochpyrenäen.* 6 Bde. A. Landschaften, Haus und Hof. 2 Bde. Hamburg Hansische Universität, Abh. aus dem Gebiet der Auslandskunde, 1936, 1939. 4⁰. 238 S., 400 S. — B. Hirtenkultur. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur 1935. 8⁰. 103 S. (aus VKR 8, Heft 1). — C. Ländliche Arbeit, Tl. I: Transport und Transportgeräte. Barcelona, Institut d'Estudis Catalans 1936. 8⁰. 201 S. (aus Butlletí de Dial. Cat. 23); Tl. II: Getreide, Heuernte, Bienenwohnung, Wein- und Ölbereitung. Hamburg, Hansischer Gildenverlag 1939. 8⁰. 500 S. (Hamburger Studien zu VKR, 32). — D. Hausindustrie, Tracht, Gewerbe. Hamburg, Evert 1936. 8⁰. 225 S. (aus VKR 8 und 9). — Mit zusammen 113 Abb. und 397 photographischen Aufnahmen. — In Vorbereitung: E. Bibliographie, Sachverzeichnis, Wortverzeichnis.

Nachdem schon früh im Anschlufs an den ALF einige Arbeiten die charakteristischen sprachlichen Merkmale der Südwestecke Galliens zusammengefaſst hatten, ist das Pyrẹnäengebiet mit seinem beiderseitigen

Vorland in den letzten anderthalb Jahrzehnten wiederholt Gegenstand der Forschung gewesen. Die Erkundung und Aufnahme der noch lebenden Mundarten an Ort und Stelle hat in all diesen Fällen reiche Frucht getragen und ist um so höher zu veranschlagen, als dort bodenständiges Sprach- und Sachgut in einem aussichtslosen Kampf gegen die mit Schule, Militärdienst, Zeitung und Rundfunk einbrechenden nivellierenden Schriftsprachen stand. Die gröſste und sowohl räumlich wie sachlich umfassendste dieser Forschungen ist von dem ausgezeichneten Kenner iberoromanischer Sprachverhältnisse und Sachkulturen Fritz Krüger durchgeführt worden. Er erfaſst in dem vorliegenden Werk, kurz gesagt, das ganze Gebiet von Andorra bis zum Baskenland hinüber mit eigenen Aufnahmen und breitet so ein sehr reiches Material (in das er naturgemäſs die bekannten Einzeldarstellungen seiner Schule sowie anderer aus der gleichen Gegend wie von der nördlichen Pyrenäenseite unter voller Kennzeichnung ihrer Leistungen hineinverarbeitet) vor uns aus. Das schon allein hieraus erwachsene Verdienst ist um so gröſser, als die Kriegsstürme um die nationale Erneuerung Spaniens vor den stillen Pyrenäentälern nicht halt gemacht haben. Vielmehr ist das alte Sachkulturgut, wie K. im Vorwort zu AII ausführt, zu einem groſsen Teil vernichtet worden. „Die schmucken Dörfer des Bielsatals liegen ausgebrannt danieder, zahlreiche andere Ortschaften Hocharagons — Broto, Torla, Biescas — wurden von den abziehenden Truppen zerstört". Daſs mit der Entvölkerung dieser Täler auch die letzten Reste der alteinheimischen Mundarten weitgehend ausgelöscht sind, läſst uns die vom Verfasser, von Rohlfs, Bergmann, Wilmes, dem Rez., Elcock und Coromines auf der Südseite der Pyrenäen, jenem für die sprachliche Beurteilung der ganzen Iberoromania, besonders des Verhältnisses ihres Nordostens zur Galloromania so ungemein wichtigen Gebiet, in den letzten Jahren eingebrachte und in Europa (zumeist in Deutschland) publizierte sprachliche Ausbeute nur noch höher bewerten, zumal der Hüter des spanischen Sprachatlasses, Navarro Tomás, das gesamte, ihm vom spanischen Staat anvertraute Material dieses groſsen wissenschaftlichen Unternehmens nach Nordamerika weggebracht hat.

Im vorliegenden Werk hat Krüger seine bekannte Methode — man könnte sie „Sachen und Wörter" nennen — meisterhaft ausgebildet, sowohl bis in die eingehendste Dokumentierung der kleinsten sachlichen Einzelheit durch minutiöse Detailbeschreibung, Zeichnung und Photographien, mit denen alle Bände überreich ausgestattet sind, wie auch nach der Seite der Ordnung, Deutung und Zusammenschau der in den verschiedenen Gegenden gesammelten Daten und Kenntnisse. Man merkt bei der Lektüre auf Schritt und Tritt, wie stark der Forscher seinem Gegenstand, der Landschaft, ihren bodenständigen Menschen und ihren urtümlichen Dingen verbunden ist; und diese Liebe zur Sache belebt auch die Aufreihung des Materials von sachlich wie sprachlich weniger reizvollen Partien der Sachkultur mit immer neuen Durchblicken, Kombinationen und Deutungen. Damit ist es Krüger gelungen, eine den Romanisten in gleicher Weise wie den Geographen, den Ethnologen wie den Volkskundler fesselnde Darstellung in erster Linie der spanischen Hochpyrenäen zu geben. So

beschreibt er eingangs liebevoll die Landschaftsräume[1] — besonders für den mit der Gegend oder wenigstens einzelnen Teilen vertrauten Leser ein genuſsreicher Introitus — nach ihrem Aussehen, ihrer Natur, Lage und Konfiguration, um daraus folgerichtig Bodenbeschaffenheit, Besiedlung, Anbau, Viehzucht, Sachkultur und deren Terminologie abzuleiten. Schon in dem dabei gleich mit gegebenen Wortschatz der Pflanzenwelt birgt sich sprachlich viel Aufschluſsreiches[2]). Ihm wichtige Dinge und Probleme veranlassen den Verfasser zu besonders eingehendem Verweilen: fast der ganze erste Band wird durch die beiden Kapitel über „Hütten und *bordas*" und „Das Wohnhaus" eingenommen. Wirtschaftsgeographische Verhältnisse bedingen groſse Unterschiede in diesen *bordas* (Stallscheunen), sowohl was Häufigkeit, Bauart und Verwendung sowie ihre Verteilung in Dorf und Landschaft angeht. Hier wie auch in den anderen Bänden (z. B. CII bei den Pflugarten) wird aus Bauart, Wort und Verbreitung beider auf Entstehung, Entwicklung und frühere Verbreitung geschlossen, also auf die kulturgeographischen und ethnographischen Grundlagen zurückgegangen. Gerade im Kapital über das Wohnhaus erweist sich dieser Gesichtspunkt als überaus fruchtbar: hier herrschen naturgemäſs groſse Unterschiede zwischen Vorland, unteren Talstufen und Hochtälern, andererseits zwischen Ost und West, kalkigem, kahlem und waldigem Gebirge; schlieſslich ist der französische Einfluſs auszusondern. Die Mannigfaltigkeit der Hausformen wird auf einige Grundtypen zurückgeführt und ihr genetischer Zusammenhang dargestellt, mit kundigem Blick für wichtige Unterschiede in scheinbar belanglosen Einzelheiten die Entstehungsabfolge (durch Um- und Weiterbildung der Typen auseinander) herausgeschält und eine Urform — in zwei Abwandlungen — erwiesen, so im Pallars, so im übrigen Hochkatalonien, in Andorra, im Val d'Aran, ähnlich in Aragon. Dabei wird stets die Brücke geschlagen zu anderen urtümlichen Gegenden der Halbinsel: Kantabrien, Asturien, León, Galizien und den gebirgigen Teilen Portugals; gleichzeitig wird zum Nordhang der Pyrenäen, nach Frankreich hinübergeschaut, schlieſslich zu den übrigen Hochgebirgsgegenden Europas. Besonders fesselnd wird Krügers Darstellung in dem auch in anderer Hinsicht (vgl. ZrP 57, 352f.) sprachlich interessanten, zur Maladetta-Gruppe sich aufschürzenden Gebirgsknoten auf der Scheide zwischen Katalanisch, Gascognisch (Val d'Aran) und Aragonesisch. Hier im Montgarri, im obersten Talstück des Val d'Aneu (Noguera Ribagorzana) weist er den langgestreckten, gänzlich unkatalanischen, eingeschossigen Wohnhaustypus, hervorgewachsen aus der aranesischen Stallscheune, nach und leitet auch ähnliche gascogni-

---

[1] AI, 31, Z. 17 v. u. lies südwestlich statt südöstlich; 49, Zeile 2 Lescun 31 statt 21; AII, 42, Z. 5 v. u. lies östlich statt westlich; AII 105, Torla und Broto liegen nicht im Val de Tena (dem obersten Gállegotal von Biescas an aufwärts mit Sallent und Panticosa), sondern im oberen Ara-Tal, dessen letzte Talstufe Val de Ordesa heiſst; die Übersichtskarte gibt die Verhältnisse richtig wieder.

[2] AI, 55, Farnkraut 6, *saryéra* Benasque (BDC VI, 25) wird auf einer der Verwechslungen beruhen, wie sie den befragten Gewährsleuten eben doch ab und zu unterlaufen; vgl. S. 52 *ϑaryéra* Brombeerstrauch; weiterhin westarag. *tšaryéra* idem, *saryéra*, *tšeryéra* Heckenrose, RLiR 11, 226.

sche Haustypen daraus ab. Das führt ihn zu einem ausgedehnten Vergleich mit Hausformen im Zentralmassiv und in den französischen Alpen, wo derselbe Typus mit dem aus der Hirten-Ecke in der Stallscheune entstandenen Wohnteil nachzuweisen ist; ebenso zeigt der Westen der Halbinsel noch ursprüngliche Einraumhäuser mit unmittelbarem Nebeneinander von Mensch, Tier und Vorräten. „Eine Schicht ältester Bauart wird sichtbar, die . . . von Jahrhunderten unberührt, inselartig in die Gegenwart hineinragt" (AI, 224f.). Und nicht weit von der ersten, im Val d'Aran, findet Krüger die überlebenden Zeugen der anderen Urformp yrenäischer Bauweise, des ebenfalls aus der Stallscheune entwickelten k u r z e n, k l e i n e n, meist am Hang stehenden, daher leicht Anlafs zur Entwicklung eines Untergeschosses gebenden Einzellenhauses; besonders in einem Nebental, dem Val de Toran, ist die Entwicklung in den einzelnen Phasen nebeneinander mit Händen zu greifen; Saurat-Tal im Ariège und weiter westlich das Barège sind die anderen Inseln dieser Urform; dazu stimmt die Terminologie in den drei Restgebieten ebenfalls überein (AI, 230). Zwei urtümliche Haustypen, beide aus der Stallscheune abzuleiten, kommen so innerhalb eines umgrenzten Hochgebietes, manchmal nebeneinander, vor, wobei Geländeverhältnisse in der Verteilung mitsprechen.

Fast ebenso eingehend und mit gleich weittragenden ethnographischen Ergebnissen werden im 2. Bd. die Dachformen behandelt, wo schmale Giebelfront und Art der Bedeckung die Hochtäler des Südhanges trotz mancher Abweichungen in der inneren Raumverteilung noch zu jenem urtümlichen nördlichen Gebiet ziehen, von dem der Osten und weitere Süden stark abrückt. An der Verbreitung des Treppengiebels, der ursprünglich nur zum Strohdach gehört (daher sein Fehlen im Béarn, das keine Strohbedachung kannte), wird das Steildach auch für den Südhang als urtümlich nachgewiesen, und „das schmucke Ansó, die anmutige Siedlung Sallent, das malerische Bielsa" werden auf Siedlungen von Hirten zurückgeführt, „die mit ihren spitzgiebeligen Strohdächern dieselbe Landschaftsbezeichnung verdienten wie die Dörfer des nach Osten anschliefsenden P a l l a r s" (AII, 45; das frz. Pyrenäengebiet hat ähnliche Bezeichnungen: *Les Palhères, Les Paillargues, Les Paillès* u. a., AI, 201). Die Z u s a m m e n g e h ö r i g k e i t der Hochtäler b e i d e r s e i t s des Kammes, die sich durch archaischen W o r t s c h a t z und alten L a u t s t a n d (vgl. RLiR 11, 70—85) kundgibt, die weiterhin durch charakteristische Gemeinsamkeiten in der B a u f o r m und in der gegenständlichen S a c h k u l t u r (Gefäfsen, Laugenbehältern, Satteltraggeräten, Pflugarten usw., in späteren Bänden) belegt wird, findet hier durch Rekonstruktion früherer Entwicklungsstufen der Sachkultur ihre Fundierung in alten e t h n i s c h e n Verhältnissen (AII, 45). Dabei treten an der Ostgrenze des behandelten Gebietes uralte Gegensätze zutage, die bis heute Kultur- wie Sprachgrenzen beherrschen; z. B. geht das Steildach in seiner Verbreitung auf der französischen Seite bis an die languedokische, auf spanischer im Val d'Aran bis an und knapp über die katalanische Sprachgrenze (Montgorri), um dann vom schwach geneigten Satteldach abgelöst zu werden; mit diesen verschiedenen Dacharten treffen aber gleichzeitig auch grundverschiedene Haustypen aufeinander: Sprachgrenzen und

Kulturgrenzen fallen also in einem so günstigen Fall wie diesem genau zusammen, oft aber überschneiden sie sich, da historische Entwicklung die alten Verhältnisse verschoben hat. Scheint es sich also hier im Osten um eine sehr alte feste Grenze: gasc. gegen langued. und aran.-arag. gegen katal. zu handeln, so ist im Süden die Grenze dieser Pyrenäenreliktzone eher verwischt durch die herandrängenden Neuerungen. Andererseits war man geneigt, bei der aus Boden- und Baustoffverhältnissen (Wald) hervorgehenden Bauweise und Bedachung (urspr. Stroh, später Schindel, schliefslich Schiefer) in den obersten Talstufen des Aragón (Canfranc), des Gállego (Sallent, Panticosa) und des Ara (Torla) an französischen Einfluſs zu denken. Zweifellos macht er sich in allen drei Hochtälern mit Paſsverkehr bemerkbar, betrifft aber nur — wenn auch in die Augen fallende — Akzidentien, nicht aber den von Natur, Klima und Bodenkonfiguration vorgeschriebenen urtümlichen Haus- und Dachbau. Westlich von Aragon setzen sich manche dieser alten Verhältnisse fort, entziehen sich aber z. T. noch unserer Kenntnis, werden sprachlich durch das Baskische, sicher auch durch das baskische Volkstum, überdeckt und tauchen mitunter in den Gebirgszonen Westspaniens und Portugals wieder auf, was Krüger für jeden einzelnen Fall, meist aus früheren eigenen Aufnahmen der westlichen Halbinsel schöpfend, genau nachweist und in Gemeinsamkeit wie Unterschied abgrenzt.

Immer leitet ihn ein kundiger Blick für das Typische, auf das er die Eigenheiten zurückführt, die aber ihrerseits stets in ihrer Vielfalt erfaſst und gedeutet werden, so in der Raumverteilung des Hauses, in Anordnung und Sinn der Geländer, Brüstungen, Galerien und Balkone, in der eigentlichen Bedeutung des Walmdaches, das sich durch eine Zeichnung trefflich als ursprüngliche Erweiterung, nicht Verkürzung des Daches darstellt, und in vielem mehr. Für jedes Gebiet, sachlich wie landschaftlich, sind andere Probleme maſsgebend. Wer sich in die ausführlichen Kapitel der Haus- und Dachformen vertieft und sich die Zeit nimmt, den zahlreichen Hinweisen auf die instruktiven Zeichnungen und — besonders im Druck der ersten beiden Bände — prächtigen Photographien nachzugehen, wird mit steigendem Interesse und dabei auf gefällige Art zu neuen Kenntnissen geführt. Immer wieder wachsen Grund- oder auch Einzelformen aus den Verhältnissen des Bodens und der Landschaft heraus, des Klimas, der Baustoffe, der wirtschaftlichen Bedingungen; sie alle zusammen mit den Stammeseigenheiten der Bewohner, der kulturellen und geschichtlichen Entwicklung mit ihren oft von Norden kommenden Einflüssen ergeben eine groſse Zusammenschau, ein sprachlich wie volkskundlich gleich fesselndes Bild, das weit über das eigentliche Pyrenäenland und seine Umgebung hinausgreift, wobei sich in den zahllosen Fuſsnoten eine ungemein weite und ins einzelne gehende Dokumentierung und Kenntnis des Verfassers ausbreitet und eine schlechthin vollständige Beherrschung des einschlägigen sach- und volkskundlichen Schrifttums verrät: handele es sich nun um Aufbau oder Gliederung des Hauses, Einteilung, Beiordnung oder Verselbständigung der Wirtschaftsräume, Arten und Formen des Daches, der Herdstelle und des Rauchfangs, denen beiden wieder eingehende genetische Untersuchungen und

schöne Illustrationen zuteil werden; überraschend, wie gerade in den aragonesischen Kerngebieten Benasque-Bielsa, Torla, Hecho-Ansó, die ursprünglich primitiven Typen, die in ihrer ganzen Abfolge aufgezeigt werden, sich weiter entwickelt haben zu dem massigen runden (in den wohlhabenden westlichen Tälern sogar mit Gesimsen oder geschmückten Kappen versehenen), aus dem gewaltigen Glockenkamin im Hausinnern zu erklärenden Typus, der ganzen Dörfern der westaragonischen Täler das Gepräge gibt; oder handele es sich um die einzelnen Gegenstände der Inneneinrichtung, von der mitunter kunstvoll geschmückten Herdkette bis zum aus Buchsbaumholz geschnitzten Suppenlöffel, vom Kienspanhalter, der einen besonderen Platz in der Entwicklung der Beleuchtungsarten des Pyrenäenhauses einnimmt, bis zur Futterkrippe, für die ein knappes Dutzend, dem Schweinetrog, für den 16, oder dem Gatter, für das noch mehr sprachliche Typen aufgestellt werden — und so auf allen Gebieten der Sachkultur, d. h. in allen Bänden des Werkes. Unmöglich ist hier eine auch nur andeutungsweise Wiedergabe dieser Fülle von Beobachtungen: Arten und Formen der Gefäſse, besonders urtümliche Wasserbottiche mit Eisenreifen, deren Namen vom Typ *ferrada* heute noch das ehemalige Verbreitungsgebiet (Aragon, Béarn, Baskenland) dieses moderneren Typen gewichenen Gegenstandes nachweisen, ähnlich beim meist verschwundenen Laugenbehälter aus Rinde, *ruscadero* (vgl. AII, 353ff., auch als Getreidemaſs, CII, 379f.), weiterhin Arten und Formen des Feuerbocks, die sich in Katalonien, Aran-Gascogne und Aragon nach Gestalt und Terminologie reinlich scheiden, der Hirtengeräte, Viehglocken, Melkgefäſse, Käsereifen (auch hier ursprünglich Rindengürtel, vgl. die Diskussion B, 85f.), der Traggeräte für Saumtiere (CI 64ff., vgl. noch ZrP 55, 590—595), der urtümlichen Transportschleifen, von denen acht verschiedene Typen nachgewiesen werden, während der Wagen in den Hochpyrenäen nicht bodenständig ist (CI, 178ff., Abb. 13, 14), Eigenheiten der Zugjoche, dann besonders der Pflugarten (CII, 88ff., wieder mit wichtigem Exkurs durch ganz Europa) und anderer landwirtschaftlicher Geräte, der zahlreichen Arten des Dreschens und Worfelns (CII 184—371!), die im Spätsommer die offenen Tennen Aragons vom strahlenden, darauf ausgebreiteten Korn in der prallen Sonne in geradezu stechender Helligkeit erscheinen und vom Gesang (wirklichem Gesang! oh langentbehrte jota aragonesa!) der auf der Dreschtafel in der Runde fahrenden Burschen erklingen lassen. Heuernte, Wein- und Olivenbau, Öl- (CII) und Hanfbereitung (D), Müllerei und sonstige Gewerbe, Fischfang und Flöſserei, dazu die vom Aussterben bedrohte, schöne, in Ansó für Frauen nicht ganz bequeme Tracht (D), alles ist mit der gleichen Sorgfalt und Sachkenntnis aufgenommen, gezeichnet oder photographiert, beschrieben, gedeutet und in den Zusammenhang der örtlichen Sachkultur, derjenigen des ganzen Gebietes oder der urtümlichen kulturellen Rückzugsgegenden überhaupt eingeordnet. Ziehen wir noch die reichlich 100 Seiten aufschluſsreicher exakter Zeichnungen und an die 400 Photographien, die das Werk schmücken, in Betracht, so haben wirklich Ethnograph und Volkskundler, Geograph und Sprachwissenschaftler eine unerschöpfliche Fundgrube vor sich, die sich als um so reicher erweist, je eingehender man sich

in das Material, in die dargebotenen Deutungen, Zusammenhänge und Überschauen versenkt.

Auch der Sprachwissenschaftler, sagten wir; denn schon das Beieinander der verschiedenen Worttypen für einen Gegenstand, ihre Verbreitung, Abgrenzung usw. bieten ein wertvolles Rohmaterial; dazu die aus der Fülle des Vergleichbaren gewonnenen Etymologien; sie werden in strittigen Fällen von den Zusammenhängen der Sachkultur her geklärt, andere Deutungen kritisch gesichtet oder verworfen, man vgl. etwa AI, 210f. die Diskussion über nordkat. *treboll* „Decke über dem Wohngeschoſs; Bretterboden" und südkat. *trespol* „festgestampfter Fuſsboden"; in manchen Fällen wieder übt der Verfasser vorsichtige Zurückhaltung und führt in den heutigen Stand des Problems ein.

Es liegt nahe, daſs sich im Wortschatz einer so bodenständigen Volkskultur viele kräftige, bildhafte Benennungen finden, so besonders zahlreiche Tiermetaphern, sei es für Kiefer- und Tannenzapfen (AI, 50f.), für Bauteile wie Dachbalken und Kragsteine (AII, 82—87) oder häusliche Geräte (Herdgalgen, CII, 142; Pfannenknecht 146, 148; Feuerbock 155; Topfstütze 169, Kerzenhalter 191; Bettwärmer 257), für Tennenschleife (CII, 317 f.), Heuhaufen (CII, 428 f.), Hanfbreche (D, 23), den rotierenden Schüttler in der Mühle (D, 172) oder die untere Spitze der Mühlachse, bei der phallische Vergleiche weit verbreitet eine Rolle spielen (D, 188ff.). Dazu treten häufig volkstümliche Bildungen für Geräte wie *tentebién* usw., vgl. dazu Verfasser VKR 1, 232ff.

Auſserdem findet der Linguist in diesem ausgebreiteten Material eine Menge Dinge, Formen und Lautungen, die ihm neue Beweise für noch nicht ganz fest unterbaute Erscheinungen (ll > tś, AI 48, CII, 360, 365 u. ö.; zum lautphysiologischen Weg vgl. RLiR 11, 77ff., ZrP 59, 79ff.) oder zur Auffüllung und Abgrenzung bekannter (nt > nd u. ä.) liefern; das gleiche gilt etwa von charakteristischen Suffixen des Gebietes wie -arro, -asca, -asque, -astra usw. (vgl. beispielsweise AII, 79). Zu den bisherigen erhalten wir weitere Aufschlüsse über Wortwanderungen von der Gascogne herüber, so wenn in Aragon allein Hecho für den Staudamm *patśéra* hat mit Südfrankreich bis weit ins Zentralmassiv (und Katalonien). Südfranzösische Einflüsse sind nicht nur über das Val d'Aran oder über den Somport resp. mit dem Eisenbahnverkehr nach Canfranc und Jaca, sondern auch über einsamere Pässe in das Val de Tena mit Sallent oder sogar von Lescun im Aspetal nach Hecho und Ansó gekommen.

Ein wichtiges Ergebnis liest der Linguist aus allem heraus: man wird immer deutlicher auf die Gemeinsamkeit von Nord und Süd des Pyrenäenkammes hingewiesen, über politische Grenzen, aber auch über heutige Sprachgrenzen hinweg. Sachlich liegt das sehr einfach begründet in der Natur des Hochgebirges: die alte Bevölkerungsschicht, gleicherweise zu beiden Seiten sitzend, hat gleiche Dinge mit gleichem Namen gebraucht. Dieses urtümliche Gebiet geht naturgemäſs nicht sehr weit die Täler herab, zumal es nicht nur durch die Nationalstaaten und deren Idiome von Norden und Süden, sondern auch durch die östlich herandrängende katalanisch-mittelmeerische Kultur und Sprechweise beengt wurde. Somit sind urtüm-

liche Sprachverhältnisse in einer zweiten nördlich und südlich anschließenden Zone verwischt, aber noch heute zeigen mitunter alter Brauch und alte Sachkultur dieser unteren Talstufen das früher weitere Gebiet jener an; und umgekehrt haben nicht selten modernerer Brauch und neueres Gerät in die höchsten Gebiete Eingang gefunden, und der Wortschatz ist als einziger Zeuge vergangener Verhältnisse noch heute lebendig (*ruscadero*, *ferrada* usw.). Können wir, wie die Bände auf jeder Seite erneut dartun, von einer typischen Pyrenäenkultur sprechen — immer mit dem Bewußtsein, daß einzelne, z. T. sogar grundlegende Fakten gleich oder ähnlich auch in anderen Hochgebirgsgegenden der Halbinsel und Europas wiederkehren —, so ergibt sich im Hinblick auf das dem Vergleich zahlreich dargebotene Material auch sprachlich immer deutlicher die Berechtigung, von einem eigenen Habitus des Pyrenäengebietes, von einer *philologie pyrénéenne*, wie es Rohlfs formuliert hat, zu sprechen. Neben ihm und dem Verfasser sowie Schülern beider haben Coromines, Rez., Elcock sich um die sprachliche Aufhellung und Zuordnung dieses Gebietes bemüht; lautlich ist der weitere Zusammenhang am sinnfälligsten: die typischsten Erscheinungen treten auf der Halbinsel jenseits des Baskischen und Kastilischen in allen Abstufungen wieder hervor, so daß von der galiz.-portug. Atlantikküste bis an die Garonne ein alter Zusammenhang, über den sich hier kastil.-arag., dort südgalloroman. Lautsysteme gelegt haben, angenommen werden darf (vgl. RLiR 11, besonders 72ff.; ZrP 59, 79ff.); auch in der Flexion, noch mehr in der Suffixbildung sind bei aller Selbständigkeit zwischen Nord und Süd Ähnlichkeiten und Anklänge vorhanden (ZrP 59, 73ff.; Rohlfs ib. 58, 552ff., AnS 176, 137); und im Wortschatz sind die Pyrenäen ausgezeichnet durch ein an Boden und Natur haftendes vorlat. und vorgallisches Vokabular (Verfasser passim; Rohlfs ZrP 47, 394ff.), dessen weitere Ausdehnung die alten Ortsnamen (Menéndez Pidal RFE 5, 240; Orígenes del español 487) und Flurnamen (RLiR 11, 304ff.) erweisen; der Versuch, die typischen Züge des lateinischen Pyrenäenwortschatzes, seine Zusammensetzung und Ausdehnung zu kennzeichnen (ZrP 57, 326ff.), hat gezeigt, wie vielfältig die Einströme sind, wie verschiedene räumliche Gruppierungen gegeneinander stehen (etwa die besonders auffällige Kombination Gascogne-Katalonien gegen Aragon und gegen das Languedoc), und daß auch hier im Wortschatz eher Einzel- als Gruppenschicksal vorherrscht, daß fast jedes Wort andere historische, räumliche und semantische Lebensbedingungen hat und sein eigenes Studium erfordert. Dies nun hat Krüger durch die lückenlose Erfassung und Deutung im Grunde schon durchgeführt. Gerade seine kultur- und sachgeographische Methode in ihrer Erschließung der Genesis der Dinge wird das durch Wortwanderungen gestörte frühere Kartenbild, das wir uns mitsamt dem heutigen nun aus seinen einzelnen Kapiteln noch herauslesen oder -zeichnen müssen, zu rekonstruieren erlauben, so daß wir dann den lateinischen — und vorlat. — Pyrenäenwortschatz in seiner ursprünglichen Gestalt und damit eines der wichtigsten Kriterien zur Erkenntnis der sprachlichen Stellung des Pyrenäengebietes innerhalb der West- und der Südromania in die Hand bekommen.

Wünschen wir dem Verfasser — und uns —, daſs es seiner an Ernte und Verarbeitung des Riesenmaterials erwiesenen unverwüstlichen Arbeitskraft möglich ist, nicht nur den sehr willkommenen Registerband zur leichteren Aufschlieſsung des vorliegenden Werkes, sondern als Dreingabe zu seinem an sich schon kostbaren Geschenk die sprachliche Auswertung der „Hochpyrenäen", vielleicht sogar — sit venia immodestiae — der „Gegenstandskultur Sanabrias" herauszubringen. ALWIN KUHN.

KURZE ANZEIGEN.

Portugal-Festschrift der Universität Köln zu den portugiesischen Staatsfeiern des Jahres 1940. Balduin Pick Verlag, Köln 1940. 176 S. 5 Abb.

Der schmucke Band wurde von Fritz Schalk herausgegeben und gelangte mit Unterstützung des Vereins der Freunde und Förderer der Universität Köln zum Druck. Er gilt dem Gedenken an die für Portugals Selbständigkeit bedeutsamen Jahre 1140 und 1640 und liefert somit einen groſszügigen Beweis der Verbundenheit der Hansestadt Köln mit Portugal und der freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum portugiesischen Volk.

Ein kurzes Vorwort des Rektors der Kölner Universität, Prof. Dr. Otto Kuhn (S. 5) und einige kulturpolitische Aufsätze leiten den Band ein. S. 7. A. E. Beau, Staat, Nation, Imperium im Denken Salazars. — S. 12. G. Cordeiro Ramos, Die deutsch-portugiesischen Kulturbeziehungen. Festrede, gehalten bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung des portugiesischen Buches in Berlin am 2. April 1939. — S. 19. W. v. Stokar, Das Problem der Megalithbauten in Portugal und in Norddeutschland im Lichte der deutschen Forschung. — Es folgen drei Beiträge zur Landesgeschichte Portugals. S. 26. A. E. Beau, Fernão Lopes und die Anfänge der portugiesischen Geschichtsschreibung. Über die erhaltenen Teile des ersten zusammenhängenden portugiesischen Geschichtswerkes von Fernão Lopes (1378?—1460?), des Sekretärs Dom Duartes, eine *Crónica de D. Pedro I*, die *Crónica de D. Fernando* und die *Crónica del Rei Dom João da boa memória.* — S. 53. L. Pfandl, Philipp II. und der Typus des spanisch-habsburgischen Familiengesichtes. Ein bisher ungedrucktes Kapitel aus dem Buch des Verfassers, *Philipp II. Gemälde eines Lebens und einer Zeit.* München [3]1940. — S. 68. E. Schramm, Portugal in den „*Heterodoxos*" von Menéndez y Pelayo. — Zur Klavier- und Orgelmusik in Portugal berichtet S. 83 K. G. Fellerer, Die „*Flores de musica*" des Manoel Rodrigues Coelho.

Wir gelangen sodann zu den eigentlich philologischen Arbeiten. S. 90. Josef Brüch, Das Suffix des portug. *Crioulo.* Die Ableitung des port. *crioulo, criọilo* vom Stamm des port. *criar* „aufziehen" kann nicht angezweifelt werden. Wie bleibt jedoch die Herkunft der Endung *-oulo*, die schon Schuchardt als „dunkel" bezeichnete, zu erklären? B. führt das Wort auf **creābulum* (> **creávulum* und nach Schwund des *v* vor *u* > *creaulum) zurück. Auch die Ausgänge von port. *canoila, pelouro,*

peloiro setzen die lat. Suffixe *-ābulum, -ābula* fort. — S. 101. Gerhard Rohlfs, Über ein iberisches Reliktwort (portug. *bruxa*, span. *bruja* usw.). Zur Bezeichnung der ,,Hexe" auf der iberischen Halbinsel, in den Gebirgstälern der französischen Pyrenäen und im Gebiet des katalanisch sprechenden Roussillon. Als einzige etymologische Grundlage läſst sich nur **brŭxa* verteidigen, das aus dem Iberischen übernommen worden wäre. — S. 107. Friedrich Schürr, Die Stellung des Portugiesischen in der Romania. Das Entscheidende dieser Betrachtung liegt in der Abgrenzung der portugiesischen Sprache vom Kastilischen. Der Verfasser hatte die Wandlungen des betonten Vokalismus im Portugiesischen bereits in *Rom. Forsch. LIII, 27ff.* untersucht. Hervortretende Merkmale des Portugiesischen sind die Beibehaltung der Diphthongierung *ct > i̯t; li̯, -cl-, -gl- > l'* sowie *j-, ge-, f- > ğ,* der Schwund des *-l-* (port. *conego*, span. *calónego* < canonicus; *emlo > no, deixamno*) und des stimmhaften *-s-* (*fez-lo > fêlo*), die Unterscheidung von *b* und *v*, *s* und *z* und die Erhaltung des *f-*, das im Spanischen auf dem Wege über *h-* verstummte. Mit dem persönlichen oder konjugierten Infinitiv hat sich das Portugiesische ein eigenes Ausdrucksmittel geschaffen. Im Gegensatz zum Kastilischen bleibt die Trennbarkeit der beiden Bestandteile des Futurums und des Konditionals durch ein dazwischentretendes Pronomen bestehen. Die Sonderart des Portugiesischen ist sein Schattierungsbedürfnis, während das Kastilische nach Vereinfachung strebt. So wäre es nicht verwunderlich, daſs im Galicisch-Portugiesischen die Lyrik zu hoher Blüte gelangte und das Spanische gerade die Sprache der Epik wurde. Die Darstellung hält, was der Titel verspricht, sie vermittelt ein klares Bild von der Eigenart der zum äuſsersten Westen gehörigen romanischen Sprache.

Hieran reihen sich noch Beiträge zur portugiesischen Literaturgeschichte. S. 119. J. Dias, A Lírica de Eduardo Victor. — S. 135. W. Krauss, Die Geltung der Lusiaden in Spanien. — S. 140. H. Meier, Gil Vicente als Dichter der portugiesischen Geschichte (Die *Comédia do Viuvo*). — S. 150. H. Rheinfelder, Die ,,*Quinas*" von Portugal und Camões. Über die Bedeutung des Wappenzeichens von Portugal in den *Lusiaden*, bei Tirso de Molina und zeitgenössischen Geschichtsschreibern. Die ,,*Quinas*" (fünf blaue Schilde in Kreuzesform mit je fünf silbernen Kugeln in einen gröſseren Schild zusammengefaſst, der von sieben Türmen umgeben ist) zieren auch Einband und Titelblatt der Festschrift. — S. 165. Fritz Schalk, Petrarca und Camões. Stellt die Zusammenhänge der Lyrik des Camões mit der italienischen Dichtung Petrarcas heraus. Ein Sonett Petrarcas erscheint in fast wortgetreuer Wiedergabe bei Camões, aber auch andere Verse zeigen inhaltliche Ähnlichkeiten. Themen, Gedanken und Stimmungen sind beiden Dichtern gemein, nur ist die spannungsreiche Antithetik des italienischen Vorbildes bei Camões aufgelockerter. Auch die Lyrik des Garcilaso findet hier Vergleichsmöglichkeiten. Eine demnächst erscheinende Schrift des Verfassers über Camões wird Ausführlicheres zum Thema beisteuern. — S. 171. M. Seabra, Sá de Miranda, o poeta da lei e da grei. Schlieſst die vielseitig gestaltete und wohlgefällige Festschrift ab. Sie ist leider nicht frei von zahlreichen Druck-

fehlern sowie geringeren sachlichen Ungenauigkeiten und bedarf wohl noch eines Korrekturzettels. ERICH V. RICHTHOFEN.

Trübners Deutsches Wörterbuch. Im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung, hg. von Alfred Götze. Berlin 1937ff., Lief. 5—29.

Über die Anlage dieses Wörterbuchs ist bereits hier Bd. 58, 414f. berichtet worden. Was damals über den Plan und die vier ersten Lieferungen gesagt worden ist, hat sich seither nur bestätigt. Es ist ein Buch, wie wir es für keine andere Sprache haben. Mehr als anderswo wird im deutschen Sprachgebiet die Sprache als Ausdruck des ganzen geistigen und seelischen Lebens der Sprachgemeinschaft empfunden. Diesem Verhältnis zur Muttersprache wird hier zugleich eine Grundlage faſsbarer Art und ein Ausdruck geschaffen. Zu dem, was ich in jener ersten Anzeige über die Vortrefflichkeit der Ausführung sagen durfte, kann ich heute nur noch eines hinzufügen: daſs nämlich das Unternehmen mit einer Exaktheit und einer Pünktlichkeit fortschreitet, die ihresgleichen suchen. Das Verdienst der ganzen Arbeitsgemeinschaft und ihres Leiters Goetze insbesondere ist unschätzbar.

Der Romanist muſs hier und da feststellen, daſs die Beziehungen zum Romanischen etwas ungleich behandelt sind. Man hat den Eindruck, daſs nicht alle Mitarbeiter mit romanischen Elementen gleich gut umzugehen wissen, und das wäre auch nicht verwunderlich. Es wäre vielleicht von Nutzen, wenn man zur Ausgleichung einen Romanisten die betreffenden Korrekturen mitlesen lieſse. Vgl. unter mehreren etwa folgende Fälle: *Barke* soll um 1200 aus dem Franz. entlehnt worden sein. Da wäre zum mindesten darauf hinzuweisen gewesen, daſs franz. *barque* zu dieser Zeit noch gar nicht existiert, sondern nur *barge*. — Unter *Bastard* wird immer noch die Diezsche Herleitung von *bastum* „Saumsattel" geboten; vgl. FEW 1, 276. — Es ist nicht recht verständlich, wieso gesagt wird, daſs lat. *barbarus* im Mlat. die Bedeutung „wild" entwickelt habe. Diese Bedeutung besteht doch im lateinischen fast seit Beginn der literarischen Zeit. Die Stelle ist auch so redigiert, als ob der Verfasser über das Verhältnis zwischen Latein, Mittellatein und Romanisch unklare Vorstellungen hätte. — Ebenso falsch ist es, zu sagen, daſs „aus *bubalus* sich gegen Ende des Altertums eine Nebenform *bufalus* entwickelt" habe (sub *Büffel*). Es handelt sich um die oskisch-umbrische Entsprechung von lat. *bubalus*. S. FEW 1, 580. — Für den Germanisten interessanter als *falaise* ist die pikardische Form *falise*, die unmittelbar dem ahd. *felisa* entspricht, also ein german. **falisa* wiedergibt, ohne Umbildung des Wortausgangs. — Zu *Fest*: schon im klass. Latein wird *festa* häufig mit Bezug auf einen Festtag gebraucht. S. FEW, s. v. — Über das Alter von mlat. *filtrum* wären im FEW richtigere Angaben zu finden gewesen, als die gebotenen. W.

Die Römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung. Hg. von Ernst Howald und Ernst Meyer. Zürich, Max Niehans, o. d. [1941]. XVI + 415 S.; 3 Tafeln; 1 Karte.

Zu diesem hochwillkommenen Buch, zu dem die Anregung von J. Jud ausgegangen ist, haben sich der Altphilologe und der Althistoriker

der Universität Zürich zusammengetan. Darin sind zusammengetragen alle direkten und indirekten Nachrichten, die wir aus dem Altertum über die Gebiete haben, welche das Territorium der heutigen Schweiz ausmachen. Der erste Teil (S. 1—178) umfaſst die Auszüge aus den entsprechenden literarischen Denkmälern (Polybios, Caesar, Strabo, Plinius usw.), der zweite Teil die Inschriften (S. 179—354). Anhänge über die Einwohner zur römischen Zeit, sprachlich-sachliche Bemerkungen zu Plinius (von J. Jud), Korrekturen und Register beschlieſsen den Band. Die wenigen vorrömischen Inschriften hat Manu Leumann besorgt; J. Jud hat viele wertvolle sprachliche Erklärungen beigesteuert. Es macht sich natürlich überall etwa geltend, daſs die verschiedenen Teile der Schweiz damals nach sehr verschiedenen Seiten orientiert waren, und daſs es daher dem Gegenstand etwas an der inneren Einheit gebricht. Aber die Autoren haben sorgsam nach allen Seiten soweit gerundet, daſs nichts dieser Grenzziehung zum Opfer fällt. Zusammen mit der meisterhaften Darstellung von Felix Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit macht das Buch den Boden der Schweiz zu einer der bestbekannten Landschaften des Römischen Reiches.

Der Romanist wird in diesen beiden Werken zusammen vereinigt finden, was er über den Zustand des Landes im Moment der Eroberung durch Caesar, über seine Organisation durch die Römer, über die Zusammensetzung der Bevölkerung wissen kann. W.

Giuseppe Malagòli, *Vocabolario pisano.* Firenze, Presso la R. Accademia della Crusca 1939-XVIII. XIX + 476 S.

Giuseppe Malagòli ist schon seit einem Vierteljahrhundert als einer der besten Kenner und einer der eifrigsten Sammler toskanischen Mundartgutes bekannt. Daſs er ein gröſseres Wörterbuch der Mundart von Pisa vorbereitete, hat er in dem 1937 herausgekommenen Vocabolarietto del vernacolo pisano bekanntgegeben. Dem Versprechen ist sehr rasch die Erfüllung gefolgt. M. hat glücklicherweise durch die Accademia della Crusca die verständnisvolle Förderung gefunden, die ein solches Unternehmen braucht. Die Crusca hat das Buch in die Sammlung der von ihr publizierten Wörterbücher aufgenommen. Es ist sicher von groſser Bedeutung, daſs jetzt endlich der Wortschatz von Pisa gesammelt vorliegt, nachdem wenigstens für Lucca das Buch von Nieri schon seit 40 Jahren einen guten Einblick in das regionale Lexikon gewährt. Es sind über 10000 Wörter, die M. registriert und definiert. Allerdings leben diese nicht alle in der heutigen Mundart der Stadt Pisa. M. hat den Rahmen seiner Sammlung örtlich und zeitlich viel weiter gesteckt: er hat in 48 verschiedenen Ortschaften der Provinz Pisa und der angrenzenden Teile von Livorno Erhebungen gemacht, und er hat auch zahlreiche Texte aus Pisa, seit dem 13. Jh. exzerpiert. Für den Linguisten wäre es vielleicht bequemer gewesen, wenn diese Materialien nach ihrer Herkunft gesondert erschienen. Aber da stets sorgfältig angegeben wird, wo M. das Wort gefunden hat, entsteht durch diese Anordnung kein Schaden, und wer nicht Linguist ist, wird das Buch so viel bequemer zu Rate ziehen können. Vom Standpunkt des Linguisten aus kann man es auch bedauern, daſs M. die Wörter ausschlieſst, die der Mund-

art mit der Schriftsprache gemeinsam sind. Für die Frage, wie sich das schriftsprachliche Lexikon herausgebildet und was die einzelne regionale Mundart dazu beigesteuert hat, wäre die Einbeziehung auch dieser Wörter sehr wertvoll gewesen, aber ein etwas weiteres Publikum wäre davon eher befremdet gewesen. Sehr erfreulich ist, daſs M. der Kennzeichnung der Aussprache groſse Sorgfalt widmet, daſs er offene und geschlossene *e* und *o*, stimmhafte und stimmlose *s* und *z* unterscheidet, usw. Im ganzen ein Werk, das in glücklicher Harmonie die Erwartungen des gebildeten Laien erfüllt und den Wünschen des Linguisten in weitgehendem Maſse Rechnung trägt. Es wäre höchst erwünscht, daſs jetzt die Crusca auch für die anderen Regionen der Toskana einen Sammler und Bearbeiter fände. W.

Gilbert Mayer, *Lexique des Œuvres d'Adam de la Halle.* Paris, E. Droz, 1940. 199 S.

Dieses Buch gibt uns ein vollständiges Wort- und Stellenregister zu Adam de le Hales Werken. Man wird dem Verf. Dank wissen für die sorgfältige und minutiöse Arbeit, die er geleistet hat. Nur von wenigen Autoren und Texten haben wir eine derartige Gesamtübersicht über seinen Wortschatz. M. hat auch bei Wörtern, die er nicht für allgemein gebräuchlich hält, angegeben, welcher Sondersprache oder welchem Stil sie angehören. Auch wenn man manchmal verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch den Versuch einer solchen Differenzierung willkommen heiſsen. Auf das Vokabular folgt ein methodischer Wortindex, der gute Dienste leisten wird. Allerdings mag man es bedauern, daſs M. es nicht vorgezogen hat, den umgekehrten Weg zu gehen, nämlich das ganze Vokabular in sachlicher Anordnung zu bieten und einen alphabetischen Index dazu zu geben. Das Bild des Wortschatzes wäre so viel lebendiger geworden. Nicht sehr glücklich geraten ist die Liste der pikardischen Wörter („mots strictement picards"). Es befinden sich darunter Wörter, die ganz allgemein französisch sind (wie *faitis*) oder auch in anderen Mundarten vorkommen (z. B. die Gruppe von *chole, choler, cholès*; *enfunkié* u. a.). Warum ein so allgemein gebräuchliches Wort wie *sakier* aufgeführt ist, vermag man nicht einzusehen. Wegen des lautlichen Pikardismus kann es nicht sein, denn sonst müſsten auch *caup* und viele andere Wörter mit aufgeführt werden. W.

Antonin Duraffour, *Lexique patois-français du parler de Vaux-en-Bugey (Ain) (1919—1940)*; Grenoble, Chez l'Auteur, Institut de Phonétique, 1941. — XII + 371 S.

Die Mundarten des Dep. Ain, von denen man früher herzlich wenig wuſste, sind seit zehn Jahren durch die unermüdliche Tätigkeit von A. Duraffour in den Brennpunkt der Interessen des Frankoprovenzalisten gerückt. Die „Phénomènes généraux d'évolution phonétique dans les dialectes franco-provençaux, d'après le parler de Vaux-en-Bugey" (1932) haben gezeigt, daſs die besonderen lautlichen Verhältnisse dieser Dorfmundart den Schlüssel zu vielen bisher nicht befriedigend erklärten Erscheinungen liefern. Daſs darüber hinaus D. ein groſses Wörterbuch dieser Mundart vorbereitete, wuſsten die Romanisten schon lange. Er hat aber die Selbst-

entsagung gehabt, zuerst das so reichhaltige Wörterbuch der Terres-Froides des Abbé Devaux, zusammen mit dem Abbé Gardette, zum Druck zu bringen (s. hier 56, 474). Heute legt er nun sein eigenes Werk vor.

D. hat während nicht weniger als 21 Jahren gesammelt, immer wieder an den Ort zurückkehrend, an dem er aufgewachsen ist, immer wieder, als Feind des Abfrageverfahrens, das spontane Gespräch der Einwohner belauschend. So sind an die 12000 Wörter zusammengekommen. Allerdings würde man fehlgehen, wenn man beim Hören dieser Zahl an eigentliche Patoiswörter denken würde. D. hat den Rahmen der aufzunehmenden Wörter soweit wie nur möglich gespannt und alles aufgenommen, was er irgend jemals im Munde der Leute von Vaux gehört hat. Mehrere tausend schriftfranzösische Wörter, welche die Gewährsleute in ihr Gespräch eingeflochten haben, werden hier ebenfalls verzeichnet (etwa *électricité*, *éducation*, *convoquer*, *armistice*, *képi*). Die überraschend hohe Zahl von Wörtern, auf welche D. die Romanisten schon durch verschiedene Äuſserungen vorbereitet hatte, findet hier ihre Erklärung. Man könnte finden, daſs die Aufnahme dieser Wörter unnötig gewesen wäre. Aber ihr besonderes Interesse besteht darin, daſs man an ihnen die Assimilierungsarbeit verfolgen kann, welche die Mundart hier geleistet hat. Diese Wörter werden nämlich irgendwie dem Lautstand und der Morphologie des Dorfidioms angeglichen. Ein Wort wie *égoïste* wird in Vaux zu einem zweiendigen Adj.: *ęgoístǫ*, *-a*; *questionnaire* wird zu dem Mask. auf *-o* gestellt, daher *kĕstyǫnēro*. Daraus ersieht man, welche Lebendigkeit die Mundart von Vaux noch besitzt. Ähnlich werden ja im Schweizerdeutschen die schriftsprachlichen Wörter angepaſst. Aber allerdings hätte es vielleicht genügen können, an einigen Beispielen diese groſse Lebenskraft der Mundart von Vaux zu illustrieren, das hätte erlaubt, den Umfang des Buches bedeutend niedriger zu halten; ohne daſs der Forschung etwas Wesentliches entgangen wäre. Aber es lag offenbar D. daran, nicht nur der Forschung zu dienen, sondern, darüber hinaus, die Mundart von Vaux in ihrer Ganzheit zur Darstellung zu bringen.

Im Vorwort nimmt D. die Antwort auf Einwände voraus, die etwa gegen die Darstellungsweise erhoben werden könnten, so vor allem das Fehlen von Illustrationen und von semantischen Übersichten über die verschiedenen Begriffsfelder: Die Drucklegung hat im September 1939 begonnen und ist im Februar 1941 abgeschlossen worden. So war eine Ausgestaltung des Werkes nach diesen Richtungen nicht mehr möglich. Die innere Ruhe, die der Verfasser in dieser Zeit hat bewahren müssen, um ein solches Druckvorhaben zu einem guten Ende zu führen, ist nicht weniger bewunderungswürdig als die Energie, mit der er seine Sammlungen auf dem langwierigen Wege der direkten Beobachtung vereinigt hat. W.

Usteri, Ruth, *Croquis de la vie des femmes au Pays d'Enhaut* (*Ct. de Vaud*). Romanica Helvetica vol. 15. Zürich—Leipzig—Paris 1940. XXXVI + 126 S.

Das Pays d'Enhaut umfaſst die zweite, von Ost nach West gerichtete Stufe des Tales der Saane. Von der obersten Stufe, die zu Bern gehört,

ist es durch die Sprachgrenze, von der dritten, zum Kt. Freiburg gehörigen, durch die Konfessionsgrenze getrennt, von beiden durch die politische Grenze. Deshalb hat diese Mundart ein besonderes Gepräge, obschon sie früher mit Greyerz zusammengehört hat. Das hat wohl seinerzeit schon Jules Cornu veranlaſst, ihr seine Doktordissertation (Basel 1874) zu widmen. Aus dieser (ungedruckten) Arbeit zitiert die Verf. vorliegender Arbeit in der Einleitung einige besonders charakteristische Züge und vergleicht sie mit ihren eigenen Beobachtungen. Besonders interessant sind die Lautentwicklungen *ẽ* > *æ̃* (*læ̃* „lin") und *ł* > *d* (über *δ*, wie noch Cornu schreibt). Aus dem deutschen Saanental hat das Pays d'Enhaut eine ziemlich groſse Anzahl von alemannischen Lehnwörtern erhalten, besonders auf dem Gebiet der Frauenarbeiten, da viele Mädchen deutscher Mundart im Pays d'Enhaut einheiraten oder als Mädchen dienen.

Der Hauptteil der Arbeit ist, wie schon der Titel zeigt, der weiblichen Lebenssphäre und ihrer Terminologie gewidmet. Alle Arbeiten und Sorgen der Frau, ihre Kleidung, die Tiere die ihrer Pflege anvertraut sind, ihre Gewohnheiten und Bräuche und der Ablauf ihres Lebens werden eingehend geschildert und mit vielen Skizzen illustriert. Ein alphabetisches Glossar, mit kurzen Verweisen auf die etymologische Literatur beschlieſst die Studie, die sorgfältig einen sachlich und geographisch klar umschriebenen Gegenstand darstellt. W.

Irene Behrens, *Die Lehre von der Einteilung der Dichtkunst.* Vornehmlich vom 16.—19. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der poetischen Gattungen. 252 S. Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Heft 92. Max Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1940.

Die Abhandlung ist mehr, als der Titel verrät, nämlich eine eigentliche Geschichte der Theorie von den poetischen Gattungen von der Antike bis ins 19. Jahrhundert und durch alle groſsen europäischen Literaturen, wobei die mittlere Epoche, von der Renaissance bis ins 18. Jahrhundert, die eingehendste Würdigung erfährt. Genauer gesagt also eine Geschichte des immer wiederholten, an die Quadratur des Kreises gemahnenden Bemühens, die lebendig sich entwickelnde Vielfalt dichterischer Schöpfungen der jeweiligen Epochen und Nationen mit dem an sich schon unzulänglichen Einteilungsschema der Alten in Einklang zu bringen. Denn im Gegensatz zur herkömmlichen, noch in der neuesten Literatur verbreiteten Auffassung kannten die Alten, wie die Verfasserin erstmalig nachzuweisen vermag, die uns heute so selbstverständlich und unentbehrlich scheinende Dreiteilung der Dichtkunst in Epos, Drama und Lyrik noch nicht. Wohl unterschieden die antiken Theoretiker seit Platon und Aristoteles Epos und Drama in ähnlichem Sinne wie wir; für die lyrischen Gattungen dagegen fehlte ihnen ein gemeinsamer Oberbegriff. Ein solcher war auch schwer zu finden, da für einzelne Gattungen die Musik ein wesentlicher Bestandteil war, für andere nicht. Bei manchen Theoretikern wurde das Schema überdies durch eine vierte Gruppe, die lehrhafte Dichtung, erweitert.

Wie weit man im Mittelalter von unserer Anschauung und Terminologie entfernt war, bezeugt die eigentümliche Benennung von Dantes gött-

licher „Komödie". Das Fehlen eines als Dichtwerk geltenden Dramas in dieser Epoche läßt sie uns erklärlich erscheinen. Eigenartig ist auch, wie spät man sich, selbst nach der Entstehung eines nationalen Theaters, etwa in Italien und Frankreich daran gewöhnt, Tragödie und Komödie als Glieder derselben Gattung, des Dramas anzusehen. Am spätesten gelangt man zu einem gemeinsamen Oberbegriff für die lyrischen Gattungen. Die Bezeichnung Lyrik ist in Frankreich und Deutschland bis weit ins 18. Jahrhundert hinein auf die antikisierende Ode beschränkt.

Mit der Frage der Gliederung verknüpft sich ein für die Anschauungen einer Nation oder Epoche charakteristischer Rangstreit unter den Gattungen. Aristoteles gibt der Tragödie den Vorzug. Durchs Mittelalter hindurch bis weit in die Neuzeit hinein genießt dank dem Ansehen Vergils das Epos den Vorrang. Daher auch das Bemühen der italienischen Kritiker der Renaissance, den aristotelischen Begriff des Epos so zu erweitern, daß ein so eigenartiges Werk wie Ariosts „Orlando furioso" darunter fällt. Erst in neuester Zeit ist auch die Lyrik, die lange das Stiefkind der Theorie war, zu Ehren gelangt. Ein Benedetto Croce etwa geht so weit, in ihr den Inbegriff aller Poesie zu sehen.

So vermittelt die Untersuchung den Eindruck, daß „selbst ein so bescheidenes und weltfernes Gebiet, wie es die Geschichte der poetischen Gattungen darstellt, die Wandlungen widerspiegelt, denen die abendländische Kultur ausgesetzt gewesen ist" (S. 221).

Es sind also geschichtliche Erkenntnisse, die diese verdienstvolle, ein großes Stoffgebiet bewältigende Abhandlung erschließt, geschichtliche, nicht grundsätzliche. Auf die Problematik der Theorie von den literarischen Gattungen als solche einzutreten, hat sich die Verfasserin versagt. Indirekt aber vermag das Buch doch auch zur grundsätzlichen Klärung beizutragen, indem es die Ursachen aufzeigt, die einer Lösung dieses Problems im Wege standen und zum Teil noch stehen: die Verquickung von Gesichtspunkten der äußeren Form mit solchen des Gehalts, die heute nicht mehr vorkommen sollte, und letztlich der Mangel einer die Fülle der literarischen Erscheinungen aller Zeiten umfassenden allgemeinen Ästhetik der Dichtkunst, welche das literarische Genus als lebendigen, geschichtlich gewordenen und werdenden Typus versteht. Einen entscheidenden, auch von der Verfasserin in seiner Bedeutung erkannten Schritt auf dem Wege zu solchem tieferem Verständnis des Problems hat Goethe getan mit seiner Bestimmung der drei literarischen Hauptgruppen, der epischen, lyrischen, dramatischen als „Naturformen" der Poesie. Die neueste Literaturwissenschaft knüpft denn auch vielfach, in erfolgreichem Gegenstoß zu Croces Leugnung der Gattungen hier an. Die an dem letzten internationalen Literaturkongreß in Lyon 1939 zu diesem Thema gehaltenen Vorträge, veröffentlicht im „Helicon" Bd. II, Heft 2—3, geben einen Begriff vom heutigen Stand der Frage und lassen auch diese neue Studie als einen zeitgemäßen Beitrag zur Diskussion erscheinen.

L. Beriger.

Giovanni Federzoni, *Studi e diporti danteschi.* Bologna, Zanichelli. 1935. gr. 8⁰. IV, 377 S.
— *Raccoglimenti e ricordi.* Bologna, Zanichelli. 1935. gr. 8⁰. 303 S.

Zu den bedeutendsten Schülern Carduccis gehört zweifellos Giovanni Federzoni. Wie sein berühmter Lehrer ist auch Federzoni bemüht, das Wesen des gröſsten italienischen Dichters zu ergründen: Dante steht im Mittelpunkt seiner literarhistorischen Forschungen. Der erste der beiden vorliegenden Bände umfaſst den wesentlichsten Teil der aus dieser Beschäftigung mit Dante hervorgegangenen Untersuchungen. Sie unterscheiden sich in ihrer Form von der übrigen Dante-Literatur dadurch, daſs Federzoni versucht, sich von dem ihm zu schwerfällig erscheinenden Gang der wissenschaftlichen Abhandlung möglichst frei zu machen, und nach einer leichteren und einfacheren Darstellungsweise strebt. Seine schriftstellerischen und künstlerischen Neigungen mögen ihn in dieser Richtung noch bestärkt haben. So scheut er sich nicht, eine Studie über Beatrices Leben und ihre Beziehungen zu Dante als „Romanzo di Beatrice Portinari" zu bezeichnen. Dabei gibt er weder in dieser noch in den übrigen in dem Band enthaltenen Abhandlungen die wissenschaftliche Grundlage auf, wenngleich auch seine Hypothesen zuweilen etwas gewagt sein mögen.

Am bedeutendsten erscheinen mir die in verschiedenen Artikeln niedergelegten Untersuchungen über die Vita Nuova. Federzoni vertritt eine streng realistische Interpretation und wertet dementsprechend die Vita Nuova als autobiographisches Jugendwerk Dantes aus. Er glaubt eine Wandlung in der Auffassung von Beatrice innerhalb der Vita Nuova feststellen zu können: Durch die Verweigerung des Gruſses und Beatrices ablehnendes Verhalten sei Dante dazu getrieben worden, in ihr nicht mehr nur die edle und schöne Herrin seines Herzens zu besingen, sondern sie zur Idealgestalt, zum engelsgleichen Geschöpf zu erheben. Es ist hier nicht der gegebene Platz, um zu dieser Ausdeutung kritisch Stellung zu nehmen; denn das hieſse, die gesamte umfangreiche Polemik zwischen Realisten und Idealisten bis ins einzelne darzustellen. Es bleibt ja überhaupt fraglich, ob sich je eine einheitliche Auffassung in dieser Frage erreichen lassen wird[1]. Ein zweiter Federzonis Vita Nuova-Interpretation kennzeichnender Zug ist die Herausstellung der Verbindungslinien, die zur Divina Commedia führen. Federzoni sieht in der Vita Nuova nicht nur ganz allgemein die Vorstufe der Divina Commedia, sondern er stellt bestimmte Beziehungen zu einzelnen Teilen her. So glaubt er, daſs die sich über die letzten sechs Gesänge des Purgatorio erstreckende Schilderung des irdischen Paradieses vor dem übrigen Purgatorio als direkte Fortsetzung der Vita Nuova entstanden sei. Nach Federzonis Ansicht sind auch andere groſse Teile der Divina Commedia schon vor dem Exil zumindest in der dichterischen Konzeption vorhanden gewesen. Damit stellt er sich in dem Streit um die Abfassungszeit der Divina Commedia entschieden auf die Seite derer, die für eine Abfassung um das Jahr 1307 und früher eintreten.

---

[1] O. A. Schmidt versucht neuerdings (Dt. Dante-Jb. 1937, S. 7ff.), mit Hilfe des „mythischen Denkens" eine Vereinigung beider Deutungen zu bewerkstelligen.

Der „Raccoglimenti e ricordi" betitelte Band enthält neben einigen Aufsätzen allgemeinen Charakters und persönlichen Erinnerungen vor allem das dichterische Werk Federzonis, d. h. ein Melodrama, eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte und seine Horaz-Übertragungen. In einem Anhang folgen einige Abhandlungen über Federzonis Leben und Schaffen. Sein Bestes gibt er wohl als Übersetzer von Horaz. Seine Nachdichtungen lösen die oft nicht leichte Frage der dichterischen Übertragung der lateinischen Klassiker ins moderne Italienisch meist in einer ansprechenden Form.

In Federzonis umfangreichem Schaffen — er war als Wissenschaftler, Schriftsteller, Dichter und Lehrer tätig — bleibt meiner Ansicht nach seine Beschäftigung mit Dante am fruchtbarsten. Neben den hier besprochenen Studien werden ihm vor allem sein Vita Nuova-Kommentar (Bologna 1918) und sein in den Jahren 1921—1923 erschienener Kommentar zur Divina Commedia dauernd einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Dante-Forscher sichern. AUGUST BUCK.

Lorenzo il Magnifico. Dichtungen. Bd. I: Ins Deutsche übertragen von Carl Stange; Bd. II: Erläuterungen von Carl Stange. Bremen, Verlag H. M. Hauschild 1940. Gr. 8⁰. XXX, 203, 121 S.

Es entspricht dem allgemeinen Bestreben der modernen Forschung, in die komplexen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge der Renaissance immer tiefer einzudringen, wenn die neueren Veröffentlichungen über Lorenzo de'Medici sich bemüht zeigen, neben der heiter genieſsenden auch die ernst besinnliche Seite seiner Doppelnatur herauszustellen. In diesem Sinne schrieb der bekannte leider zu früh verstorbene Renaissanceforscher E. Walser: „Wenn man die Schriften dieser Humanisten und Dichter, wie die des „lustigen" Lorenzo de' Medici oder des „lustigen" Luigi Pulci feinfühlend durchforscht, da schlägt einem plötzlich, wo wir es am wenigsten erwarten würden, die heiſse Sehnsucht nach den ewigen Dingen entgegen"[1].

Eine ähnliche Einstellung liegt der eingehenden Studie über Lorenzo de' Medicis Weltanschauung zugrunde, die C. Stange der gut gelungenen Übertragung einer Auswahl von Lorenzos Dichtungen in Form eines Erläuterungsbandes beigibt. Das Hauptinteresse des Verfassers konzentriert sich auf die philosophisch-religiösen Dichtungen des Mediceers; die Liebesdichtung ist nicht Selbstzweck, sondern sie muſs in bezug auf die philosophischen und religiösen Anschauungen des Dichters gewertet werden. Im Mittelpunkt dieser Anschauungen steht Lorenzos Auseinandersetzung mit dem von Marsiglio Ficino vertretenen Neuplatonismus. Hier glaubt nun Stange im Gegensatz zu den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen eine Überwindung der neuplatonischen Lehren durch Lorenzo feststellen zu können: Lorenzo bekämpft den antiken Intellektualismus und stellt „das genuine Grundelement des christlichen Glaubens" (S. 100f.)

[1] E. Walser, Studien zur Weltanschauung der Renaissance. In Basler Zeitschrift f. Geschichte u. Altertumskunde 19 (1921), 164.

in den Vordergrund[1]. Damit überschätzt aber Stange einerseits die philosophische Selbständigkeit Lorenzos[2] und beachtet anderseits den positiv christlichen Gehalt von Ficinos Philosophie zu wenig.

Wenn man also den Ausführungen Stanges über die philosophische Bedeutung Lorenzos nicht in allen Punkten zustimmen kann, so können doch die von ihm veröffentlichten Bände den Anspruch erheben, die Dichtungen Lorenzo de'Medicis und die mit ihnen verknüpfte geistesgeschichtliche Problematik weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben.

AUGUST BUCK.

Des Minnesangs Frühling. Untersuchungen von Carl von Kraus. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1939. XII + 475 S. br. 23 RM.

Carl von Kraus ist seit langem der unbestrittene Meister auf dem Gebiet der Erforschung des deutschen Minnesangs, der er eine Reihe grundlegender Arbeiten gewidmet hat. Die neuen Untersuchungen zu „Minnesangs Frühling", der altberühmten, 1857 zum erstenmal erschienenen Sammlung der frühhöfischen deutschen Lyrik vor Walther von der Vogelweide, sollen — ähnlich wie die vor vier Jahren erschienenen Untersuchungen zu Walther, denen die neue Textausgabe der Lieder Walthers bald folgte, — die vom Verfasser vorbereitete neue Ausgabe der Sammlung rechtfertigen und zugleich entlasten[3]. Es überwiegt daher die Erörterung philologischer Fragen der Textgestaltung, der metrischen und sprachlichen Interpretation, der Echtheit und Anordnung der einzelnen Strophen und Lieder, sowie die Angabe von literarischen Parallelen aus der deutschen Literatur, die als Vorbild oder Nachwirkung in Frage kommen. — Doch fallen auch für den Romanisten wertvolle Beobachtungen ab: über Grad und Art der Benutzung romanischer Vorbilder, über Anspielungen auf Gestalten aus der altfranzösischen Dichtung u. dgl.; auch die 9 Troubadourmelodien, denen nach dem Nachweis von Gennrich und Spanke deutsche Texte so ungezwungen untergelegt werden können, daſs sie wahrscheinlich von den deutschen Lyrikern mit den romanischen Strophenformen zusammen übernommen worden sind, hat v. K. in moderner Notenumschrift seinen Untersuchungen beigegeben. — So liefert er in seinem Buch zugleich Farben zu dem Bild der engen Kulturgemeinschaft des französisch-provenzalischen und deutschen Adels zur Zeit Friedrich Barbarossas und zeigt fruchtbare Ansatzpunkte für den Vergleich von romanischer und deutscher Art im Mittelalter.

FRIEDRICH RANKE

---

[1] In einer Weiterentwicklung dieser These kommt Stange sogar dazu, „eine gewisse Berührung mit den Gedanken Luthers" zu behaupten. (Lorenzo il Magnifico als Dichter. In Forschungen u. Fortschritte 16 (1940), 160—161).

[2] Vgl. A. Buck, Der Platonismus in den Dichtungen Lorenzo de'Medicis. Berlin, Junker u. Dünnhaupt 1936.

[3] Inzwischen erschien: *Des Minnesangs Frühling.* Nach Karl Lachmann, Moriz Haupt und Friedrich Vogt, neubearbertet von Carl von Kraus. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1940.

Dietrich, Günter, *Beiträge zur arabisch-spanischen Übersetzungskunst im 13. Jahrhundert.* Syntaktisches zu *Kalīla wa Dimna.* (Berliner Dissertation) Berlin 1937. gr. 8[1], 149 Seiten.

Der Verf. — dem seiner vorliegenden Dissertation beigegebenen Lebenslaufe nach zu schlieſsen ein so ziemlich mit allen Sprachfamilien vertrauter junger Gelehrter — begibt sich in dieser seiner Arbeit auf ein noch so gut wie gar nicht bearbeitetes Gebiet. Er geht dabei sehr vorsichtig zu Werke, und das mit vollem Recht. Die Schwierigkeiten, die sich für ihn ergeben muſsten, sind in der Tat nicht gering, doch muſs man zugeben, daſs er sehr gut zu Rande gekommen ist, wenn er auch (p. 1) als Ergebnis behutsam nur feststellt, daſs „letztlich kein Definitivum, sondern nur eine Tendenz statuiert werden kann". Der Verf. hat sich darauf beschränkt, zwei kleine syntaktische Teilgebiete zu behandeln, wie sich diese ihm in seinen Texten (*Ḥikājat*[1] *Tawaddud*[2] *al-ǧārijah* und *Kalīla wa Dimna*) darstellten: den syndetischen und den asyndetischen Relativsatz. Der Verf. versucht, „auf dem Wege einer in erster Linie psychologisch interpretierenden, syntaktisch-stilistischen Sprachvergleichung die Möglichkeit[3] eines arabischen Einflusses auf die altspanische Syntax zur Zeit der Übersetzungsliteratur ... an Hand eines, wenn auch, zwar technisch bedingt, geringen Belegmaterials sichtbar aufzuweisen". Er kommt dabei, wie schon gesagt, zu dem Ergebnis, daſs sich deutlich das Bestreben des Übersetzers zeigt, „eine so gut angemessen wie mögliche Übersetzung aus dem arabischen Idiom zu liefern", auf gut deutsch gesagt also, möglichst wörtlich zu bleiben.

Es erheben sich hier m. E. zwei Kardinalfragen, eine grundsätzliche und eine rein übersetzungstechnische[4], nämlich

1. Was ist fremder Einfluſs in einer Sprache überhaupt, wann läſst er sich feststellen und unter welchen Umständen tritt er auf?
2. Wie weit darf eine Übersetzung fremdem Einfluſs Raum lassen?

Von fremdem Einfluſs in einer Sprache kann wohl doch nur dann die Rede sein, wenn es sich um Erscheinungen handelt, die dem Geist der beeinfluſsten Sprache im Grunde zuwiderlaufen. Nur dann tritt fremder Einfluſs zutage, nur dann kann er festgestellt und — was das Wesentlichste ist — bewiesen werden. Und wann und wo tritt er auf? Vor allem natürlich bei inniger Berührung der beiden beteiligten Sprachen, aber auch bei eingehender Beschäftigung mit der beeinflussenden Sprache. Und dieser fremde Einfluſs ist wohl am stärksten da, wo die Syntax[5] — bzw. der Wortschatz bei lexikalischem Einfluſs — der beeinfluſsten Sprache eine „Schwäche"

---

[1] So natürlich, nicht wie der Verfasser passim *Ḥikājah* (Status constructus!).

[2] *Tawaddud* ist als Name natürlich groſs zu schreiben, nicht klein!

[3] Sperrung im Originaltext.

[4] Beide Fragen stehen in unserem Falle miteinander in innerem Zusammenhang.

[5] Fremder Einfluſs dürfte sich wohl fast ausschlieſslich auf dem Gebiete der Syntax und des Wortschatzes äuſsern. Ich lasse daher also die Morphologie auſser Betracht. Natürlich kann fremder Einfluſs in der Syntax aber durch morphologische „Schwächen" — z. B. Mehrdeutigkeit — bedingt sein.

aufweist, die auch morphologisch oder lexikalisch bedingt sein kann. Bei eingehender Beschäftigung mit der beeinflussenden Sprache ist der fremde Einfluſs naturgemäſs auf das Individuum beschränkt[1], allgemein kann er nur bei langer inniger Berührung der beiden beteiligten Sprachen sein. Aber auch hier ist — gerade bei literarischen Werken — in doppelter Hinsicht Vorsicht geboten, denn man muſs sich m. E. fragen:

a) Läuft das Produkt des unterstellten fremden Einflusses dem Geist der beeinfluſsten Sprache tatsächlich im Grunde zuwider?
b) Ist dieses Produkt des unterstellten fremden Einflusses auf Individuen beschränkt oder nicht?

Ein Beispiel:

Wenn etwa der arabische Satz *ar-rağulu 'llaḏī ra'aituhu* spanisch mit *el hombre que lo he visto* wiedergegeben wird, so muſs man sich fragen:

a) Ist diese Ausdrucksweise absolut unspanisch oder überhaupt unromanisch?
b) Ist sie allgemeiner Gebrauch oder individuell beschränkt?

Als Nichtromanisten stehen mir Urteile über diese beiden Fragen nicht zu, aber ich glaube doch darauf hinweisen zu dürfen, daſs auch andere romanische Sprachen durchaus das Bedürfnis haben, die hier — infolge einer morphologischen „Schwäche" — nicht ganz klar hervortretende Funktion des *que* irgendwie zu verdeutlichen (z. B. italienisch *il libro cui cerca il padre* statt *il libro che cerca il padre*). Es müſste dann auch untersucht werden, ob sich im Altspanischen etwa Sätze finden, die arabischen Sätzen vom Typus *al-bintu 'llatī ra'aituhā* analog sind (z. B. etwa *la niña que la he vista*, obwohl hier *la niña que he vista* allein schon zur Verdeutlichung der Funktion des *que* genügen würde[2]).

Wird der fremde Einfluſs als individuell festgestellt, so wäre weiter zu untersuchen, inwieweit sich dieser fremde Einfluſs von hier aus auf die Sprache allgemein auszudehnen vermag.

Die zweite Frage ist ebenso wichtig, gerade bei Übersetzungsliteratur. Was ist hier Nachahmung und was regulärer Einfluſs? Der Unterschied ist der, daſs Nachahmung bewuſste Angleichung an die fremde Ausdrucksweise ist, Einfluſs aber unbewuſste Angleichung. Wenn ein Übersetzer beabsichtigt, so wörtlich wie möglich zu bleiben, so geht dies nie ohne mehr oder weniger ausgeprägte Vergewaltigung des Idioms ab, in welches das Original übersetzt wird. Bei derartig grundverschiedenen Sprachideologien wie der arabischen und der spanischen wird es notwendigerweise gar nicht anders gehen, als daſs der Charakter der übernehmenden Sprache irgendwie

---

[1] S. z. B. die Latinismen in der Sprache humanistisch Gebildeter.

[2] Hinge der Übersetzer wirklich so sklavisch am Originaltext wie Dietrich dies hier anzunehmen scheint, so wäre etwa die Übersetzung *el hombre que he vistolo* — auch psychologisch gesehen — dem arabischen *ar-rağulu 'llaḏī ra'aituhu* viel näher stehend. Es wäre, scheint mir, überhaupt folgendes zu erwägen: Das arabische *allaḏī* ist kein Relativpronomen im indogermanischen Sinn, sondern mehr eine Partikel, im Gegensatz zu *que*, das doch ein reines Pronomen ist. Inwieweit war sich der Übersetzer über diese grundsätzliche Verschiedenheit klar?

verfälscht wird. Aber hier entfernen wir uns schon weit von dem Begriff des „fremden Einflusses". Das ist Nachahmung. Gewiſs, sie erfolgt nur im Rahmen der syntaktischen Möglichkeiten der übernehmenden Sprache, aber doch ist jenes Etwas, das ich — ohne behaupten zu wollen, daſs es damit genügend und eindeutig definiert ist — als den „Stimmungsgehalt des Satzes" bezeichnen möchte, nicht der Denkart, der Seele der übernehmenden Sprache entsprechend. Die Übersetzung kann völlig einwandfrei sein, sie kann sogar jede Gewaltsamkeit vermissen lassen und doch des „Stimmungsgehaltes" entbehren.

Jedenfalls gibt Dietrichs Buch Anlaſs zum Nachdenken über eine Fülle von Fragen, und das ist ein sehr erfreuliches Zeichen. Nur eine Sache muſs gerügt werden, die mehr als ein bloſser Schönheitsfehler ist und die Benutzung des Buches ziemlich erschwert: das ist der unglaublich gedrechselte und schwülstige Stil des Verfassers, der vielfach an das Amtsdeutsch vergangener Tage erinnert. In der Natur der Sache liegt das gewiſs nicht, denn dieselbe geschraubte Redeweise findet sich auch im Lebenslauf des Verfassers, wo sie durchaus nicht nötig wäre. Auch die kompliziertesten Gedankengänge lassen sich klarer und einfacher ausdrücken.

Dies kann jedoch den Wert der Arbeit Dietrichs nicht herabmindern. Darum hoffen wir auf noch manche gute Arbeit von ihm.

Hans Joachim Kissling.

Alfonso Martínez de Toledo und sein *Arcipreste de Talauera*, ein kastilisches Prosawerk des 15. Jahrhunderts.

Begründung der vorliegenden Arbeit.

a) Perioden und Stand der bisherigen Forschung (mit Bibliographie).

Einem deutschen Philologen gebührt das Verdienst, zum ersten Male auf das Prosawerk des Alfonso Martínez de Toledo aufmerksam gemacht zu haben. Im Jahre 1850 beschreibt Ferdinand Wolf in den *Blättern für litterarische Unterhaltung*[1] die ihm bekannten Ausgaben des *Arcipreste de Talauera* und gibt den Hauptinhalt des Buches unter Hinweis auf einzelne literarhistorisch bemerkenswerte Textabschnitte kurz wieder. Auf seinen Vorgang beruft sich Ludwig Lemcke im *Handbuch der Spanischen Litteratur* (1855), worin er auf eine kurze Einleitung Textproben aus dem zweiten Teil des *Arcipreste de Talauera* (*Corbacho*) nach der Ausgabe von Logroño 1529 folgen läſst[2]. Erst in den darauffolgenden Jahrzehnten würdigen spanische und französische Gelehrte, wie Amador de los Ríos (1865) und Puymaigre (1873), das Werk des Alfonso Martínez.

Die erste neuere Textausgabe besorgt Pérez Pastor im Jahre 1901. Ihr liegt die einzige erhaltene Handschrift, die der Herausgeber mit Hilfe der Inkunabeln von 1498 und 1500 an einigen Stellen ergänzt, zugrunde. Eine Einführung über das Leben und das Werk des Verfassers ist dem Text vorangestellt. Diese wertvolle Edition regte die philologische Forschung zu neuen Würdigungen des Buches an, deren Strom fortan nicht mehr verebben sollte. Der italienische Literarhistoriker Sanvisenti widerlegt im Jahre 1902 den von der älteren Kritik erbrachten Nachweis einer Abhängigkeit des *Arcipreste de Talauera* von Boccaccios *Corbaccio*, ohne jedoch überzeugen zu können, worauf Farinelli 1905 und später wieder 1929 erneut auf Boccaccio zurückverweist. Geistreicher ist die neben der Einführung von Pérez Pastor wertvollste Gesamtwürdigung des *Arcipreste de Talauera* von Menéndez y Pelayo im ersten Band der *Orígenes de la Novela* (1905). Sie liegt sämtlichen modernen Darstellungen der Geschichte der spanischen Literatur in den entsprechenden Abschnitten zugrunde.

---

[1] Später auch in den *Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur*. Berlin 1859.

[2] Eine Textauswahl ist dem Lemckeschen Werk in der 1841 bei Baudry erschienenen Anthologie schon voraufgegangen.

Die bisher angestellten Untersuchungen wollen auf knappem Raum ein Gesamtbild von dem Werk des Alfonso Martínez vermitteln, während gesonderte Einzelarbeiten noch fehlen. Die einzigen sprachgeschichtlichen Untersuchungen zum *Arcipreste de Talauera* erscheinen fast gleichzeitig im Jahre 1923. Arnald Steiger liefert eine ausführliche *Contribución al Estudio del Vocabulario del Corbacho* mit grammatikalischem Anhang, während Menéndez Pidal in seiner Anthologie ausgewählte Kapitel des zweiten Teils im *Arcipreste de Talauera* mit einem kurzen Kommentar versieht. Zur Vervollständigung der Lebensdaten des Alfonso Martínez veröffentlicht García Rey 1928 eine Reihe von Dokumenten.

Um die Wende der dreißiger Jahre erscheint ein Aufsatz von Aubrey F. G. Bell, *The Archpriest of Talavera*, dem Anna Krause einige Bemerkungen folgen läßt. Endlich werden noch zwei Textausgaben veranstaltet, von denen die von Rogerio Sánchez besorgte Erwähnung verdient.

Die hier in zeitlicher Reihenfolge aufgeführten bisherigen Untersuchungen zum *Arcipreste de Talauera* und über seinen Verfasser werden sowohl im Text als auch in den Fußnoten der vorliegenden Arbeit noch ausführlicher besprochen und gewürdigt. Eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Bibliographie dieser Werke soll hier folgen. Die Abkürzungen besonders häufig zitierter Werke werden am Rande vermerkt.

I. Neuere Textausgaben.

A. Vollständige Texte[1]:

Arcipreste de Talavera por el Bachiller Alfonso Martinez de Toledo. Ed. Pérez Pastor. Madrid 1901. (*Arc.*)

Libro del Arcipreste de Talavera. Ed. J. Rogerio Sánchez. Madrid o. J. (1930).

El Arcipreste de Talavera. Ed. E. Barriobero y Herrán. Madrid 1931.

B. Textauswahl (Anthologien):

Tesoro de los Prosadores españoles hasta Fines del Siglo XVIII. Baudry, T. XXII. Paris 1841, p. 35—39 (enthält I, 18; IV, 3 i. Ausz.).

Ludwig Lemcke, *Handbuch der Spanischen Litteratur.* Leipzig 1855. T. I, p. 105—117 (enthält Auszüge von II, 1; II, 3; II, 7).

Ramón Menéndez Pidal, *Antología de Prosistas castellanos.* Madrid 1923, p. 47—61 (enthält II, 1; II, 12). (*Ant.*)

W. Giese, *Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel* (*Mittelalter*). Hamburg 1927. (Enthält den Anfang von II, 10 und II, 12.

[1] Vgl. die ausführliche Beschreibung der Texte auf S. 444f. der vorl. Arbeit.

J. Rogerio Sánchez, *Antología de Textos castellanos* (Siglo XIII—XX). Toledo 1930.

II. Kritische Untersuchungen zum *Arcipreste de Talauera.*

A. Literarhistorische Untersuchungen:

Ferdinand Wolf, Aufsatz in den *Blättern für litterarische Unterhaltung.* Jahrg. 1850. Nr. 234.

Derselbe, *Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur.* Berlin 1859, p. 232—235. (*Studien*)

J. Amador de los Ríos, *Historia crítica de la Literatura española.* Madrid 1865. T. VI, p. 41 und 277ff. (*Hist. crít.*)

Th. de Puymaigre, *La Cour littéraire de Don Juan II.* Paris 1873. T. I, p. 156—166. (*Cour. littér.*)

Marcelino Menéndez y Pelayo, *Orígenes de la Novela.* Madrid 1905. T. I., p. CX—CXX. (*Oríg. Nov.*)

Aubrey F. G. Bell, *The Archpriest of Talavera.* In *Bulletin of Spanish Studies,* V (1928), p. 60—67.

Anna Krause, *Further Remarks on the Archpriest of Talavera. Bulletin of Spanish Studies,* VI (1929), p. 57—60.

(Zum italienischen Einfluſs:)

Bernardo Sanvisenti, *I primi Influssi di Dante, del Petrarca e del Boccaccio sulla Letteratura Spagnuola.* Milano 1902, p. 317ff.

Arturo Farinelli, *Note sulla Fortuna del „Corbaccio" nella Spagna medievale.* In *Bausteine zur Romanischen Philologie,* Festgabe für A. Mussafia. Halle 1905.

Derselbe, *Italia e Spagna.* Torino 1929. Vol. I, ubique. (Far.)

J. Rogerio Sánchez, *Historia de la Lengua y Literatura española.* Madrid 1924, p. 138.

B. Sprachgeschichtliche Untersuchungen:

Arnald Steiger, *Contribución al Estudio del Vocabulario del Corbacho. Memoria doctoral* (Zürich 1922). Madrid 1923. (Steiger)

Ramón Menéndez Pidal, *Op. cit.* (*Ant.*)

C. Untersuchungen zu einer Biographie des Verfassers:

Pérez Pastor, *Breves Noticias sobre la Vida y Obras de Alfonso Martínez de Toledo.* In der Textausgabe von Madrid 1901, p. V—XXXI. (*Brev. Not.*)

García Rey, *El Arcipreste de Talavera.* In *Revista de la Biblioteca, Archivo y Museo.* Ayuntamiento de Madrid. V (1928), p. 298ff. (García Rey)

b) Notwendigkeit einer Gesamtwürdigung.

Die Würdigung der bisherigen kritischen Bemühungen um den *Arcipreste de Talauera* und seinen Verfasser zu Beginn einer neuen Deutung soll nicht besagen, daſs diese von jenen ihren Ausgang nimmt.

Die Kritik hat sich — zumindest in der Quellenforschung — von einer Anzahl trügerischer Hypothesen leiten lassen und bewegte sich so auf einer Bahn, die keinen Fortschritt mehr zuließ und den Philologen in den letzten Jahren zum Schweigen verurteilte. Einen solchen Irrweg bildete die Suche nach der vermeintlichen Hauptvorlage des Alfonso Martínez zu seinem Buch, einer Schrift des Jean Gerson, die überhaupt nicht existiert, sowie der Verfolg angeblich wichtiger *Corbaccio*-Spuren und Einflüsse des katalanischen Prosaschriftstellers Francisco Eximenis im *Arcipreste de Talauera*. Alle derartigen Theorien müssen in der vorliegenden Arbeit aufgegeben werden.

Den alleinigen Ausgangspunkt dieser Untersuchung bilden die überlieferten Dokumente über das Leben des Alfonso Martínez sowie sein Werk selbst, wobei Vergleiche in erster Linie mit seinen Quellen, die hier eine Bereicherung erfahren, und seinen Nachahmungen in der spanischen Literatur angestellt werden sollen. Frühere Arbeiten werden nur dann herangezogen, wenn sie zur Vervollständigung der eigenen Ergebnisse dienen oder eine Auseiandersetzung mit diesen notwendig machen. Eine zu erfüllende Aufgabe ist somit die Sichtung der bisherigen Forschungsergebnisse.

Der erste Hauptteil dieser Arbeit beschäftigt sich mit dem Leben des Alfonso Martínez und seinen Werken mit Ausnahme des *Arcipreste de Talauera*. Zusammen mit den Ausführungen über das Hauptwerk soll er einen Überblick über die Wirksamkeit des Alfonso Martínez vermitteln. Das bereits verstreut vorliegende Material erscheint zusammengestellt und geordnet. Auf einige bisher unbeachtete Werke und Handschriften kann hier zum erstenmal hingewiesen werden. So erfolgt ein Abdruck der auf Martínez bezüglichen Textstelle in der *Hystoria o Descripción de la Imperial cibdad de Toledo* des Pedro de Alcccer, eine Beschreibung des *Cod. Pal. Vind.* der *Atalaya de las Corónicas* sowie ein Hinweis auf mögliche weitere Werke des Verfassers.

Im zweiten Hauptteil ist allein vom *Arcipreste de Talauera* die Rede. Am Beginn steht eine ausführliche Beschreibung der überlieferten Texte. Darin findet die bisher unbeachtet gebliebene Ausgabe von Sevilla 1512 Erwähnung. Der Abschnitt enthält eine Bewertung der verschiedenen Texte und Vorschläge für eine künftige Neuausgabe. Es folgt eine Klärung der Themastellung und Deutung des Zwecks des *Arcipreste de Talauera*. Hier werden zum ersten Male die Hauptquellen des Buches, der Andreas Capellanus, eine pseudoaristotelische Schrift, die Werke der Kirchenlehrer u. a. nachgewiesen[1]. Die Innenerzählungen und Exempla im *Arcipreste de Talauera* werden gesondert behandelt und nach motivgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnet. Damit verbindet sich eine Besprechung der wichtigsten

[1] Die Vermehrung der Quellen läßt im *Arcipreste de Talauera* vieles in ein helleres Licht rücken. Neben ihrem literarhistorischen Wert können die Vorlagen zur Klärung und Wiederherstellung einzelner, in starker Verderbnis überlieferter Textstellen dienen. Vgl. etwa S. 496, Anm. 4 der vorliegenden Arbeit.

Vorlagen, wie der des Andreas, Boccaccio, der *Disciplina clericalis* usw., sowie der Nachahmungen durch geringere spanische Dichter der Folgezeit[1]. Endlich wird die Frage gestellt, ob der Verfasser die Absicht hatte, einen frauenfeindlichen Traktat zu schreiben.

Die einzelnen Stilmittel des Alfonso Martínez würdigt ein dritter Hauptteil. Er erbringt den Nachweis, daſs die moralisierenden und volkstümlichen Themen des Werkes ein Nebeneinander verschiedenartiger Ausdrucksmittel bewirken. Hier ist auch eine Zusammenstellung der Sprichwörter im *Arcipreste de Talauera* mit ihren Vorlagen, Parallelen und Nachahmungen enthalten.

Ein vierter Hauptteil handelt von den Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera,* im besonderen von seinem Einfluſs auf die *Celestina* und seinen Spuren im *Don Quijote.*

Zum Schluſs folgt eine kurze Zusammenfassung über die Stellung des *Arcipreste de Talauera* in der spanischen Literatur.

Eine alle diese Gebiete berücksichtigende Einzelstudie über den *Arcipreste de Talauera* lag bisher noch nicht vor. Diese Tatsache mag neben der Erschlieſsung neuer Quellen eine solche Arbeit rechtfertigen. Natürlich kann nicht in allen Abschnitten eine gröſsere Ausführlichkeit walten. Aus Gründen der Raumersparnis werden nur wesentliche und wichtige Fragen erörtert, die das Werk zu seinen nachweisbaren Vorbildern und Nachahmungen in Beziehung setzen. Genaue Hinweise ermöglichen ein rasches Auffinden der hier nicht näher besprochenen Textstellen[2], Werke, Quellen u. a. Von einer Untersuchung der Besonderheiten im Wortgebrauch des Alfonso Martínez wird ganz abgesehen, da Arnald Steiger in seiner vorzüglichen und leicht zugänglichen Arbeit bereits darüber gehandelt hat. Die vorliegende Arbeit soll den Steigerschen Beitrag und die Textausgabe von Pérez Pastor ergänzen und mit diesen zusammen wichtiges Material zu einer Beschäftigung mit dem *Arcipreste de Talauera* liefern.

Die Kritik des spanischen Prosawerkes hat freilich noch nicht das letzte Wort gesprochen. Immer noch können einige Fragen nicht hinreichend beantwortet werden. Auch die vorliegende Untersuchung erhebt nicht den Anspruch, dort wo sie Irrtümer tilgen will, selbst frei von Fehlern zu sein. Ernst Gamillscheg schreibt einmal: ,,Wer weiterkommen will, muſs den Mut haben, gelegentlich fehlzugehen.

---

[1] Über die Nachwirkungen in der *Celestina* und die Spuren im *Don Quijote* handelt ein Sonderabschnitt.

[2] Eine Textauswahl aus dem *Arcipreste de Talauera* (sowie aus der noch unveröffentlichten *Atalaya de las Corónicas* des Alfonso Martínez) wird dieser Arbeit nicht beigefügt. Hier muſs auf die auf S. 418 verzeichneten Anthologien, die leicht zugänglich sind, verwiesen werden. Kürzere Textstellen werden hier nur dann angeführt, wenn sie zur Erläuterung oder zum besseren Verständnis der zu behandelnden Fragen notwendig erscheinen. Die Zitate aus dem *Arcipreste de Talauera* entsprechen, wo nicht anders vermerkt, dem Text der Neuausgabe von Pérez Pastor. Die Akzentsetzung wird hierbei nach den üblichen Regeln verbessert.

Nicht nur in der Erweiterung unseres Wissensschatzes besteht der Wert der wissenschaftlichen Arbeit, sondern vielleicht noch mehr in der Anregung, die von ihr ausgeht[1]". Es ist indes das Bemühen des Verfassers dieser Untersuchung, sich bedächtige Vorsicht im Urteil aufzuerlegen und der bestmöglichen Genauigkeit zu befleifsigen.

Möge diese Arbeit der in Deutschland gepflegten Romanistik einen geringen Beitrag liefern und der sich nach schweren Belastungen im Wiederaufbau befindenden spanischen Philologie einige Anregungen geben.

Zeittafel: Politische Geschichte und Geistesgeschichte der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Spanien.

Politische Geschichte	Literatur und Kunst	Übrige Romania
1370 ?	*Sánchez de Vercial	
1374		†Petrarca
1375		†Boccaccio
1376 ?	*Pérez de Guzmán	
1377 ?	*Jaime Roig	
1379	*Ausias March	
1384	*Enrique de Villena *Alfonso de Cartagena	
1385		*Alain Chartier
? *Alvaro de Luna		
1390 Heinrich III von Kastilien		
1394		*Charles d'Orléans
1398	*Alfonso Martínez *Santillana	
1404	*Antón de Montoro	
1406 Johann II von Kastilien		
1407	†López de Ayala	*L. B. Alberti
?		*E. Deschamps
1410 ?		†Froissart
1411	*Juan de Mena	
1412 Ferdinand I von Aragonien	*Diego de Valera	
?	*Gómez Manrique	
?	†Francisco de Eximenis	
1413	*Guillén de Segovia	

[1] *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur.* Bd. LXIII (1940), 380f.

	Politische Geschichte	Literatur und Kunst	Übrige Romania
1415		A. Martínez Kaplan	
1416	Alfons V von Aragonien		
nach 1419		Reisen des A. Martínez	
vor 1420		*Libro de los Gatos*	
1423		*Alfonso de Palencia	
1424		†Villasandino	
1426		†Sánchez de Vercial	
1427		A. Martínez Schatzverwalter	
		Stiftung des Klosters St. Bernardo	
		Zweite Reise nach Barcelona	
1428		Jan van Eyck in Spanien	
1430 ?			*Christine de Pisan
1431			*F. Villon
vor 1432		A. Martínez in Toledo	
1432			*L. Pulci
1433		*Enríquez del Castillo	*M. Ficino
1434		†Enríque de Villena	*Bojardo
		A. Martínez: Verlust d. Pfründe	
1435	Niederlage der Aragonier bei Ponza		
1436 ?		*Hernando del Pulgar	
		A. Martínez Erzpriester	
1438		*Arcipreste de Talauera*	
vor 1439		*Andanzes de Tafur*	
1440		*Alvarez Gato	
		*Jorge Manrique	
nach 1440		Gemälde des Jaime Jacomart	
1442 ?		*Lebrija	
1443	Alfons V in Neapel	*Atalaya de las Corónicas*	
1444		*Vidas de San Isidoro y San Ildefonso*	
1445	Schlacht bei Olmedo	*Coplas de ¡Ay, Panadera!*	
um 1445		*Cancionero de Baena*	
1446			*Commynes

	Politische Geschichte	Literatur und Kunst	Übrige Romania
1451 ?	*Columbus		
1452			*Leonardo da Vinci
1453	†Alvaro de Luna		
1454	Heinrich IV von Kastilien		
1456		†Alfonso de Cartagena †Juan de Mena	
1458	Johann II von Aragonien	†Santillana	
1459		†Ausias March	
1460		†Pérez de Guzmán	
nach 1460		*Tirant lo Blanch*	
1465			†Charles d'Orléans
1470 ?		†Alfonso Martínez	
			Pathelin
um 1474		Rodrigo Cota: *Diálogo*	
1499		Erstausgabe der *Celestina*	
1512		Rodrigo de Reinosa: *Coplas*	

I. Alfonso Martínez de Toledo.

A. Lebensgang.

Alfonso Martínez ist um 1398 zur Welt gekommen. Er berichtet uns am Beginn seines Hauptwerkes, des *Arcipreste de Talauera*, daſs er bei Vollendung des Buches (1438) vierzig Jahre alt war: *compuesto por Alfonso Martínez de Toledo Arcipreste de Talauera en hedat suya de quarenta annos, acabado a quinze de março anno del Nascimiento del Nuestro Saluador Ihesu X.º de mil e quatroçientos e treynta e ocho annos.* 1398 war auch das Geburtsjahr Santillanas[1]. Heinrich III. regierte zu dieser Zeit in Kastilien, doch sollte er den Thron bald seinem Nachfolger, Johann II. überlassen[2]. Die Hauptstadt des

[1] Alfonso Martínez war ein Zeitgenosse von Ausias March, Enrique de Villena, Santillana und Juan de Mena. Seine Lebenszeit entspricht beinahe der des französischen Dichters Charles d'Orléans, welcher vier Jahre vor Alfonso Martínez geboren wurde und fünf Jahre früher starb.

[2] Johann II. wurde mit acht Jahren König. Sein Oheim, Ferdinand, übernahm für ihn die Regentschaft in Kastilien. Dieser führte Krieg gegen Granada und eroberte 1410 Antequera. Im Jahre 1412 wurde Ferdinand auf den aragonischen Königsthron gerufen. Die Königsmutter Doña Catalina wurde Regentin von Kastilien. Sie starb wenige Monate darauf. Die Cortes erklärten nunmehr den erst vierzehnjährigen König für mündig.

Reiches war Toledo. Hier muſs auch die Wiege des Alfonso Martínez gestanden haben. In der *Vida de San Ildefonso* lesen wir seine Worte:

O cibdadano del cielo emperial
Ildefonso, de Toledo natural,
ruega a Ihu X.po eternal
por mi Alfon aunque non tal,
porque nascí pecador
donde tú fueste señor[1].

In ein eigenes Exemplar der *Crónica Troyana* schrieb er den Vermerk: *Ego Alfonsus Martini, archipresbiter Talaverensis . . . porcionarius eclesiae Toletanae eadem oriundus civitate . . .*

Den Grad eines Bakkalaureus der Rechte erwarb Alfonso Martínez vielleicht in Salamanca. Mit 17 Jahren wissen wir ihn in Toledo, wo er von 1415 bis 1418 eine geistliche Pfründe in der Capilla del Rey Don Sancho oder de los Reyes Viejos innehatte. Er war einer der zwölf Kaplane, die dort beschäftigt wurden. In dem Archiv der alten Kapelle befindet sich ein Dokument aus diesen Jahren mit der Handschrift des Alfonso Martínez. Er unterzeichnete mit *Alfonsus Martínez, porcionarius*[2].

Ein noch unbeachtetes Verzeichnis von Druckwerken aus der Biblioteca del Cabildo de la Santa Iglesia Catedral, das von Rudolf Beer veröffentlicht wurde[3], enthält die Eintragung: *Sábado, veynte et quatro días de deziembre, año de MCCCCXVIII años dió . . . Alfonso Martínez . . . a Pero Sánchez, escrivano de libros, setecientos et veynte maravedís que ovo de aver por rrazón de un libro que escrivió et fizo et puntó de chanzonetas de Sancta María e de Ihesu Christo et misereres para el choro de la eglesia, en que ovo doce quadernos a rrazón de a sesenta maravedís cada quaderno . . .*

In späteren Jahren hat sich Alfonso Martínez auf Reisen begeben. In Valencia will er Augenzeuge der Geschichte, die sich mit

---

Johann der Zweite war schwach, unentschlossen und seinen Aufgaben nicht gewachsen. Er wurde von einem Neffen des Erzbischofs von Toledo, Don Pedro de Luna, genannt Don Álvaro, vollends beherrscht. Der kastilische Adel war ein erklärter Gegner dieses Günstlings am Hofe des Königs. Es kam zu einem Aufstand. Die Schlacht bei Olmedo (1445) entschied für Álvaro de Luna. Später gelang es jedoch der zweiten Gemahlin des Königs, Doña Isabel, diesen gegen Álvaro de Luna zu beeinflussen und den Günstling gefangennehmen zu lassen. Der königliche Rat verurteilte Don Álvaro zum Tode. Im Jahre 1453 wurde er in Valladolid hingerichtet. Der König starb bald danach, und sein ältester Sohn, Heinrich IV. bestieg 1454 den Thron.

Dies ist ein kurzer Abriſs der an groſsen politischen Ereignissen armen, jedoch an Neid, Miſsgunst und inneren Wirren reichen ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Kastilien, in welche die Hauptwerke des Alfonso Martínez fallen.

[1] Der Hl. Ildefons war einst Erzbischof von Toledo. — Die Angaben stammen, wenn nicht anders vermerkt, aus den *Breves Noticias* von Pérez Pastor.

[2] García Rey veröffentlicht ein Faksimile der Handschrift.

[3] *Handschriftenschätze Spaniens.* Wien 1893, p. 473f.

einem Einsiedler zugetragen hat, gewesen sein. Er berichtet sie uns im vierten Teil seines *Arcipreste de Talauera.* In Tortosa sah er die Bestrafung der Kindesmörderin, von der er im ersten Teil des Buches erzählt. Auch die furchtbare Rache der Geliebten an Juan Orenga soll sich am gleichen Ort abgespielt haben[1]. An Barcelona knüpft sich seine Erinnerung an eine Hexe und an die Vatermörderin Argentera, die 1428 bingerichtet wurde[2]. In den Jahren 1427 und 1428 war Alfonso Martínez vielleicht zum zweitenmal in Barcelona[3]. Er hat dort verheerende Erdbeben miterlebt. Von den Verwüstungen, die sie in Katalonien angerichtet haben, berichtet er in der *Atalaya de las Corónicas*[4].

Zwischendurch kam Alfonso Martínez jedoch wieder nach Toledo. Eine bisher nicht beachtete Geschichte der Stadt Toledo von Pedro de Alcocer[5] berichtet, dafs Alfonso Martínez eine beträchtliche Geldsumme für den 1427 begonnenen Bau des Klosters vom Hl. Bernhard gestiftet hat. Die Gründungsgeschichte lautet: *Gl* (sic) *deuoto Monesterio de sant Bernardo extra muros desta cibdad, que por otro nonbre se llama Sancta María de monte Syon, fué en su comienço fundado de la manera que aquí diré. En vn monesterio del reyno de Aragón llamado Sancta María de Piedra, auía vn monje desta orden llamado fray Martín de Vargas honbre de grandes letras, y sancta vida, y muy acepto al Papa Martino, cuyo confessor y predicador fué: y como en su tienpo esta religión no estuuiesse reformada, él como gran religioso rogaua a nuestro señor con muchas lágrimas que le diesse lugar que la pudiesse reformar: para el qual efecto alcançó del Papa todos los fauores que quiso: y veniendo en Castilla con otros algunos conpañeros suyos en la sanctidad: después de auer andado gran parte della, y no hallando en ninguna parte buen aparejo, para su propósito, últimamente vino a esta cibdad, adonde halló personas sanctas que le ayudaron y fauorecieron mucho: entre los quales fué vno el más principal, don Alonso Martínez thesorero y obrero desta sancta yglesia de Toledo: que viendo la sanctidad destos religiosos, les dió en dineros seys cientos Florines para el comienço desta sancta obra demás de otras muchas cosas que después les dió: y con estos dineros este religioso començó la edificación desta casa de sant Bernardo, en día de sancta Ynés del año del señor de 1427 años: en el*

---

[1] *Arc.*, p. 72ff.

[2] *Arc.*, p. 182 und 71f.

[3] *Atalaya de las Corónicas: Yo otro vez estando en Barcelona . . .* Vgl. hierzu auf S. 433.

[4] Vgl. Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. VIIff.

[5] *Hystoria, o Descripción de la Imperial cibdad de Toledo. Con todas las cosas acontecidas en ella, desde su principio, y fundación. En Toledo* (*por Juan de Ferrer*) *1554.* Die Überschrift zum zweiten Buch: *Libro Segundo. En que particularmente se escriue el principio, y fundamento desta sancta yglesia de Toledo. Con todas las cosas que en ella ay dignas de ser sabidas: en que se escriuen también las primeras fundaciones de los Monesterios, Ospitales, y lugares píos que en ella en este tiempo ay.* Ein Exemplar des seltenen Werkes befindet sich in der Preufsischen Staatsbibliothek, Berlin. Signatur: Qu 8370.

qual día se puso la primera piedra deste edificio, por la propia mano deste deuoto hombre: y poco después désto, otro muy deuoto desta religión, llamado Alonso Aluarez de Toledo[1] *Contador mayor del rey don Iuan segundo, tomó a su cargo la edificación desta casa, quél en sus días acabó, aunque no de la mano que oy está* . . .[2].

Wir erfahren in dem Bericht, daſs Alfonso Martínez den kirchenreformatorischen Bestrebungen seiner Zeit nahe stand und bereits 1427 ein beträchtliches Ansehen in Toledo erworben hatte. Er ist inzwischen Schatzverwalter der Kirche von Toledo geworden.

Der Schatzverwalter gehörte zu den vierzehn Würden, die den Erzbischof von Toledo begleiteten: *Primeramente ay en esta sancta yglesia, el Arçobispo que es la suprema dignidad della, y de toda España: el qual por preuilegios antiquissimos, es primero, principal, y primado de las Españas, y el más rico prelado de estado y renta, que ay en todas ellas, y aún toda la christiandad, después del sumo Pontífice: al qual aconpañan otras catorse dignidades que tienen sus assientos en el Coro: los siete a la mano diestra que son, el Arcediano de Toledo, el Arcediano de Talauera, el Capiscol que por otro nonbre se llama Cantor, el Thesorero* . . .[3].

Das bereits angeführte Handschriftenwerk Rudolf Beers enthält noch zwei von der Forschung vernachlässigte Dokumente aus dem Jahre 1432, die für eine Biographie des Alfonso Martínez wertvoll sind, da wir ohne sie für einen Zeitraum von sechs Jahren kein Lebenszeichen von dem Verfasser des *Arcipreste de Talauera* hätten: *Lunes veynte et ocho días de abril, año del señor Jhesu Christo de mill et quatrocientos et treinta et dos años dió Alfonso Martínez, thesorero . . . de la dicha eglesia de Toledo a Pero Sánchez cantor et escrivano de libros, mill et trezientos et cinquenta maravedís* . . .[4]. Am 20. Juni 1432 gab *Alfonso Martínez a Andrés, escrivano de letra formada, dozientos et cinqienta mrs* . . .[5].

Im Jahre 1434 oder 1435 verlor Alfonso Martínez zusammen mit einem anderen Kaplan durch päpstliche Bulle die Pfründe in der Capilla de los Reyes Viejos. Mit Hilfe eines Prozesses muſste er sich nach Rom wenden und erhielt kurz darauf sein geistliches Amt wieder[6]. Wohl im Jahre 1436 wurde er Erzpriester von Talavera[7].

---

[1] Vgl. Cejador y Frauca, *Historia de la Lengua y Literatura Castellana*, T. 1, 2 (1927), p. 290: „El Licenciado Alonso Alvarez de Toledo tradujo Loș morales de San Gregorio Papa, Sevilla 1514, 1527; Salamanca 1534; Sevilla 1534, 1549."

[2] *Hystoria de Toledo, Libro segundo*, fol. CXV, Cap. XXVIII: *Del monesterio de sant Bernardo.*

[3] *Op. cit., Libro segundo*, fo. XCIX, Cap. II: *Del Prelado, y dignidades que ay en esta sancta yglesia de Toledo.*

[4] *Archivo de la Catedral de Toledo. Libro de gastos del año 1418.* Beer verweist auf Manuel Remón Zarco del Valle, *Documentos para la Historia de las Bellas Artes en España. Colección de documentos inéditos para la Historia de España. Tomo LV* (1870), p. 480f.

[5] *A. o.*, p. 481f.

[6] García Rey in seinem Aufsatz.

[7] Vgl. García Rey.

Als Erzpriester und königlicher Kaplan schrieb Alfonso Martínez 1438 sein Prosawerk, das den Namen *Arcipreste de Talauera* tragen soll. Das Buch ist ein Zeugnis für die Belesenheit des Verfassers. Er führt selbst eine Reihe von Schriftstellern an, einige wichtige Quellen und Vorbilder mußten wir ihm erst nachweisen. Nicht nur die Bibel, das Schrifttum der Kirchenlehrer und das *Corpus iuris canonici* sind Alfonso Martínez auf das genaueste bekannt, sondern auch Werke der antiken Literatur von Valerius Maximus, Ovid, Socrates, eine pseudoaristotelische Schrift, die *Dicta Catonis*, sowie die spätmittelalterlichen lateinischen und spanischen Schriftsteller Andreas Capellanus, Giovanni Boccaccio, Francesco Petrarca, Juan Ruiz, Francisco Eximenis und die *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi. In seiner Bibliothek befand sich auch eine Ausgabe der *Crónica Trojana*[1].

Wenige Jahre später verfaßte Alfonso Martínez noch zwei lehrhafte Bücher. Um 1443 arbeitete er an seinem Geschichtswerk, der *Atalaya de las Corónicas* und beendete 1444 die *Vidas de San Isidoro y San Ildefonso*, eine Übersetzung aus dem Lateinischen.

Die *Vida de San Ildefonso* trägt am Schluß den Vermerk: *Anno CCCC millésimo XLIIII XII Februarii scriptum fuit Toletum* . . .[2]. Hiernach lebte der Verfasser im Jahre 1444 wieder in Toledo. Vielleicht hatte er den Titel eines Erzpriesters von Talavera beibehalten und genoß nun eine neue Pfründe, wie man aus dem handschriftlichen Eintrag in das Exemplar der *Crónica Trojana* vom 20. Mai 1448 schließen könnte: *Et ego Alfonsus Martini, archipresbiter talaverensis domini nostri regis Joannis capelanus in decretis bachalaureus ac porcionarius eclesiae Toletanae eadem oriundus civitate capelanus idemque capelae regis Sancii dictae eclesiae librum hoc scribi feci tempore supra scripto propter dulcisimam latini sui ac stili necnon facti nobilissimi seriem et suavitatem. Deo gratias. A. Talaverensis porcionarius Toletanus.* Ein ähnlicher Vermerk befindet sich in dem *Libro de las Donas* des Francesch Eximeniz, das Alfonso Martínez 1448 erworben hatte: *Este libro es de Alonso Martínez, arcipreste de Talavera, racionero en la iglesia de Sancta María de Toledo, comprado en XXVI d'agosto, de 48 años de más de mil CCCC en Toledo. Quinientos maravedís et otro libro, Alfonsus Talaverensis, porcionarius Toletanus*[3].

Vielleicht wurde Alfonso Martínez später auch das Amt des Erzdechanten von Toledo für kurze Zeit übertragen. Ein Dokument aus dem Domarchiv von Toledo, welches García Rey veröffentlicht hat, enthält nämlich die Notiz: *la Cofradía de la Santa Caridad de esta ciudad cubría también en la Santa Iglesia y claustro veinte y cuatro*

---

[1] Siehe unten.

[2] Zitiert nach dem Kodex der Biblioteca Nacional, Madrid. Im Kodex der Biblioteca de El Escorial steht *Toleti*.

[3] Das Exemplar wird heute in der Biblioteca de El Escorial aufbewahrt. — Alfonso Martínez hatte das Werk erst zehn Jahre nach Abschluß des *Arcipreste de Talauera* angeschafft. Dieser Hinweis ist wichtig im Zusammenhang mit meinen Ausführungen in Anm. 1 auf S. 459.

sepulturas, una de las cuales es la de Alonso Martinez, Arcipreste de Talavera, Arcediano de Toledo y Capellán del Rey don Sancho en su Capilla de los Reyes Viejos ... con dos velas. Es ist dies der einzige vorliegende Vermerk, worin Alfonso Martínez als Erzdechant von Toledo[1] bezeichnet wird, was García Rey noch nicht aufgefallen war.

Zum letzten Male erscheint der Name des Alfonso Martínez bei seinen Lebzeiten in einem Schriftstück, das im Archivo de la Capilla de Reyes Nuevos de Toledo aufbewahrt wird[2]. Danach war der Verfasser des *Arcipreste de Talauera* am 27. Juli des Jahres 1466 noch am Leben. Von seiner späteren Wirksamkeit erfahren wir nichts mehr. Wahrscheinlich ist er 1470 gestorben. Im Dom von Toledo befindet sich sein Grabstein mit der Inschrift: *Archipresbiter talaveranus toletanus portionarius regis Sancii capellanus itiden Henrici 4⁰ MCCCCLX obiit die 2⁰* Hen⁰. Die Mitte enthält das Wappen der Familie Martínez[3]. Auf der Inschrift, die vielleicht erst längere Zeit nach dem Tode des Alfonso Martínez angebracht wurde, ist die Jahreszahl wohl durch ein Versehen verwechselt worden.

Die Angaben über das Leben des Alfonso Martínez sind noch unvollständig. Für das nähere Verständnis seines Hauptwerkes mögen sie ausreichen. Ehe wir uns dem *Arcipreste de Talauera* zuwenden, wollen wir jedoch noch von den übrigen Werken des Verfassers sprechen.

B. Werke (mit Ausnahme des *Arcipreste de Talauera*).

1. *Atalaya de las Corónicas.*

Alfonso Martínez hatte am 15. März 1438 den *Arcipreste de Talauera* vollendet. In der Folgezeit war er nicht müſsig. Im Jahre 1443 schrieb er die *Atalaya de las Corónicas* und schloſs 1444 die *Vidas de San Isidoro y San Ildefonso* ab.

Von der *Atalaya de las Corónicas* sind drei Handschriften, die in Madrid, London und Wien verwahrt werden, sowie zwei Kopien auf uns gekommen[4].

a) Die Handschrift der Biblioteca de Palacio, Madrid. Signatur 2-C-9. Der Beginn lautet: *Aqui comiença el Atalaya. En el nonbre de Dios nuestro saluador Ihu Xpo encarnado humanal mente ...* Am Ende: *e fue fallado don Aluar Peres que demandaua Razon e tenia derecho al almirantadgo. Este libro es acabado dios todo poderoso sea syenpre ensalcaçado* (*sic*) *amen. e ansy como me dexe acabar en bien*

[1] Arcediano (=Arcipreste) de Toledo und Arcediano de Talavera waren zwei voneinander getrennte Ämter, wie die auf S. 427 f. angeführte *Hystoria de Toledo* besagt.

[2] Vgl. Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. XXI f.

[3] Eine ausführliche Beschreibung sowie eine Zeichnung des Grabsteins enthält der Aufsatz von García Rey.

[4] Pérez Pastor kannte die Handschriften noch nicht. Er beschrieb die Kopie der Academia de la Historia.

e todas las obras que yo començare a su santo serviçio amen. Deo gras por syenpre.

251 Blätter. Gröſse 270×200. Papier und Schrift des 15. Jahrhunderts. Buntes Titelblatt mit groſser Initiale *E*. Verzierungen: ein Vogel und ein Hund[1].

Die Handschrift wurde von Menéndez Pidal entdeckt und zum erstenmal beschrieben[2].

b) Der *Codex Egerton* 287 des Britischen Museums. Der Beginn lautet: *Aqui comiença el libro que se llama atalaya de las coronicas. En el nonbre de nuestro señor ihu xpo encarnado humanal mente* . . . Am Ende: *dios perdone la su alma amen pater noster.*

286 numerierte Blätter in Folio.

Die Chronik schlieſst erst mit der Thronbesteigung Heinrichs IV (1554) ab. Im letzten Zeitabschnitt weist der Text Übereinstimmungen mit den *Generaciones y Semblanzas* von Fernán Pérez de Guzmán auf[3]. Sie erklären sich daraus, daſs der Verfasser der letzten Abschnitte (nach meinem Dafürhalten nicht Alfonso Martínez!) auf eine mit Pérez de Guzmán gemeinsame Quelle, die *Crónica de Juan II* zurückgeht[4].

Der *Codex Egerton* wurde von Georges Cirot aufgefunden und beschrieben[5].

c) Der *Codex Palatinus Vindobonensis* 3424*. Der Beginn lautet: *Aqui comiença el atalaya de las coronicas famoso libro que ha nonbre atalaya de las coronjcas que fabla de los grandes fechos que los godos e rreyes de españa fizieran en castilla fasta el nuestro tienpo. En el nonbre de dios nuestro saluador jhu xpo encarnado humanal mente*... Am Ende: *e fue fallado don aluar peres que demandaua rrazon e tenja derechon al almirantadgo este libro es acabado dios sea por sienpre loado. Deo graçias por sienpre.*

Die Handschrift enthält die zweispaltig beschriebenen Blätter 1—160, 162—214 (161 ist bei der Numerierung übersprungen). Gröſse 300×200. Papier und Schrift des 15. Jahrhunderts. Verschiedene Wasserzeichen im Papier: Karo mit Krone, Burg, Hand mit Stern, Hand mit Krone. Titelblatt mit bunter Initiale *E*[6].

---

[1] R. Menéndez Pidal reproduziert das Titelblatt in seinem *Catálogo de la Real Biblioteca, T. V. Crónicas Generales de España. Tercera Edición* (Madrid 1918). p. 168.

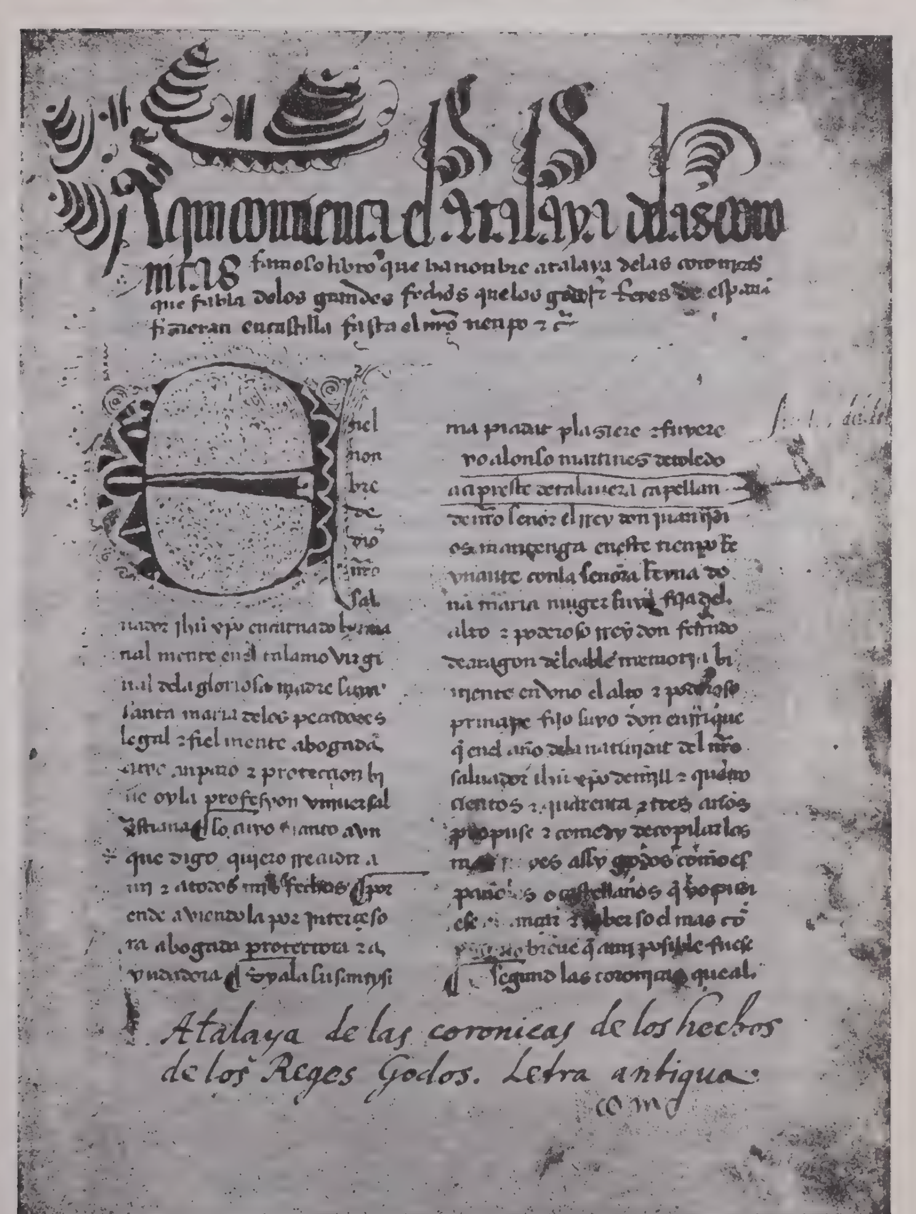
[2] *I. o.*

[3] G. Cirot, *Note sur l'Atalaya de l'Archiprêtre de Talavera.* In *Homenaje a Menéndez Pidal, I* (Madrid 1925), p. 363: „Mais notre texte a aussi des détails particuliers dans des phrases qui se trouvent communes à lui et aux *Generaciones.*" Cirot glaubt an eine gegenseitige Beeinflussung der beiden Werke, die ich für ausgeschlossen halte.

[4] Cirot weist diese Möglichkeit nicht von der Hand: „l'auteur a donc pu utiliser l'historique du règne de Juan II . . ." (*Op. cit.*, p. 364).

[5] *Op. cit.*, p. 355—369. Darin photographische Wiedergaben der Fol. 6 und Fol. 290 (ult.). Vgl. ferner: G. Cirot, *Notes complémentaires sur l'Atalaya.* In *Bulletin Hispanique XXVIII* (1926), p. 140.

[6] Abb. 1. — Von zweiter Hand rechts oben: *Autor del libro.* Von noch späterer Hand unten: *Atalaya de las coronicas de los hechos de los*


Aqui comiença el atalaya delas coronicas famoso libro que ha nombre atalaya delas coronicas que fabla delos grandes fechos que los godos reyes de españa fizieran en castilla fasta el nuestro tiempo etc.

Atalaya de las coronicas de los hechos de los Reges Godos. Letra antigua.

Abb. I. *Cod. Pal. Vind. 3424**, Fol. Ir.
Verkleinert (etwa ³/₄ des Originals).

Der Wiener Kodex ist neben dem der Madrider Bibliothek die älteste Handschrift der *Atalaya de las Corónicas.* Er wird an dieser Stelle zum erstenmal beschrieben.

Die Chronik beginnt mit einem Vorwort, worin der Verfasser seinen Namen, den Zeitpunkt der Abfassung und den Gegenstand des Werkes nennt: *Sy a la su santysima piadat plasiere e fuyere yo alonso martines de toledo açipreste de talauera capellan de nuestro señor el rrey don juan que dios mantenga en este tienpo rreynante con la señora rreyna doña maria muger suya fija del alto e poderoso rrey don fernando de aragon de loable memorja biujente en vno el alto e poderoso prinçipe fijo suyo don enrrique que en el año de la natiujdat del nuestro saluador ihu xpo de mjll e quatro çientos e quarenta e tres años propuse e comedy de copilar los mas rreyes assy godos commo españoles o castellanos que yo pudiese alcançar e saber so el mas conpendio breue que a mj posible fuese. E segund las coronjcas que alcançar pudiese tomando dellas las conclusiones de los fechos que en los pasados tienpos contesçieron por que aquellos que por estenso pasadas e leydas las ayan so breues menbranças puedan memorar los mas de los fechos en ellas contenjdos tocantes a los fechos de españa. esto todo con el ayuda de nuestro señor dios.*

Das erste Kapitel handelt davon, wie die Gotenkönige von Schottland kamen (fo. 2^r). Die folgenden Kapitel handeln von den Königen *Teudefredo* (7^v), *Turismundo* (9^v), *Teuderigo* (11^r), *Aurigo* (13^r), *Alarigo* (14^r), *Guisalago* (15^v), *Teoderigo* (17^r), *Amalarigo* (18^v), *Teudio* (20^r), *Teodisclo* (25^r), *Agila* (23^v), *Atanagildo* (24^r), *Luybia* (26^v), *Leonegildo* (26^v), *Recaredo* (31^v), *Lubia II* (32^v), *Viterigo* (33^r), *Gundemaro* (33^v), *Gisebundo* (34^v), *Recaredo* (35^v), *Cintilla* (35^v), *Sysenado* (36^r), *Colgas* (37^v), *Sandasino* (37^v), *Resçesimdo* (39^r), *Banba* (40^r), *Eurigo* (44^v), *Egica* (45^r), *Vitiça* (47^r), *Rodrigo* (49^v), *Pelayo* (56^r), *Fruyla* (59^v), *Alfonso el Catolico* (59^v), *Fruela* (61^r), *Aurelico* (65^r), *Silo* (66^r), *Alfonso el Casto* (66^v), *Bermudo* (67^r), *Fruela* (71^v), *Alfonso* (72^v), *Ramiro* (72^v), dem Grafen *Fernand Gonçales* (73^v), den Königen *Ordoño* (75^r), *Sancho* (78^v), *Ramiro* (86^v), *Bermudo* (89^r), *Alfonso el Magno* (93^v), *Bermudo* (96^v), dem Grafen *Garçia* (97^v), König *Sancho el Gordo* (99^r), *Fernando el Magno* (102^v), *Alfonso* (105^v), *Sancho* (115^r), *Alfonso de Leon* (116^r), *Enrique* (121^r), *Fernando* (122^v), *Alfonso* (123^v), dem Infanten *Don Felipe* (125^v), König *Sancho* (133^v), *Fernando* (136^r), *Alfonso* (142^r), *Pedro* (154^r), *Enrique II* (181^v), *Juan I* (187^v), *Enrique III* (204^v)[1].

Die *Atalaya de las Corónicas* beschreibt den Zeitraum von den ersten Gotenkönigen bis zur Herrschaft Heinrichs III in Spanien[2].

Reyes Godos. Letra antigua. — Auf dem Schweinslederrücken der Handschrift: *Atalaya De las Coronicas. En Rom*[ce].

[1] Die Bezeichnungen in den Überschriften zu den einzelnen Kapiteln der Wiener Handschrift habe ich beibehalten.

[2] Der *Codex Egerton* umfaſst einen Zeitraum, d. h. die Chronik Johanns II (1406—1454), mehr.

Einige Abschnitte aus dem unveröffentlichten Werk, wie die Geschichte des Grafen Fernán González, die Begebenheit der sieben Infanten von Lara, die Chronik des Grafen Don García und die Chronik des Königs Alfons von Kastilien mit dem Taten des Cid, sind literarhistorisch bemerkenswert[1]. Auf Fo. 25r—26v berichtet Alfonso Martínez von den gewaltigen Erdbeben in Katalonien, deren Zeuge er wurde[2]. Wie ich feststellen konnte, gründet sich seine ausführliche Schilderung auf einen lateinischen Bericht von anonymem Verfasser, der in einer Handschrift der Wiener Nationalbibliothek[3] überliefert ist. Diese zeigt auch in Einzelheiten starke inhaltliche Übereinstimmungen mit dem Text der *Atalaya de las Corónicas.* Daher ist es nicht unbedingt sicher, daſs Alfonso Martínez zur Zeit des Erdbebens in Barcelona war. Ein Hinweis auf den Verfasser selbst ist auch in der Episode des Erzpriesters, der sich dem Grafen Fernán González in den Weg stellt, enthalten[4].

d) Kopien der *Atalaya de las Corónicas* werden in der Academia de la Historia[5] und in der Biblioteca de Palacio[6] zu Madrid aufbewahrt. D. Pedro Rodrigo Campomanes hatte sie nach einer Handschrift aus der Zeit des Verfassers anfertigen lassen. Ihr Titel lautet: *Cronica intitulada Atalaya de las Cronicas que contiene los grandes hechos de los godos y Reyes de España sus succesores escrita por Alfonso Martínez de Toledo, Arcipreste de Talavera y Capellan del Rey Don Juan el 2.º de Castilla.*

Gröſse 300×200. Papier und Schrift des 18. Jahrhunderts.

Auf das Titelblatt des Exemplars der Biblioteca de la Academia de la Historia schrieb Campomanes die Randbemerkungen: *Este manuscrito es uno de los más raros de la Historia de España . . . Su chronología padece varias alteraciones e inconsequencias . . . Las diferencias de los Reyes de Granada en tiempo de D. Pedro el Cruel están bien escritas y hay otras muchas cosas notables; pero requiere mucho discernimiento su lectura, y sierve esta Chrónica para destruir el tributo de las Cien doncellas . . . Para los que tienen afición a la Historia de los Árabes, se encuentran sobre su invasión en España no despreciables noticias si las saben discernir*[7].

---

[1] Eine Veröffentlichung dieser Abschnitte wird von mir beabsichtigt.

[2] Nach der Kopie des Campomanes abgedruckt von Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. VII—IX.

[3] *Cod. Pal. Vind. 3529.* 331 Blätter in Quart. Enthält 16 Handschriften des 15. Jahrhunderts. 4.) Fol. 153v—154v. Überschrift: *Anno dom. MCCCCXXVII.* Am Beginn: *In toto regno Cathalonie . . .* Am Ende: *. . . nos in occursum iusti iudicis.* Allgemeine Bezeichnung nach dem Handschriftenkatalog: *Narratio de magno terræ motu anno 1427 et quæ damna in Catalonia causaverit.*

[4] Vgl. m. Anm. 3 auf S. 499 der vorliegenden Arbeit.

[5] Beschrieben von Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. XIV f.

[6] Signatur 2-F-4. Beschrieben von R. Menéndez Pidal, *Crónicas Generales de España.* Madrid 1918, p. 169.

[7] Der vollständige Text in den *Brev. Not.*, p. XVI—XVII.

Man kann die *Atalaya de las Corónicas* — im Gegensatz zum *Arcipreste de Talauera* — als ein klar aufgebautes, in Gehalt und Form einheitliches Werk bezeichnen[1].

2. *Vidas de San Isidoro y San Ildefonso.*

Das Übersetzungswerk des Alfonso Martínez, die *Vidas de San Isidoro y San Ildefonso,* ist in drei Handschriften überliefert.

a) Der Kodex b.III.1 der Biblioteca de El Escorial[2].

I. Fol. 1—40: *Vida de S. Isidoro.* Der Verfasser war vermutlich S. Braulio, ein Bischof von Zaragoza und Zeitgenosse des Hl. Isidor. Alfonso Martínez übersetzte die *Vida* ins Spanische und erweiterte sie. Álvar Gómez de Castro fügte zwei Kapitel hinzu.

II. Fol. 41—72: *Vida de San Ildefonso por Alfonso Martínez de Talavera.*

III. Fol. 74—131: *Libro de S. Ildefonso sobre la perdurable integridad de la Virgen Maria. Traducido por Alfonso Martinez de Talavera, el año 1444.*

Im gleichen Band, der 157 zweispaltig beschriebene Blätter in Folio enthält, noch einige Schriften von anderen Verfassern.

b) Der Kodex 1.178 der Biblioteca Nacional zu Madrid[3]. In Folio.

I. Fol. 1—60: *Vida de Sant Isidoro Arçobispo de Seuilla.* In das 20. Kapitel sind das *Libro de la Oracion* und die Briefe des Hl. Ildefonso eingeschoben.

II. Fol. 61—108: *Vida del bienauenturado S. Elifonso, confesor e capellan de la Virgen Sancta Maria, Arçobispo de Toledo.*

III. Fol. 109f.: *Libro de la virginidad de Sancta Maria.*

c) Der Kodex der Biblioteca Menéndez y Pelayo[4]. In Folio.

I. Fol. 1—12: *Vida santa que fizo el bienauenturado sant yllefonso arçobispo que fue de Toledo.*

II. Fol. 12—48: *Libro de la virginidad de nuestra señora.*

III. Fol. 49—150: *Estimulo del amor de Jesus* von ungewissem Verfasser.

---

[1] Die Herausgabe der Atalaya wäre in wissenschaftlichen Kreisen Spaniens offenbar sehr willkommen. A. Bonilla y San Martín hat bereits früh darauf hingewiesen: „La Crónica intitulada Atalaya de las Corónicas, escrita en 1443 y todavía inédita, merecía que el señor Pérez Pastor se hubiese detenido en la descripción del manuscrito de la Real Academia de la Historia, único citado, y muy digno de ver pronto la luz pública." (*Anales de la literatura española publicados por A. Bonilla,* 1900—1904, p. 242f.).

[2] Ausführlich beschrieben von P. Miguélez, *Catálogo de los Códices españoles de la Biblioteca del Escorial.* Madrid 1925, T. II, p. 212f.

[3] Beschrieben von Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. XVIIIf.

[4] Beschrieben von Miguel Artigas, *Catálogo de los manuscritos de la Biblioteca Menéndez y Pelayo.* Santander 1930, p. 22—24.

Nach Pérez Pastor ist der Kodex der Biblioteca Menéndez y Pelayo die bessere der drei angeführten Handschriften[1]. Die *Vida de San Isidoro* fehlt.

Keines der beschriebenen Manuskripte ist jemals gedruckt worden. Bei dem Werk handelt es sich um eine getreue Übersetzung des Alfonso Martínez aus dem Lateinischen ins Spanische. Von der lateinischen Vorlage wurde in der *Collectio SS. Patrum Ecclesiæ Toletanæ*[2] eine Ausgabe veranstaltet.

3. Werke von zweifelhafter Autorschaft.

Alfonso Martínez war womöglich auch der Verfasser noch weiterer Werke, die seinen Namen tragen. Sie sind bisher in keiner der Untersuchungen über Alfonso Martínez und seinen *Arcipreste de Talauera* erwähnt worden. In die verschiedenen Handschriften dieser Werke konnte ich bisher leider nicht selbst einsehen. Eine endgültige Klärung der Verfasserfrage ist daher nicht möglich.

Wie Pérez Pastor vermerkt, hatte Pérez Bayer die *Atalaya de las Corónicas* einem Alfonso de Toledo, ,,vecino de Cuenca'' und Verfasser des *Espejo de Historias*, zugeschrieben. Die *Atalaya* und der *Espejo* sind jedoch keineswegs miteinander identisch und behandeln beide einen ganz verschiedenen Gegenstand[3].

Unter dem gleichen Verfassernamen Alfonso de Toledo ist ein zweites Werk bekannt: *El Invencionario, o inventores de todas las cosas, por el Bachiller Alonso de Toledo.* Der Text des Kodex x.III.3.3. der Biblioteca de El Escorial (fols. 193^{v}—233^{r}) beginnt: *Qujen fueron los prymeros ynuentores que prymera mente fallaron todas las cosas. La trasgresyon del padre prymero gran miseria* . . . und endigt: *alexandre rrey que seydo avia donde començo esta arte aver yntroduçion en rroma segun el maestro. Deo graçias. Acabose jueues postrymero de abril anno de LXVII por garçia de medyna en valladolyt*[4]. Das Werk war an den damaligen Erzbischof von Toledo, Alfonso Carrillo gerichtet. Die Handschrift T,17. der Biblioteca Nacional in Madrid bezeichnet Alonso Martínez als den Verfasser des *Invencionario:* Martínez de Toledo (Alonso). *El Invencionario, o los inventores de las cosas*[5].

Es ist sehr wahrscheinlich, daſs neben Alfonso Martínez de Toledo noch ein Alfonso de Toledo, ,,vecino de Cuenca'', zur gleichen Zeit in Spanien als Schriftsteller tätig war. Letzterem verdanken

---

[1] *Brev. Not.*, p. XVIII, Anm.

[2] *S. S. P. P. Toletanorum quodquod extant opera.* Matriti 1782—85. Die Herausgeber erwähnen die Übersetzung des Alfonso Martínez noch nicht.

[3] Vgl. Pérez Pastor, *Breves Noticias*, p. XVIII; dazu Cejador y Frauca, *Historia de la Lengua y Literatura Castellana*, 1, 2 (1927), p. 100—101.

[4] Zitiert nach P. Fr. Julián Zarco Cuevas, *Catálogo de los Manuscritos castellanos de la Real Biblioteca de El Escorial.* T. II (Madrid 1924), p. 502.

[5] Vgl. Bartolomé José Gallardo, *Ensayo de una Biblioteca Española*, II (Madrid 1866), *Apéndice, 102.*

wir wohl den *Espejo de Historias.* Das Werk war an den Bischof von Cuenca, Lope Barrientos gerichtet. Ob er jedoch auch den *Invencionario* des Bachiller[1] Alonso de Toledo verfaſst hat, muſs dahingestellt bleiben. Die Tatsachen, daß dieses Werk in der Madrider Handschrift dem Alfonso Martínez zugewiesen wird, an den Erzbischof von Toledo gerichtet ist und einen Abschreiber in Valladolid gefunden hat, sprechen eher für Alfonso Martínez.

Die Bibliothek des Escorial verfügt noch über eine andere Handschrift, die wir als ein mögliches Werk des Alfonso Martínez bezeichnen können. Der Kodex h.III.24.3. enthält (fols. 67^r—79^r) einen *(T)ratado llamado vençimjento del mundo enbiado desde Eleche en el Reyno de valencia a la sennora donna leonor de ayala por alonso martines de Toledo.* Der Beginn lautet: *(S)i el plazer de mjrar las alegrias fiestas de aca y el espaçio de tantas leguas ...*, der Schluſs: ... *contra digo yo desde agora todo lo que falta de mj saber no fuere bien dicho de la villa de elche postrimero dia del anno de mjll e cuatrocientos e ochenta e uno. vale amen. Deo graçias Amen*[2].

War bei den vorher besprochenen Werken mit Ausnahme der Madrider Handschrift nur von einem Alfonso de Toledo die Rede, so wird hier der volle Name des Alfonso Martínez de Toledo genannt, woraus wir schlieſsen können, daſs der Erzpriester von Talavera der Verfasser des *Vencimiento del Mundo* ist. Beweist sich diese Annahme als richtig, dann müſste Alfonso Martínez im Jahre 1481 noch gelebt haben. Vielleicht stammt der Vermerk am Schluſs des Traktats jedoch von einem späteren Abschreiber. Das Werk kann daher beträchtlich früher entstanden sein[3].

Dieser Hinweis auf mögliche weitere Werke des Alfonso Martínez mag genügen, um aufzuzeigen, daſs wir über den Umfang des gesamten Schaffens des Toledaner Schriftstellers noch nicht hinreichend unterrichtet sind. Ein Gang durch die unerschöpflichen Schatzkammern der spanischen Archive würde sich leicht zu einer Entdeckungsreise gestalten, die uns auch über das Leben und Werk des Alfonso Martínez manches Neue erschlieſsen könnte. Doch müssen wir vorläufig unseren Gesichtskreis begrenzen und wollen uns nun allein dem Hauptwerk des Verfassers, dem *Arcipreste de Talauera* zuwenden.

---

[1] Auch Alfonso Martínez nannte sich Bachiller: *Por ende yo Martyn Alfonso de Toledo, bachiller en decretos ...* (*Arc.*, p. 2).

[2] Vgl. Zarco Cuevas, *Catálogo*, I, p. 233.

[3] Zarco Cuevas vermerkt in seiner Beschreibung der Handschrift: „Letra de mediados del siglo XV.“

II. Der *Arcipreste de Talauera.*

A. Überlieferte Texte.

Der *Arcipreste de Talauera* ist uns in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts sowie in mehreren Inkunabeln und frühen Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts überliefert worden. Drei Neuausgaben wurden im Laufe der letzten vierzig Jahre veranstaltet. Eine Beschreibung der Handschrift, der Inkunabeln und frühen Drucke ist in den *Breves noticias sobre la vida y obras de Alfonso Martínez de Toledo* von Pérez Pastor bereits enthalten. Mit Hilfe von späteren bibliographischen Untersuchungen[1] und durch eigene Bemühungen ist es möglich, die Angaben von Pérez Pastor erheblich zu vervollständigen.

1. Die Handschrift des Escorial.

Die einzige bekannte Handschrift des *Arcipreste de Talauera* ist der Kodex h.III.10.[2] der Biblioteca de El Escorial. Der Beginn lautet: *ihesus. libro conpuesto por alfonso martinez de toledo arçipreste de talauera en hedat suya de quarenta annos acabado a quinze de março del nasçimiento del nuestro saluador ihesu christo de mjll e quatroçientos e treynta e echo annos. Syn batismo sea por nonbre llamado arçipreste de talauera donde quier que fuere leuado.* Am Ende: *En el nonbre de la santa trenjdad. padre fijo espiritu santo tres personas E vn ssolo dios verdadero. fazedor hordenador . . . de aquellas benditas bodas de la gloria de parayso para syenpre jamas amen a dios gracias*[3]. Der Schreiber war Alfonso de Contreras. Im Jahre 1466 hat er die Niederschrift vollendet: *Acabose este Registro a diez dyas del mes de julljo anno del nuestro saluador de mjll e quatrocientos e sesenta e seys annos esriujolo alfonso de contreras.*

Die Handschrift zählt 107 zweispaltig beschriebene Blätter aus Papier in Folio (280 × 193). Verzierungen auf dem Titelblatt: ein Schloſs, eine Brille und die dreieckige Waage. Die Handschrift befand sich einst im Besitz der Königin Isabel von Kastilien[4].

---

[1] Es kommen besonders in Frage: Zarco Cuevas, *Catálogo*, II, p. 220f. (für die Handschrift), Conrado Haebler, *Bibliografía de todos los Libros impresos en España y Portugal hasta el año de 1500.* La Haya-Leipzig 1904 (für die Wiegendrucke und Ausgaben des 16. Jahrhunderts), sowie der ältere *Ensayo de una Biblioteca Española* von B. J. Gallardo. Madrid 1863—89.

[2] h.III.10. bei Zarco Cuevas, iij-h-10 bei Pérez Pastor. Der Kodex trägt die früheren Signaturen: III.M.14. und III.e.6.

[3] Zit. nach Zarco Cuevas.

[4] *Inventario*, I, 145 der Biblioteca de El Escorial. Vgl. Rudolf Beer, *Die Handschriftenschenkung Philipps II an den Escorial v. J. 1576.* In *Jahrbuch d. kunsthistor. Samml. d. alt. Kaiserh., XXIII*, 6, p. CII, Nr. 49, sowie Zarco Cuevas, III (1929), p. 459: *Inventario de los libros propios de la reina doña Isabel, que estaban en el alcázar de Segovia a cargo de Rodrigo de Tordesillas, vecino y regidor de la dicha ciudad, en el año de 1503.*

Pérez Pastor, der die Handschrift für seine Textausgabe benutzte und mit Hilfe der Inkunabeln von Sevilla 1498 und Toledo 1500 verbesserte, weist folgende Mängel nach: 1. der Abschreiber Alfonso de Contreras konnte kein Latein und schrieb auch das Spanische ungenau ab; 2. er hat einzelne Wörter und ganze Schriftreihen willkürlich ausgelassen; 3. er liefs die Regeln der Interpunktion aufser acht; 4. Contreras hat auch überflüssige Randbemerkungen mit in den Text aufgenommen; 5. die Handschrift ist an mehreren Stellen von einer anderen Hand verbessert worden.

Die von Pérez Pastor richtig erkannten Nachteile der Handschrift lassen keinen Zweifel darüber, dafs Alfonso de Contreras eine noch ältere, verlorene Handschift vorgelegen hat. Der gröfste Mangel des Kodex des Escorial besteht in der Auslassung von Wörtern, Sätzen und vielleicht auch ganzen Abschnitten. So fehlt die Erzählung von der ausgesperrten Ehefrau und das Schlufswort zu dem Buch. Diese Abschnitte hat jedoch der Verfasser möglicherweise erst später hinzugefügt. Sie sind in einer anderen Überlieferung, den Inkunabeln und frühen Drucken auf uns gekommen.

2. Inkunabeln.

Man hat vier Inkunabelausgaben des *Arcipreste de Talauera* nachgewiesen. Die beiden ersten wurden in Sevilla (1495 und 1498), die übrigen in Toledo (1499 und 1500) hergestellt.

a) *El arcipreste de Talauera que fabla de los vicios de las malas mugeres e complexiones de los hombres. Impresa en Seuilla ... Año de 1495.* In Folio.

Es ist fraglich, ob diese Ausgabe tatsächlich vorhanden war, da sie von neueren Forschern noch niemand gesehen hat[1].

b) *El arcipreste de Talauera que fabla de los vicios de las malas mugeres e Complexiones de los hombres.* Am Ende: *Fenesce el libro del arcipreste de Talauera que tracta de vicios e virtudes: E reprobacion del loco amor. Assi de los hombres como de las mugeres. O segund algunos llamado coruacho. Impresso en Seuilla por Meynardo Ungut Aleman e Stanislao Polono compañeros a X de maio de MCCCCXCVIII.*

54 zweispaltig bedruckte Blätter in Folio.

Ein vollständiges Exemplar befindet sich in der Biblioteca Menéndez y Pelayo, weitere Exemplare in den Nationalbibliotheken zu Madrid und Paris[2] sowie in italienischem Besitz in Modena[3].

[1] Vgl. Haebler, *Bibl. ibérica del siglo XV*, I (1903), p. 192: „... lo que dice Panzer está tomado de Diosdado Caballero (Adiciones) y no merece gran confianza. Creo que la de 1498 es la primera edición."

[2] Haebler, *Op. cit.*, p. 193: „Es libro bastante raro de que tienen un ejemplar incompleto en la Bibl. Nac. de Madrid; otro mejor conservado se conserva en la Bibl. Nac. de Paris." — Siehe Abb. 2.

[3] Haebler, *Bibl. ibér. del siglo XV. Segunda parte.* Leipzig-La Haye-Nijhoff 1917, p. 116: „De nuevo lo describe el Sr. Reichling a pág. 188 de su Supplementum V, fundándose en un ejemplar de la Bibl. Estense de

Prologo





nel non
bre de di/
os ⁊ dela ſanc/
ta trinidad pa
dre ⁊ fijo ⁊ ſpi/
ritu ſancto tres
perſonas ⁊ vn
ſolo dios ver/
dadero fazedor ⁊ ordenador ⁊ compone
dor de todas las coſas. Sin el qual coſa
no puede ſer bien dicha/començada/me
diada: nin finida. Hauiendo por media/
nera interceſſora ⁊ abogada ala humild
ſin mazilla virgen ſancta maria. ¶ Por
ende yo Alfonſo martinez de toledo ba/
chiller: arcipreſte de talauera: ⁊ capellan
de nueſtro ſeñor el Rey don Juan de ca
ſtilla que dios mantẽga por luengos tiẽ
pos y buenos. E avnque indigno pro/
puſe de fazer vn compendio breue en ro/
mance para informaciõ alguna: tãto de
aquellos que les pluguiere leer lo: ⁊ ley/
do retener lo: ⁊ retenido por obra poner
lo. Eſpecialmente para algunos que no
han hollado el mundo ni han beuido de
ſus amargos bevrajes: ni han guſtado
de ſus amargas viãdas. Que para los
que ſaben y han viſto ſentido ⁊ oydo no
lo eſcriuo: que ſu ſaber les baſta para ſe
defender delas coſas cõtrarias. ¶ E va
en q̃tro principales partes diuiſo. ¶ En
la primera fablare dela reprouaciõ dl lo
co amor. ¶ Enla ſegunda dire delas con
diciones algũd tãto dlas vicioſas muge
res. ¶ Enla tercera proſeguire las com/
pliſiones delos om̃es quales ſon/o q̃ vir
tudes tienen para amar/o ſer amados.
¶ En la quarta concluyre reprouando
la comun manera de fablar delos fados
venturas/fortunas/ſignos/planetas:
reprouadas por la ſancta madre yglesia
E por aquellos en que dios dio ſentido/
ſeſo ⁊ juyzio natural: ⁊ entendimiento ra
cional. ¶ E eſto porquãto algunos quie
ren dezir q̃ ſi amando pecan: que ſu fado
⁊ ventura gelo procuraron. ¶ Seyendo
mouido alo ſuſo dicho tome algunos no
tables dichos de vn doctor de paris por
nombre Johan. Aſſi que houo alguno
tanto eſcripto del amor de dios: ⁊ repro/
uacion del amor mundano delas muge/
res. ¶ E por quanto nueſtro ſeñor dios
todo poderoſo ſobre todas las coſas mũ
danas ⁊ tranſitorias deue ſer amado: no
por miedo d pena que han los om̃es: ſal
uo por puro amor ⁊ delectacion del. que
es tal y tan bueno que es digno ⁊ mereſ/
cedor de ſer amado. ¶ El qual aſſi lo mã
do enel primer mandamiento ſuyo dela
ley. Amaras a dios tu ſeñor: ⁊ tu cria/
dor ſobre todas las coſas. ¶ Por ende
pues por el nos es mandado: conuiene a
el ſolo amar. E alas mũdanas coſas trã
ſitorias dl todo dxar ⁊ oluidar. ¶ E por
quanto verdaderamente a el amando:
la ſu infinita gloria no es dubda: que la
alcançaremos para ſiempre jamas. En
pero ſi ſu amor es oluidado las vanas co
ſas luego queremos ⁊ amamos: dexan/
do el infinito ſeñor ⁊ criador por la fini/
ta criatura ⁊ ſierua. Dubda non es que
el tal haya condenacion donde infinitos
tormentos para ſiempre hauera. ¶ Ay
del triſte deſauenturado que por ſeguyr
el apetito de ſu voluntad que breue men
te paſſa: quiere perder aquella gloria p/
durable de parayſo que para ſiẽpre du/
rara. ¶ Si el triſte om̃e/o muger ſintieſ/
ſe derecha mente que coſa es perdura/
ble/o para ſiempre jamas/o por infini/
ta ſecula ſeculorum: hauer enel otro mun
do gloria/o pena. Si ſola vna hora del
dia eneſto penſaſſe: dubdo ſi pudieſſe fa
zer mal. ¶ Mas porquanto enlos tiem
pos preſentes mas nos va el coraçon en
querer fazer mal ⁊ hauer eſperãça de pe
nas que con mal las ha om̃e: que non fa
zer bien ⁊ eſperar gloria ⁊ bien: que ſyn
afan obrãdo bien la alcançara. Por tan

a ij

Abb. 2. Fol. 2 r der Inkunabelausgabe von Sevilla 1498.
Verkleinert (1/3 des Originals).

Pérez Pastor hat neben der Handschrift auch diese Inkunabel zu seiner Neuausgabe benützt (Variante *A*). Über ihren Wert vgl. hier S. 441 f.

c) *Tratado contra las mugeres que con poco saber mezclado con malicia dicen e facen cosas no deuidas.* Am Ende: *Esta obra fue imprimida en la muy noble ciudad de Toledo por maestro Pedro Hagembach aleman a 29 dias de octubre, año de la encarnacion de nuestro señor 1499.*

16 Blätter in gröſserem Oktav. Die Inkunabel enthält nur den zweiten Teil des *Arcipreste de Talauera.*

Die Angaben stammen von Gallardo[1] sowie aus etwas unsicherer Quelle von Méndez, *Tipografía Española*[2]. Nach Pérez Pastor befindet sich ein Exemplar im Besitz von José de Matalinares.

d) *El arcipreste de talauera que fabla de los vicios de las malas mugeres. E conplexiones de los onbres.* Am Ende: *Fenesce el libro del Arcipreste de talauera que tracta de vicios e virtudes e reprobacion del loco amor: asi de los honbres como de las mugeres: o segun algunos llamado coruacho. Impresso en la muy noble e muy leal cibdad de Toledo: por maestro Pedro hagenbach. A veynte del mes de Julio. Año del aduenimiento de nuestro señor jesu cristo mill e quinientos.*

52 zweispaltig bedruckte Blätter in Folio. Titelblatt mit groſsem königlichem Wappen (*Tanto monta*)[3].

Ein Exemplar befindet sich im Besitz con D. Cesáreo Aragón, Marqués de Casa-Torres, ein weiteres im Britischen Museum[4].

Pérez Pastor hat diese Inkunabel benützt (Variante *B*). Über ihren Wert vgl. hier S. 441 f.

3. Frühe Drucke.

Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind noch vier Drucke verzeichnet. Es handelt sich um die Ausgaben von Sevilla 1512, Toledo 1518, Logroño 1529 und Sevilla 1547.

Modena." Vielleicht handelt es sich um das gleiche Exemplar, welches Farinelli, *Italia e Spagna*, I, p. 300, Anm. 3 vermerkt: „E certo una copia del Corvacho castigliano venuto in luce a Sevilla, nel 1498, . . . l'opera: Vicio delle male Done, che vediamo figurare tra gli 'in folio' spagnuoli del duca Federico Gonzaga."

[1] Gallardo will ein Exemplar in Sevilla verloren haben. Vgl. *Ensayo*, III, 668.

[2] Haebler, *Bibl. ibér.*, *I*, p. 193: „Aunque se cita este libro así por Méndez y por Gallardo me parece que lo de este último no es más que copia de lo dicho por Méndez y que él no vió el libro que debe ser extremadamente raro y curioso por su contenido que Salvá dudaba fuese exacta la cita de Méndez. Ni el Sr. Pérez Pastor ni yo ni ningun otro bibliógrafo han logrado a verlo."

[3] Pedro Vindel reproduziert das Titelblatt in seiner *Bibliografía Gráfica, Núm. 64.* Madrid 1910.

[4] Signatur fol. H. 406. — IB 53540 oder C. 20.d. — Vgl. Henry Thomas, *Short-title Catalogue of Books printed in Spain and of Spanish Books printed elsewhere in Europe before 1601 now in the British Museum.* London 1921.

a) *Arcipreste de talauera que habla de los viçios de las malas mugeres e conplexiones de los onbres en español.* Am Ende: *Imp. hispali anno 1512. 22. Januarii.*

Zweispaltig beschrieben. In Folio.

Ein Exemplar gehörte Ferdinand, dem Sohn des Christoph Columbus. Es trägt den Vermerk: *Costó en valladolid 40 maravedis a 13 de nouiembre de 1524*[1].

Diese Ausgabe blieb bisher unbeachtet.

b) *Arcipreste de talauera que fabla de los vicios de las malas mugeres. E complisiones de los hombres. Nueuamente añadido. Y con su tabla.* Am Ende: *Aqui se acaba el libro del Arcipreste de talauera: que trata de vicios e virtudes e reprouacion del loco amor: assi de los honbres como de las mugeres: o segun algunos llamado coruacho. Impresso en la ymperial cibdad de Toledo: por Arnao guillen de brocar. A veynte y seis dias de Julio de mill. e quiniento: e deziocho años.*

45 zweispaltig bedruckte Blätter in Folio (280 × 210). Titelblatt mit Holzschnitt, welcher einen Geistlichen, der in einem Buch schreibt, darstellt[2].

Ein Exemplar befindet sich in der Biblioteca de Palacio zu Madrid, ein zweites in der Nationalbibliothek Wien[3].

Das Wiener Exemplar ist die älteste Originalausgabe des *Arcipreste de Talauera*, in die ich selbst habe einsehen können. Ihr Text ist der gleiche wie in der Inkunabel von Toledo 1500. Auch die übrigen Drucke des 16. Jahrhunderts gehen auf diese Inkunabel zurück. Das lehrt ein Vergleich mit der Variante *B* (Toledo 1500) in der Neuausgabe von Pérez Pastor. Die Textunterschiede zwischen den Inkunabeln von Toledo 1500 und Sevilla 1498 sind ihrerseits nur gering[4], woraus wir schliefsen können, dafs sie eine gemeinsame, unbekannte Vorlage gehabt haben. Beiden Inkunabeln und sämtlichen frühen Drucken liegt somit eine unbekannte Handschrift[5] zugrunde.

---

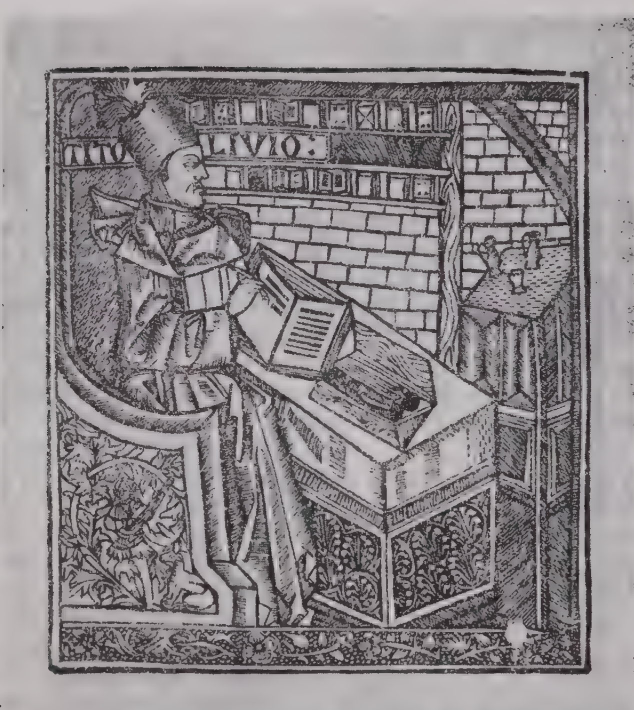
[1] *Regestrum librorum don ferdinandi colon primi almirantis indiarum filii.* Sign. 4024.—o. 31. Erschienen in Faksimile bei Huntington, New York 1905.

[2] Abb. 3. — Auf dem Schreibtisch steht ein geöffneter Kasten mit zwei Federkielen, Petschaft und Tinte. Rechts auf einem Schränkchen zwei Karaffen und ein Glas. Links unten ein Lautenspieler mit Hund. Oben zwischen Bücherfächern steht geschrieben: Titus Livius. Der gleiche Holzschnitt schmückt das Titelblatt zu den Dekaden des Titus Livius in den Ausgaben von Salamanca 1497 und Toledo 1516. In den Ausgaben des *Arcipreste de Talauera* sind die Gesichtszüge der schreibenden Person stark verändert.

[3] Signatur 45. D. 17. Auf dem Titelblatt steht oben in Handschrift geschrieben: *Franciscus Eusebius S. A. J. Comes de Petting 1664*, unten (später getilgt): *Casa professa de la Comp. de Jesus* . . . (unleserlich).

[4] Vgl. die Varianten *A* und *B* in der Textausgabe von Pérez Pastor.

[5] Diese Fassung ist wohl erst später als die Abschrift des Contreras entstanden (siehe m. Anm. 1 auf S. 464 und Anm. 4 auf S. 475) und mit dessen Vorlage nicht identisch.



Arcipreste de talauera que fabla delõs vicios de las malas mugeres. E complissiones delos hombres. Nueuamente añadido. y con su tabla.

Abb. 3. Titelblatt der Ausgaben von Toledo 1518 und Logroño 1529.
Stark verkleinert (1/4 des Originals).

Auf einige wichtige Unterschiede in der Benennung und Gruppierung der einzelnen Kapitel und Abschnitte, den Streichungen, Zusätzen usw. zwischen den Ausgaben und der Handschrift des Escorial soll hier zur Ergänzung der Angaben von Pérez Pastor hingewiesen werden. Es mag durch einen Vergleich der mir zugänglichen Ausgabe von Toledo 1518 mit der Handschrift geschehen.

In dem Druck fehlt die anfängliche Notiz des Alfonso Martínez über den Zeitpunkt der Abfassung des Werkes sowie der Wunsch, daſs dieses den Namen *Arcipreste de Talauera* tragen soll. Ebenso fehlt die ganze Abhandlung über die vier verschiedenen Möglichkeiten einer Eheschlieſsung am Ende des 9. Kapitels im dritten Teil des Buches. Der Druck enthält dafür die Erzählung von der ausgesperrten Ehefrau und das Schluſswort des Verfassers, die wir in der Handschrift des Escorial vermissen.

In der Ausgabe von 1518 ist die Numerierung der einzelnen Kapitel des ersten Teils von I—XL sorgfältig durchgeführt. Der Kodex hingegen überspringt die Nummer XIX und zählt das 39. Kapitel des Druckes mit zum vorhergehenden. Der vierte Teil des Buches enthält in der Ausgabe von 1518 sieben Kapitel und das Schluſswort, während in der Handschrift der gleiche Text ohne das Schluſswort in drei Kapitel eingegliedert ist. Die modernen Ausgaben die sich hauptsächlich auf die Handschrift stützen, haben deren Mängel beibehalten.

Die Überschriften zu den einzelnen Kapiteln haben im Druck von Toledo 1518 einen anderen Wortlaut als in der Handschrift. Die Titel der letzteren sind knapp formuliert. Sie sagen indes nur Weniges und oftmals Unzutreffendes über den Inhalt der folgenden Kapitel aus. Die Überschriften in der Ausgabe von 1518 sind dagegen ausführlich und genau, zur Orientierung des Lesers wertvoller und zuverlässiger. Es wäre zu begrüſsen, wenn sie in einer künftigen Neuausgabe mit berücksichtigt würden[1].

c) *Arcipreste de talauera que fabla de los vicios de las malas mugeres. E complisiones de los hombres. Nueuamente añadido. Y con su tabla.* Am Ende: *Aqui se acaba el libro del Arcipreste de Talauera que trata de vicios e virtudes y reprouacion del loco amor: assi de los hombres como de las mugeres o segun algunos llamado coruacho. Impresso en la noble y leal ciudad de Logroño en casa de Miguel de Eguia: a veynte y ocho dias de Setienbre de mill e quinientos veynte y nueue años*[2].

---

[1] Bei Pérez Pastor fehlen die aufschluſsreichen Überschriften zu den einzelnen Kapiteln in der Ausgabe von 1518 sowie den übrigen Inkunabeln und frühen Drucken. Er führt in seiner Textausgabe nur die in der Handschrift gegebenen Titel an.

[2] Das Exemplar der Nationalbibliothek Madrid trägt einen anderen Titel: *Siguese un compendio breue y muy prouechoso para informacion de los que no tienen experiencia de los males y daños que causan las malas mugeres a los locos amadores: y de otras cosas annexas a este proposito, compuesto*

Anzahl der Blätter, Format, Titelblatt[1] und Anordnung der Kapitel wie in der Ausgabe von Toledo 1518. Die jüngere Ausgabe unterscheidet sich von der vorhergehenden nur durch geringe Abweichungen im Druck, andere Initialen und eine gröſsere Anzahl von Druckfehlern.

Exemplare in der ehemaligen Bibliothek des Infanten Don Luis[2], in den Nationalbibliotheken zu Madrid[3], Wien [4], Paris[5] und im Britischen Museum[6].

d) *Arcipreste de Talauera que habla de los vicios de las malas mugereres* (sic)*: y complexiones de los honbres.* Am Ende: *Fenece el libro del Arcipreste de Talauera que trata de vicios e virtudes y reprouacion de loco amor: assi de los honbres como de las mugeres: o segun algunos llamado Coruacho. Impresso en la muy noble e leal ciudad de Seuilla: por Andres de Burgos. Acabose a V dias del mes de Hebrero. Año del aduenimiento de nuestro señor Jesu Christo: de mil e quinientos y quarenta e siete.*

174 Blätter in Oktav (150 × 100). Titelblatt mit Holzschnitt, der einen Mann und eine Frau, die offenbar miteinander streiten, darstellt[7]. Die Ausgabe schmücken figurliche Initialen. Der Text wie in den Ausgaben von Toledo 1518 und Logroño 1529. Recht fehlerhafter Druck.

In der Nationalbibliothek zu Madrid befinden sich drei Exemplare dieser handlichen Ausgabe, zwei weitere in der Nationalbibliothek Wien[8] und im Britischen Museum[9]. Gallardo[10] bezeichnet noch ein Exemplar in der Biblioteca de Benito Maestre.

4. Neuausgaben.

Seit der Mitte des 16. bis zum Beginn unseres Jahrhunderts sind keine Ausgaben des *Arcipreste de Talauera* mehr veranstaltet worden. Erst in den letzten vier Jahrzehnten sind drei verschiedene

---

por el bachiller Alfonso Martinez de Toledo Arcipreste de Talauera. Nueuamente Añadido e impresso. MDXXIX. Um den Titel herum Verzierungen. Darin oben der doppelköpfige Adler mit dem spanischen Wappen. Um zwei Säulen geschlungen steht: *Plus ultra.* Das veränderte Titelblatt läſst auf eine zweite Auflage schlieſsen. Francisco Vindel reproduziert es in seinem *Manual gráfico-descriptivo del Bibliófilo hispano-americano* (1475—1850), V, p. 302. Madrid 1930.

[1] Abb. 3.
[2] Gallardo, *Ens., III,* Nr. 2960.
[3] S. Anm. 2 auf voriger Seite.
[4] Sign. 65.D.24.
[5] Von Lemcke für seine Textauswahl benützt.
[6] Sign. 8425.i.19.
[7] Abb. 4.
[8] Sign. LXXI.Y.169. Auf dem rechten Schnitt unten sowie in dem hinteren Einbanddeckel steht mit Tinte vermerkt: 1395.
[9] Sign. fol. C.63.1.27.
[10] *Ens.,* IV, 1534.



¶ Arcipreste de
Talauera que habla delos
vicios delas malas mu
gereres: y comple
xiones delos hō
bres.:.

Abb. 4. Titelblatt der Ausgabe von Sevilla 1547
Originalgröße.

Ausgaben des Werkes in Spanien erschienen. Sie wurden nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren aufgelegt und sind überaus selten. Wir beziehen uns auf die Ausgaben von Madrid 1901, 1930 und 1931, die hier näher beschrieben werden sollen.

a) *Arcipreste de Talavera* (*Corvacho o Reprobación del Amor mundano*) *por el Bachiller Alfonso Martínez de Toledo.* Lo publica la Sociedad de Bibliófilos Españoles (35). Madrid MCMI.

XXXI + 342 + 12 Seiten. 221 numerierte Exemplare. Quart.

Herausgeber ist Pérez Pastor. Dem eigentlichen Werk stellt er eine Einleitung voran: *Breves Noticias sobre la Vida y Obras de Alfonso Martínez de Toledo.* Am Schluſs folgt ein Glossar der seltenen Wörter sowie ein Verzeichnis der im *Arcipreste de Talavera* angeführten Autoren und Werke. Pérez Pastor bringt den Text der Handschrift des Escorial zum Abdruck. Die fehlenden Wörter und Schriftreihen fügt er aus den Inkunabeln von 1498 und 1500 in Kursivschrift bzw. in Klammern hinzu. Die Varianten am Fuſse der einzelnen Seiten stellen die Abweichungen der Ausgaben von Sevilla 1498 (*A*) und Toledo 1500 (*B*) von der Handschrift dar. Die Überschriften zu den Kapiteln gehen auf die Handschrift zurück.

Die Ausgabe von Pérez Pastor hat folgende Nachteile: Die Angaben über das Leben des Alfonso Martínez sind noch unvollständig[1]. In der Beschreibung der frühen Drucke fehlt die Ausgabe von Sevilla 1512[2]. Das Glossar ist völlig unzureichend[3], ebenso das Autoren- und Bücherverzeichnis am Ende des Bandes, das zahlreiche irrtümliche Quellennachweise enthält[4]. Im Variantenapparat fehlen die wertvollen und zuverlässigen Überschriften zu den Kapiteln der Inkunabelausgaben und frühen Drucke[5]. Die Akzentsetzung und Interpunktion ist unvollständig[6].

Trotz aller Mängel ist die Ausgabe von Pérez Pastor die wertvollste und für den wissenschaftlichen Arbeiter einzig brauchbare, zumal dieser mit ihr über die Texte der Handschrift und der beiden wichtigsten Inkunabeln verfügt. Leider sind nur wenige numerierte Exemplare hergestellt worden, von denen sich zur Zeit nur sechs an öffentlichen deutschen Bibliotheken befinden[7].

b) *Libro del Arcipreste de Talavera llamado Reprobación del Amor mundano o Corbacho.* Estudio preliminar por D. José Rogerio

---

[1] Vervollständigt durch den Aufsatz von García Rey sowie durch meine Biographie (S. 424ff.).

[2] Siehe hier auf S. 441.

[3] Für die Bedeutung der seltenen Wörter im *Arcipreste de Talauera* wurde die Arbeit von Arnald Steiger maſsgebend.

[4] Über die Quellen des *Arcipreste de Talauera* soll die vorliegende Untersuchung handeln. Vgl. die Tabelle am Schluſs.

[5] Vgl. hier auf S. 443.

[6] Vgl. m. Anm. 2 auf S. 421.

[7] Staatsbibliothek Berlin, Universitätsbibliothek Bonn, Bibliothek für Neuere Sprachen und Musik Frankfurt am Main, Stadtbibliothek Hamburg, Bayerische Staatsbibliothek München, Nationalbibliothek Wien.

Sánchez. Primera edición. Madrid (Hernando) o. J. (1930). *Biblioteca Clásica, T. CCLVIII.*

440 Seiten im Oktav.

Der Herausgeber Rogerio Sánchez stellt dem Text ein längeres *Estudio preliminar* voran. In diesen Vorbemerkungen verwertet er die Ergebnisse von Pérez Pastor und García Rey. Seine Ausführungen sind nicht frei von geringen Ungenauigkeiten. In der Wiedergabe des Textes schließt sich Rogerio Sánchez an die Ausgabe von Pérez Pastor an, ohne jedoch die Varianten der Inkunabeln näher zu bezeichnen. Das Schriftbild ist vereinheitlicht, die Akzentuierung und die Interpunktion durchgeführt. Erklärungen einzelner schwieriger Wörter sind in den Fußnoten beigegeben. Sie sind jedoch keineswegs ausreichend. Die Arbeit von Arnald Steiger über den Wortgebrauch im *Arcipreste de Talauera* hat Rogerio Sánchez wohl nicht vorgelegen.

Auch diese recht nützliche Ausgabe ist längst vergriffen[1] und zur Zeit nur an einer einzigen deutschen Bibliothek zugänglich[2].

c) *El Arcipreste de Talavera habla de los vicios de las malas mujeres y complexiones de los hombres* (*El Corbacho*). Estudio preliminar de E. Barriobero y Herrán. Mundo Latino. Comp.ª Iberoamericana de Publicaciones. Madrid 1931. *Colección Quevedo, Tomos XXIII y XXIV.*

239 + 234 Seiten in Oktav.

Die Ausgabe enthält ein kurzes, wertloses Vorwort des Herausgebers. Der Text ist neuspanisch wiedergegeben und — wie das Vorwort — überaus fehlerhaft[3].

B. Themastellung und Zweck des *Arcipreste de Talauera.*

1. Die Vorrede.

Das Buch des Alfonso Martínez soll nach dem ausdrücklichen Willen des Verfassers den Namen *Arcipreste de Talauera* tragen[4]. Die Nachwelt hat sich freilich nicht lange daran gehalten. Bereits am Ende des 15. Jahrhunderts ist das Buch in Anlehnung an die auch in Spanien viel gelesene Schmähschrift Giovanni Boccaccios *Coruacho*[5] getauft worden. Diese Bezeichnung hat man im allgemeinen bis heute beibehalten, obgleich das Werk des Alfonso Martínez mit dem *Corbaccio o il Laberinto d'Amore* des Certaldesen nur die frauen-

[1] Eine Anfrage ergab die Mitteilung, daß die letzten Exemplare bei einem Brand des Verlagshauses Hernando in Madrid vernichtet wurden.

[2] Universitätsbibliothek Freiburg i. B.

[3] Für den Philologen und Liebhaber ist diese Ausgabe ohne den geringsten Wert. Ein Exemplar in der Zentralbibliothek Zürich.

[4] *Arc.*, p. 1: *Syn bautismo sea por nombre llamado Arcipreste de Talauera donde quier que fuere leuado.*

[5] Ed. Sevilla 1498: *segund algunos llamado coruacho.* — Über die mögliche Bedeutung des Wortes vgl. Far., p. 307f.

feindliche Tendenz gemein hat[1]. Daneben finden wir häufig die Aufschrift *Reprobación del Amor mundano*, die den Inhalt des ersten Teils andeutet, wie dieser in der Vorrede und das ganze Buch am Schluſs genannt wird[2]. In den neueren Ausgaben stellen die Herausgeber Pérez Pastor und Rogerio Sánchez die späteren Benennungen des Werkes als Untertitel neben die Hauptbezeichnung *Arcipreste de Talauera*[3], an die wir uns auch in der vorliegenden Untersuchung halten.

In der Vorrede zum *Arcipreste de Talauera* erfahren wir die Beweggründe, die zur Abfassung des Buches geführt haben. Alfonso Martínez will eine Unterweisung für alle Menschen schreiben, welche die Bitterkeiten der Welt noch nicht an sich selbst erfahren haben. Er wendet sich an Ungeprüfte, die Neulinge des Lebens: *yo Martyn Alfons de Toledo . . . aunque indigno propuse fazer un compendio breue en romance para información algund tanto de aquellos que les pluguiere leerlo e leydo retenerlo e retenido por obra ponerlo, e specialmente para algunos que non han follado el mundo nin han beuido de sus amargos beurages nin han gustado de sus viandas amargas, que para los que saben e han visto, sentido e hoydo no lo escriuo nin digo, que su saber les abasta para se defender de las cosas contrarias*[4] *und warnt* vor Hin-

[1] Man hat allgemein angenommen, daſs Alfonso Martínez dem *Corbaccio* des Giovanni Boccaccio einige Anregungen verdankte. Zwar war Amador bereits zurückhaltend im Urteil: „Con el libro de Boccaccio . . . no hay punto de contacto en las formas literarias. Conocido ya el libro del archipreste, no es posible sostener la comparación bajo el punto de vista del arte" (*Hist. crít.*, *VI*, p. 281), während die Meinung Puymaigres: „L'archiprêtre prit au florentin quelques pensées, quelques détails, ne lui emprunta rien de son plan" (*Cour littér.*, *I*, p. 156) für die Folgezeit maſsgebend wurde. Farinelli hat dann versucht, die Abhängigkeit des *Arcipreste de Talauera* vom *Corbaccio* durch eine Gegenüberstellung einzelner Abschnitte zu beweisen (p. 287ff.). Seine Ausführungen sind jedoch nicht überzeugend. Zwei der angeführten Textstellen (*Arc.*, p. 37 / Far., p. 291 sowie *Arc.*, p. 61 / Far., p. 295 Anm.) stammen aus dem Andreas Capellanus (vgl. Ed. Trojel, p. 330—331 und 340—341), somit nicht aus dem *Corbaccio*. Siehe noch meine Einwände gegen Farinelli auf S. 448, Anm. 4 und S. 471, Anm. 1 der vorliegenden Arbeit. Es läſst sich mit Sicherheit nur feststellen, daſs Alfonso Martínez das Werk *De casibus virorum illustrium* Giovanni Boccaccios gelesen und in seinem Buch verwertet hat, jedoch nicht den *Corbaccio*.

[2] *Arc.*, p. 2: *E va en quatro principales partes diuiso: en la primera fablaré de reprobación de loco amor; Arc., p. 328: el libro que compuse de aquel breue tractado de la reprobación del loco amor e vano contra Dios e mundano.*

[3] In diesen Ausgaben nach der neuzeitlichen Schreibweise: *Talavera.*

[4] *Arc.*, p. 2. — Die Dichter fast aller ma. Liebestraktate geben vor, ihr Werk solle für die Jüngeren von Nutzen sein. So läſst sich eine Abhängigkeit des Alfonso Martínez von Boccaccio, der seinen *Corbaccio* auch für die Jugend geschrieben haben will, nicht folgern. — Farinelli hatte auf die Ähnlichkeit der Textstelle: *que non han follado el mundo nin han beuido de sus amargos beurages* mit Boccaccio (*Corb.* in *Opere Minori*, Milano 1932, p. 308 — Far. zit. n. d. Ausg. v. 1887, in der d. betr. Stellen jeweils 8—9 S. früher erscheinen als i. d. neuesten Aufl. —): *Immagine queste mie parole, così sucide, e così stomacose a udire, essere quel beveraggio amaro, il quale per l'avere tu troppo assentito alle cose dilettevoli e piacevoli al tuo gusto, il*

gabe an eitles und vergängliches Gut. Allein die Liebe zu Gott ist den Menschen zum Segen. Niemals werden Mann oder Frau ein wirkliches Übel begehen, wenn sie das erkannt haben. Dennoch ist die eitle, törichte Liebe eines der häufigsten Vergehen gegen Gott. Zu der Zeit, als Alfonso Martínez seine Unterweisung niederzuschreiben beginnt, stiftet die Liebe viel Unruhe und Zwist unter den Menschen. In ihrem Gefolge kommt es sogar zu Totschlag und Kriegen. Die allgemeine Sittenlosigkeit ist in Spanien so groſs, daſs selbst Knabe und Greis sich sinnlos an die Weiber verlieren: *Entanto que ya ombre vee que el mundo está a todo mal aparejado: que solya que el ombre de XXV años apenas sabía qué era amor nin la muger de XX. Mas agora non es para dezir lo que ombre vee, que sería vergonçoso de contar; por ende bien parece que la fyn del mundo ya se demuestra de ser breue*[1]. „Vergonçoso de contar“ . . .; — doch Alfonso Martínez wird uns bedenkenlos erzählen, denn diesen üblen Zuständen soll abgeholfen und die Moral gefestigt werden durch die Erkenntnis, daſs einzig und allein die Liebe zu Gott heilbringend sei. So handeln die vier Hauptteile des *Arcipreste de Talauera* erstens von der Verwerflichkeit der törichten Liebe, zweitens von den Eigenschaften der schlimmen Weiber, drittens von den Gemütsanlagen der Männer und ihrem Verhalten als Liebhaber, viertens von der Verwerflichkeit fatalistischer Doktrinen und des blinden Glaubens an das Glück[2].

Der Hauptgedanke und die Einteilung des Prosawerkes verraten, daſs es sich um einen Traktat lehrhaften Charakters handelt. Das Mittelalter kannte bereits unzählige Varianten dieser Art. Die Bedeutung des *Arcipreste de Talauera* liegt nicht darin, daſs hier etwa eine neue oder veränderte Fassung moralistischer Abhandlungen geschaffen worden ist. Der rein didaktische Stil und die häufig träge Gedankenführung erschweren uns vielmehr die Lektüre der doktrinären Teile des Buches. Diese bilden indes nur den äuſseren Rahmen des Werkes. Alfonso Martínez unterbricht sich in den eingeschalteten Innenerzählungen, die er in der natürlichen Sprache des einfachen

---

discreto medico . . . t'ha donato hingewiesen (p. 287). Die Liebe bezeichnet indes bereits Ovid als ein bitteres Getränk (*Am., III, XI, 8: Saepe tulit lassis sucus amarus opem; Epist., XIX, 184: Fert aliis tristem sucus amarus opem; Ars am., II, 335: Neve cibo prohibe nec amari pocula suci porrige; Ars am., III, 583: Dulcia non ferimus: suco renovemur amaro!; Rem. am., 227: Saepe bibi sucos, quamvis invitus, amaros*). Bei Tobler-Lommatzsch findet sich ein mittelalterlicher Beleg für unseren Zusammenhang: *An fist a mainz santir et boivre L'amer bevraigre de la mort Infernal* (*Altfranzösisches Wörterbuch, I*, col. 959, 30). Alfonso Martínez braucht den Begriff daher nicht gerade aus dem *Corbaccio* entlehnt zu haben.

[1] *Arc.*, p. 5.

[2] *Arc.*, p. 2: *E va en quatro principales partes diuiso: en la primera fablaré de reprobación de loco amor. E en la segunda diré de las condiçiones algund tanto de las viçiosas mugeres. E en la tercera proseguiré las complisiones de los ombres, quáles son o qué virtud tyenen para amar o ser amados. En la quarta concluyré reprobando la común materia de fablar de los fados, venturas, fortunas, signos e planetas.*

Mannes berichtet, selbst. Von ihnen geht zweifellos die gröſsere Wirkung auf den Leser aus, denn sie stecken voller Reize.

Alfonso Martínez de Toledo berichtet in der Vorrede zu seinem Buch, daſs er sich einiger Erzählungen eines gewissen *Juan de Ausim, dotor de Paris . . . que ovo algund tanto scripto del amor de Dios e de reprobación del amor mundano de las mugeres,* bedient habe[1]. Die Ausgabe von Toledo 1500 sowie alle späteren Drucke des 16. Jahrhunderts bezeichnen an der gleichen Stelle einen *Juan Gerçon,* womit zweifellos der Kanzler der Pariser Universität Jean Gerson gemeint ist. In den bisherigen Untersuchungen über den *Arcipreste de Talauera* hat man daher angenommen, daſs Alfonso Martínez Jean Gerson wesentliche Anregungen verdankte. Trotz lebhafter Bemühungen, diese Vermutung bestätigt zu finden, habe ich jedoch keine der Schriften Jean Gersons als mögliche Vorlage des Alfonso Martínez wiedererkennen können[2].

Der Name des Jean Gerson erscheint, wie schon erwähnt, erst in der Ausgabe von Toledo 1500, während er in der Handschrift des Escorial und in der Ausgabe von Sevilla 1498 noch fehlt. Sein späteres Auftauchen kann daher auf einen Irrtum des Herausgebers der Toledaner Ausgabe zurückzuführen sein[3]. Ein *dotor de Paris* namens Juan de Ausim, der in der Handschrift und in der Ausgabe von Sevilla 1498 genannt wird, läſst sich nicht nachweisen[4]. Wir wissen nicht, ob er ein Abschreiber oder ein Übersetzer war oder welchem anderen Umstand er seine Erwähnung verdankt[5]. Die Frage erübrigt sich,

---

[1] *Arc.*, p. 3. In der Inkunabel von 1498 steht nur *Johan.*

[2] Lediglich die spanischen Ausgaben der Übersetzung von Gersons Werk *Contemptus mundi* waren mir dabei nicht zugänglich. Es handelt sich um die Ausgaben von Sevilla 1493 und Toledo 1512, die bei Gallardo, *Ens., III,* Sp. 35—40, Nr. 2327, 2328 beschrieben sind. Das I. Buch trägt die Überschrift: *De remedar a Cristo y del menosprecio de todas las vanidades del mundo.* Farinelli glaubt, daſs Alfonso Martínez durch dieses Buch angeregt wurde, hat jedoch die Ausgaben auch nicht gesehen (p. 289). Pérez Pastor bezeichnet im *Indice de autores y de libros alegados en el Arcipreste de Talauera* (p. 337) ein Werk Gersons: *Del amor de Dios e de reprobación del amor mundano,* dessen Existenz nicht nachweisbar ist. Der Titel stammt offenbar aus dem obengenannten Vermerk des Alfonso Martínez.

[3] Jean Gerson gilt übrigens als frauenfreundlich. Gegen die Schmähungen des schönen Geschlechts, die Jehan de Meung im *Roman de la Rose* zusammengestellt hatte, schrieb er seine *Vision de Gerson.* So ermutigte er Christine de Pisan, den gegen sie gerichteten Brief des Pierre de Col, den auch Gerson selbst widerlegt hat, zurückzuweisen. Vgl. A. Wulff, *Die frauenfeindlichen Dichtungen des romanischen Mittelalters.* Halle 1914, p. 184—187.

[4] Tatsächlich hatte G e r s o n den Doktorgrad erworben und wurde 1398 Kanzler von Notre-Dame de Paris. Über Gersons Leben und Werke unterrichtet A.-L. Masson, *Jean Gerson.* Lyon 1894. — Man könnte vielleicht an ein Versehen des Abschreibers denken und annehmen, dieser hätte Ausim statt Alcuin oder Albin gelesen. Aber auch der Moraltraktat des B. Flaccus Albinus Alcuinus: *De virtutibus et vitiis* kommt als Vorlage für den *Arcipreste de Talauera* nicht in Betracht. Ebensowenig Jehan de Tuims *Hystore.*

[5] Siehe auch meine Anm. 2 auf S. 472.

wenn wir feststellen, daſs der Hinweis im *Arcipreste de Talauera* auf den um zwei Jahrhunderte älteren Kaplan Andreas Bezug haben kann. Alfonso Martínez hat dessen drittes Buch der *De amore libri, De reprobatione amoris*[1] als Vorlage benützt und den Inhalt bis auf geringe Streichungen fast wörtlich auf den ersten und zweiten Teil seines Werkes übertragen.

Alfonso Martínez bezieht sich zweifellos auf die *Reprobatio amoris* des Andreas Capellanus, wenn er an einer späteren Stelle der Vorrede zu seinem Buch den Inhalt der Schrift jenes *dotor de Paris* ausführlicher schildert: . . . *tomando, como dixe, algunos dichos de aquel dotor de Paris que en un su breve compendio*[2] *ouo de reprobación de amor compilado para información de un amigo suyo, ombre mancebo que mucho amaua, veyéndole atormentado e aquexado de amor de su señora, en verdadero nombre dicha cruel enemiga o tormento de su vida. E començó amonestándole e dándole primeramente a entender que amar a solo Dios es amor verdadero e lo al amar todo es burla e viento e escarnio, demás mostrándole por cierta esperiençia e razones naturales, conosçedoras a quien leer y entender las quisiere, las quales por pratyca puede cada uno ver oy de cada día, esto es, de las malas mugeres, sus menguas, viçios e tachas, qué son, en algund tanto quáles son e en parte cuántas son*[3]. Andreas erklärt seinem lieben Freunde Walter im Vorwort zu den *De amore libri*, daſs er auf Bitten des Freundes seine Erfahrungen niederlegen wolle, da dieser noch neu und unerfahren im Minnedienst sei[4]: *Cogit me multum assidua tuae*

---

[1] Das zwischen 1174 und 1186 entstandene Prosawerk ist in neun Handschriften, einem Wiegendruck und einem Druck des 17. Jahrhunderts überliefert. Es wurden folgende Neuausgaben veranstaltet: *Andreae Capellani Regii Francorum de amore libri tres. Rec. E. Trojel.* Havniæ (Kopenhagen) 1892. *Andreae Capellani Regii Francorum de amore libri tres. Text llatí publicat per Amadeu Pagès.* Castelló de la Plana 1929. *Andreae Capellani Regii Francorum de amore libri tres. Text llatí amb la traducció catalana del segle XIV. Introducció i notes per Amadeu Pagès.* Castelló de la Plana 1930. Wir zitieren stets nach der Ausgabe von Trojel. — Von Andreas steht nur fest, daſs er königlicher Kaplan war. Wir wissen nicht, ob er den Doktorgrad erworben hatte. Davon, daſs er Paris kannte, zeugt vielleicht die Stelle I, 6. p. 30, 16: *Parisius igitur expecta erudiri* . . .

[2] Man könnte an eines der theologischen Handbücher denken, die im Mittelalter als Kompendien bezeichnet wurden, deren wichtigste das *Compendium theologiae* des Thomas von Aquin und das *Compendium theologicae veritatis* von unbestimmtem Verfasser sind. Als Hauptvorlage kommen jedoch beide nicht in Frage. Das *Compendium theologicae veritatis* hat nur gering auf das Werk des Alfonso Martínez eingewirkt (vgl. hier S. 454, Anm. 3, sowie S. 476 Anm. 2).

[3] *Arc.*, p. 5f.

[4] In Verbindung mit dem *Arcipreste de Talauera* hat das Werk des Andreas Capellanus nur einmal eine beiläufige Erwähnung gefunden. Anna Krause wies im *Bull. of Span. Stud. VI* (1929), p. 59 auf einige Ähnlichkeiten zwischen den beiden mittelalterlichen Prosatraktaten hin: „He (Andrew) adduces arguments similar to those presented by the archpriest to combat incontinence, and launches upon a similar invective against woman and the sins commonly attributed to her by Churchmen in the

dilectionis instantia, Gualteri venerande amice, ut meo tibi debeam famine propalare mearumque manuum scriptis docere, qualiter inter amantes illaesus possit amoris status conservari, pariterve, qui non amantur, quibus modis sibi cordi affixa valeant Veneris iacula declinare. Asseris te namque novum amoris militem novaque ipsius sauciatum sagitta illius nescire apte gubernare frena caballi nec ullum posse tibi remedium invenire. Quod quam sit grave quamque molestet meum animum, nullis tibi possem sermonibus explicare. Novi enim et manifesto experimento percepi, quod, qui Veneris est servituti obnoxius, nil valet perpensius cogitare, nisi ut aliquid semper valeat suis actibus operari, quo magis possit ipsius illaqueari catenis: nihil credit, se habere beatum nisi id, quod penitus suo debeat amori placere. Quamvis igitur non multum videatur expediens huiusmodi rebus insistere nec deceat, quemquam prudentem huiusmodi vacare venatibus, tamen propter affectum, quo tibi annector, tuae nullatenus valeo petitioni obstare; quia luce clarius novi, quod docto in amoris doctrina cautior tibi erit in amore processus, tuae, prout potero, curabo postulationi parere[1]. Walter befindet sich zwar in ersten Liebesnöten, jedoch nicht in der im *Arcipreste de Talauera* beschrieben harten Bedrängnis von seiner Herrin. Der bekräftigende Zusatz stammt von Alfonso Martínez. Wie Andreas zu Walter, so spricht auch Alfonso Martínez unmittelbar zu seinem Zögling, der in diesem Fall der Leser selbst ist und den er mit *hermano* oder *amigo* anzurufen pflegt: *Piensa, pues, hermano, e con tu sotyl yngenio busca quánto de honra le deue ser fecha* . . . In der Vorlage lautet der Text: *Cernas ergo, Gualteri, et acuto mentis disquiras ingenio, quanto sit præferendus honore* . . .[2] So entsprechen die lehrhaften Abhandlungen in den ersten beiden Teilen des *Arcipreste de Talauera* dem Inhalt der lateinischen Quelle. Die erste Hälfte der *Reprobatio amoris* handelt von der Liebe zu Gott, die zweite[3] von den schlimmen Frauen, ihren Lastern und Fehlern. Die aus ihnen entstandenen Teile im *Arcipreste de Talauera* sind die *primera parte* und die *segunda parte.*

2. Der erste Teil.

Alfonso Martínez hat dem ersten Teil seines Buches keine Überschrift gegeben. Nach dem im Vorwort enthaltenen Vermerk wird er im allgemeinen als *Reprobación del Amor mundano* oder *Reprobación del loco Amor* bezeichnet, was um so berechtigter erscheint, als er von der *Reprobatio amoris* abhängig ist. Zusätze, neue Beispiele und phantasievolle Ausschmückungen erweitern den durch die la-

---

Middle Ages — avarice, envy, slander, disobedience, pride, vanity, and so forth." Bei einer wohl nur oberflächlichen Kenntnis des spanischen Werkes und der lateinischen Vorlage sind der Verfasserin jedoch umfangreichere inhaltliche Übereinstimmungen nicht aufgefallen.

[1] *Praefatio.* Ed. Trojel, p. 1—2.
[2] Ed. Trojel, p. 315 sowie *Arc.*, p. 9.
[3] Ed. Trojel, p. 338 ff.

teinische Vorlage gegebenen Stoff im *Arcipreste de Talauera* um ein Dreifaches, wobei die von Andreas unabhängigen Abhandlungen über die zehn Gebote und die sieben Todsünden im ersten Teil nicht mitzählen. Während der Inhalt der *Reprobatio amoris* im zweiten Teil des spanischen Buches nur mehr Richtschnur für die Entwicklung eigener Gedanken des Verfassers wurde, so ist die Abhängigkeit von der Vorlage im ersten Teil überaus groſs und augenfällig. Man kann daher den ersten Teil des Buches als das unselbständigste Werk des Alfonso Martínez bezeichnen. Dieser hat hier den wenig gelungenen Versuch gemacht, dem einst einer höfischen Abhandlung über die Liebe beigefügten Stoff nach einem Zeitraum von 250 Jahren in Spanien neues Leben zu verleihen. Neue Beispiele aus dem Alten Testament und Beweise aus dem Schrifttum der Kirchenlehrer konnten kaum dazu dienen, die lateinische Vorlage in ein besseres Gewand zu kleiden. So hat der erste Teil des *Arcipreste de Talauera* bis auf den heutigen Tag nur geringe Beachtung gefunden. Nur die darin enthaltenen Innenerzählungen, die wir noch in einem besonderen Abschnitt würdigen, vermögen den Leser anzusprechen und zu fesseln[1].

Alfonso Martínez hat sich bei der Ausarbeitung des ersten Teils keiner besonderen Mühe unterzogen. Das beweist die fast lückenlose Ausbeutung seiner Vorlage und die häufig wortgetreue Übersetzung einzelner Abschnitte[2]. Er brauchte eine möglichst passende Einleitung zu seinem Buch, wozu ihm die *Reprobatio amoris* geeignet erschien. Sie stimmte zu dem gewählten Thema, ihr knapper Text bot Gelegenheit zu lehrhaften Erweiterungen und war überdies in Spanien nicht sehr verbreitet gewesen[3]. Einem weit gröſseren Geschick in Wahl und Bearbeitung der Vorlagen begegnen wir erst in den späteren Teilen des *Arcipreste de Talauera*.

Der erste Teil des Buches enthält auſser der Vorrede 38 Kapitel[4]. Die Numerierung zählt in der Handschrift von I—XVIII, überspringt

[1] Die spanische Dichtung hat — im Gegensatz zu den späteren Teilen des Werkes — durch die von Andreas abhängigen lehrhaften Abschnitte im ersten Teil des *Arcipreste de Talauera* nur geringe Anregungen erfahren. Keine der bereits vorliegenden Untersuchungen über das Buch enthält eine Würdigung des ersten Teils.

[2] Von einer ausführlichen Gegenüberstellung der Texte sehe ich aus Gründen der Raumersparnis ab. Einzelne besonders aufschluſsreiche Abschnitte zitiere ich jedoch im Zusammenhang mit den Fragen, die meine Arbeit behandelt, fortlaufend.

[3] Keine der vorhandenen Handschriften der *De amore libri* befindet sich in Spanien. Die katalanische Übersetzung des Domenec Mascó (zw. 1387 und 1389. Herausgeg. v. A. Pagès, Castelló de la Plana 1930) enthält nur die beiden ersten Bücher des Werkes. Auch diese Übersetzung gehörte zu den seltenen Ausgaben. Vgl. A. Pagès, *Introd.*, p. XVI: „Aquesta traducció no sembla haver-se estés gaire. En trobem, si, menció d'un exemplar de l'obra del Capellà sota el títol de Gualter, de Amor, en la biblioteca de Micer Pere Becet (1365—1430), batlle general de Catalunya; però no hi cal veure probablement altre que el text llatí." Der katalanische Text war hiernach, wie der lateinische, sehr selten, das für uns wichtige dritte Buch des Andreas fast unbekannt.

[4] 40 Kapitel in den Inkunabeln und frühen Drucken. Siehe hier S. 443.

dann die Nummer XIX und fährt von XX—XXXIX fort. Die Kapitel I—XVIII enthalten Beweise gegen die törichte Liebe und ermahnen zur alleinigen Liebe zu Gott[1]. Hauptquelle ist der Andreas Capellanus[2]. Die Kapitel XX—XXXVII handeln davon, wie der Liebende die zehn Gebote überschreitet und die sieben Todsünden begeht. Hier ist Alfonso Martínez völlig unabhängig von der *Reprobatio amoris*, er richtet sich jedoch nach dem *Compendium theologicæ veritatis*[3]. Einzelne Abschnitte aus den Kapiteln XV und XVIII gehören inhaltlich bereits zum 16. Kapitel bzw. zum zweiten Teil des Buches[4].

Wie die lateinische Vorlage — in den Zusätzen jedoch noch rücksichtsloser — deckt Alfonso Martínez alle Gebrechen der törichten Liebe auf und erhebt Zucht und Sittsamkeit sowie die Liebe zu Gott zu höchsten menschlichen Tugenden. Der zügellos Liebende sündigt gegen Gott, sich selbst und den Nächsten. Er verabscheut Vater, Mutter und Freunde. So werden viele Ehen, die Gott zusammengefügt hat, geschieden. Alle Übel entstehen durch die törichte Liebe. Sie kann den Verlust des Eigentums, Feindseligkeiten und den Tod her-

[1] *Arc.*, I, 18, p. 62: *E fasta aquí fablé de cómo desordenado amor deue ser euitado, sólo amor en Dios poniendo.*

[2] Ed. Trojel, p. 314—341.

[3] *Lib. III*, 14—21. An einer Stelle nimmt Alfonso Martínez den Text des *Compendium* fast wörtlich in den *Arcipreste de Talauera* auf:

Comp., III, 15: Quatuor sunt species superbiæ quas assignat Gregorius in libro XXXII Moralium. Prima est, cum homo a seipso æstimat habere bonum quod habet. Secunda, si de super datum credit, pro suis tamen meritis accepisse se putat. Tertia, cum jactat se habere bonum quod non habet. Quarta, quando cæteris despectis singulariter vult videri.

Arc., I, 31, p. 83: Quatro maneras ay de soberuia segund Sant Gregorio en los Morales de Job pone. La primera, quando el symple pyensa que el byen que tyene que lo ouo por su buen recabdo e avn por su buena yndustria. La segunda, quando cree que ovo por su meresçimiento lo que tyene. La tercera, quando se alaba que tyene lo que non tyene. La cuarta, quando menospreçiando a los otros, en sus fechos e cosas quiere ser singular.

Das *Compendium theologicæ veritatis* wird meist Albertus Magnus zugeschrieben, oft auch mit Unrecht dem hl. Thomas von Aquin, der ein Handbuch ähnlichen Titels, das *Compendium theologiae* verfaſst hatte. Andere halten Thomas von Sutton oder Hugo (Ulrich?) de Argentina für den Verfasser. Alfonso Martínez erwähnt in anderem Zusammenhang im dritten Teil seines Buches ein Kompendium (*Arc.*, p. 223: *Esto fallarás largamente en el Compendio* . . .), welches zweifellos mit obigem identisch ist. Vgl. hierzu meine Anm. 2, S. 476. — Eine weitere Quelle für unseren Abschnitt sind die *Sententiarum libri IV* des Petrus Lombardus (zit. im *Arc.*, p. 83). Der Einfluſs der beiden Werke beschränkt sich jedoch auf die Einteilung der verschiedenen Todsünden in gesonderte Kapitel und auf wenige Zitate. In der Gestaltung des Themas und der Innenerzählungen ist Alfonso Martínez völlig selbständig.

[4] *Arc.*, I, 15, p. 40—45. In den Ausgaben von Sevilla 1498 und Toledo 1500 gehört dieser Abschnitt bereits zum 16. Kap., ebenso der letzte Abschnitt des 38. Kap. zum 39. Kap. — Der inhaltlich zum zweiten Teil gehörige Abschnitt des 18. Kap. steht im *Arc.* p. 57—61.

beiführen. Um ihretwillen werden viele meineidig und wortbrüchig oder es kommen ihnen andere böse Gedanken. Der Liebende ist nur zur Liebe allein fähig, wodurch er sich die Verachtung der Mitmenschen verdient. Seine Ausschweifungen lassen ihn an Kraft verlieren: *Primeramente face la vista perder, e mengua el olor de las narizes natural, quel ombre apenas huele como solya; el gusto de la boca pierde e aun el comer del todo; casy el oyr fallesce que paresçele como que oye abejones en el oreja; las manos e todo el cuerpo pierden todo su exerçiçio que tenian e comiençan de temblar*[1]. Schlieſslich verliert er gar den Verstand, wie der verliebte Gelehrte sein Wissen, denn Gelehrte und Geistliche pflegen sich wie der Laie durch die Liebe zu verlieren. Auch wird der Liebende nacheinander gegen die zehn Gebote verstoſsen und sich der Todsünden schuldig machen. Je stärker aber das Feuer der Leidenschaft brennt, um so mehr Schuld lädt der Mensch auf sich. Groſs ist daher auch die Reue, die der maſslos Liebende empfindet: *¡Ay del triste que espera pasar por sus demeritos tantas e tan crueles e perpetuas penas! que sy consyderase en cómo vn dolorçillo de cabeça, o axaqueca, o de yjada, de lomos, de vientre, de riñones o de costado, o vna calentura, o terçiana, o quartana o otra cualquier dolençia o pasión . . . o vna espina chiquilla que en el pie o mano o dedo le entre cómo le faze rauiar . . . Pues ¿qué deue fazer aquel que sufre o ha de sofrir aquellas terribles penas e tormentos crueles, más sensibles syn comparaçión en millares de vezes que las que acá padeçen?*[2]

Die törichte Liebe wird vom Verfasser abwechselnd mit *amor mundano, loco amor, desordenado amor* und *amor terrenal* bezeichnet. Alfonso Martínez versteht darunter nicht nur die Liebe auſserhalb der von Gott gewollten Ehe, sondern schlechthin Ausschweifung, Habsucht und Genuſs um ihrer selbst willen. Hochmut, Geiz, Ausschweifung, Neid, Völlerei, Zorn und Trägheit versperren den Weg zu höherer Einsicht und zu Gott[1]. Aber auch derjenige liebt töricht, welcher den Feiertag nicht ehrt: *¿Diste algund domingo o día de fiesta algunos pasos por yr ver la que mas amavas? Cauallero o escudero, ¿fezistes justas, torneos e otros fechos de armas . . .?*[4] oder zuerst an das eigene Wohlergehen denkt, statt an das Unglück der Armen und Kranken: *¿Fuiste a bodas, solazes e ananzeas por ver tu coamante primero que non fueses a vesytar a pobres o dolientes?*[4] Alfonso Martínez weiſs zwischen der törichten Liebe und *buen amor e amistad fraternal*, einer echten Menschenliebe, wohl zu unterscheiden[5]. Weit höher steht jedoch die Liebe zu Gott: *Por ende, comienço a declarar lo primero cómo sólo el amor a Dios verdadero es deuido e a ningun otro non*[6]; . . .

---

[1] *Arc.*, p. 15.
[2] *Arc.*, p. 104—105.
[3] Die sieben Todsünden bei Gregorius Magnus (*Lib. Moral.* XXXI, c. 45): Superbia, avaritia, luxuria, invidia, gula, ira, acedia.
[4] *Arc.*, p. 67.
[5] *Arc.*, p. 79.
[6] *Arc.*, p. 8.

pues tú, que amas, ama en manera que seas de Dios amado[1], weshalb der Zweck des Werkes hauptsächlich die Verwerfung der weltlichen Liebe und ein Preis der Liebe Gottes ist[2].

Andreas Capellanus hatte in den beiden ersten Büchern seines Werkes die weltliche Liebe gepriesen. Wenn er es auch in der *Reprobatio amoris* in eine Schmähschrift gegen die Liebe und gegen die Frauen umgestaltete, so sprach er der Liebe eine seltsam gute Wirkung auf den Menschen doch nicht ab: *O, quam mirabile debet cunctis illud sapere bonum, quod viventibus poenam sine intermissione promittit et morientibus cruciatus minatur aeternos* . . .[3] Nur soll man das Streben nach solchen guten Dingen (*talia bona*) den anderen überlassen. Alfonso Martínez will hingegen ein ähnliches Zugeständnis an die Herrlichkeiten der Liebe nicht machen. Von den Lichtseiten der Liebe soll im *Arcipreste de Talauera* nicht die Rede sein. Daher können Argumente, die sich der verliebte Leser etwa zu seiner Verteidigung zunutze machen könnte, nicht mit in den *Arcipreste de Talauera* aufgenommen werden. Der Verfasser will nur vom Leidwesen der Liebe sprechen. Darum stellt er an den Leser die Frage: *¿Quántos, dí, amigo, viste e oyste dezir que en este mundo amaron que su vida fué dolor e enojo, pensamientos, sospiros e congojas . . .?*[4] Allenfalls bezeichnet Alfonso Martínez die Liebe als *breue deleitaçión*[4]. Den Vermerk aus der *Reprobatio amoris*, daſs ein jeder erst durch Erfahrung klug werde, nimmt er absichtlich nicht mit in sein Buch auf[5]. So folgerichtig geht er jedoch nicht immer zu Werk. Wie die lateinische Vorlage duldet auch Alfonso Martínez ein ausschweifendes Leben bei den Männern: *E sy los onbres, por ser varones, el vil abto luxurioso en ellos algund tanto es tolerado, e aunque lo cometan, empero non es asy en las mugeres* . . .[6] und opfert so den Grundsatz einer strengen Askese, wie er auch von seinen eigenen Vergehen an andrer Stelle spricht[7].

Wie Alfonso Martínez die Fehler und Laster der Liebenden verwirft, so lobt er die menschlichen Tugenden[8]. Mäſsigung ist nicht nur die schönste unter ihnen, sondern auch die nützlichste: *Tanta es la virtud de la continençia, que es capa para cobrir muchos pecados*[9]. Wer aber züchtig leben will muſs bestimmte Regeln befolgen: *Fuyd*

---

[1] *Arc.*, p. 31.

[2] *Arc.*, p. 190: *el yntento de la obra es prinçipalmente de reprobaçión de amor terrenal, el amor de Dios loando.*

[3] Ed. Trojel, p. 322.

[4] *Arc.*, p. 24.

[5] Ed. Trojel, p. 322—323: . . . *tamen non mihi videtur, quemquam posse plenius erudiri, nisi fuerit magistra experientia eruditus.*

[6] *Arc.*, p. 27; Ed. Trojel, p. 324: *Immo, quamvis in masculis propter sexus audaciam amoris vel luxuriae toleratur excessus, in mulieribus creditur damnabile crimen* . . .

[7] *Arc.*, p. 202 und 328f. Siehe auch hier S. 498f.

[8] Vier moralische Kardinaltugenden: Prudentia, temperantia, justitia, fortitudo. Diese Vierzahl stammt von Socrates.

[9] *Arc.*, p. 44. Vgl. dazu Ed. Trojel, p. 334.

vso contynuo e conversación frequentada de ombre con muger e muger con ombre, fuyendo de oyr palabras oçiosas, desonestas e feas, de tal aucto ynçitatiuas a mal obrar, quitada toda oçiosydad, conversaçión de compañía desonesta, luxuriosa e mal favlante, e humillamiento de los ojos, que non miren cada que quisyeren . . .[1]; *E sy por aventura arrebatadamente te viniere aquel fuego maldito de luxuria, guarda a lo menos . . . que la obra non se sygua con efecto*[2]. Die Nutzanwendung dieser Regeln[3] sowie die Folgen ihrer Nichtbeachtung werden dem Leser im *Arcipreste de Talauera* durch unzählige Beispiele vor Augen geführt. Alfonso Martínez schreibt eben Remedia amoris, wie sie einst Ovid versucht hatte. Der skeptische Kritiker des 18. Jahrhunderts, Gerónimo Feijóo weist vier in der Weltliteratur beliebte Heilmittel gegen die Liebe nach: 1. Die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes; 2. Bekämpfung der Leidenschaft von Grund auf; 3. Starkes Ablenken der Aufmerksamkeit auf andere Dinge; 4. Möglichst lebhaftes und andauerndes Nachdenken über die Mängel der geliebten Person[4]. Alle und besonders den letzten dieser Beweise empfiehlt oder verwirklicht sogar Alfonso Martínez in seinem Buch. Durch das Urteil Feijóos über die frauenfeindlichen Dichtungen hat nicht zuletzt auch der *Arcipreste de Talauera* eine Kritik erfahren. Ein Abschnitt im *Teatro crítico universal* lautet: „Ach, in wie vielen Büchern finden sich blutrünstige Reden gegen die armen Weiber . . .! Hier sagt man, sie seien unvollkommene, widerwärtige, schmutzvolle Geschöpfe, dort schilt man sie betrügerisch, wankelmütig, treulos, boshaft. Aber das alles ist nur viel Lärm um nichts. Man mache mit mir was man wolle, wenn man mir unter Millionen von Männern, die leidenschaftlich Frauen verehren, einen einzigen nennte, der durch diese Überlegungen geheilt worden wäre. — Ach, wenn man doch den Männern Heilung verschaffte, denn dadurch allein würden die Frauen größtenteils geheilt werden!“[5].

Am besten will es uns gefallen, wenn Alfonso Martínez beginnt, seine Behauptungen, Ratschläge und Regeln an einem besonders krassen Einzelfall zu belegen. Mit bedenkenlosem Realismus schildert er uns kleine Erlebnisse aus dem Alltag, wie etwa das Leben eines Faulenzers, des Hoffärtigen oder des Gefräßigen. Auch berichtet er wunderliche Geschichten von Vergil und Aristoteles, von einer Kindesmörderin und der Frau, die ihrem Gemahl aus Eifersucht die Zunge abbiß. Alfonso Martínez deckt die Fehler und Schandtaten des einfachen Mannes, der Vornehmen und Geistlichen, wie der Mädchen, Frauen und Königinnen auf und macht nicht halt vor dem Gewissen

---

[1] *Arc.*, p. 7.

[2] *Arc.*, p. 41.

[3] Einige (*Arc.*, p. 46, 47) stammen aus der Pseudoaristotelischen Schrift *Secreta secretorum, Cap. De compositione hominis* und *De signis boni et mali stomachi.*

[4] Feijóo, *Teatro crítico universal, Remedios del amor.* Ed. Augustín Millares Carlo. *Clásicos castellanos 67.* Madrid 1925.

[5] *Op. cit.*, VII. Zitiert in eigener Übersetzung.

des Lesers oder etwaigen gesellschaftlichen Konventionen. Mit grofser Genauigkeit will er schreiben und das Leben so zeichnen, wie es einmal ist: *Non es ésto corónica nin ystoria de cauallería, en las quales a las vezes ponen c por b; que ésto que dicho he, sabe que es verdad, e es dubda de faltar dello o de grand parte*[1]. Wir begnügen uns zunächst mit einer kurzen Andeutung der im ersten Teil des *Arcipreste de Talauera* enthaltenen Exempla und Innenerzählungen, denen an späterer Stelle ein Sonderabschnitt gewidmet ist, und wenden uns dem Thema des zweiten Teils zu.

3. Der zweite Teil.

Der zweite Teil des *Arcipreste de Talauera* zählt 14 Kapitel und trägt die Überschrift: *De los vicios, tachas e malas condiciones de las malas e viciosas mugeres, las buenas en sus virtudes aprobando.* So handelt er von den Lastern, Fehlern und schlechten Eigenschaften der verderbten Frauen, ihrem Geiz, ihrer Klatschsucht und ihrem bösen Mundwerk. Die Habsucht läſst sie von allen Seiten erraffen, was sie nur an sich bringen können: *Seer la muger tomadora, vsurpadora a diestro e a syniestro, poner en ello dubda sería grand pecado*...[2]. Nicht geringer ist ihr Neid und ihre Eifersucht auf jede andere, die schöner ist, als sie selbst. Keine Beharrlichkeit kennt die Frau. Einen Standpunkt, den sie heute vertritt, wird sie schon morgen ändern: *Oy te dirá vno la muger, a cabo de ora otro; sy a vno dize de sy, a otro dize de no; al uno ya fabel, al otro alfilel; al vno da del ojo, al otro por antojo; al vno da del pie, al otro fiere de cobdo; al vno aprieta la mano, al otro tuerçe el rostro*[3]. So hat jede Frau ein Doppelgesicht: *La muger ser de dos fazes e cuchillo de dos tajos non ay dubda en ello, por quanto de cada dia veemos que vno dize por la boca, otro tyene al coraçón*[4]. Ausdruck ihrer Geringschätzung des Mannes ist der stete Ungehorsam der Frau. In ihrem grenzenlosen Hochmut gibt sie nicht acht auf das, was sie spricht und tut. Nichts übertrifft denn auch ihre Eitelkeit. Sie lügt, schwört rechthaberisch und wird am Ende meineidig. Auch lehrt das Buch, wie sich der Mann vor der trunksüchtigen Frau hüten muſs, wie die schwatzhafte Frau stets von fremden Dingen spricht und wie die schlimmen Weiber einen jeden lieben, der ihnen gefällt, ohne Rücksicht auf das Alter. Das letzte Kapitel zeigt, wie einzig die Liebe zu Gott Weisheit und alles andere Torheit ist.

Den ersten Teil seines Buches schrieb Alfonso Martínez gegen die törichte Liebe, im zweiten richtet er sich gegen die schlimmen

---

[1] *Arc.*, p. 106. — Vgl. das bezeichnende Urteil über spanische Chroniken, zu deren Verfassern sich Alfonso Martínez wenige Jahre später mit seiner *Atalaya de las Corónicas* selbst gesellte, und Rittergeschichten.

[2] *Arc.*, p. 128. Vgl. Ed. Trojel, p. 344: *Rapacitatis quoque vitio mulier quaelibet inquinatur* . . .

[3] *Arc.*, p. 143.

[4] *Arc.*, p. 147. Vgl. Ed. Trojel, p. 346: *Sed mulieres omnes cuncta, quae dicunt, in cordis scimus duplicitate narrare, quia semper alia corde gerunt, quam ore loquantur.*

Weiber, die zumeist der Gegenstand dieser Liebe sind. Jedes Mittel ist ihm dabei recht, um seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Das Werk des Andreas Capellanus genügt nicht mehr, um seinen scharfen Anklagen gegen das abscheuliche Weibsvolk gerecht zu werden. Der Inhalt der *Reprobatio amoris* bildet nur noch den äußeren Rahmen zum zweiten Teil des *Arcipreste de Talauera*, den der Verfasser selbständig erweitert und mit zahlreichen Beispielen und Innenerzählungen ausfüllt[1]. Ein Beispiel entnimmt er der Antike: Epikur und Primas denken stets nur an Essen und Trinken[2]. Aus der Bibel fehlt nicht die Geschichte von Samson und Dalila. Mittelalterliches Erzählungsgut wird herangezogen und neu bearbeitet. Wir tun einen Blick in die Kleiderkiste der Frauen und hören von der Frau, die von verbotenen Wegen heimkehrt und sich, als sie das Haus verschlossen findet, nach kurzem Wortwechsel mit dem Ehemann zum Schein in den Brunnen wirft[3]. Dann lesen wir die Erzählung von der ungehorsamen Frau, die an vergiftetem Wein zugrunde geht, oder wie eine andere die verbotene Truhe öffnet und ihre Neugier mit dem Tode bezahlen muß. Wir werden auch Zeugen eines Ehestreits, in dessen Verlauf das hartnäckige Weib darauf besteht, daß ihr Messer eine Schere und eine Drossel Amsel sei. Die Untreue der Frauen geißeln die Beispiele vom geblendeten Gatten, dem versteckten Pfaffen, der ausgelöschten Kerze und dem durchlöcherten Kochtopf.

In anschaulicher Weise berichtet Alfonso Martínez nicht nur eine stattliche Reihe von Beispielen und Geschichten, die dem mittelalterlichen Leser bereits aus anderen Quellen bekannt waren, im zweiten Teil seines Prosawerkes zeigt er sich vielmehr als ein meisterhafter Erzähler von selbständiger Gestaltungskraft. Mit beißendem Humor schildert er uns in den buntesten Bildern eigene Erlebnisse und Szenen, die er seiner Umwelt abgelauscht hat. Seine übersprudelnde Phantasie läßt ihn stets neue Situationen erfinden. Einzelne Erzählungen sind ganz köstlich und virtuos gestaltet. In ihnen bedient sich der Verfasser einer natürlichen, ungeschminkten Sprache, wie er sie in den Gassen und auf den Plätzen der kastilischen Haupt-

[1] Frühere Kritiker haben auf den möglichen Einfluß des katalanischen *Libre de les Dones* von Francisco Eximenis im zweiten Teil des *Arcipreste de Talauera* hingewiesen. Ich habe das Werk in der Ausgabe von Johann Rosenbach, Barcelona 1495, daraufhin durchgesehen. Der erste Teil: *tracta generalment de ço que a dones pertany;* der zweite Teil: *tracta deles en speciales cinc maneras delles. Car algunes son infantes qui vull conpendra sots nom de dones. Altres nia donzelles. Altres maridades. Altres vidues e altres religioses*... etc. Einen unmittelbaren Einfluß auf den *Arcipreste de Talauera* konnte ich jedoch nicht feststellen. Alfonso Martínez kannte zwar das *Libre de les Dones*, wie sein persönlicher Eintrag in ein eigenes Handschriftenexemplar beweist (vgl. hier S. 428), benützte indes für sein Buch nur die im vierten Teil angeführte *Vita Christi* des Francisco Eximenis (*Arc.*, p. 235).

[2] Von Epikur spricht bereits Andreas, Ed. Trojel, p. 341: *Sicut enim Epicurus summum bonum in ventris esse credit obsequio* . . .

[3] Diese Erzählung fehlt in der Handschrift. Inhaltlich gehört sie zu Teil III, 9 (Eheliche Verbindung zwischen einem alten Manne und einem jungen Weibe).

stadt am Tajo wohl tausendmal gehört hat. So hören wir die bitterlustigen Klagereden des Weibes über ein gestohlenes Ei oder ein verlorenes Huhn. Ausführliche Abhandlungen über die Eitelkeit und die Schminksucht der Frauen entdecken uns die letzten Geheimnisse weiblicher Putzkünste. Dann ziehen die Bilder von der verleumderischen und der trunksüchtigen Frau, der käuflichen Königin und der Zauberin von Barcelona an uns vorüber. Vor unseren Augen erscheinen Trotaconventos und Kupplerinnen aller Art[1]. Es entsteht ein Sittengemälde seiner Zeit. Die besonders zahlreichen Innenerzählungen machen den zweiten Teil zum weitaus gelungensten im *Arcipreste de Talauera.*

4. Der dritte Teil.

Wendet sich Alfonso Martínez im zweiten Teil seines *Arcipreste de Talauera* gegen die Laster und Fehler der schlimmen Frauen, so handelt der dritte Teil von den Gemütsanlagen der Männer und ihrem Verhalten als Liebhaber. Wir zählen 10 zusammengehörige Kapitel, denen als Überschrift gegeben ist: *Comiença la terçera parte de esta obra, donde se tracta de las complisiones de los ombres e de las planetas e sygnos, quáles e cuántos son.* Das erste Kapitel handelt von den Gemütsanlagen im allgemeinen, die vier folgenden vom sanguinischen, cholerischen, phlegmatischen und melancholischen Manne. Das sechste handelt davon, wie die Gestirne die Körperteile beeinflussen. Zum Schluſs folgt eine Abhandlung über das verschiedene Verhalten der Männer in der Liebe.

Die Unterscheidung von vier Temperamenten beim Manne geht auf Hippokrates zurück. Die Schule des griechischen Arztes erklärte die verschiedenen Charaktere aus der jeweiligen Mischung der vier Flüssigkeiten oder Grundstoffe, aus denen sich der Organismus nach der damaligen Auffassung zusammensetzt. Einem Vorherrschen von gelber Galle, die mit dem Feuer verglichen und für heiſs und trocken gehalten wurde, entspricht das cholerische Temperament, dessen Gefühlsregungen stark und geschwind sind. Das sanguinische Temperament erklärt sich aus einem Überschuſs an Blut, das man für warm, feucht und ähnlich der Luft ansprach. Es hat schwache und schnelle Rückwirkungen. Kalt und trocken wie die Erde ist dagegen die schwarze Galle. Sie entspricht dem melancholischen Temperament, welches stark und langsam reagiert. Das phlegmatische Temperament endlich rührt von einem Überschuſs an Schleim her, der kalt und flüssig wie das Wasser ist. Die Gefühlsregungen sind schwach und langsam[2].

---

[1] A. Bonilla y San Martín weist auf Ähnlichkeiten zwischen den bei Alfonso Martínez und Juan Ruiz geschilderten Typen der Kupplerin hin. Vgl. *Antecedentes del tipo celestinesco en la literatura latina.* In *Rev. Hisp. XV* (1906), p. 378.

[2] Vgl. Hippocrates, *De natura hominis liber.* — Siehe etwa in Deutschland Hans Sachs: *Nun sind von Gott all Menschen pur / Geschöpfft aus viererley Natur, / Von Lufft, Fewer, Wasser und Erdt, / Philosophia das bewert, / Was*

Alfonso Martínez schöpft seine Anregungen nicht unmittelbar aus Hippokrates, sondern aus einer im Mittelalter leichter zugänglichen Quelle, den *Secreta secretorum Aristotelis*, einer pseudoaristotelischen Schrift[1]. Die in dieser Fassung überlieferte Abhandlung über die Temperamente bildet den äuſseren Rahmen zu den Erzählungen des dritten Teils im *Arcipreste de Talauera.* Auch für das sechste Kapitel (*De cómo los sygnos señorean las partes del cuerpo*) sind die *Secreta secretorum* von bedeutendem Einfluſs gewesen. Der Verfasser beruft sich an einer Stelle selbst auf die Vorlage: *Desta materia largamente fallarás en el libro De Secretis secretorum que fizo Aristotiles a Alixandre quasy a la fin. Ally leerás marauillosas cosas de las señales de las personas, e cómo a vezes mienten por el grand juyzio quando los rige . . .*[2].

Von der Vorlage trennt sich Alfonso Martínez erst in den folgenden Kapiteln, worin er schildert, wie sich die jeweilige Veranlagung des Mannes auf seine Rolle als Liebhaber und Geliebter auswirkt. Der Verfasser hat sich hier an einer frühen psychologischen Typenlehre versucht[3]. Gleich läſst er seinem Übermut wieder freien Lauf und streut die anmutigsten Schilderungen in den Text. Diesmal wendet er sich vornehmlich gegen die Männer. Der verliebte Sanguiniker ist ein heiterer, unbeständiger Erzbetrüger und Don Juan, vor dem sich alle ehrlichen Mädchen hüten müssen: *oy aquí, cras allí; sy Marina non me plaze, Catalina, pues, sy faze*[4]. Gröſseres Unheil

nun jeder Mensch mag sein, / Darzu übt jn die Art im Wein. (*Die vier wunderbarlichen Eygenschafft vnd Würkung dess Weins, ein kurtzweiliger Spruch.*)

[1] *Secreta secretorum Aristotelis.* 1528. Fol. XIII[v]: *De compositione hominis. Conveniunt itaque sapientes et philosophi naturales quod homo est compositus ex oppositis elementis et ex quatuor contrarijs humoribus . . .* Die einzelnen Ausgaben des Werkes sind sehr verschieden. Vgl. daher auch: *Secreta secretorum translated by James Yonge, The Gouvernaunce of Prynces (1422), Cap. LVIII (Of the Science of Physionomye). In Three Prose Versions of the Secreta Secretorum.* Ed. Robert Steele. London 1898. Part. I, p. 219f. Diese Version berichtet mit gröſserer Ausführlichkeit über die vier Temperamente. Eine spanische Handschrift verwahrt die Bibliothek des Escorial (Sign. Z.I.2.): *El Libro De Secreto Secretorum, el qual compuso el grant Aristoteles.* Siehe Rud. Beer, *Handschriftenschätze Spaniens*, p. 203. Ob Alfonso Martínez wohl der *Codex Brugensis* vorgelegen hat? Dieser enthält die drei Hauptquellen des *Arcipreste de Talauera:* die *Secreta secretorum*, die *Disciplina clericalis* und das Werk des Andreas Capellanus. Vgl. Trojel, p. XXIX: *Codex Brugensis. Continet tres tractatus: Liber Aristotelis de secretis secretorum seu de regimine principum; secundus: Petri Alphonsii de disciplina clericorum; tertius: Galteri de amore.*

[2] *Arc.*, p. 201. Alfonso Martínez bezieht sich auf den Abschnitt: *Quomodo rex se debet regere per astronomia* der *Secreta secretorum Aristotelis* (Fol. XII[v]f. der Ausgabe von 1528).

[3] Vgl. A. F. G. Bell, *The Archpriest of Talavera. Bull. of Span. Stud.*, 1928, p. 60ff.: „The Archpriest was no mean psychologist." Siehe auch Rogerio Sánchez, *Libro del Arcipreste de Talavera,* p. 13: „Hay en esta parte una mescolanza entre lo que pudiéramos llamar un tratado de Psicología fisiológica y otra parte de Astrología."

[4] *Arc.*, p. 204.

pflegt indes der Choleriker in der Liebe anzurichten. Sein Zorn beschattet nämlich eine Reihe von sonst guten Eigenschaften. Da er stets bereit ist, mit Waffen loszuschlagen und zu verletzen, bedienen sich die Weiber gern des Cholerikers, um ihre eigene Schmach zu sühnen. Alfonso Martínez führt uns einen so beschaffenen Mann vor, der das Haus verläſst, um den Verleumder der Gattin niederzumachen. Als er verwundet heimkehrt, ist das Lamento des Weibes groſs. Trefflich ist die Schilderung eines ängstlichen Phlegmatikers, der gern des nachts seine Geliebte besucht hätte, wenn er nicht aus Furcht, es könne ihm unterwegs etwas zustoſsen, doch lieber zu Hause geblieben wäre und das eigene Bett dem Abenteuer vorzöge. Ganz anders verhalten sich die Melancholiker, die sehr streitsüchtig sind, so daſs man keine dauerhafte Freundschaft mit ihnen schlieſsen kann und es die Frauen nicht lange in ihrer Gesellschaft aushalten.

5. Der vierte Teil.

Del común fablar de fados, fortuna, sygnos e planetas lautet das Thema des vierten Teils im *Arcipreste de Talauera.* Er enthält drei umfangreiche Kapitel[1] und das Schluſswort des Verfassers. Das erste und zugleich längste Kapitel ist die Ablehnung des Fatalismus, des blinden Glaubens an das Glück, die Zeichen und Sterne, durch welchen die Menschen ihr Schuldbewuſstsein verlieren. Durch solchen Irr- und Aberglauben will der töricht Liebende seine Vergehen und Fehler vor sich selbst entschuldigen. Alfonso Martínez ist ein strenger Gegner des Fatalismus. Zwar leugnet er das Bestehen übermenschlicher Kräfte, die jeden einzelnen in seinem Tun beeinflussen, nicht ab. Dieses Bewuſstsein darf den Menschen jedoch nicht ein Gefühl der Verantwortungslosigkeit geben. Man soll sich vielmehr stets der eigenen Schicksalsbestimmung und Handlungsfreiheit durch den Glauben und das Vertrauen auf Gott bewuſst bleiben. So handeln die beiden folgenden Kapitel davon, wie Gott der Herr über das Schicksal und die Gestirne ist und wie töricht einer ist, wenn er versucht, Gottes Allmacht in Frage zu stellen, und einem Irrglauben anhängt.

Zweifellos ist Alfonso Martínez durch die in Spanien stark verbreitete Sitte, sich von einheimischen und maurischen Astrologen wahrsagen zu lassen[2], zu seiner Abhandlung über den Aberglauben angeregt worden. Den Stoff schöpfte er aus dem ihm vertrauten

---

[1] Sieben Kapitel in den Inkunabeln und frühen Drucken.

[2] Vgl. Rafael Altamira, *Historia de España,* II (Barcelona 1929), p. 252: „Paralelas con tales extravagancias de los químicos, iban las de los astrónomos, convertidos en astrólogos, es decir sabedores de la ciencia de adivinar por medio de las estrellas . . . Las doctrinas astrológicas eran comunes a musulmanes y cristianos; y como las alquimistas, aunque erróneas, sirvieron indirectamente para perfeccionar las ciencias a que se referían." — Ganz unbeeinfluſst durch die Astrologie ist Alfonso Martínez selbst nicht geblieben, wie seine Temperamentenlehre im voraufgegangenen Teil beweist.

Schrifttum der Kirchenlehrer. In erster Linie kommt Augustin in Betracht, der in seinem Werk *De doctrina christiana*[1] Aberglauben und Astrologie verwirft. Deutlich ist auch der Einfluſs der augustinischen Prädestinationslehre[2] im vierten Teil des *Arcipreste de Talauera.* Alfonso Martínez zitiert Augustin häufig[3], jedoch nicht dessen Werk. Er hat ferner eine Schrift des Gregorius Magnus[4] benützt. Eine Reihe von Beispielen entlehnt er dem *Corpus iuris canonici.* Psalmen, Gebetsanfänge und Zitate aus dem *Breviarium Romanum* lassen den vierten Teil zu einer langwierigen Abhandlung anschwellen. In der Lehre, daſs Gott in allen Dingen tätig ist, obwohl die Dinge selbst eine eigene Tätigkeit haben, und in der Lehre vom freien Willen des Menschen ist der Verfasser ein Schüler des Thomas von Aquin, den er jedoch nirgends anführt. Über den freien Willen handelt auch das Martínez wohlbekannte *Compendium theologicae veritatis*[5]. Vielleicht hat ihm noch das Buch des Valencianers San Pedro Pascual: *De la vanidad de los fados y de los estrelleros* vorgelegen. Den Sternglauben verwirft endlich auch Juan Ruiz, Erzpriester von Hita, der zweimal im *Arcipreste de Talauera* angeführt wird[6]. Eine andere häufig zitierte Quelle sind die *Dicta Catonis*[7].

Alfonso Martínez ist in diesem rein didaktischen Teil des Werkes von der Gewiſsheit einer Beherrschung alles Lebens durch Gott durchdrungen. So ist er über die Erklärung der Wissenschaften durch die Theologie nicht hinausgekommen. Wir lesen uns nur mit Mühe durch den von alt- und neutestamentlichen Beispielen und Zitaten angefüllten Traktat zu den Erzählungen vom Einsiedler von Valencia und von einem anderen Ausschweifenden hindurch, um schlieſslich mit dem von Boccaccio entlehnten Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna, das in seiner breiten Ausführung über 35 Buchseiten eine Novelle für sich bildet, belohnt zu werden. Es folgt noch eine kurze Abhandlung über die Strenge Gottes dem unverbesserlichen Sünder gegenüber sowie über seine Güte und Barmherzigkeit im

---

[1] II, 21.

[2] *De predestinatione et gratia,* c. 15.

[3] Vgl. im Glossar von Pérez Pastor.

[4] *Lib. Moral.* III, 2 und XXXI, 39 (zu *Arc.,* p. 266).

[5] II, 56. Die Cap. 30, Lib. I und Cap. 4, Lib. II sind mit *De praedestinatione* bzw. *De natura caelorum et superiorum corporum* überschrieben.

[6] *Libro de Buen Amor,* 123f.: *Aquí fabla de la constelaçión e de la planeta, en que los omes nasçen, e del juyzio que los cinco ssabios naturales dieron en el nasçemiento del fijo del Rey Alcarez.* — Im *Arc.,* p. 18 und p. 213 führt Alfonso Martínez zwei Sprichwörter aus dem *Libro de Buen Amor* an und nennt dabei den Namen des Arcipreste de Hita.

[7] z. B. *Arc.,* p. 320: *Dize Catón: como tú, ombre, seas poco sabyo e las cosas por razón non goviernes, non quieras dezir fortuna, pues que non ay fortuna ser de byen o mal causadora. / Dicta Catonis, IV, 3: Cum sis incautus nec rem rationes gubernes, Noli fortunam, quae non est, dicere caecam.* — *Arc.,* p. 322: *Guarda que te dize el sabyo Catón: dexa los secretos de Dios a solo Dios e non quieras escodriñar qué son ni quáles son, nin porqué son, que es gran fallía e dar de la cabeça a la pared. / D. C., II, 12: Quid deus intendat, noli perquirere sorte: Quid statuat de te, sine te deliberat ille.*

Vergeben. So schlieſst das eigentliche Werk mit einem Gebet, auf daſs der Herr uns vor Sünden bewahre und wir würdig sein mögen, in das himmlische Paradies aufgenommen zu werden.

6. Das Schluſswort.

Alfonso Martínez läſst es sich nicht nehmen, noch nachträglich ein Schluſswort zu seinem *Arcipreste de Talauera* zu schreiben, worin er um Verzeihung bittet, wenn er jemand durch sein Werk verletzt haben sollte. Diese „extrema oratio", die in der Abschrift des Alfonso de Contreras nicht enthalten ist[1], trägt in den Inkunabelausgaben von Sevilla 1498 und Toledo 1500 die Überschrift: *El autor face fin a la presente obra e demanda perdón si en algo de lo que ha dicho ha enojado o no bien dicho.* Der Verfasser schildert einen Traum, den er hatte, nachdem er in Nachdenken über sein Werk versunken und bald darauf in Schlaf gefallen war. Mehr als tausend schöne, edle und berühmte Frauen sah er vor sich. Alle beklagten sich über seine gegen ihr Geschlecht gerichteten Angriffe und Schmähungen und riefen: *Loco atrevido, ¿dó te vino osar de escreuir ni hablar de aquellas que merescen del mundo la victoria? Haue, haue memoria quánto de nos hauiste algund tiempo pasado gasajado*[2]. Worauf ihn die eine an den Haaren zog und auf diese Weise ein Stück den Boden entlang schleifte, während ihm die zweite die Kehle mit dem Fuſs so fest zudrückte, daſs er seine Zunge um eine Handbreit herausstrecken muſste. Die übrigen galanten Damen schlugen mit Pantoffeln, Spinnrocken und Haspeln auf den unglücklichen Verfasser des *Arcipreste de Talauera* ein, bis er sich halb tot glaubte. Furchterschreckt erwachte er so aus seinem Traum und hätte am liebsten jemanden neben sich gehabt, um sich zu trösten. *¡Guay del que duerme solo!*, stöhnt er vor sich hin und bittet reuevoll die hübschen Damen um Vergebung, damit er fernerhin vor ihnen Ruhe habe. Mit prächtiger

[1] Das Schluſswort ist jüngeren Datums als das eigentliche Werk, welches am 15. März 1438 vollendet worden war. Der Verfasser bemerkt hierzu selbst: *En el año octauo, a diez de Setiembre, fué la presente escriptura, reynante Jupiter en la casa de Venus, estando mal Saturno de dolor de costado.* Man hat bisher angenommen, daſs der Schluſsteil auch aus dem Jahre 1438 stammt. Da dieser jedoch in der Handschrift des Alfonso de Contreras von 1466 noch nicht enthalten ist, während ihn alle späteren Ausgaben mit aufnehmen, könnte man an die Möglichkeit der Entstehung des Schluſswortes im Jahre 1468 denken. Alfonso Martínez kann auch zum Zeitpunkt der Abfassung nicht mehr jung gewesen sein, denn die Damen, welche ihm im Traum erscheinen, werfen ihm sein Alter vor: *Pues no digas aún desta agua no beueré, que a la vejez acostumbra entrar el diablo artero en la cabeza vieja del torpe vil asno.* Sein Stil erscheint flüssiger und gewandter als der gelehrsame und trockene Ausdruck in den voraufgegangenen didaktischen Teilen sowie die volkstümliche und vielfach ungehobelte Sprache in den eingeflochtenen Erzählungen des Buches. Vielleicht haben den Verfasser wirkliche Angriffe gegen das Buch nach seinem Erscheinen von seiten der Frauen zu diesem nachträglichen Schluſswort bewegt. Vgl. hierzu noch meine Ausführungen auf S. 470 und S. 475, Anm. 4.

[2] *Arc.*, p. 329.

Ironie behält er sich den Frauen gegenüber jedoch ein letztes, zweideutiges Wort vor: *Pero ¡guay del cuytado que siempre solo duerme con dolor de axaqueca e en su casa rueca nunca entra todo el año! Este es el pejor daño*[1].

7. Innenerzählungen und Exempla im *Arcipreste de Talauera.*

a) Übernommener Erzählstoff.

Beispiele aus dem Alten Testament:

Urias und Bathseba (*Cómo los letrados pierden el saber por amar*)[2]: König David sah, wie sich Bathseba, die Frau des Urias, in einem Garten das Haar kämmte. Er verlangte nach der Schönen und beging Ehebruch mit ihr, was zur Schande der Frau gereichte und den Tod ihres Gatten herbeiführte.

Quellen: Andreas Capellanus, Ed. Trojel, p. 338: *Sed et quis maior aut sapientia clarior est David propheta repertus, qui tamen innumerabiles habuit concubinas, uxorem male concupivit Uriae et eam adulterando stupravit virumque ipsius tanquam perfidus homicida necavit*, sowie 2. *Samuel*, 11.

Samson und Dalila (*Cómo la muger es cara con dos fazes*)[3]: Samson hatte seiner Gemahlin Dalila verraten, daſs er seine ungewöhnliche Kraft einem Haarschopf verdankte. Die Frau schnitt ihm darauf im Schlaf das Kopfhaar ab und lieferte ihn seinen Feinden aus. Nachdem Samson später seine Kraft wiedergewonnen hatte, lieſs er das Haus über sich und seinen Feinden zusammenstürzen.

Quellen: Andreas Capellanus, Ed. Trojel, p. 347: *Samson enim, cuius cunctis satis probitas est manifesta, quia mulieri sua non novit celare secreta, ab ea in cordis duplicitate deceptus ab inimicorum legitur exercitu superatus, et ab eisdem captus corporis virtute et oculorum simul est visione privatus*, sowie *Richter*, 16[4].

Pharao und Nebukadnezar (*Del común fablar de fados, fortuna, sygnos e planetas*)[5]: Die beiden Könige Pharao und Nebukadnezar waren wegen ihres Hochmuts von Gott verlassen worden. Nebukadnezar gereute es, und er tat Buſse. So konnte ihm von Gott vergeben werden. Pharao blieb jedoch unverbesserlich und ging seines Seelenheils verlustig.

Quellen: *Corpus iuris canonici, Decreti secunda pars causa XXIII, Quest. IV, c. 22: Nabuchodonosor penitenciam meruit fructuosam. Nonne post innumeras inpietates flagellatus penituit, et regnum,*

---

[1] *Arc.*, p. 330.
[2] *Arc.*, I, 17, p. 51 f.
[3] *Arc.*, II, 6, p. 149 f.
[4] Farinelli glaubte an die Möglichkeit einer Anregung durch Boccaccios Werk *De casibus virorum illustrium* zu diesem Beispiel, kannte jedoch nicht den Andreas Capellanus.
[5] *Arc.*, IV, 1, p. 235 f.

quod perdiderat, rursus accepit? Pharao autem ipsis est flagellis durior effectus et periit? . . . (nach Augustin, *Liber de predestinatione et gratia, c. 15*) sowie *Daniel* 4, 31—37 (Nebukadnezar) und *Exod.* 5ff. (Pharao)[1].

Beispiele aus der Antike (zur ma. Sage gehörig):

Aristoteles als Reittier seiner Geliebten (*Cómo los letrados pierden el saber por amar*)[2]: Der gelehrte Aristoteles läſst sich Zügel in den Mund legen und den Rücken satteln, um von seiner Geliebten geritten zu werden.

Quellen: Über den Ursprung dieser im Mittelalter weit verbreiteten Legende berichten A. Héron, *Oeuvres de Henri d'Andeli.* Paris 1881. *Introd.* p. XXVIII ff. sowie J. Bédier, *Les Fabliaux. 5. Ed.* Paris 1925, p. 204f. Über die verschiedenen Versionen siehe daselbst p. 446f., und M. Landau, *Die Quellen des Decamerone. 2. Aufl.*, Stuttgart 1884, p. 226f.

Eine spanische Variante enthält der *Cancionero de Baena.* Sie rührt von der Hand des Diego y Gonzalo Martínez de Medina, der vielleicht auch der Verfasser eines Gedichts *Contra el amor mundanal*[3] war, her und lautet:

. . . .
e aun Aristótelis con su gran saber,
con quexa muy grande seyendo enamorado,
él se consentió se ser ensellado,
assy como vestía de una muger[4].

Ticknor kennt noch ein *Decir* des Comendador Fernán Sánchez Talavera, welches mit Martínez de Medinas Gedicht fast wörtlich übereinstimmt[5].

Es läſst sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, ob Alfonso Martínez eine spanische oder eine lateinische Version der Legende von Aristoteles vorgelegen hat.

Vergil am Turm und wie er in Rom die Feuer zum Verlöschen brachte (*Comó los letrados pierden el saber por amar*[6]): Ein Mann von solcher Klugheit und solchem Scharfsinn wie Vergil, der in den magischen Künsten von niemand übertroffen werden konnte, wurde vor den Augen des römischen Volkes am Turm aufgehängt, weil er behauptet hatte, sein Wissen sei so groſs, daſs kein Weib ihn jemals betrügen könnte. Zur Strafe für diese Schmach, die

---

[1] Der Hinweis auf die Stelle im *Corpus iuris canonici* stammt von Alfonso Martínez selbst.

[2] *Arc.*, I, 17, p. 49.

[3] Cejador y Frauca, *Historia de la Lengua y Literatura castellana*, I, 2 (1927), p. 82.

[4] *Canc. Baena*, II, 30.

[5] *Geschichte der schönen Literatur in Spanien*, II, p. 689. Leipzig 1852.

[6] *Arc.*, I, 17, p. 49f.

ein Weib „einem so weisen Mann zugefügt hatte", liefs Vergil durch magische Kunst alle Feuer in Rom verlöschen.

Quellen: Über Ursprung und Überlieferung der zahlreichen Vergillegenden im Mittelalter, die bis nach Island Verbreitung gefunden haben, unterrichtet Domenico Comparetti, *Virgilio nel Medio Evo. 2. Ed.* Firenze 1896. Vgl. bes. p. 111ff. Über zusammenhängende Bearbeitungen der Aristoteleslegende mit der Vergillegende schreibt A. Héron, *Op. cit.*, p. XLff. Eine spanische Vergillegende enthält G. B. Deppings *Romancero castellano,* II, p. 202. Leipzig 1844[1].

Alfonso Martínez lernte die Vergillegende wohl im *Libro de Buen Amor* des Juan Ruiz, den er ja zweimal erwähnt, kennen. Auch das Werk des Erzpriesters von Hita berichtet die Vergilerzählung zusammen mit der Geschichte von Uria und Bathseba in einem gemeinsamen Abschnitt (*Aquí fabla del pecado de la luxuria*). Juan Ruiz schildert die Vergillegende in ähnlicher Weise wie Alfonso Martínez:

261 *Non te quiero, veçino, nin me vengas tan presto.*
Al sabidor Virgillio, como dize en el testo,
Engañólo la dueña, quando l'colgó en el çesto,
Coydando que l'sobía a su torre por esto.

262 *Porque le fiz'desonrra e escarnio del rruego,*
El grand encantador fízole muy mal juego:
La lunbre de la candela encantó e el fuego,
Que quanto era en Rroma en punto morió luego.

263 *Anssy que los rromanos, fasta la criatura,*
Non podíen aver fuego, por su desaventura:
Sy non lo ençendían dentro en la natura
De la muger mesquina, otro non les atura.

264 *Sy dava uno a otro el fuego o la candela,*
Amatávase luego; veníen todos a ella,
Ençendíen ally todos como en grand çentella:
Ansy vengó Virgillio su desonrra e querella[2].

Später berichtet der Celestinadichter die gleiche Legende nach der Vorlage des *Arcipreste de Talauera*[3].

Mittelalterliche Beispiele:

Die Schmach des Bernad de Cabrera (*Cómo los letrados pierden el saber por amar*)[4]: Mosén Bernad de Cabrera, eine hervor-

[1] *Cuando lleva Vergilios siete años de cárcel por haber forzado a Doña Isabel, va el rey con la reina a verle, y admirando su paciencia, le da libertad y convida a su mesa, desposándole después con la dama a quien había hecho violencia, de lo cual recibe ella sumo placer.*

[2] Zit. nach der Ausg. v. Cejador y Frauca in den *Clásicos castellanos* (T. 14, 17). Madrid 1913.

[3] S. m. Abschnitt über die Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera.*

[4] *Arc.*, I, 17, p. 53f.

ragende Persönlichkeit am Hofe des Königs von Aragonien, hatte diesem in Sizilien großen Schaden zugefügt und wurde deshalb in den Kerker geworfen. Um ihn zu erniedrigen, ließen ihn seine Gegner nachts durch ein Fenster in das Haus der Geliebten gelangen. Nach geraumer Zeit wollte Bernad an einem Seil wieder herunterklettern, geriet jedoch auf halbem Wege zwischen dem Fenster und dem Erdboden in ein von seinen Widersachern aufgespanntes Netz. So mußte er bis zum folgenden Abend in bloßer Unterkleidung vor den Augen seiner Freunde und Feinde wie Vergil am Hause hängen.

Quelle: Der Erzählung liegt offenbar ein wirkliches Geschehen aus dem Leben des jüngeren Bernardo de Cabrera († 1412) zugrunde. Dieser war ein Günstling des Königs Martin von Sizilien. Nach dem Tode des Königs (1410) beabsichtigte Bernardo, sich mit dessen Witwe zu vermählen. Er belagerte ihr Schloß in Syrakus, mußte seinen Plan aber bald wieder aufgeben. Im Jahre 1412 fiel er den Anhängern der Königin in die Hände und wurde kurze Zeit gefangen gesetzt. König Ferdinand I. von Aragonien befreite ihn wieder und schickte ihn bald darauf in die Verbannung[1].

Während der Gefängniszeit des Bernardo de Cabrera mag sich vielleicht die im *Arcipreste de Talauera* geschilderte Episode zugetragen haben. In der Erinnerung an den Vorfall ist es hier nicht nur zu einer Verschmelzung mit der Vergilsage, sondern auch zu einer Verwechslung des Bernardo de Cabrera mit der Person seines berühmten gleichnamigen Großvaters gekommen. Dieser war General und Minister Peters IV. von Aragonien. Er eroberte Mallorca und schlug die Genovesen im Jahre 1355. Höfische Intrigen brachten ihn 1364 aufs Schafott[2].

Bernardo findet in sichtlicher Anlehnung an die Erzählung des Alfonso Martínez auch in der *Celestina* Erwähnung.

Die ausgesperrte Ehefrau (*De los viçios e tachas e malas condiçiones de las peruersas mugeres e primero digo de las auariciosas*)[3]: Ein älterer Herr, der ein junges Frauenzimmer geheiratet hatte, pflegte, aus Furcht, sein Weib könne ihn betrügen, nachts die Hausschlüssel unter dem Kopfkissen zu verbergen. Dennoch gelang es der Frau, zu ihrem jungen Liebhaber hinaus zu gelangen. Als sie zurückkehren wollte, erblickte sie den Ehemann am Fenster. Er verwehrte seiner ungetreuen Frau den Eintritt. Diese gab nun vor, sie wolle sich in den Brunnen stürzen. Indes warf sie nur einen großen Stein hinein, worauf der Ehemann den Platz am Fenster verließ und sich jammernd dem Brunnen näherte. Das Frauenzimmer aber nützte den günstigen Augenblick, um ins Haus zu gelangen. Sie verriegelte

---

[1] Über den historischen Cabrera und seinen berühmteren Vorfahren vgl. *Enciclopedia Espasa*, X, p. 206—207.

[2] Menéndez y Pelayo schrieb den Vorfall dem älteren Bernardo de Cabrera zu (*Orig. Nov.*, I, p. CXX). Der Minister Peters IV. hat jedoch niemals um einer Frau willen in einem sizilianischen Gefängnis gesessen.

[3] *Arc.*, II, 1, p. 113ff. — Siehe m. Anm. 3, S. 459.

das Tor hinter sich und begann nun ihrerseits den Mann der Untreue zu bezichtigen. Schutzleute führten ihn darauf ins Gefängnis und am nächsten Morgen an den Schandpfahl.

Quellen: Das in allen Sprachen, bis nach Island überlieferte Motiv (*De puteo*) begegnet uns bereits im 14. Exemplum der *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi[1] sowie in der *Historia septem sapientum* (*Dolopathus*) des Johannes de Alta Silva[2]. In späterer Zeit sind zahlreiche Versionen bekannt. Am Anfang des 14. Jahrhunderts setzt der Dichter Adolphus[3] die Brunnenepisode in Distichen um, im Jahre 1668 erscheint sie in der Bühnenbearbeitung Molières, dem *George Dandin ou le mari confondu.* Eine Bibliographie der *puteus*-Erzählungen enthalten V. Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes,* VIII, 224, Lüttich 1904, sowie K. Campbell, *The seven Sages of Rome,* Boston 1907.

Eine Prosabearbeitung enthält auch der *Decamerone* Giovanni Boccaccios in der vierten Novelle des siebenten Tages[4]. Farinelli[5] hat dem Text der Erzählung im *Arcipreste de Talauera* eine spanische Übersetzung der Novellen Boccaccios vom Jahre 1524[6] gegenübergestellt, um die Abhängigkeit des Alfonso Martínez vom *Decamerone* nachzuweisen. Die Version des Martínez unterscheidet sich jedoch inhaltlich überaus stark von der Wiedergabe Boccaccios, so daſs ich mit Farinelli nicht einig werden kann. Alfonso Martínez hat vielmehr die *Disciplina clericalis* selbst vorgelegen. Vermutlich hat er sich an den lateinischen Text und nicht an die spanische Übersetzung, das *Libro de Exemplos* des Clemente Sánchez de Vercial[7] gehalten, wie eine Gegenüberstellung zeigt:

Disc. cler., p. 18ff.	*Arc.*, p. 113f.	*Lib. Ex.*, p. 505f.
... quando autem dormiebat, sub capite suo claves domus abscondebat ... mulier ... cogitavit quod claves domini sui furaretur dum dormiret ... ut securius ad amicum suum posset exire ... venit	*... cada noche ... ponía las llaves debaxo de su almohada de dormir ... la muger ... cada noche tomaua las llaves dormiendo su marido, e se iva a su enamorado ... e fuese a la puerta e fallóla*	*... e cuando dormie ascondía la llave de casa so su cabeza ... E ella pensó ... cómmo furtarie las llaves a su marido mientra dormiese ... porque podiese ir al amigo ... e fué a la puerta, e cerró-*

[1] Ausg. von A. Hilka und W. Söderhjelm. Helsingfors 1911, p. 18ff.
[2] Ausg. von A. Hilka. Heidelberg 1913.
[3] Ausg. von Polycarp Leyser, *Historia poetarum medii aevi.* Halle-Magdeburg 1721, p. 2018ff., sowie von Edwin Habel, *Der „Doligamus" des Adolfus von Wien. Studi medievali, Nuova Serie,* XI (1938), p. 130—132.
[4] *Tofano chiude una notte fuor di casa la moglie, la quale, non potendo per prieghi rientrare, fa vista di gittarsi in un pozzo e gittavi una gran pietra; Tofano esce di casa e corre là, ed ella in casa se n'entra e serra lui di fuori, e sgridandolo il vitupera.* (Überschrift).
[5] p. 373ff.
[6] *Las C novelas de micer Juan Vocacio,* Toledo 1524.
[7] Ausg. von Gayangos. *Bibl. de Aut. esp. Escritores en Prosa anteriores al Siglo XV.* Madrid 1860 u. spätere Aufl. p. 443ff.

ad hostium et apertum clausit et firmavit et fenestram ascendit stetitque ibi donec in camisia sua mulierem suam nudam revertentem vidit ... Mulier vero videns hostium domus apertum et non oblita suae artis domum intravit firmatoque hostio ascendit fenestram ... O seductor ... unaquaque nocte es solitus ita furtim a me exire et meretrices adire.

abierta e cerróla por dentro, e subió a los corredores altos de la casa e miró por vna ventana fasta la plaça; luego vino su muger ... E ella, estando escondida, como vió la puerta abierta, luego entró en casa e cerróla e subió a la ventana ... „O viejo maldito ... ¿por qué vas cada noche de puta en puta e dexas mi cama?"

la, e subióse a la finiestra fasta que vió tornar a la muger en camisa ... La mujer, de que vió la puerta abierta, fué luego ante que el marido, e entró en casa, e cerró la puerta, e subióse a la ventana ... „¡Oh engannador malo! ... cada noche te levantas furtiblemente, e vas al burdel do están las putas ...".

Einige Kritiker haben die Echtheit der Erzählung von der ausgesperrten Ehefrau im *Arcipreste de Talauera* angezweifelt. Ihrer Meinung kann ich nicht beipflichten. Zwar fehlt die Erzählung in der Handschrift des Escorial, in den Inkunabeln von 1498 und 1500 ist sie jedoch enthalten. Sie weist darin den für Alfonso Martínez so charakteristischen Schluſs auf: *Estos e otros muchos engaños vsan las mugeres, los quales serían muy luengos de contar*[1]. Es ist nicht unmöglich, daſs der Verfasser die Erzählung von der ausgesperrten Ehefrau zusammen mit dem Schluſswort erst nachträglich seinem Buch hinzugefügt hat. Hierfür spricht neben dem erstmaligen Erscheinen dieses Abschnittes in den Inkunabelausgaben der gepflegtere Ausdruck des Alfonso Martínez in dieser Erzählung[2].

Der Putzkasten der Weiber (*De cómo las mugeres aman a dyestro e a syniestro por la grand cobdiçia que tienen*)[3]: Stundenbücher, Psalmen und Heiligengeschichten finden wir nicht in den Kästen der Frauen, Lieder jedoch, Sprüche, Verse und Briefe von Liebhabern, allerlei Schmuckgegenstände aus feinsten Metallen und Edelsteinen, ferner wohlriechende Öle und Säfte für die Pflege der jugendlichen Haut und vieles mehr. Aber was die Weiber auch alles zusammentragen mögen, niemals geben sie sich zufrieden, sondern begehren gleich ein Vielfaches ihrer Habseligkeiten. Alle diese Gegenstände wissen sie sich auf unrechten Wegen zu beschaffen. Keine Frau macht darin eine Ausnahme, denn so sind sie alle, die schlimmen Weiber, ganz gleich aus welcher Gegend sie kommen oder welchem Königreich sie angehören.

Quelle: Dem Einblick in den Putzkasten der Weiber geht eine ausführliche Abhandlung über die Schminksucht der Weiber voran[4].

---

[1] Siehe m. Stiluntersuchung auf S. 504.
[2] Vgl. hier S. 464, Anm. 1.
[3] *Arc.*, II, 3, p. 131.
[4] *Arc.*, p. 128f.

Zwischen beiden Schilderungen weist der Verfasser auf Boccaccio: *E aún desto fabló Juan Bocaçio, de los arreos de las mugeres e de sus tachas e cómo las encubren; aunque non tan largamente.* So ist Alfonso Martínez zu seiner Erzählung vom Putzkasten der Weiber durch ein Werk des Giovanni Boccaccio angeregt worden. Seine Vorlage war jedoch nicht der *Corbaccio*, wie man bisher angenommen hatte, sondern das Kapitel XVIII *In mulieres* im ersten Buch des Werkes *De casibus virorum illustrium*[1]. Der Text im *Arcipreste de Talauera* weist deutliche Spuren der lateinischen Quelle auf:

De casibus, p. 28:	*Arc.*, p. 132:
(unten:) *Quibus pingant floribus, quibus ornent corallis, quib. aureis, gemmeisque infulis, aut coronis, seu tenuissimis, et in auram paululum dimissis velis insigniant.* (oben:) *Et si faciem roseo colore, et viuido fulgidam, oculos lætos, graues atque ceruleos, auream, crispamque cesariem, os cinnamomeum, extensum nasum eburneum collum recte ex rotundis surgens humeris, pectus duplici quadam duritie, atque rotunda tumorositate lenatum, extensa brachia, manus tenues, protensos digitos, et gracile corpus, paruumque pedem, plurimum visui propositum posse cognoscant, tota tamen solertia in id vigilant, ut his quodam modo a natura concessis, alijs superadditis industria sua quæsitis, habeant quod intendant.*	... *cuentas, corales, aljofar enfilado, collares de oro e de medio partido e de finas piedras acompañado, cabelleras, azerufes, rollos de cabellos para la cabeça, e demás avn azeytes de pepitas o de alfoluas, mezclando symiente de niesplas para ablandar las manos, almisque algalia para çejas e sobacos, alambar confaçionado para los baños, que suso dixe, para ablandar las carnes, çinamomo, clauos de girofre para en la boca.*

In der Schilderung von den Putzkünsten und der Schminksucht der Weiber hat Alfonso Martínez auf den Celestinadichter gewirkt[2].

---

[1] Ed. Augustæ Vindelicorum 1544, p. 28f. — Farinelli hat selbst darauf hingewiesen, daſs das Kapitel *In mulieres* dem Alfonso Martínez einen „Corbaccio in miniatura" darbot (p. 129). Zwar ist er durch diesen nicht, wie Farinelli vermutete, zu der Erzählung von Samson und Dalila angeregt worden, was ich nachweisen konnte, sondern zu der Schilderung von dem Putzkasten der Weiber. Einigen Ähnlichkeiten mit dem *Corbaccio*, welche Farinelli aufzählte (p. 293—294), kann man einen zufälligen Wert beimessen. Gegen die weibliche Schminksucht eifern die Moralisten des Mittelalters ja allgemein, man braucht bloſs an Matheolus zu erinnern. Es ist übrigens naheliegend, daſs Boccaccio einige Stellen aus dem *Corbaccio* später in seinem gröſseren lateinischen Werk verwendet hat. Wenn man daher überhaupt von einem Einfluſs des *Corbaccio* im *Arcipreste de Talauera* sprechen will, so kann man sich diesen nur über das spätere Werk Boccaccios, *De casibus virorum illustrium* vorstellen. Wir wissen genau, daſs Martínez letzteres Werk benützt hat. Farinelli hat es als erster an Hand des Streitgespräches zwischen der Armut und der Fortuna bewiesen (vgl. S. 479 der vorl. Unters.).

[2] Siehe hier auf S. 526.

Die ungehorsame Frau trinkt vergifteten Wein (*Cómo la muger es desobediente*[1]): Ein findiger Mann hatte entdeckt, daſs er von seinem schönen Weibe betrogen wurde. Darauf war er zwar nicht gleich aufgebracht, überlegte jedoch im Stillen, wie er sich der ungetreuen Frau entledigen könne: *sabyamente vsando, mejor que algunos que dan luego de la cabeça a la pared, dexó pasar vn día, e diez, e veynte, e pensó cómo daría remedio al dicho mal.* Der Mann gedachte sie nicht selbst umzubringen, weil er sonst die Rache ihrer Verwandten und die gestrenge Justiz zu befürchten hatte, aber er wollte die Frau wenigstens zum Selbstmord veranlassen. So mischte er Gift in den wohlschmeckendsten Wein und verbat seinem ehebrecherischen Weibe, mit dessen Ungehorsam er rechnete, ausdrücklich, davon zu trinken. Nachdem er das Haus verlassen hatte, entleerte die neugierige Frau das Gefäſs mit dem vergifteten Wein und starb daran. Der Ehemann kam bald darauf zurück, um sich von dem Gelingen seines Planes zu überzeugen: *entró corriendo . . . mesándose las baruas, diziendo a altas bozes: ¡ay mesquino de mí! pero baxo dezía: que tan tarde lo comencé; en altas bozes dezía: captiuo, ¡qué será de mí!; en su coraçón dezía: sy non muere esta traydora; yua a ella e tiraua della pensando que se leuantaría, pero ally acabó sus días.*

Quelle: Dieser mit glänzendem Humor geschilderten Szene liegt eine nüchterne Erzählung des Andreas Capellanus (Ed. Trojel, p. 348) zugrunde: *Sed et legitur, quod vir quidam sapientissimus fuit exosam habens uxorem. Qui causa criminis evitandi eam nolens propria interimere manu, sciens, mulierem libenter in vetita niti, vas pretiosissimum praeparavit et in eo vinum optimum et odoriferum cum veneno mixtum apposuit et ait uxori: „Uxor dulcissima, cave, ne vasculum praesens attingas, ne de hoc liquore quomodolibet praelibare praesumas, quia res est venenosa et humanae contraria vitae. — Mulier vero vetita mariti contemnens, quum nondum procul abisset, de inhibito liquore praesumpsit et sic est penitus interempta veneno.*

Der Vergleich mit der Vorlage läſst erkennen, wie anschaulich Alfonso Martínez den Stoff zu gestalten wuſste[2].

Die verbotene Truhe (*Cómo la muger es desobediente*[3]): Ein Ehemann wollte sich — wie im vorhergehenden Beispiel — an seiner schlimmen Frau rächen. Er fertigte daher eine Truhe mit drei Verschlüssen an, legte eine gespannte Armbrust hinein und untersagte der Frau strengstens, den Deckel zu öffnen. Es dauerte indes nicht lange, bis sich die neugierige Gattin der Truhe näherte und, wie es vom Manne vorgesehen war, den Tod fand.

---

[1] *Arc.*, II, 7, p. 152ff.

[2] Alfonso Martínez behauptet, die Begebenheit habe sich in einer schottischen Stadt namens Salustria oder Saluzeria zugetragen. An diesem und anderen Beispielen (wie Juan de Ausim — Gerson, Tholomeo u. a.) erkennt man, daſs die Angaben des Verfassers häufig unzutreffend sind.

[3] *Arc.*, II, 7, p. 155f.

Quelle: Ein direktes Vorbild für diese Erzählung kann ich nicht nachweisen. Es handelt sich offenbar um eine selbständige Variante des Verfassers des in der *Reprobatio amoris* enthaltenen Beispiels von der Frau, die am vergifteten Wein zugrunde geht. Das Mittelalter kannte verschiedenartige Überlieferungen des Themas von dem Ungehorsam und der Neugier der Weiber. In der spanischen Literatur kann man besonders auf das *Exemplo XXVII* im *Conde Lucanor*[1] des Juan Manuel hinweisen (Die Frau benützt aus Widerspruch gegen das Gebot des Mannes eine gefährliche Salbe und stirbt daran), sowie auf die 260. Erzählung im *Libro de Exemplos* (Die Frau durchsucht heimlich einen Backofen. Dabei zieht sie sich eine schmerzhafte Verletzung zu und findet so die verdiente Strafe).

Ehestreit um Messer oder Schere (*Cómo la muger es desobediente*)[2]: Eine Frau machte ihrem Manne das Leben zur Last, weil sie immer recht behalten wollte. Als beide einmal zusammen am gedeckten Tisch im Garten saſsen, um ein gebratenes Huhn zu verzehren, erbat sich der Mann von der Frau ein Messer, welches diese im Gürtel trug. Sie erwiderte darauf, es sei kein Messer, sondern eine Schere. Gleich entwickelte sich ein kurzer Streit, in dessen Verlauf der Ehemann seine Frau in den nahen Fluſs stieſs. Diese aber — *muerta sy, mas non vencida* — bewegte noch rechthaberisch ihre beiden Finger in der Art einer Schere, ehe sie im Wasser versank. Augenzeugen des Vorfalls liefen sogleich fluſsabwärts, um den Leichnam aufzufischen. Der Ehemann rief ihnen jedoch nach, sie sollten lieber umkehren, denn das hartnäckige Weib würde es aus Widerspruch gewiſs fertig bringen, gegen den Strom zu treiben.

Quellen: Die Erzählung vom Ehestreit um Messer oder Schere hat im Mittelalter weitgehende Verbreitung gefunden. In der Fabelsammlung der Marie de France[3] ist sie enthalten, in späterer Zeit erscheint sie bei La Fontaine[4] wieder. In Deutschland berichtet Hebel die Episode in seinem *Schatzkästlein*. Eine spanische oder lateinische Version, die Alfonso Martínez vorgelegen haben mag, konnte ich nicht nachweisen. Es ist indes auch möglich, daſs er sich an eine Überlieferung aus dem Volksmund gehalten hat.

Drossel oder Amsel? (*Cómo la muger es desobediente*)[5]: Ein Ehepaar ruhte auf einer Pilgerfahrt im Schatten einer Pappel aus. Bald machte der Mann seine Frau auf den schönen Gesang einer Drossel aufmerksam, worauf die Gattin behauptete, es sei eine Amsel. Es kam sogleich zu einem hartnäckigen Wortwechsel, in dem beide auf ihrem Standpunkt verharrten. Da keine Einigung zu erzielen war,

---

[1] *De lo que contesció a un emperador et a don Alvarhánez Minaya con sus mugeres.* Krit. Ausg. v. Hermann Knust. Leipzig 1900.
[2] *Arc.*, II, 7, p. 156f.
[3] Ed. Roquefort, XCV—XCVI; Ed. Warnke, XCIV—XCV.
[4] III, 16. Ed. Regnier, I, 247. Vgl. daselbst die weitere Bibliographie.
[5] *Arc.*, II, 7, p. 157f.

ließs der Mann schließlich seinen Zorn an einem unschuldigen Esel aus. Die Pilgerfahrt gestaltete sich sodann zu einem Bittweg für das geschlagene Tier.

Quelle: Die gleiche Erzählung begegnet im *Democritus ridens*, Abschn. *Mulierum pertinacia.* Darin lautet der Text wie folgt: *Mulier quædam quum marito duos in coena Turdos apposuisset, merulas esse dixit. Replicanti autem marito, Turdos esse, illa triplicavit, esse merulas: unde ira percitus maritus colaphum ipsi impegit.* etc.[1].

Ähnliche Beispiele von der widersprechenden Ehefrau bei altfranzösischen Dichtern und im Matheolus hat Erhard Lommatzsch in seiner Untersuchung über *Gautier de Coincy als Satiriker*, Halle 1913, p. 84—86 untereinander verglichen. Man kann auch noch an die Erzählung im *Conde Lucanor* erinnern[2], in der die Frage, ob man Kühe oder Mutterstuten vor sich habe, entschieden werden soll, sowie an Petrucchio und Katharina in Shakespeares *The Taming of the Shrew*, IV, 5.

Der geblendete Gatte (*De cómo la muger miente jurando e perjurando*)[3]: Eine verheiratete Frau hatte einen fremden Mann im Hause, als unerwartet der Ehegatte heimkehrte. Sogleich flüchtete der Fremde hinter einen Vorhang, während die Frau ihm zurief, er solle in dem gleichen Augenblick verschwinden, wo sie dem Ehemann die Brüste zeigen werde. Dann bat sie ihren Gatten, er möge sich ansehen, wie ihre Brüste angeschwollen seien. Während dieser näher trat, öffnete die Frau das Mieder und drückte ihm einen Strahl Muttermilch in die Augen. Der Mann stand nun völlig geblendet im Zimmer, so daſs sich der fremde Eindringling ungesehen entfernen konnte. Dennoch wurde der Ehemann durch ein verdächtiges Geräusch aufmerksam, aber die schlaue Frau wuſste es geschickt einem Kater zuzuschreiben.

Quelle: Unsere Erzählung ist eine Variante derjenigen Beispiele von dem Treiben der schlimmen Frauen, für welche der Typus *De vindemiatore* aus der *Disciplina clericalis* maſsgebend wurde[4].

Der versteckte Pfaffe (*De cómo la muger miente jurando e perjurando*)[5]: Eine Ehefrau hielt einen Pfaffen unter dem Bett verborgen. Als der Gatte hinzukam, forderte sie ihn auf, er möge sich umkehren, damit sie ihm den Rücken von Haaren säubern könne. Der Pfaffe benützte diese Gelegenheit, um aus dem Hause zu kommen, während die Frau dem Manne gegenüber behauptete, das Geräusch stamme von einer Katze.

Die Erzählung ist eine Bearbeitung des im voraufgegangenen Beispiel enthaltenen Themas. Sie nähert sich bereits dem Typus *De lintheo*[6] in der *Disciplina clericalis.*

---

[1] Ed. Gedani, apud Aegidium Janssonium a Waesberge, 1696, p. 121.
[2] *Exemplo XVII.* Ed. Knust, p. 126f.
[3] *Arc.*, II, 10, p. 169f.
[4] *IX. Exemplum. Op. cit.*, p. 14. Vgl. a. *Gesta Romanorum*, Kap. 122.
[5] *Arc.*, II, 10, p. 170.
[6] *X. Exemplum. Op. cit.*, p. 15.

Die verlöschte Kerze (*De cómo la muger miente jurando e perjurando*[1]): Eine Frau, die ihren Liebhaber unter dem Bett versteckt hatte, liefs in dem gleichen Augenblick, als der Ehemann in die Stube trat, den Leuchter fallen und brachte auf diese Weise die Kerze zum Verlöschen. Darauf forderte sie den Mann auf, hinauszugehen und einen Schwefelfaden zu holen. Ihr Liebhaber konnte sich so unbemerkt aus dem Staube machen.

Quelle wie im vorhergehenden Beispiel.

Der durchlöcherte Kochkessel (*De cómo la muger miente jurando e perjurando*[2]): Eine Frau, deren Liebhaber sich hinter einem Vorhang verborgen hielt, versuchte vergebens, ihren Mann aus dem Zimmer zu locken. Schliefslich verfiel sie auf eine List. Die Frau behauptete nämlich, man hätte sie mit einem Kochkessel betrogen. Sie hielt diesen vor die Augen ihres Mannes, damit er sich von den Löchern darin überzeugen könne. Der Mann fand den Kochkessel freilich in Ordnung, und die Frau zeigte sich froh über ihren Irrtum, der Liebhaber aber hatte inzwischen das Haus verlassen.

Quelle: Wir erkennen in dieser Erzählung eine hübsche Variante des Exemplum *De lintheo* aus der *Disciplina clericalis*[3]. Unter den beiden zuletzt angeführten Beispielen im *Arcipreste de Talauera* steht sie dem lateinischen Vorbild am nächsten.

Die Heirat zwischen ungleichen Ehegatten:[4] Es gibt vier Arten von Heiraten, von denen drei verwerflich erscheinen und nur eine löblich ist. In die Reihe der ersteren gehört die Ehe zwischen dem Jüngling und einer Alten. Was verspricht sich das Weib noch davon? Kein Tadel ist zu gering, um ihren Verstofs gegen die guten Sitten zu lästern: *muera e rebyente la vieja grosa maldita que buscó refresco en su vltima hedad. Aconórtese con la mala vejedad, con su cuero curtido, su vientre rugado, su boca fedionda e dientes podridos: que para moço, moça fermosa, e que la quemen a la vieja ranziosa* . . .[5]. Verächtlich ist auch der Greis, der eine Jungfrau freit. Aber was kann der „spuckende Alte", der so schwer ist wie Blei und bereits genug Schandtaten auf dem Kerbholz hat, von dem Mädchen anderes erwarten, als dafs sie sich in Liebschaften mit

---

[1] *Arc.*, II, 10, p. 170.

[2] *Arc.*, II, 10, p. 171.

[3] Es ist das vierte Beispiel vom getäuschten Ehegatten im Arcipreste de Talauera. *Millares déstos se escreuirían, sy non por tener non tiempo* . . ., meint der Verfasser (*Arc.*, p. 171). Dieser Satz zeugt davon, dafs dem mittelalterlichen Leser in Spanien zahlreiche Fabeln und Schwänke der gleichen Art bekannt waren und dafs Alfonso Martínez die Zahl seiner Beispiele noch hätte erweitern können.

[4] *Arc.*, III, 9, p. 218ff. Die Erzählung gehört inhaltlich nicht in dieses Kapitel, das in der Handschrift die Überschrift trägt: *De las condiçiones de los flemáticos para amar e ser amados.* Sie fehlt in den Inkunabeln und frühen Drucken. Ob der Verfasser die Erzählung wohl später selbst gestrichen hat, weil ihm die darin enthaltenen Wirklichkeitsschilderungen, die in höchstem Mafse übertrieben sind, peinlich erschienen?

[5] *Arc.*, p. 219.

ihresgleichen einläſst? Selbst wenn er solches verhüten kann, so macht er dadurch die junge Gattin doch nur um so unglücklicher. In der Nacht plagen diese Gedanken an die verlorene Jugend, und so klagt sie den Schuldigen an ihrem Elend in der gröbsten Sprache an: *Apaga la candela, echase cabo dél, e bueluele el rostro, e dale las espaldas diciendo: mala vejez, mala postrimería te dé Dyos, viejo podrido, maldito de Dios e de sus santos, corcorbado e perezoso, sucio e guargajoso, vellaco e enojoso, pesado más que plomo, áspero como caçón, duro como buey, tripudo como ansarón, cano, caluo e desdentado; y aquí te echaste cabe mí, diablo desazado, huerco espantadizo, puerco invernizo; en el verano sudar e en el ynvierno temblar.* In nicht geringerem Maſse muſs die Verbindung zwischen alt und alt zu einer ewigen Unzufriedenheit der beiden Ehegatten führen: *Todo el día e toda la noche están regañando, dándo maldiçiones a quien los sirue; de sy mesmos non se contentan; non les paresçe cosa byen; las çejas todavía lançadas, la color abuhada, tristes, pensatiuos; guasajados aborresçen, placeres los tormentan, podridos en la carne ... non les vale riqueza nin dinero, ni les ayuda cosa desta vida a su vejez nin dolor, penar, morir, estar quedos.* Nur die Eheschlieſsung zwischen jungen Menschen ist lobenswert und Gott wohlgefallen, wie das „*Compendio*" lehrt.

Quellen: Alfonso Martínez verweist selbst auf ein „*Compendio*", worin die löbliche Ehe gesegnet wird[1]. Es ist das *Compendium theologicæ veritatis.* Die Abhandlung über die Ehe erscheint darin im 38. Kapitel des sechsten Buches mit der Überschrift: *De sacramento matrimonii*[2].

Aus dem *Compendium theologicæ veritatis* hat Alfonso Martínez nur die Anregung zu seinem Abschnitt über die löbliche Ehe geschöpft. Für seine überaus realistischen Schilderungen der verwerflichen Heirat zwischen ungleichen Ehegatten mögen ihm andere Quellen vorgelegen haben. Die mittelalterliche Dichtung hat sich mit ähnlichen Themen häufig beschäftigt. So berichtet z. B. ein italienisches *Cantare,* wie habgierige Eltern ihre Tochter an den alten Doktor Alexander von Siena, der nicht mehr zur Ehe taugt, verkaufen. Natürlich haben beide Gatten aneinander nicht genug und verfallen auf andere Liebschaften. Die Moral der Geschichte lautet daher:

Or questo sia exemplo atuti iuechi
per non perder lonore el sentimento
e ponghin bene a questi uersi orechi
che in altro che in uestir el fondamento

---

[1] *Arc.*, III, 9, p. 223: *Esto fallarás largamente en el Compendio, seyseno libro, en el quarenteno título de los matrimonios ...*

[2] Ausg. im 34. Band der *B. Alberti Magni Opera Omnia,* Parisiis 1895. Alfonso Martínez bezieht sich auch an einer anderen Stelle auf das *Compendium theologicæ veritatis: Otros dizen, asy como el Sagramental en este título, en el párrafo qué cosa es el matrimonio ...* (*Arc.*, p. 219). Pérez Pastor schloſs hierdurch irrtümlich auf eine Abhängigkeit von Clemente Sánchez de Vercial, der eine *Sacramental* geschrieben hatte. Vgl. hierzu meine Anm. 3 auf S. 454.

queste dame pullite come specchi
uoglion marito alor intendimento
ogni simille el simile desidera
chi rectamente giudica e considera[1].

Der wenige Jahrzehnte nach dem *Arcipreste de Talauera* entstandene *Diálogo entre el Amor y un Viejo* des in Toledo seſshaften Rodrigo Cota erinnert an die Schilderungen des Alters bei Alfonso Martínez:

O marchito corcobado!
a tí eres más anejo
del yjar contino quexo,
que sospiro enamorado:
y en tu mano prouechoso
para en tu flaca salud,
mas un trapo lagañoso
para el ojo lagrimoso,
que vihuela ni laud.

Mira tu negro garguero
de pesgo seco, pegado;
quán crudio y arrugado
tienes, viejo triste, el cuero.
Mira en esse pecho
como el huélfago te escarua;
mira tu resollo estrecho,
que no escupes más derecho
de quanto te ensuzias la barua.

Viejo triste entre los viejos
que de amores te atormentas,
mira como tus artejos
parescen sartas de quentas!
y las uñas tan crescidas,
y los pies llenos de callos,
y tus carnes consumidas,
y tus piernas encogidas,
quales son para cauallos!

Amargo viejo, denuesto
de la humana natura!
tú no miras tu figura
y verguença de tu gasto?
. . . . . .[2]

[1] Vgl. Erhard Lommatzsch, *Beiträge zur älteren italienischen Volksdichtung*, II. In *Zeitschrift für Romanische Philologie*, LVIII (1938), p. 318 ff.

[2] Foulché-Delbosc, *Cancionero castellano del Siglo XV*, II (Madrid 1915), p. 587. — Man vergleiche auch die Beschreibung eines alten Esels in Juan de Menas Gedicht: *Sobre un Macho que compró de un Archipreste* (in obiger Sammlung).

Einen Einfluſs des *Arcipreste de Talauera* auf das Gedicht halte ich für sehr wahrscheinlich. Rodrigo Cota kannte sicherlich das Werk seines gröſseren Toledaner Mitbürgers, vielleicht sogar den Verfasser selbst[1].

Das Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna (*Cómo Dios es sobre fados, planetas e el ánima non es sobjeta a ellos*[2]): Die Armut, ein Weib von traurigem Aussehen und räudiger Haut, deren Körper häſslich, mager und abgearbeitet war, lag müde und nachdenklich an einer Wegkreuzung dahingestreckt. Da kam die jugendliche, kraftvolle Frau Fortuna lachend und singend auf ihrem prächtigen Streitroſs dahergeritten. Sie begann das häſsliche und gestaltlose Wesen, das vor ihr im Staube ruhte, zu verspotten, doch wuſste die Armut kluge und bedachte Antwort zu geben. Alsbald entwickelte sich ein Streitgespräch zwischen den beiden Gegnerinnen. Die Fortuna brüstete sich mit ihrer Macht sowie dem Dank und der Ehre, die ihr gebührte, während die Armut alle Sünden aufzählte, welche die Fortuna verschuldet hatte. Diese aber wuſste durch schöne Reden ihrer Überlegenheit Ausdruck zu verleihen. So erkannte die Armut, daſs sie ihre Gegnerin mit dem Worte nicht zu überzeugen vermochte. Sie schlug daher einen Zweikampf vor, in den die Fortuna siegesgewiſs einwilligte. Der Kampf wurde sogleich ausgetragen, und die Armut zwang Frau Fortuna auf die Knie. Wohl schenkte sie ihr das Leben, verkündete jedoch den Machtspruch: Fortuna solle an einer Kette festgeschmiedet werden bis an das Ende der Welt. Niemals solle sie sich von ihrem Platze mehr fortbewegen, falls nicht jemand kommt, der sie losbindet und dem sie dann folgen muſs. Dies sei ihr Los, welches sie sich selbst verdient hatte. Von nun ab wird niemand mehr sagen können, daſs das Geschick ihn gut oder

[1] Auch ein weiterer Abschnitt des *Diálogo entre el Amor y un Viejo* zeigt Spuren des *Arcipreste de Talauera*:

Tú traidor eres, Amor
de los tuyos enemigo,
y los que biuen contigo,
son ministros de dolor.
Sábete que sé que son
afán, desdén y desseo,
sospiros, celos, passión,
osar, temer, afición,
guerra, saña deuaneo;

tormento y desesperança,
engaños con ceguedad,
lloros y catiuidad,
congoxa, rauia, mudança,
tristeza, dubda, coraje,
lisonja, troque y espina,
y otros mil deste linaje,
que con su falso visaje
su forma nos desatina.

(Foulché-Delbosc, *Cancionero*, II, p. 581.)

[2] *Arc.*, IV, 2, p. 285ff.

böse gemacht habe, daſs er dem Glück seinen Reichtum verdanke oder dem Zufall seine Armut. Ein jeder muſs erkennen, daſs er selbst der Meister seines Lebens ist, und sich seines freien Willens bewuſst sein. Er mag sich selbst aufmachen, um die Fortuna zu suchen und dort loszubinden, wo sie von der Armut verlassen wurde.

Quelle: Alfonso Martínez hat seine Erzählung aus dem lateinischen Werk Giovanni Boccaccios *De casibus virorum illustrium*[1] geschöpft. Er führt selbst Boccaccio als seine Quelle an: *Otra razón te diré, la qual Juan Bocaçio prosygue, de la qual pone vn enxemplo tal. Dize que él, estando en Nápoles oyendo vn día lición de un grand natural filósofo maestro que ally tenía escuela de estrología, el qual avía nombre Andalo de Nigro, de Génova çibdadano, leyendo la materia que los çielos en sus mouimientos fazen e de los cursos de las planetas e sus ynfluençias, dixo esta razón: non deue poner culpa a las estrellas, sygnos e planetas, quando el causador busca su desauentura e es causador de su mal; e pone vn enxemplo para prouança desta razón, el qual queriéndolo entender alegóricamente, tiene en sy mucha moraldad, quien en él bien pensare, aunque a primera vista paresca patraña de vieja.* Boccaccio hatte hiernach die Erzählung von der Armut und der Fortuna zum ersten Male von seinem Lehrer Andalo de Nigro[2] gehört. Der Text hat folgenden Wortlaut[3]: *Paupertatis et Fortunae Certamen. Cum igitur iuuenis Neapoli olim apud insignem uirum, atque venerabilem Andalo de Nigro Genuensem cœlorum motus, et syderum, eo docente perciperem, inter legendum die una huiusmodi uerbum occurrit: Non incusanda sydera sunt, cum sibi infortunium quæsierit oppressus. Quod audiens, festiuus, esto longeuus, hilari vultu inquit, hoc profecto lepida fabella, et antiquissima probatum est. Quam, quibusdam egregijs nobilitate*

---

[1] Farinelli hatte schon darauf hingewiesen (p. 121 ff.). — Die Biblioteca de El Escorial verwahrt eine spanische Handschrift des Werkes: Juan de Boccaccio, *Caída de Príncipes.* Sign. e. III. 7. (vgl. R. Beer, *Handschriftenschätze Spaniens.* Wien 1892, p. 203). Indes hat Martínez wohl auch hier das lateinische Original vorgelegen. — Siehe noch meine Ausführungen zu dem Beispiel vom Putzkasten der Weiber auf S. 470 f.

[2] Dem Andalo de Nigro setzte Boccaccio in einem anderen Werk in ehrfürchtigen Worten ein schönes Denkmal: *Induxi sæpe generosum atque venerabilem senem Andalo de nigro ianuensem, olim in motibus astrorum doctorem meum: cuuis quanta fuerit circumpectio, quanta morum grauitas, quanta syderum noticia, nosti tu, rex optime, tibi etiam, ut aiebat ipse, cum adhuc esses, romæ conformitatis studiorum familiarissimus fuit, et, ut ipse uidisse potuisti, non solum regulis ueterum, ut plurimum facimus, astrorum motus agnovit: sed, cum universum fere peragrasset orbem, sub quocunque climate, sub quocunque orizonte, experientia discursuum certior factus uisi didicit, quod nos discimus auditu: et ob id, et si in omnibus isti fidem præstandam crediderim. Circa ea tamen, quæ ad astra spectare uidentur, non aliter quam Ciceroni circa oratoriam: aut Maroni circa poeticam exhibendem censeo: huius insuper plura stant opuscula, astrorum cælique ostendentia, quæ quantum sibi circa talia preminentiæ fuerit, ostendunt.* (*Genealogiae Joannis Boccatii.* Venetiis per Augustinum de Zannis de Portesio. Anno MDXI. Nach dem Exemplar der Bibl. Pal. Vind. *38. A. 18.)

[3] *De casibus virorum illustrium.* Augustæ Vindelic. MDXLIII. *Liber Tertius, Caput I.*

uiris auditoribus sumptis, et a me peroratus ut diceret, (cum placidi, et flexibilis esset ingenij) confestim diserto sermone sic inquit: Sedebat forsan in triuio Paupertas amicta centuculo, et obducto supercilio, et secum (ut moris est) reuoluebat plurima. Eo ferente casu, Fortuna superbo fastu, et numine pleno transiens, oculos iniecit in eam. Aduersus quam ridentem, atque prætereuntem Paupertas, nullis fere onusta lacinijs surrexit, et acri vultu inquit. Quid stolida rides? cui fortuna, miror te ipsam macie obsitam, strabosam, scabiosam, pallentem, palliastro tenui, semesisque uestibus semitectam, amicitias fugantem, ac canes quocumque iueris excitantem, et non urgente extremitatis tuæ verecundia, in solitudine residentem. His irritata Paupertas, uix manus continuit, dixitque: Ecce, si insipida arbitraris, quasi dea sis, ut stolidi credidere, te quidem agente, sic ferme. Non equidem, quinimo me uolente sinamus hæc: cum tibi sit plena, mollisque cutis, roseus color, ac purpurea vestis, et ancillarum longior ordo. Vis ne mecum in palestra certare viribus? Vides tu, ait Fortuna sedato risu, quam obstinati animi hæc misella sit? in ultimam gentium sortem illam deduximus, nec mentis tamen superbiam satis adhuc opprimere potuimus. Mecastor sepulchrale symulachrum, ni tacueris, cum isthac insipida elatione tua, ad inferos usque te mergam. Tum Paupertas exhilarata paululum, iam victoriæ partem tenemus ait, bene se habet, conmota est ioculatrix ista: illique subiunxit, me forsan in blanditias, ut te mitigem, ituram putas. Nil minus, quinimo in ore tuo mentiris, numque me ipsa pressisti. Ego dum sponte mea, tua omnia abdicaui, omnem orbem te inuita mihi concessi: et ex serua libera loquor foemina. Quam dum tuis exutam laqueis, ad inferos deiecisse putasti, ad superos prudenter eleuasti nescia. Verum minas has tuas regibus inijce. Mihi quidem, et si vacua cutis sit, tantus tamen uigor est, ut ne dum illas timeam, immo arbitror, si luctam ineas, te conterere. Ast Fortuna iam ferme uerborum impatiens: Ego tecum spurcissima rerum, uires experiar meas? quæ gygantes opprimo, imperatoresque deijcio: equidem minimo isto digitulo, si amplius locuta sis, ultra Ripheos montes te rotando proijciam. Tum Paupertas: Bona uerba queso, credo magna facias: uidi frequenter lætabunda quæ narras, pauida nunque. Sed omissis iniurijs, iactantijsque, uis ne experiri quod dixeram, nec dedigneris. Si tu regis conteris, ego Romani imperij nutrix, nec melioribus quam sim contecta palliolis. Fortuna fere desperans, inquit, in insaniam profecto me rediget præsumptione sua muliercula hec, ni illi ostendero, quanti sit iratam me habere. Iam parata uenio, nutrix egregia, quo belli genere, Alcides inclyta, neruositatem istam tuam ostendere elegisti. Cui euestigio Paupertas: Non umbo, non spiculum, nec galea, aut thorax, uel equus est mihi, in pedestrem luctum expedita veniam, hac apposita conditione, ut fas sit victrici, uicte quam maluerit ponere legem. Tum paululum in risum Fortuna soluta est, inquiens, tamen scio venies expedita, iam diu sarcinulas composuisti tuas, minus tamen fido (ut aduerto) liquisti hospiti. Sed quos pugnæ sequestratores, quos victoriæ iudices habemus? Et postque lege agendum est, quam tibi, si uicero imponam legem, ut

serues, cum nullam habeas? aufferam si uelim diuitias Darij, aut Alexandri Macedonici regnum? seu te edicto damnaba miseram? cum absque damnatione misera sis. Quos etiam tu mihi uades, aut cautiones dabis? cum nec amicum habeas, nec affinem. Iam uicisse reris, respondit Paupertas: Ego quidem, que victoriam habitura sum, nil præter fidem tuam postulo, esto, paucissima sit: sed cum me ipsam cathenis vinctam dare possim, si deficiant cætera, satis tibi est? Risit magis Fortuna, dicens: Assuerum illum inclytum, tot regnorum regem, triumphans ante currum ducam, si te duxero, teque carceratam habeo, ut hanc esuriem tuam, et effoetam pelliculam meis expleam sumptibus. Sed quid tot verbis opus est? Orco te excarnificandam committam: et in eam irruens, ut uertici manu imposita, illam in centrum usque deprimeret. Que ulnis ab expedita Paupertate suscepta est, diuque per aerem uolutata uacuum, et tandem consternata solo succubuit. Cuius pectus acuto genu calcans Paupertas, et calce guttur præmens, non ante illam, multa in uanum conantem etiam, respirare permisit, quam se deiectam, uictamque fateretur; iureiurando firmaret sibi legem seruaturam integre. Tunc exurgens victrix Paupertas pusillum fessa, quassatamque quieuisse passa est: Dixitque iam uides experta, quid aduersum te mecum possint vires, cautius ergo dum me videris, rideas, quam modo, sic autem uapulabis: et pro nunc, uti uires, sic experiaris uolo benignitatem meam in te male meritam. Erat animus ludum istum tuum uolubilem frangere, teque inuitam priuatum redigere, sed miseria tamen, hanc legem serues uolo. Tuo quippe arbitrio (postque sic errori ueterum visum est) posuere superi fortunium, infortuniumque. Ego medium uolo tanti imperij subtrahere, et iubeo ut in publico infortuniu palo alliges. firmesque cathenis, ut non solum nequeat cuiusque intrare limen, sed nec inde discedere, nisi cum eo qui nexus soluerit. Fortunium quouis mitte, tuque a iure meo, dum id feceris, libera esto. Mirabile dictu, quod nunque ante fecerat, nec erat factura in posterum annuit. Paupertati hac uice Fortunam seruasse fidem, et infortunium palo alligatum, solis soluentibus liquisse. Ex quo satis, optimi iuuenes, potestis aduertere veteri fabella probatum, quod ante non insipide dicebatur. Lætitia ab assistentibus celebrata fabella est, quam ego forsan acceptabilem arbitror, si velimus mentis acie mores hominum, et dei iudicia aduertere. Sed ecce, qui soluerunt a palo infortunium suis me reuocant clamoribus in laborem.

Bei Boccaccio ist der Text der Erzählung knapper gehalten, die Gestaltung des Themas ist ärmlicher als im *Arcipreste de Talauera.* Alfonso Martínez schreibt in eindringlichen Worten, seine Prosa ist reich an Bildern, die Handlung dramatisch gesteigert, die Antithese sorgfältig und mit noch gröſserer Kunst als bei Boccaccio durchgeführt. In die spanische Version sind längere Abhandlungen über die Sünden und Laster dieser Welt eingestreut, so daſs der Eindruck entsteht, als bilde das Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna nur den Rahmen für ein umfangreiches Selbstbekenntnis des Verfassers. Alfonso Martínez setzt sich mit seiner Umwelt auseinander,

indem er die Armut seine eigene Meinung verkünden läſst[1]. Hierfür mögen ihm auch die Kapitel *Fortunæ cum authore colloquium*[2] und *Applaudit paupertati*[3] in dem lateinischen Werk des Certaldesen Vorbilder gewesen sein.

Über den weiteren Ursprung der Legende ist nichts Genaues bekannt[4]. Literargeschichtlich gehört diese zweifellos in die Reihe der im Mittelalter sehr beliebten und weitverbreiteten Kontraste oder Streitgespräche, wie sie etwa in der *Rixa animi et corporis*[5], den Dialogen zwischen Lebenden und Toten, Wasser und Wein[6], Amor und einem Alten[7] u. a. auf uns gekommen sind. Dem Typus vom Streit des Geldes mit dem Menschen[6] sowie des *Bias contra Fortuna* Santillanas[8] steht das Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna offenbar am nächsten.

In Spanien besingt später ein anonymer Romanzendichter einen Rangstreit zwischen Reichtum und Armut. Diese erscheint in ähnlicher Gestalt wie im *Arcipreste de Talauera:*

Porque es dama tan horrible,
Tan abominable y fea,
Que no quisiera ninguno
Darle posada, ni verla
Que se acerque a los umbrales
De su casa ni sus puertas.
. . . .
Esta pues es la Pobreza.

Auch hier besitzt sie die Zuneigung des Dichters:

. . . .
Que es ignorancia muy grande
No amarla y aborrecerla,

Für den Reichtum findet der Anonymus nur schmähende Worte:

Y que muy ciegos vivimos,
Adorando a la Riqueza,
Como dama tan hermosa,
Tan apetecida y bella,
Que todos quieren servirla,
La desean y celebran

---

[1] Siehe auf S. 499 der vorl. Arbeit.
[2] *De casibus virorum illustrium. Liber sextus. Cap. I.*
[3] *Op. cit. Liber primus. Cap. XV.*
[4] Eine ausführliche Einzeluntersuchung über Boccaccios lateinisches Werk ist noch nicht angestellt worden.
[5] Vgl. G. Kleinert, *Über den Streit zwischen Leib und Seele.* Halle 1880.
[6] Vgl. H. Walther, *Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters.* München 1920.
[7] Siehe hier auf S. 477.
[8] Ausg. v. Amador de los Ríos. Madrid 1852.

Sin conocer que es traidora,
Engañosa y embustera,
Y que todos sus favores
Son fingidas apariencias.

Reichtum und Armut sind im Begriff, ihre Eigenschaften in einem Wettstreit aneinander zu messen:

. . . .
Que están las dos en palestra,
Sobre cuál es de las dos
Más prudente, más discreta,
Más excelente, más sabia,
Y cuál merece ser puesta
En estimación más alta.
Por sus hazañas diversas.
Puestas las dos cuerpo a cuerpo,
Así empezó la Riqueza
Presuntuosa y ufana,
. . . .

Am Ende besiegt die Armut den Reichtum, zwar nicht im Ringkampf, wie bei Boccaccio und im *Arcipreste de Talauera*, sondern nach einem heftigen Wortwechsel. Von der geistigen Überlegenheit der Armut überzeugt, mufs der Reichtum das Feld räumen.

Das Gedicht[1] zeigt eine reiche inhaltliche Übereinstimmung mit der Erzählung im *Arcipreste de Talauera.* Dem anonymen Verfasser mag entweder das Prosawerk des Alfonso Martínez selbst oder eine spätere Bearbeitung des Streitgespräches zwischen der Armut und der Fortuna vorgelegen haben.

Wir haben im Vorhergehenden achtzehn literarhistorisch beachtenswerte Innenerzählungen und Exempla im *Arcipreste de Talauera*, die der Verfasser aus früheren mittelalterlichen Werken übernommen und bearbeitet hat, besprochen. Auf eine Reihe von Legenden, wie die Abgötterei Salomons[2], das Kamel des Tamerlan[3], die Epiphanialegende[4] und die Legende von Heiligen Nikolaus[5], die der Verfasser nur beiläufig kurz erwähnt, wollen wir nicht näher eingehen. Von den ausführlich besprochenen Erzählungen handeln die

[1] Gedruckt bei Durán, *Romancero*, II, p. 395. Nr. 1348. Der Titel lautet: *La Riqueza y la Pobreza.* — Duráns Romancero enthält auch eine *Contienda y Argumento entre un Pobre y un Rico,* die jedoch zur obigen Erzählung in keiner Beziehung steht.

[2] *Arc.*, p. 29. Quelle: 1. Könige 11.

[3] *Arc.*, p. 82. — Tamerlan † 1402. Vgl. González de Clavijo, *Vidas y Hazañas del Gran Tamorlan*, in *Crónicas españolas.* Madrid 1782. Bd. III.

[4] *Arc.*, p. 253. Vgl. *Matthäus* 2, 1—12.

[5] *Arc.*, p. 325. — Über die Nikolauslegende handelt Gustav Anrich, *Hagios Nikolaos. Der heilige Nikolaus in der griechischen Kirche.* Leipzig 1913—1917.

weitaus meisten von dem Verhalten der schlimmen Frauen in der Liebe und in der Ehe. Nur zwei Beispiele handeln von der eitlen Liebe schlechthin. Diese stehen in unserer Ordnung an dritter und letzter Stelle. Fast die Hälfte der Erzählungen stammt aus dem Werk des Andreas Capellanus und aus der *Disciplina Clericalis*. Zwei Beispiele sind dem lateinischen Werk des Giovanni Boccaccio entnommen. Für die übrigen kommen verschiedenartige Quellen, vorwiegend mittelalterliche Sagen und Fabeln in Betracht. Die Gegenüberstellungen der Erzählungen im *Arcipreste de Talauera* mit ihren Vorlagen ergaben, daſs Alfonso Martínez — im Gegensatz zu den lehrhaften Ausführungen im ersten Teil des Buches — seine Quellen in den meisten Fällen frei bearbeitet und durch weitere Beispiele ergänzt hat. Seine Erzählungen wirken daher breiter und ausführlicher, wohl aber auch anschaulicher und wirklichkeitsnäher als die Vorbilder. So ist der Schluſs der Geschichte von der ungehorsamen Frau, die zur Genugtuung ihres Ehemannes am vergifteten Wein stirbt, an Realismus kaum zu überbieten. Man gewinnt den Eindruck, als hätte Alfonso Martínez zu einzelnen Szenen, die er in wechselvollen Tönen zu schildern weiſs, selbst Beobachtungen an seiner Umgebung angestellt. Daſs wir in dieser Annahme nicht fehlgehen, soll uns die Beschäftigung mit den Erzählungen lehren, die der Verfasser selbst erlebt, erlauscht oder erfunden hat. Sie sind im *Arcipreste de Talauera* den von fremden Schriftstellern übernommenen Beispielen gegenüber in der Mehrzahl vorhanden. Vierzehn handeln von den schlimmen Weibern, neun von den verderbten Männern. An realistischem Scharfblick und volkstümlicher Ausdrucksweise übertrifft Alfonso Martínez in ihnen alles hier Voraufgegangene[1].

b) Neuer Erzählstoff.

Die Frauen:

Der Kindesmord des Malers Yrazón und seiner Buhle (*Del quinto mandamiento*[2]): In Tortosa will Alfonso Martínez selbst Augenzeuge der Verbrennung eines Weibes, das an der Ermordung des eigenen Kindes mitschuldig war, gewesen sein. Die Vorgeschichte

---

[1] Es wird im folgenden nicht immer einfach sein, Beispiele und Szenen, welche Alfonso Martínez selbst beobachtet oder erfunden hat, vom mittelalterlichen Erzählungsgut zu trennen. Von der Eitelkeit und vom Putz der Frauen berichten auch andere Schriftsteller. Die Beispiele von der furchtbaren Rache der Geliebten an Juan Orenga, von der Gattin, die ihrem Gemahl die Zunge abbiſs, und von der Käuflichkeit einer Königin hat Alfonso Martínez wohl kaum wirklich selbst erlebt. Vielleicht hat er aus dem Volksmund davon gehört, oder er hat die Geschichten frei erfunden. Da keine von ihnen in der Literatur der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts und früher nachweisbar ist, können sie in den folgenden Abschnitt aufgenommen werden. Es sind die gleichen Erzählungen, welche Menéndez y Pelayo meint, wenn er vom *Arcipreste de Talauera* sagt: „En sus buenos trozos no hay vestigio alguno de imitación literaria, sino impresión directa de la realidad castellana." (*Orig. Nov.*, I, p. CXIV).

[2] *Arc.*, I, 15, p. 71.

hat folgenden Inhalt: Das zehnjährige Kind wollte seinem Vater erzählen, wie die Mutter mit dem Maler Yrazón Ehebruch begangen hatte. Diese beiden beschlossen darauf, das Kind aus dem Wege zu schaffen. Der Maler Yrazón tötete es, und die Mutter vergrub es im Stall, wo die Untat später durch ein Schwein aufgedeckt wurde.

Die Vatermörderin Argentera (*Del quinto mandamiento*[1]): Im Jahre 1428 erlebte der Verfasser in Barcelona die Bestrafung der Argentera für ein furchtbares Verbrechen, das sich kurz zuvor zugetragen hatte. Die Argentera, eine der schönsten Frauen der Stadt, hatte ihren Vater getötet, um ihn zu berauben und um sich mit dem Liebhaber in seinem Hause ungestört aufhalten zu können. Bald darauf wurde sie gefaſst und gehängt. Der Vorfall hatte jedoch noch weitere Folgen: Der Henkersknecht nahm das Weib nach der Hinrichtung vom Galgen und schändete den Leichnam. Für dieses Verbrechen wurde er öffentlich ausgepeitscht.

Die furchtbare Rache der Geliebten an Juan Orenga (*Del quinto mandamiento*[2]): In Tortosa will Alfonso Martínez auch ein kaum glaubhaftes Verbrechen gesehen haben. Eine verheiratete Frau hatte erfahren, daſs ihr Liebhaber, der Degenschmied Juan Orenga, einem anderen Weibe huldigte. Um sich zu rächen, besprach sie die Angelegenheit mit ihrem Ehemann, dem sie Orenga als einen aufdringlichen Liebhaber hinstellte. Der Mann entfernte sich aus der Stadt, damit die Frau Gelegenheit hatte, sich mit dem gutgläubigen Orenga zu treffen und ihn auf ungeheuerliche Weise umzubringen. Als beide eine Weile zusammen im Zimmer verbracht hatten und die Gelegenheit günstig schien, zog das teuflische Weib aus einem Versteck ein Messer hervor und entmannte damit den nichtsahnenden Liebhaber. Die Verräterin suchte darauf das Weite und überlieſs den verblutenden Orenga allein seinem Schicksal.

Der Verfasser hat sich an eine literarische Vorlage nicht angelehnt. Er mag die Geschichte selbst erlebt oder von anderen gehört haben. Die Schilderung des unmenschlichen Vorhabens des mordbegierigen Weibes erinnert indes an eine wenig bekannte judenspanische Romanze aus Andrinópolis:

La Gallarda (?).

Enfrente veo venir   como un grano de granada
le pregunti al mocico: „¿Casada o muchacha?“
— „Casada, por mis pecados (siete maridos ha tomado
a todos siete los ha matado);
y vos si sois el mi marido,   mi encendeis una candela.“
Le rigió la linda cena   de alacranes y culebras
Le rigió la linda cama   de cuchillos y espadas[3].

[1] *Arc.*, I, 15, p. 71f. [2] *Arc.*, I, 15. p. 72ff.

[3] Zitiert nach R. Menéndez Pidal, *Catálogo del Romancero judío-español.* Madrid 1907. p. 55. M. P. fügt hinzu: „Final confuso. Parece que él retrasa el echarse y le corta la cabeza ¿ a ella ?.“

Von der Gattin, die ihrem Ehemann die Zunge abbiſs (*Del quinto mandamiento*[1]): Ebenfalls in Tortosa lieſs sich eine verheiratete Frau zum Scherz die Zunge ihres Mannes in den Mund führen, drückte jedoch die Zähne fest zusammen und biſs die Zunge ab. Darauf suchte sie in einem Minoritenkloster Zuflucht. Nachdem man die Frau vor Gericht geladen hatte, gestand sie die Tat ein mit der Begründung, ihr Mann habe heimliche Beziehungen zu einem anderen Weibe gehabt. Nach der Tat habe sie dem Manne zugerufen: „Mit ihr wirst du weder sie noch ein anderes Weib jemals mehr durch Reden betrügen“[2].

Die Käuflichkeit einer Königin (*De los vicios e taches e malas condiçiones de las peruersas mugeres e primero digo de las avariçiosas*[3]): Das Beispiel hat sich nach den Worten des Verfassers in Barcelona zugetragen. Eine stolze Königin vermeinte standhafter als alle Frauen zu sein. Sie hatte daher wiederholt die Frage gestellt, wer denn ein so schmutziges Weib wäre, das für die Schätze der Welt seinen Körper verschenken möchte. Ein Ritter gelobte, er wolle der Königin beweisen, daſs sie selbst bereit wäre, sich einem Manne auszuliefern. Er bot ihr alle Reichtümer an: einen Ring, einen Rubin, eine Stadt, ja ein ganzes Königreich. Als die Königin gehört hatte, daſs sie Kaiserin sein könnte, begann sie zu seufzen. Der Ritter aber lächelte und dachte bei sich: „Wenn ich jetzt geben könnte, dann hätte ich die böse Frau in den Händen[4].“ Die Königin muſste so erkennen, daſs sie aus Habsucht selbst der Sünde nicht widerstehen konnte.

Das gestohlene Ei (*De los vicios e tachas e malas condiçiones . . .*[5]): Eine Frau beklagt sich bitterlich über den Verlust eines einzigen Hühnereis. Sie verflucht die Diebin und Hurentochter, die es genommen haben kann. Sie möge an der Tollwut oder am Blutsturz zugrunde gehen. Ach, das arme Ei! Zwei Dotter waren darin, einen schönen Kuchen hätte es gegeben. Jetzt hat der Teufel wohl das Ei gefressen. Ein Huhn oder ein Hahn wäre daraus entsprungen, viel Geld hätte es ihr eingebracht. In ihrer Untröstlichkeit ruft sie die Jungfrau Maria um ihren Beistand an und wendet sich schlieſslich an den Herrgott selbst, er möge sie von dieser Erde nehmen und den schmerzlichen Verlust des Hühnereis nicht überstehen lassen[6].

Rodrigo de Reinosa hat später die Klage über das gestohlene Ei in Verse gebracht. Hier erscheint die dramatische Spannkraft der Episode bereits leicht abgeschwächt. Auch finden wir bei Reinosa

---

[1] *Arc.*, I, 15, p. 74.
[2] *Dixole: con ésta jamás a ella nin a otra favlando engañarás.*
[3] *Arc.*, II, 1, p. 112f.
[4] *Si yo touiese agora que dar, la mala muger en las manos la tenía.*
[5] *Arc.*, II, 1, p. 116ff.
[6] Vgl. meine Ausführungen zum folgenden Beispiel sowie die Anm. dazu.



¶ Siguenſe vnas coplas que
hablan de como las mugeres
por vna coſa de no nada dizen
muchas coſas: en eſpecial vna
muger ſobre vn hueuo con ſu
criada. Fechas por Rodrigo
de reynoſa.

Abb. 5. Titelblatt zum Klagelied eines Weibes über den Verlust eines Hühnereis von Rodrigo de Reinosa.

Gering verkleinert.

nicht mehr die gleiche unbeschwerte Heiterkeit des Alfonso Martínez. Das Gedicht ist als seltenes fliegendes Blatt erhalten[1] und trägt die Überschrift: *Síguense vnas coplas que hablan de cómo las mugeres por vna cosa de no nada dizen muchas cosas: en especial vna muger sobre vn hueuo con su criada. Fechas por Rodrigo de reynosa.*

Der Wortlaut ist folgendermaſsen:

¡Amarga de mí, cuytada,
muger de mala ventura;
ay de mí desuenturada!
que soy la más desdichada
que nunca nasció criatura;
ay, qué triste bocado
que oy gusto para mí;
ay, amarga, con cuydado,
que hueuo me han hurtado
que valía vn marauedí.

Amarga la que tal traga;
no sé cómo yo no muero,
no sé quién me dió tal plaga,
no sé, triste, que me faga,
pues me hurtaron tal hueuo
para ésta desta vegada,
que yo sepa la verdad;
pues a mí me han robada,
haga que sepa la verdad
toda esta vezindad.

Anda, puta mariquilla,
que tú, falsa, lo comiste,
llama me a costancilla,
a periquillo, ysabelilla,
o díme si tú lo viste;
plega a dios que nunca coma
él que tal me fué a comer,
con él comiera carcoma
con quien tanto bien me toma,
y en mal fuego lo vea arder.

No sabría quién a comido
el mi hueuo de dos yemas,
quién me lo sacó del nido;
mi criada lo aurá soruido
por me dar dos mil postemas;

[1] Exemplar der Nationalbibliothek Wien, das ich hier zum erstenmal abdrucke. Sign. 26. 240-B. 2 Blätter in Oktav. Titel auf Abb. 5.

ven acá, mala muger,
carrillos, rostros de brasa,
porque me echas a perder,
de si entró alguna ayer
acá dentro de mi casa.

Anda, ve a la vezina,
mi comadre la partera,
que entró ayer muy ayna
a buscar la su gallina,
pregúntale si le viera;
ven acá, puta golosa,
que nunca otro le comió,
mala hembra cazcarriosa,
gran vellaca, gran chismosa,
¿cómo no te mato yo?

Para esta doña vellaca,
doña puta reputada,
mala hembra al matraca,
mal hecha como patraca,
yo le cuente en tu soldada;
anda, ve, mala muger,
búscale por esse establo,
¡ay, qué hueuo y qué valer!
no le enduro yo comer,
e comóselo este diablo.

¡Ay, rauia mortal, señor,
comiera quien tál comió,
mal cáncer e mal dolor,
y en mal fuego de ardor
se vea quien lo lleuó;
dolor le dé de costado
e mala landre coral
quien a puertas me ha echado,
con él coma tal bocado
que muera a muerte mortal!

Comadre, ¿no sabeys nada?
esta puta rabiardionda
me ha mi casa robada,
y me dexa lastimada
esta vellaca cachonda;
para ésta yo te bote
de mi casa en mal son,
comadre, para el escote
le daría a vn amigote
que tiene aý en el mesón.

Comadre, bien sabéys vos
que hueuo pon mi gallina,
no le hallo acá entre nos,
mal gelo demande dios
a quien lo comió tan ayna,
por cierto, en toda la villa
no auía hueuo tan sabroso,
que dél hazía vna tortilla,
comadre, ques marauilla
para mí e mi esposo.

Ay, amarga como hiel,
no sé quién no se traspassa,
hueuo dulce como miel,
que me passe yo sin él
e lo coman en mi casa;
puta engolosinada,
mala muger que tal haze,
bien sabes tú, malhadada,
que esto yo sin comer nada
e passo como a dios plaze.

Landre en quien tal comiera
e mal senico mortal,
comadre, ved que tal era,
que vn capón dél hiziera
que valiera vn buen real;
no lo puedo comportar,
¡ay, comadre, que me fino!
puta, véme acá a llamar
que me venga a consolar
el abad nuestro vezino.

¡Ay, mi hueuo tan polido!
que en tal vellaca se emplea,
como te auré perdido
plega a dios quien t'a comido
que mal comido se vea;
¡ay, comadre, qué gran mal,
ay, triste quien no se messa,
ay, qué dolor tan mortal!
blanco era como cristal
e la cáxcara muy gruessa.

Hideputa, que criada
que tengo, comadre, aquí;
¡guay de mí, desuenturada!
que le doy buena soldada,
·· echa me a perder a mí;

es vna puta golosa
que me pone en gran afrenta,
por tomalla soy repisa,
que contino me echa sisa
e avn está mal contenta.

Si dios me alunbre con bien
e ayáys, comadre, gozo,
que no sé cómo ni quién
quien tal vellaca mantien
y no se echa en vn pozo;
¡valas me virgen maría,
guay la triste que tal passa!
que al huésped que venía
mis verguenças yo cobría
con aquel hueuo en mi casa.

Triste, no sé la que quiere
verse en tal confusión,
¿qué dirá quien tal supiere?
dezid, ¿cómo no se muere
viendo la tal perdición?
quebróme vna altamía
de que tengo gran coraje,
que, comadre, yo diría
que por cierto más valía
quel puto de su linaje.

Si lo sabe mi marido
quando venga del arada,
que hará el encornudido,
dirá que yo le he comido
e no lo guste, cuytada;
¡ay, qué gallo y qué gallina
saliera de vos, mi hueuo!
¡ay de mí, triste, mezquina!
sabed, comadre y vezina,
que valía vn real nueuo.

Fin.

¡Ay, mi hueuo tanto bueno
de la meajuela redonda!
¿quién vos hizo de mí ageno?
¡ay, cuytada, cómo peno!
e no ay quien me responda;
ven acá, rostros de brasa,
tú lo comiste en mala hora,
como ésto assí se passa,
que de vn hueuo en mi casa
que no sea yo señora.

Das verlorene Huhn (*De los vicios e tachas e malas condiciones*[1]): Wenn die Weiber ein Huhn verlieren, dann gehen sie von Haus zu Haus und stören die gesamte Nachbarschaft. Wer hat das goldgelbe Huhn mit den roten Füſsen und dem geteilten Kamm gestohlen? Krankheit und Tod sollen den Dieb strafen. Sein Haus soll zerstört werden, der Blitzstrahl ihn treffen, die Hunde mögen ihn auf der Stelle zerreiſsen. Die Schutzherrin von Guadalupe und Jesus Christus werden um Hilfe angerufen. Die durch solche maſslose Ungerechtigkeit Geschädigte teilt Aufträge an alle Nachbarn aus. María, Juanilla, Marica müssen das Huhn suchen. Perico will zum Vikar des Erzbischofs hinüberspringen, um den Kirchenbann des Verräters zu bewirken. Alonsillo mag nach den Federn Ausschau halten. Juanillo, der öffentliche Ausrufer, soll den Vorfall in der ganzen Umgebung verkünden, Trotaconventos[2] von Haus zu Haus gehen und das goldgelbe Geflügel ausfindig machen. Endlich fleht die rechtsmäſsige Eigentümerin zu Gott, er möge doch ein Wunder geschehen lassen[3].

Alfonso Martínez ist möglicherweise durch das Werk des Andreas Capellanus zu seiner Erzählung, die er im übrigen völlig frei gestaltete, angeregt worden. In der *Reprobatio amoris* finden wir an der Stelle, wo sich Alfonso Martínez von der lateinischen Vorlage trennt, um die Szenen vom gestohlenen Ei und vom verlorenen Huhn einzuschalten, den Satz: *Immo simplex quidem mulier in unius venditione gallinæ abundantiori cautela procedit quam sapientissimus iurisperitus in castri alienatione maioris*[4]. Hernach nimmt der spanische Verfasser den von Andreas gesponnenen Faden gleich wieder auf.

Die weibliche Putzsucht (*De los vicios e tachas e malas condiciones* ...[5]): Die Frau eines Handwerkers beobachtet eine nach der neuesten Mode gekleidete vornehme Dame und will es dieser sogleich nachtun, auch wenn sie selbst nichts zu essen hat. Wenn dann der Ehemann ihre Kleider verpfändet, um sich aus einer wirklichen Notlage zu helfen, bricht die Frau in Klagen aus und verweigert ihm

---

[1] *Arc.*, II, 1, p. 118ff.

[2] Siehe meine Anm. 1 auf S. 460.

[3] Die Erzählung vom gestohlenen Ei sowie die darauffolgende Szene vom verlorenen Huhn haben bereits im 19. Jahrhundert eine gröſsere Berühmtheit erlangt. Lemcke gab sie als erster neu heraus (*Handbuch* I, p. 105ff.). Menéndez y Pelayo zitierte gröſsere Abschnitte daraus und würdigte sie einer ausführlichen Besprechung. Aubrey F. G. Bell bezeichnete die beiden Erzählungen als ,,Homeric lament of the woman over a vanished egg and over a lost hen''. Weiter führte er aus: ,,The delighted way he (the Archpriest) lingers over and rubs in such scenes and characters prepares us for Celestina, and even for Panurge and Falstaff. It is the exuberant zest of Erasmus.'' Auf die Nachahmung des Rodrigo de Reinosa hatte bereits Ferdinand Wolf (*Studien*, p. 234, Anm. 1) und nach ihm Menéndez y Pelayo hingewiesen, ohne jedoch eine Probe davon zu geben.

[4] Ed. Trojel, p. 341.

[5] *Arc.*, II, 1, p. 121f.

ihre hausfraulichen Pflichten. Ihre Einwände verstummen hingegen, wenn der Mann seine eigenen Sachen zum Pfandhaus trägt.

Die Verleumderin (*De cómo la muger es murmurante e detractadora*[1]): Eine Frau, die einem noch schöner aufgeputzten Weibsbild begegnet ist, macht eine ausführliche Beschreibung von ihrer Person, verfällt jedoch bald in Klagen über sich selbst. Schliefslich tröstet sie sich durch allerlei Verleumdungen und Schmähungen der reichen Nachbarin.

Rodrigo de Reinosa hat später Verse hiernach gedichtet[2].

Die weibliche Habsucht (*De cómo las mugeres aman a dyestro e a syniestro*[3]): Die schlimmen Weiber nehmen und stehlen alles, was sie nur auftreiben können. Besonders interessieren sie sich für Schmuck- und Kleidungsgegenstände sowie Mittel zur Körperpflege, die sie in grofsen Mengen in Kisten und Kasten verstaut aufbewahren.

Durch die Schilderung im *Arcipreste de Talauera* ist später der Celestinadichter und nach diesem wieder Rodrigo de Reinosa angeregt worden[4].

Wie jeder Frau ein Doppelgesicht gegeben ist (*Cómo la muger es cara con dos fazes*[5]): Eine jede Frau ist ein Doppelgesicht oder ein Messer mit zwei Schneiden. So lügt, schwört sie, wird meineidig und ruft zu ihrem Beistand alle Heiligen an.

Die Eitelkeit des Weibes (*Cómo la muger es doctada de vanagloria ventosa*[6]): Tochter, Mutter, Vater, Schwester, Vetter, Base, Freundin und Freund planen eine Wallfahrt, bei der sie verschiedenen Messen und dem Passionsspiel beiwohnen wollen. Aber einige der Frauen verfügen nicht über genügenden Aufputz, um die Fahrt antreten zu können. Daher werden Marica, Juanilla, Ynesyca, Catalnilla, Françisquilla, Teresuela und Menciyuela beauftragt, Kleider, Schmuck und wohlriechende Wasser auszuleihen. Nach allen Vorbereitungen fehlt schliefslich hie und da doch noch einiges, so zum geborgten Esel ein Jüngling, der die Schleppe trägt, sowie zwei bis drei Männer, die aufpassen sollen, dafs die eitle Schöne nicht aus dem Sattel gleitet.

Die trunksüchtige Frau (*Cómo se deue el ombre guardar de la muger embriaga*[7]): Die trunksüchtige Frau wird durch den Wein

---

[1] *Arc.*, II, 2, p. 124ff.

[2] *Coplas de las Comadres, fechas a ciertas Comadres, no tocando en las buenas, salvo de las malas, y de sus lenguas y hablas malas; y de sus afeytes y sus aceytes y blanduras: et de sus trajes, et otros sus tratos.* Abgedruckt bei B. J. Gallardo, *Ensayo de una Biblioteca Española*, IV, Sp. 42ff.

[3] *Arc.*, II, 3, p. 128ff.

[4] Siehe meine Gegenüberstellung der Texte im *Arcipreste de Talauera*, in der *Celestina* und bei Rodrigo de Reinosa auf S. 526f. der vorl. Arbeit.

[5] *Arc.*, II, 6, p. 147ff.

[6] *Arc.*, II, 9, p. 164ff.

[7] *Arc.*, II, 11, p. 173.

zunächst erwärmt und in gehobene Stimmung versetzt. Darauf hebt sie den Blick gen Himmel, stöſst einen Seufzer aus, senkt den Kopf wieder und beginnt zu lachen und zu schwatzen bis sie vor Erregung auf und ab gehen muſs. Ihre Augen entzünden sich langsam, sie vermag nur noch durch die Nase zu reden. Dann stellt sie ihren Mitmenschen ein Bein und bedroht diese, wobei sie wie eine Löwin brüllt. So ist die trunksüchtige Frau für die sie umgebenden Personen gefährlich, bis sie endlich in Schlaf verfällt und niemandem mehr einen Schaden zufügen kann.

Die Hexe von Barcelona (*Cómo las mugeres aman a los que quieren de qualquier hedad que sean*[1]): Alfonso Martínez schildert hier ein eigenes Erlebnis. Eine schmutzige, verschlagene Alte von ungefähr sechzig Jahren wurde vor der Tür eines Mannes, den sie vergiftet hatte, an den Armen und später am Tor einer Frau, die sie umgebracht hatte, am Hals aufgehängt. Danach verbrannte man sie auſserhalb der Stadt als Hexe.

Die Männer:

Der erfolgreiche Liebhaber (*Cómo es muy engañoso el amor de la muger*[2]): Verliebte Männer pflegen zu glauben, sie hätten gröſsere Erfolge in der Liebe als die anderen. So gehen sie stolz durch die Gassen, loben sich selbst und verkünden ihren Ruhm, indem sie die Vorteile ihrer einzigen oder der verschiedenen Geliebten hervorheben.

Der Hoffärtige (*Del primer mortal pecado*[3]): Der Hoffärtige zeichnet sich durch hochtrabende Reden und überlegene Gesten aus. So reitet er geziert durch die Straſsen und begrüſst seine Bekannten mit einem Hochruf auf die Geliebte.

Der Gefräſsige (*Del quinto pecado mortal*[4]): Immer versteht sich der töricht Liebende auf den Genuſs edelster Speisen. Je nach der Tageszeit stillt er seinen Appetit mit Wild, Geflügel oder teueren und erlesenen Früchten sowie Süſsigkeiten aller Art.

Der Faulenzer (*Del septimo pecado mortal*[5]): Der Liebhaber erweist sich als träge und faul in allen Dingen, die mit der Liebe nichts zu tun haben. Die Arbeit möchte er stets auf einen anderen Zeitpunkt verschieben. So wird der Liebende von seinen Mitmenschen als schläfrig und langsam empfunden.

Der verwundete Choleriker (*Del colérico que disposyción tyene para amar e ser amado*[6]): Die cholerischen Männer werden von den Frauen geliebt, weil sie ihre Verleumdungen rächen und jeder-

[1] *Arc.*, II, 13, p. 182.
[2] *Arc.*, I, 18, p. 56f.
[3] *Arc.*, I, 31, p. 83f.
[4] *Arc.*, I, 35, p. 89ff.
[5] *Arc.*, I, 37, p. 92f.
[6] *Arc.*, III, 8, p. 208ff.

mann ihnen Respekt zollt. Ein so veranlagter Ehemann findet seine Frau weinend vor und erkundigt sich nach der Ursache ihres Leids. Nach längerem Schweigen antwortet sie, man habe sie in aller Öffentlichkeit eine Hure gescholten. Der Mann läſst sich das nicht zweimal sagen. Sogleich greift er zu den Waffen und verläſst das Haus mit dem festen Vorsatz, die Schmach seines Weibes zu sühnen. Als er kurz darauf selbst verwundet zurückkehrt, bricht die Frau über das Schicksal des Gatten in noch gröſsere Klagen aus als zuvor.

Der ängstliche Phlegmatiker (*De las condiciones de los flemáticos para amar*[1]): Ein ängstlicher Phlegmatiker stellt sorgsam Überlegungen an, ob er sich auf Freiersfüſsen bewegen oder lieber daheim bleiben solle. Was könnte ihm wohl auf der Straſse alles zustoſsen? Vielleicht regnet es drauſsen, oder er begegnet der Justiz, rutscht womöglich aus, wird von einem Hunde gebissen oder gar von den Leuten verprügelt. Am Ende ist es doch besser, in dieser Nacht zu Haus zu bleiben und sich schlafen zu legen. Ist aber seine Liebessehnsucht einmal so groſs, daſs er sich trotz aller möglichen Hindernisse zu einem anderen Entschluſs durchringt, so schleicht er nur verstohlen durch die Straſsen und glaubt in jedem Menschen, der ihm begegnet, einen bewaffneten Feind zu sehen. Nach einem angsterfüllten Weg langt er schlieſslich bei der Geliebten an. Hier versetzt ihn das Geräusch einer Katze in Schrecken, und schon glaubt er, mehr als hundert bewaffnete Männer vor sich zu erkennen. Der Trost der Geliebten hilft nicht mehr. In ihrem Hause hält es der ängstliche Phlegmatiker nicht länger aus. Sogleich macht er sich auf den Heimweg, während ihn die Geliebte ein Weib schilt und mit den übelsten Schimpfwörtern überschüttet.

Ein Scheinheiliger (*Del común fablar de fados, fortuna, sygnos e planetas*[2]): Der Verfasser kannte selbst einen Scheinheiligen, der vom Papst Benedikt keine Pfründe annehmen wollte. Dieser übertrug ihm jedoch das Erzdekanat von Tortosa. Hier entwickelte der Priester so teuflische Eigenschaften, daſs man ihn wegen seiner Betrügereien einen *Quare tristis est anima mea* nannte[3].

Der Einsiedler von Valencia (*Del común fablar* . . .[4]): In Valencia lebte ein geachteter Einsiedler, den Alfonso Martínez selbst kennengelernt hatte, ein scheinbar frommes Leben. In Wahrheit war er ein Schwarzkünstler, der in seiner Behausung schlimme Frauen empfing, durch die er Vater vieler Kinder wurde. Einstmals lieſs er unter einem scheinheiligen Vorwand von einem Maler ein abscheuliches Bild anfertigen. Er bezahlte den Maler gut, doch diesen gereute es bald, und so gestand er dem Gouverneur der Stadt das Vorgefallene ein. Der Gouverneur durchsuchte darauf selbst die Wohnung des

[1] *Arc.*, III, 9, p. 215ff.
[2] *Arc.*, IV, I, p. 265.
[3] Zu *Quare tristis* . . . vgl. *Matthäus* 26, 38.
[4] *Arc.*, IV, 1, p. 266ff.

Einsiedlers, fand das Bild und liefs den Scheinheiligen festnehmen. Dieser wurde nun zum Scheiterhaufen verurteilt und verbrannt.

Ein anderer Ausschweifender (*Del común fablar . . .*[1]): Ein wohlhabender Mann gab vor, er wolle Mönch werden, um so Gott besser dienen zu können. Im Kloster machte er sich jedoch eines Betruges gegen den König schuldig. Er legte darauf die Mönchskutte wieder ab und erwarb ein grofses Vermögen. Auf dem Höhepunkt seines Wohlstandes rief ihn Gott jedoch aus dem Leben. Er starb in den Armen des Alfonso Martínez.

8. Ist der *Arcipreste de Talauera* ein frauenfeindlicher Traktat?

Man hat allgemein im *Arcipreste de Talauera* ein frauenfeindliches Werk gesehen. Der Verfasser hatte am Ende seines Buches selbst das Empfinden, sich zu scharf gegen die Frauen ausgesprochen zu haben. Er schreibt jedoch, wie wir bereits gesehen haben, nur einen Teil gegen die schlimmen Frauen. Die übrigen Teile des Buches handeln von der törichten Liebe, den Männern und dem Aberglauben. Die Frage, ob der *Arcipreste de Talauera* ein frauenfeindlicher Traktat ist, bedarf daher noch einer Erörterung.

Alfonso Martínez war kein verknöcherter, böswilliger oder rachsüchtiger Gegner des schwachen Geschlechts[2]. Er wendet sich niemals an alle Frauen, wenn er ihre Laster und Fehler brandmarkt, um die Männer vor ausschweifenden Liebesabenteuern zu warnen. Stets hebt er hervor, dafs sich seine Angriffe nur gegen die schlimmen Weiber richten. So schreibt er auch seine grofse Satire im zweiten Teil des Buches über die Laster, Fehler und schlechten Eigenschaften der schlimmen und entarteten Frauen. Er bemüht sich, seine Vorwürfe nicht zu verallgemeinern, und erkennt die Tugenden der guten Frauen an[3]. Der Verfasser betont selbst, man solle nicht glauben, er sei gegen die Frauen voreingenommen[4]. Er hält es indes für nützlich, die Untugenden der verbrecherischen Weiber, die bei den zuchtlosen

[1] *Arc.*, IV, 1, p. 272ff.

[2] Man erinnere sich an das frühe Urteil von Menéndez y Pelayo: „El Arcipreste de Talavera nada tiene que ver con estas apologías y polémicas (entre agresores y defensores del sexo feminino). En realidad tampoco es un escritor misogino; su libro, en el propósito a lo menos, no debía ser una invectiva contra las mujeres, sino un preservativo contra las locuras del amor mundano.“ Menéndez y Pelayo macht jedoch die Einschränkung: „Digo que ésto debía ser; pero no afirmo que ésto sea . . .“ (*Orig. Nov.*, I, p. CXVII). Vgl. a. J. Rogerio Sánchez, *Hist. de la Leng. y Lit. esp.*, p. 138: „El *Laberinto* (*Corbaccio*) es un libello, el libro del Arcipreste, no“.

[3] Vgl. die Überschrift zum zweiten Teil: . . . *las buenas en sus virtudes aprobando.*

[4] *Arc.*, p. 44: *Non digan que non fué muger el que lo compuso este compendio sy non çesara mal favlar por honestidad.* Der Sinn dieser Textstelle ist unklar. Die lateinische Vorlage gibt ihn deutlicher wieder: *Sed haec omittamus ad praesens, ne qualitercunque credamur in eis accusare naturam, et quia cuilibet sunt manifesta prudenti* (Andreas, Ed. Trojel, p. 334).

Männern nicht geringer seien, aufzuzeigen, um die Menschen zu bessern[1].

In seinem Traktat bekämpft Alfonso Martínez vor allem die törichte Liebe sowie jede Form von Irr- und Aberglauben. Darum muſs er gegen die schlimmen Frauen und verderbten Männer rücksichtslos vorgehen. Eine Hauptursache der törichten Liebe erblickt er in der Schönheit des Weibes. Die häufigsten Beispiele und Erzählungen sollen sie dem Leser als trügerisches Blendwerk entdecken. Aber auch gegen die Schwächen der Männer schreibt Alfonso Martínez einen der vier Teile seines Werkes. Die trefflichen Schilderungen des erzürnten Cholerikers und ängstlichen Phlegmatikers sind darin enthalten. Eine Reihe von Innenerzählungen geiſselt die Ausschweifungen der Männer. Bereits in der Vorrede zu seinem Buch erklärt der Verfasser, daſs er von den schlechten und verderbten Männern in der gleichen Weise wie von den schlimmen Weibern zu uns sprechen will: *Eso mismo digo de los malos, perversos e malditos onbres, dignos de ynfernal de fuego en el solo ynhonesto amar de las mugeres con locura e poco seso e bestialidad, más propiamente dicha que amor* . . .[2]. Immer wieder betont er, daſs auch von den Männern die Rede sein soll: *e porque fasta aquí el amor de las mugeres fué reprouado, conuiene quel amor de los ombres non sea loado. E sy las mugeres amar quisyeren los ombres, vean quién aman, qué prouecho se les seguirá de los amar, qué virtudes, qué viçios para amar tienen los ombres*[3]. Die Männer pflegen die Frauen durch Geschenke gefällig zu machen, wie das Beispiel von der Käuflichkeit einer Königin lehrt, sowie zu allerlei Missetaten zu verführen: *¡O quántos caualleros e otros grandes, asy seglares como de otra perfiçión, asy ricos como poderosos, vsan desta mercaduría quando saben fermosa muger o moça que es pobre e de parientes pobres, con dadiuas e dineros fazerlas ser malas con muchas maneras que en ello saben tener . . .!*[4]. Aber man kann die Männer nicht nach so einfachen Regeln beurteilen, wie die Frauen: *E por quanto comunmente los ombres non son reprehendidos como las mugeres so reglas generales, ésto por el seso mayor e más juyzio que alcançan* . . .[5]. Sie müssen in verschiedene Temperamente eingeteilt werden. Über ihre Mängel und Laster darf man jedoch in der Öffentlichkeit nicht laut reden, wenn nicht so vorsichtig, „wie

---

[1] *Arc.*, p. 44: *Pero los viçios de las criminosas bueno es redarguyr porque oyendolo se abstengan de mal vsar, que non menos es en los peruersos ombres, como ya suso dixe.*

[2] *Arc.*, p. 6.

[3] *Arc.*, p. 190. — Nur einmal läſst Alfonso Martínez einen Zusatz, worin neben der Frau auch der Mann alle Verachtung verdient, aus der *Reprobatio amoris* willentlich aus: *Sed et quid magis contemptibilem quemlibet reddit hominibus, quam si aliquis pro mulieris amore obscura cogatur inopia laborare* (Andreas, Ed. Trojel, p. 322). Der Satz würde am Ende des 6. Kapitels im ersten Teil stehen, wenn ihn Alfonso Martínez mit in sein Buch aufgenommen hätte.

[4] *Arc.*, p. 99.

[5] *Arc.*, p. 190.

eine Katze über glühende Kohlen geht"[1]. Der Verfasser nimmt weitgehende Rücksichten auf die Eigenart und die leichte Reizbarkeit der Männer, wenngleich auch sie vor seinen Angriffen nicht sicher sind.

Alfonso Martínez schreibt eine Unterweisung für junge Menschen, welche durch die törichte Liebe noch keinen Schaden an Leib und Seele genommen haben. Er will die Gefahren aufzeigen, die den Liebenden im Umgang mit Frauen bedrohen. So spricht er ausführlich von den Nachteilen und Schäden, die sich aus der törichten Liebe ergeben. Von den lieben Eigenschaften der guten Frauen braucht der Verfasser nicht viel zu handeln, denn durch sie kann dem glücklich Liebenden kein Schaden zugefügt werden. Es genügt ein kurzer Hinweis auf den sittlichen Wert der tugendhaften Frau und des guten Mannes: *E por quanto, al presente algunos viçios de mal beuir declararé en parte de mugeres, ésto se entienda de aquellas que viçios e mal vsar de sy partir sería ymposyble, las virtuosas, honestas e buenas como oro de escoria apartando*[2], *que sy lo malo non fuese reprovado, lo bueno non sería loado. E, por Dios nuestro Señor, firmemente creo que asy como el oro es presçiado entre los metales e se esmera e reluze entre ellos, asy el buen varón o la buena muger honestos e discretos son entre los viçiosos e del mal biuir vsados rubý preçioso, tanto que comparación non sufren*[3]. Ein solches Paar kann sich getrost lieben und die Ehe miteinander eingehen: *en este mundo non deve ombre amar más otra cosa que su buena muger, e la muger que su buen marido*[4].

Einzelne Kapitel mögen recht frauenfeindlich anmuten, wenn man sie aus dem Zusammenhang herauslöst. Sie entspringen jedoch nicht einem den Weibern abholden Gemüt. Der Verfasser war zu klug, um eine einseitige Theorie zu verfechten und der Frau ihre guten Eigenschaften oder ihre Würde absprechen zu wollen. Ist er doch so wenig Kleinmeister, daſs er seine eigenen Fehler und Vergehen offen zugesteht. Er ist nicht rechthaberisch und überläſst es dem Leser, ob dieser nach den im *Arcipreste de Talauera* aufgestellten Grundsätzen handeln will[5]. Im Schluſswort zu seiner *Vida de San Ildefonso* bezeichnet er sich selbst als *indigno pecador, por mis propias culpas e deméritos, Alfonso Martínez, de Talauera insuficiente arcipreste . . .*[6].

[1] *Arc.*, p. 202: *Como gato que pasa por asguas.*

[2] Ed. Sevilla 1498 und Toledo 1500: *Las virtuosas, honestas e buenas son como oro de escoria apartado.* — Das 40. Kapitel der Ausgabe von Toledo 1518 trägt die Überschrift: *En que se demuestra cómo las buenas mugeres reluzen entre las malas: como el oro puríssimo entre los metales.*

[3] *Arc.*, p. 108.

[4] *Arc.*, p. 38.

[5] *Arc.*, p. 2: *propuse de fazer un compendio . . . para información . . . de aquellos que les pluguiere leerlo e leydo retenerlo e retenido por obra ponerlo . . .*; p. 77: *Pues piense él que pensar quisiere . . .*; p. 101: *e entiéndame quien quisyere sy pudyere . . .*; p. 107: *E sy de lo susodicho o ynfraescrito alguno leyendo algo por obra pusyere . . .*; p. 133: *Entiéndame la que quisyere, e sy mal de mí dixere, perdónale Dios.*

[6] Vgl. Pérez Pastor, *Brev. Not.*, p. XX.

Auch in der Vorrede zum *Arcipreste de Talauera* sagt er von sich: *aunque indigno propuse de fazer un compendio breue en romance*[1]. An einer späteren Stelle hören wir ihn von sich sprechen: *De los viçiosos non saco a mí de fuera*[2]. In seinem Kapitel über den sanguinischen Menschen betont er: *agora diré aquí de sus viçios e tachas asy de mí como de los otros*[3].

Alfonso Martínez unterzieht auch seinen eigenen Stand einer schonungslosen Kritik. Er schreibt ein ganzes Kapitel, um zu beweisen, daſs sich der Geistliche wie der Laienbruder in der Liebe verliert[4]. Einmal bezeichnet er die Mönche und Äbte als „Raubtiere“[5]. Er schert sie mit allen anderen Männern über einen Kamm[6]. So erzählt er bedenkenlos die Geschichte vom verliebten Pfaffen, der sich beim Hinzutreten des Ehegatten unter das Bett verstecken muſs, und berichtet ganz sachlich vom Leben des Erzdechanten von Tortosa, der scheinheilig seine Pfründe miſsbraucht. Im Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna läſst der Verfasser die Armut aussprechen, was ihm selbst am Herzen liegt. Wie die Höfe der Könige, beherrschen Miſsgunst, Neid und Ehrgeiz auch das Zusammenleben der Geistlichen. Die Kleriker wünschen sich gegenseitig den Tod, um in den Genuſs der Ehren und der Pfründe des anderen zu kommen. So vergleicht die Armut die Anwärter auf die Papstwürde mit Wölfen[7], die im Februar vor Hunger das Maul weit aufsperren. Es gibt drei Arten von Geistlichen: *vnos entran como pastores para aprouechar, e éstos entran por la puerta; otros entran como ladrones para furtar e dapnificar, e éstos entran por los campanarios; otros entran como mercaderes para leuar e desfrutar, e éstos entran por las paredes; asy que los pastores defienden, los ladrones roban, los mercaderes dapnifican ... Syguese quel pastor es de amar, el merçenario de tolerar, e el ladrón empero de euitar*[8].

---

[1] *Arc.*, p. 2.

[2] *Arc.*, p. 109.

[3] *Arc.*, p. 202. — Alfonso Martínez bezeichnet sich hier selbst als einen Sanguiniker, was wir ihm gern glauben wollen. Gar zu böse Taten braucht man ihm indes nicht zuzuschreiben. So möchte er in seiner *Atalaya de las Corónicas* nicht mit jenem Erzpriester verglichen werden, der sich dem mit Doña Sancha auf der Flucht befindlichen Grafen Fernán González in den Weg stellt und dabei den Versuch macht, sich an der Infantin zu vergreifen. Die Episode beginnt mit den Worten: *E andando ansý otro día en el yermo vn arçipreste mas no el de talauera* ... (*Cod. Pal. Vind.*, fo. 82^{v}).

[4] *Arc.*, I, 11, p. 31ff.

[5] *Arc.*, p. 80: *Pues sy fablamos de frayres e abades, en este caso no digo nada, que animales son de rapiña ...*

[6] *Arc.*, p. 99: *¡O quántos caualleros e otros grandes, asý seglares como de otra perfiçión ...!*

[7] *Arc.*, p. 291: *verás los espectantes del Papa las bocas abiertas como lobos en febrero.*

[8] *Arc.*, p. 292. — Gegen die Sittenverderbnis der Geistlichkeit im 15. Jahrhundert schreibt auch Juan de Mena seine *Coplas contra los pecados mortales.* Herausgeg. v. Foulché-Delbosc, *Cancionero castellano*, I, p. 150—152.

Wie die Mönche und Äbte setzen auch die Klosterschwestern durch die eitle Liebe ihre Ehre aufs Spiel[1]. In Habsucht und Unbeständigkeit sind sie rechte Lehrmeisterinnen. Zwar gibt es gute und böse Klosterschwestern, jedoch auch sie sind Frauen und müssen daher nach ihren Regeln beurteilt werden[2]. So würde etwa im Weinrausch wohl keine Frau, ganz gleich, ob sie Gattin, Klosterschwester, Jungfer oder Witwe ist, einem Manne, der sie begehrte, ihren Körper verwehren[3].

Der *Arcipreste de Talauera* mag viele Anklagen gegen die sündhafte Menschheit enthalten, eine echte, boshafte Polemik finden wir jedoch nicht in dem Buch. Alles, was der Verfasser an der Welt auszusetzen hat, ist ein Produkt harmloser Stubengelehrsamkeit und feiner Beobachtung einer begrenzten Umwelt. Seine Darstellung verrät überall eine Mischung von sittlichem Ernst, aufrichtigem Scherz und unverhüllter Ironie. Alfonso Martínez verfolgt einzig und allein den Zweck, ein Werk gegen die törichte Liebe und gegen die Mifsstände in der menschlichen Gemeinschaft sowie den Aberglauben zu schreiben. Darüber hinaus hat er uns eine Schilderung der kleinen und grofsen Fehler der Frauen und Eigenschaften der in ihren Temperamenten verschiedenen Männer gegeben, die an Heiterkeit nichts fehlen läfst und an deren Abfassung Alfonso Martínez selbst das gröfste Vergnügen gehabt haben mag.

C. Stilmittel des Alfonso Martínez.

1. Einführung.

In seiner vorzüglichen *Contribución al Estudio del Vocabulario del Corbacho* hat Arnald Steiger bereits ausführlich über die Besonderheiten im Wortgebrauch des Alfonso Martínez im *Arcipreste de Talauera* gehandelt[4]. Die gleiche Untersuchung enthält in dem beigefügten *Estudio gramatical* auch eine Lautlehre sowie eine knappe Übersicht über die Beugung der Tätigkeitswörter, die Wortbildung, die Latinismen, Italianismen, Gallizismen, Provenzalismen im *Arcipreste de Talauera.* Wir brauchen daher auf die in der Steigerschen

---

[1] *Arc.*, p. 11 f.

[2] *Arc.*, p. 146.

[3] *Arc.*, p. 175. — Von den Geistlichen hat Alfonso Martínez eine ähnliche Meinung wie der Erzpriester von Hita, der von der Macht des Geldes sagt:

494 *Ffazie muchos priores, obispos e abbades,*
Arçobispos, dotores, patriarcas, potestades,
A muchos clérigos nesçios dávales denidades.

[4] Steiger untersucht die Herkunft und Bedeutung der Wörter: *abuhado, afelgado, alfarda, alfoza, alosa, alperchón, amblar, anazea, anozegado, azerufe, cambray, camuso, collear, chapullar, engascar, cañinvete, donengal, echandillos, galocha, frisa, gengivre, gorguera, lua, llepada, mambre, matafalua, minchar, pauiota, pordemas, sobaco, tastardia, tiesto, trompar, trunfa, umbral, zutano.*

Arbeit behandelten Fragen nicht weiter einzugehen und können in den folgenden Abschnitten auf andere Stilmerkmale des Alfonso Martínez hinweisen.

Eine kurze stilistische Einführung in den *Arcipreste de Talauera* ist auch in der *Antologia de Prosistas españoles* von Ramón Menéndez Pidal[1] enthalten. Der spanische Gelehrte hebt folgende Stileigentümlichkeiten hervor: Die Neigung des Verfassers, Substantiv und Adjektiv voneinander zu trennen[2], die Stellung des Verbums an das Satzende[3], die häufige Verwendung des Partizips des Präsens[4], die Fülle an Latinismen und Fremdwörtern[5], die Weitschweifigkeit im Satze, die Wiederholung ein und desselben Gedankens, die Wortfülle, den Gleichklang, die gereimte Prosa und die Sprichwörter. Leider beschränkt sich Menéndez Pidal in seiner kaum vier Seiten langen, jedoch anregenden Einführung auf eine geringe Anzahl von Beispielen. Seine Besprechung reicht daher nicht aus, um uns einen möglichst vollständigen Eindruck von dem Prosawerk des Alfonso Martínez zu vermitteln. Die neuen Ergebnisse in den bereits voraufgegangenen Abschnitten der vorliegenden Untersuchung ermöglichen uns hingegen, den Stil des Alfonso Martínez von weiteren Gesichtspunkten aus zu betrachten. Die Hinweise von Menéndez Pidal sollen dabei beachtet und teilweise vervollständigt werden.

Bei der Besprechung der Hauptthemen im *Arcipreste de Talauera* haben wir festgestellt, daſs die moralisierende Abhandlung über die törichte Liebe, die Frauen, die Männer und den blinden Glauben an das Glück den eigentlichen Rahmen des Werkes bildet, in den die zahlreichen Innenerzählungen und Beispiele eingefügt sind. Der lehrhafte Gehalt des Rahmens findet seinen entsprechenden Niederschlag im Ausdruck des Verfassers. Wir bezeichnen damit den lehrhaften Stil im *Arcipreste de Talauera.* Den Rahmen des Buches bilden freie Übersetzungen, Bearbeitungen oder Erweiterungen vorwiegend lateinischer Quellen und Vorbilder, wie die Werke des Andreas Capellanus und der Kirchenlehrer, die pseudoaristotelische Schrift *Secreta secretorum* u. a. Der lehrhafte Stil des Alfonso Martínez ist daher ein latinisierendes Element.

Die Mehrzahl der Beispiele und Innenerzählungen im *Arcipreste de Talauera* sind indes dem täglichen Leben abgelauscht. Sie haben einen vorwiegend volkstümlichen Charakter. Der Verfasser hat Beispiele aus der lateinischen Novellistik nur dann mit in sein Werk aufgenommen, wenn sie ein volkstümliches Thema behandelten. Er weiſs sie uns anschaulich zu berichten, gleichsam als läge ihnen ein

---

[1] *Ant.*, p. 47ff.

[2] z. B. . . . *pues las potencias del ánima tres son turbadas.*

[3] z. B. *Non es muger que de sí muy avara non sea en dar, cavilosa en la mano alargar* . . . etc.

[4] z. B. *Otros mancebos aún hoy bivientes.*

[5] z. B. *El vasallo contra su señor, e el servidor contra su maestro, el súbdito contra su subyugante.*

persönliches Erlebnis oder eine eigene Beobachtung zugrunde. Das latinisierende Element tritt in den Innenerzählungen und Beispielen hinter der volkstümlichen Schilderungsweise zurück. Der ureigene Ausdruck des Alfonso Martínez ist die Sprache des Volkes, wie sie auf den Straſsen und Plätzen der kastilischen Hauptstadt Toledo gesprochen wurde. Wir bezeichnen ihre Ausdrücke und Wendungen im *Arcipreste de Talauera* als das volkstümliche Stilelement. Auf die spanische Literatur des 15., 16. und 17. Jahrhunderts hat es eine merkliche Wirkung ausgeübt, während der lehrhafte Stil des Alfonso Martínez keine nennenswerten Spuren hinterlassen hat.

Der lehrhafte Stil ist eine von lateinischen Vorbildern abhängige, der volkstümliche Prosastil eine erstmalige und selbständige Schöpfung des Verfassers[1]. Beide Stilelemente unterscheiden sich daher wesentlich voneinander. Man kann indes nicht annehmen, daſs dieses gegensätzliche Nebeneinander von Alfonso Martínez selbst beabsichtigt wurde. Dazu war sein Stilbewuſstsein wohl noch nicht ausgeprägt genug. Die lehrhaften Erörterungen sind jedoch ebenso wie die hier gesonderten volkstümlichen Beispiele nach ihren jeweils besonderen Stilmerkmalen einheitlich abgefaſst. Der Verfasser verfügt nur über geringe Mittel der kompositionellen Bindung. Wir könnten daher die Ausdrucksmittel des lehrhaften und des volkstümlichen Stils im *Arcipreste de Talauera* auch leicht voneinander getrennt behandeln.

Hier erinnern wir uns an die um zwei Jahrhunderte ältere lateinische Predigtensammlung des Jacques de Vitry, in der sich ähnliche Stilelemente wie im *Arcipreste de Talauera* nebeneinander entfalten. Joseph Greven bemerkt zu seiner Ausgabe der Exempla aus den *Sermones feriales et communes* des Jakob von Vitry[2]: „Am Schluſs der einzelnen Predigten und zuweilen auch mitten im Text stehen nun die Exempla: Fabeln, Legenden, Anekdoten und allerhand selbsterlebte Geschichten . . . Diese Exempel sind gleichsam der Nachtisch, mit dem Jakob die ungeduldigen Zuhörer fesselt, die geduldigen belohnt. Hiermit befolgt er eine Meinung des Alanus von Lille († 1202), der dem Prediger empfohlen hat, er möge gegen Schluſs der Predigt einige Exempel bringen[3]." Allerdings sind — im Gegensatz zu dem Buch des Alfonso Martínez — „die wenigsten Erzählungen bei Jakob durch den Stoff der vorausgegangenen Predigt eingegeben; ihr Hauptzweck bleibt doch die Unterhaltung der Hörerschaft". Hingegen

---

[1] Auf die Bedeutung des volkstümlichen Stilelements, das hier zum ersten Male in der kastilischen Prosa begegnet, hat Menéndez y Pelayo hingewiesen: „Toda nuestra prosa anterior al Arcipreste de Talavera, sean cuales fueren los orígenes y fuentes de cada libro, es prosa erudita. La lengua popular no había sido escrita hasta entonces más que en versos de gesta y en la epopeya cómica del Arcipreste de Hita. Era necesario transfundir esta sangre fresca y juvenil en las venas de la prosa, para que adquiriese definitivamente carácter nacional y reflejase el tumulto de la vida. Tal fué la empresa del autor del *Corbacho* . . ." (*Orig. Nov.*, III, p. CXIX).

[2] Ausg. Heidelberg 1914, p. XI.

[3] *Summa de arte praedicatoria*, I, Migne, PLCCX, Sp. 114.

leitet auch Jacques de Vitry „die meisten der Exempel damit ein, daſs er andeutet, woher er die Geschichte habe: vom Hörensagen, aus einem Buche, aus eigenem Erlebnis usw.“[1].

Die Werke des Jacques de Vitry, seiner Nachfolger wie Étienne de Bourbon, und des Alfonso Martínez sind hiernach in ihrem stilistischen Aufbau miteinander verwandt. Ihre Verfasser gehörten dem Predigerstand an. Vermutlich haben sie auch ihre Kanzelreden in ein christlich-lehrhaftes Gewand gekleidet und einzelne Exempla und Innenerzählungen darin eingeflochten, wenngleich „wir die vorhandenen Predigten“ des Jacques de Vitry „in erster Linie als Literaturprodukte auffassen müssen und nicht als in dieser Form gehaltene Kanzelreden betrachten dürfen“[2]. Letzteres gilt besonders für das Buch des Alfonso Martínez. Wir glauben indes nicht fehlzugehen, wenn wir die gleichzeitige Verwendung lehrhaft-latinisierender und volkstümlicher Ausdrucksmittel als mittelalterlichen Predigtstil bezeichnen, der sich im *Arcipreste de Talauera* zwar in einer ungewöhnlichen Form, jedoch nicht ohne Vorbild offenbart. Der Verfasser fügt nach lateinischen Quellen einen Prosatraktat zusammen, welcher mit Beispielen und Erzählungen in der kastilischen Umgangssprache angefüllt ist, wie es Jacques de Vitry in seinen zwar lateinischen, jedoch nach Gehalt und Wortwahl gleichfalls volkstümlichen Exempeln der *Sermones feriales et communes* als einer der ersten Kanzelprediger versucht hatte.

2. Ausdrucksmittel des lehrhaften und des volkstümlichen Stils im *Arcipreste de Talauera.*

Häufig wiederkehrende Wendungen:

Alfonso Martínez pflegt seine lehrhaften Erörterungen durch häufig wiederkehrende, seinem Prosastil eigentümliche Wendungen einzuleiten bzw. zu beenden. Wir wollen diese in vier Gruppen einteilen und nur einige Beispiele hervorheben.

Einführung eines neuen Gedankens oder Beispiels: *Primeramente digo tal razón* (p. 8); *E dígote verdad* (p. 59); *Ved aquí* (p. 70); *Pues verás cómo* (p. 70); *Pero quiérote dezir sólo* (p. 272).

---

[1] J. Greven, *Op. cit.*, p. XII. — Vgl. a. A. Lecoy de la Marche, *La chaire française au moyen age. Deuxième édition.* Paris 1886, p. 299—300: „Les exemples proprement dits sont rares avant le XIIIe siècle. ... C'est surtout Jacques de Vitry qui mit en vogue ce moyen oratoire, dont saint Dominique avait également usé. Avant de devenir évêque de Tusculum et cardinal, Jacques remua toute la France en appelant au secours de ses raisonnements le charme de la narration. Ses sermons de tempore renferment un certain nombre d'anecdotes; mais ceux qui sont restés inédits (*sermones vulgares*) en sont littéralement farcis, et dans chacun d'eux il en a inséré jusqu'à trois ou quatre à la suite l'une de l'autre.“

[2] Philipp Funk, *Jakob von Vitry, Leben und Werke.* Leipzig und Berlin 1909.

Häufung von Beispielen: *Otra razón tę digo* (p. 19); *E más te diré* (p. 30); *Aún otra razón te do* (p. 48); *Ví más* (p. 74); *Ytem* (p. 251).

Überreiche Fülle von Beispielen: ... *que escreuirlos sería ymposible, como sean muchos e diuersos* (p. 23); *E mucho se podría decir más prolijo* (p. 85); *Destas e otras ynfinidas cosas fallarás* (p. 132); *Destos enxiemplos mill millares se podrían escreuir* (p. 158); *Contarte he un enxiemplo e mill te contaría* (p. 169); *De otros muchos ... te diría* (p. 272).

Moralisatio, Schluſs: *Oh quánta moralidad e enxiemplos podrán ser de aquí sacados* (p. 35); *E non digo más* (p. 100); ... *dubdar en ello sería pecar* (p. 133); *Do se concluye* ... (p. 152); *Por ende te digo* (p. 262); *Por agora non digo más nin quiero ser más prolixa en más fablar* ... (p. 297); ... *aunque millares de auctoridades se podrían traer en prueua dello, pero por non ser más prolijo, çeso* (p. 320).

Bei den letzteren Beispielen handelt es sich um Brevitas-Formeln, deren Anfänge in die Antike zurückführen, die jedoch gerade von mittelalterlichen Autoren gern gebraucht wurden. Ich entnehme einer Übersicht von Ernst Robert Curtius[1] einige Belege. Aus den *Poetae latini medii Aevi* (*Mon. Germ. hist.*), 4, 192, 391:

Altius eloquerer, verum sententia longa
Sermonis; sed summa sequar fastigia tantum.

Bei Paulus Diaconus (*Poetae latini medii Aevi*, 1, 46, 25):

Plura loqui invitam brevitas vetat improbà linguam.

Beim Archipoeta (16, Str. 4):

Brevem vero sermonem facio,
Ne vos gravet longa narratio.

Ähnliche Wendungen wurden auch von Schriftstellern, die in der Vulgärsprache schrieben, bisweilen gebraucht. Farinelli hat auf Boccaccio hingewiesen[2]. Wichtiger erscheint mir ein Vergleich mit dem nach P. Groussac und Foulché-Delbosc[3] zwischen 1350 und 1369 (?) entstandenen Werk *Castigos e Documentos del Rey Don Sancho* von unsicherem kastilischen Verfasser. Das Buch ist wie der *Arcipreste de Talauera* ein Prosatraktat mit eingefügten Innenerzählungen und Beispielen. U. a. enthält es die Wendung: *Muchos miraglos déstos te podrie home contar que serie luenga hestoria de decir, mas de uno te contaré* ...[4], die viel Ähnlichkeit mit der Ausdrucksweise des Alfonso Martínez verrät. Man vergleiche: *Estos e otros muchos engaños vsan*

---

[1] *Der Archipoeta und der Stil mittelalterlicher Dichtung*. In *Romanische Forschungen*, LIV (1940), p. 120ff.

[2] p. 290, Anm. 1.

[3] *Revue Hispanique*, XV (1906), p. 212ff. und 340ff.

[4] Ed. Gayangos. *Bibl. de Aut. Esp.*, T. LI. Madrid 1884 u. später. Cap. XVIII, p. 131, Sp. II. Zu den *Castigos e Documentos* vgl. auch hier auf S. 512, Anm. 2.

las mugeres, los quales serian muy luengos de contar (*Arc.*, p. 115); *Destos enxiemplos mill millares se podrian escreuir; pero cada dia contescen tantas destas porfias, quel escreuir es por demás* (p. 158).

Satzkonstruktionen:

An Stelle der dritten Pers. Sing. Präs. eines Verbs im Satze verwendet Alfonso Martínez häufig Infinitivkonstruktionen, z. B.: *Seer la muger tomadora, vsurpadora a diestro e a syniestro, poner en ello dubda seria grand pecado* . . . (p. 128); *La muger ser desobediente dubda non es dello* . . . (p. 152); *La muger amar al ombre de voluntad pura e coraçón verdadero, non ay regla que lo diga* . . . (p. 180).

Seltener ist die Trennung von Substantiv und Adjektiv im Satze. Auf diese sowie auf die Stellung des Verbums an das Ende des Satzes und die häufige Verwendung des Partizips des Präsens wurde bereits (nach Menéndez Pidal) in den Vorbemerkungen zu dieser Stilstudie hingewiesen. Beispiele finden sich daselbst in den Anm.[1].

Weitschweifigkeit im Ausdruck:

Ein wichtiges Merkmal des latinisierenden Stilelementes ist die Weitschweifigkeit im Ausdruck des Verfassers. Gleich in der Vorrede zum *Arcipreste de Talauera* finden sich zahlreiche Belege: . . . *propuse de fazer un compendio breue en romance para información algund tanto de aquellos que les plugiere leerlo e leydo retenerlo e retenido por obra ponerlo* . . . (p. 2); *Sy el triste del ombre o muger syntiese drechamente qué cosa es perdurable, o para siempre jamás, o por ynfinita secula seculorum auer en el otro mundo gloria o pena* . . . (p. 3f.); . . . *e de amar se dexa, non diga este tal que él se dexa, que antes el amor se dexa dél* . . . (p. 7). In den volkstümlichen Erzählungen, die oftmals wegen ihrer Prägnanz und Anschaulichkeit Bewunderung erregen, befreit sich Alfonso Martínez gänzlich von der latinisierenden Tendenz zur Weitschweifigkeit.

Predigt- und Gebetsformeln:

Der lehrhafte Stil im *Arcipreste de Talauera* wird nicht zuletzt durch die Übernahme von Belegstellen aus der Bibel und anderen kirchlichen Handbüchern gekennzeichnet. Proben davon können wir uns hier ersparen. Wichtiger erscheint mir ein Hinweis auf die Verwendung kirchlicher Predigt- und Gebetsformeln, die ursprünglich zur Liturgie gehörten und meist aus dem *Breviarium Romanum* stammen. Sie tragen nicht unwesentlich zur Charakterisierung des lehrhaften Stils im *Arcipreste de Talauera* bei. Alfonso Martínez hat sich bei der Vorbereitung auf sein geistliches Amt und in seinem Beruf als Erzpriester von Talavera zu einem erheblichen Teil an dem kirchlichen Schrifttum geschult. Es erscheint uns daher natürlich, daſs sich seine geistliche Bildung auch in seinem Stil offenbart.

[1] S. 501.

Der Verfasser schickt seinem Buch die Worte voraus: *En el nombre de Dios e de la sancta trenidat, padre, fijo, espiritu sancto, tres personas e un solo Dios verdadero, fazedor, hordenador e componedor de todas las cosas, sin el qual cosa nin puede ser bien fecha, nin bien dicha, començada, mediada nin finida, auiendo por medianera, yntercesora e abogada a la humill sin manzilla siempre virgen Sancta Maria*[1]. Eine solche Höflichkeitsformel gegenüber der göttlichen Autorität, von der sich mancher Dichter für das Gelingen seines Werkes einigen Nutzen verspricht, ist in der mittelalterlichen Literatur Spaniens durchaus üblich. Der mehr weltliche und ritterliche Juan Manuel begnügt sich in der Vorrede zu seinem *Conde Lucanor* mit einem kurzen: *En el nonbre de Dios: amen,* während Juan Ruiz seiner Dichtung zwei ausführliche Gebete von zehn bzw. neun Strophen voranstellt. Der Eingangsformel zum *Arcipreste de Talauera* steht indes der Beginn zum *Rimado de Palacio* von López de Ayala aus dem 14. Jahrhundert am nächsten:

En el nonbre de Dios, que es vno Trinidat,
Padre, Fijo e Spiritu Santo, en sinple vnidad,
Eguales en la gloria, eternal majestat,
E los tres ayuntados en la Divinidat.

Das erste Kapitel der *Castigos e Documentos del Rey Don Sancho*[2] beginnt: *Por tal como Nuestro Señor Dios es infinida bondat, por tal todo lo que él face es bueno, e non puede haber fundamiento nin comenzamiento de mal. Et por tal dice Moisén en el primero libro de la Ley...* Aus dem Wortschatz der Bibel schöpft auch Alfonso Martínez, wenn er in der Vorrede ähnlich wie der Verfasser der *Castigos e Documentos* schreibt: *E por quanto nuestro senyor Dios todopoderoso sobre todas las cosas mundanas e transitorias deue ser amado . . . e él ansí lo mandó en el primero mandamiento suyo de la ley . . . Por ende, pues por él nos es mandado, conuiene a él solo amar e las mundanas cosas e transitorias del todo dexar e oluidar* (p. 3).

Die Eingangsformeln hat der *Arcipreste de Talauera* mit anderen Dichtwerken gemein. Seltener begegnen wir hingegen einer Ausgangsformel, die sich zum aufrichtigen Gebet steigert. Alfonso Martínez beschließt den vierten und letzten Teil seines Buches mit einem: *Plégale a Nuestro Señor Poderoso Jhu. X.º, encarnado, primogénito, engendrado por la palabra de Dios Padre en aquel virginal vientre de la su reuerenda e bendita Madre, que asy velemos e nos aperçibamos, e del enemigo Satanás nos guardemos, e de los viçios nos corrijamos, e de los pecados en byen nos enmendemos, para que quando aquel glorioso esposo Jhu. X.º las sus diuinales bodas quisyere çelebrar, nos*

---

[1] *Arc.*, p. 1. — Vgl. hierzu die Eingangsformel zur *Atalaya de las Corónicas: En el nonbre de dios nuestro saluador jhu xpo encarnado humanalmente en el tálamo virginal de la gloriosa madre suya santa maría de los pecadores legal e fielmente abogada bjue oy la profesyón universal xstiana* (Cod. Pal. Vind., fo. 1[r]).

[2] Ed. Gayangos, p. 86, Sp. II. — Zu dem Werk vgl. hier auf S. 504.

falle velando, orando e aperçebydos con nuestras candelas ençendidas, que son las conçiencias nuestras, en Jhu. Xpo. eleuados, porque meresçamos ser dignos de entrar con El en aquella fiesta tan marauillosa e en aquel convyte tan presçioso de aquellas tan sanctas e beneditas bodas de la gloria de parayso para syempre jamás, amen (p. 327). Wie er es von der Kanzel her gewöhnt war, spricht Alfonso Martínez ein aufrichtiges Gebet für seine Mitmenschen. Die Gemeinde ist hier sein Leserkreis, der seinen Worten bis zum Ende der Abhandlung Aufmerksamkeit schenkte.

Der Verfasser lehnt sich nicht mehr an eine Tradition des weltlichen mittelalterlichen Schrifttums an, wenn er an einer Stelle mitten im Text seine Lesergemeinde im Predigtstil zur Liebe zu Gott ermuntert: . . . *en tal manera nos avemos que de aquel verdadero Sydrach Isu Xpo, fijo de la humil, graçiosa e abogada nuestra la Virgen Sancta María, seamos amados, non por nuestros méritos, mas por el derramamiento de la su propia sangre, que voluntariosamente, sin premia ninguna, por nos en el árbol de la Vera Cruz derramó por nos redemir e saluar del pecado a que nuestro padre Adam con nuestra madre Eua nos obligaron e sometieron* (p. 187) oder die Armut in Gottes Namen den Bann aussprechen läſst: *en el nombre de Ihu. Xpo. primeramente ynuocado, sólo Dios delante mis ojos auido, non mouida por saña, yra nin malenconia . . .* (p. 314).

Mit diesen und ähnlichen Wendungen will Alfonso Martínez beweisen, daſs er es bei aller Volkstümlichkeit in Wahl und Ausdruck der Beispiele und Innenerzählungen mit seinen Grundsätzen und Ermahnungen ernst meint.

Aus- und Zwischenrufe:

Lebhaft offenbart sich das leidenschaftliche Gemüt des Alfonso Martínez in den zahlreichen Aus- und Zwischenrufen, die uns überall im Text begegnen, wo wir auch immer das Buch aufschlagen. Die häufigsten Ausrufe werden durch die Interjektionen *ay*, *o*(*oh*), *yuy* oder *guay* eingeleitet.

Ay steht als Ausdruck des Mitgefühls: *¡Ay del triste desaventurado que . . . quiere perder aquella gloria perdurable de parayso, que para siempre durará!* (p. 3). Nicht ganz selbstlos trauert die bestohlene Frau um ihr Hühnerei: *¡Ay huevo mío, de la meajuela redonda, de la cáscara tan gruesa, quién me vos comió!* (p. 117), noch weniger in einem folgenden Ausruf: *¡Ay huevo mío, y qué será de mí!* (p. 117). Das Mitgefühl gilt denn auch allein der eigenen Person: *¡Ay triste, desconsolada, Ihus, amiga, y cómo no me fino agora!* (p. 117); *¡Ay mezquina y triste de mí, que amo e non so amada!* (p. 125).

Ay ist Ausdruck der Hilflosigkeit: *¡Ay Santa María, dame del agua, que me fino!* (p. 211), des Bedauerns: *¡Ay Dios, ay Dios! quántos dapnos muchas mugeres reçiben por ésto sólo presumiendo* (p. 160) oder der Verzweiflung: *¡Ay triste! aún agora estaua aquí, agora salió por la puerta, agora salió tras el gallo por aquel tejado* (p. 118).

Schlieſslich ist *ay* Ausdruck des Vorwurfs: *¡Ay puta, marica, rostro de golosa, que tú me as lançado por puertas: yo te juro que los rostros te queme, doña vil, suzia, golosa!* (p. 117) oder spottender Ironie: *¡Ay Dios, quién pudiese pesar una lágrima de muger!* (p. 212).

Lehrhafter, auf einen moralischen Hintergrund deutend, wirken einige durch die Interjektion *o*(*oh*) eingeleitete Ausrufe: *¡O quántos males destos se syguen . . .!* (p. 11); *¡Oh quánta moralidad e enxiemplos podrán ser de aquí sacados . . .!* (p. 35); *¡O de los locos que te creen!* (p. 287).

Bisweilen drückt *o* einen Vorwurf aus: *O viejo maldito, ¿cómo estás aý a tal hora?* (p. 114); *¡O locas syn seso, faltas de entendymiento, menguadas de juyzio natural!* (p. 141). Es ist Ausdruck des Warnens: *¡Oh locas desuariadas!* (p. 26), des Abscheus und des Ekels: *¡O! maldita sea la muger!* (p. 174); *¡O malditas descomulgadas, disfamadoras, traydoras, aleuosas, dignas de todas byuas ser quemadas . . .!* (p. 182); *¡O diablos ynfernales!* (p. 261).

O kann auch ein Bedauern ausdrücken: *O desauenturado, que he perdido mi tan cara e amada muger . . .* (p. 114). Endlich steht es bei Ausbrüchen des Erstaunens: *¡O qué dientes podridos tyene de poner albayalde, suzia como araña!* (p. 126); *¡O qué fermosa, o qué gentil loçana, o qué linda galana!* (p. 141).

Neidvolles Erstaunen drückt die Interjektion *yuy*, die nur Frauen[1] im Munde führen, aus: *yuy, y cómo yua fulana el domingo de pasqua arreada . . .* (p. 124). Maſslose Verwunderung läſst die Schönen beim Anblick einer noch bunter angetanen Geschlechtsgenossin das Wörtchen dreimal wiederholen: *yuy, yuy, pues yuy, ¿vistes y qué vistes?, e sy lo vistes, pues avies que contar* (p. 134f.).

Hilflos, jedoch zürnend ruft das Weib des verletzten Cholerikers die Allerheiligsten an: *¡yuy, Ihs!, ¡ay Santa María . . .!* (p. 211). Sie gebraucht nacheinander drei verschiedene Interjektionen um ihrem Schmerz Ausdruck zu geben: *¡yuy, catiua, ay mezquina, o triste!, ¡ay lasa de mí!, ¡ay Virgen María!* (p. 211).

Nicht minder häufig findet *guay* Verwendung. Es entspricht bis auf zwei Ausnahmen dem deutschen warnenden „wehe": *¡Guay de la que en casa de su padre se crió y con quánto viçio, y esperó venir a estas fadas malas!* (p. 127); *¡Guay de tí!* (p. 58). Hingegen wird *guay* vom Verfasser wohl ironisch aufgefaſst, wenn er im Schluſswort ausruft: *¡Guay del que duerme solo!*; *¡Guay del cuytado que siempre solo duerme . . .!* (p. 330).

Neben *ay, o, yuy* und *guay* begegnen im *Arcipreste de Talauera* häufig als Interjektionen: *¡Jesús!* (p. 119); *¡Virgen María!* (p. 211); *Ya, por Dios* (p. 117).

An Stelle von einer unbestimmt groſsen Mengenangabe steht der Ruf: *¡quántos matan e enloqueçen con sus maldades de byenquerençias!* (p. 182).

---

[1] Auch der Erzpriester von Hita läſst ein Weib, nämlich die Kupplerin Trotaconventos ausrufen:

1396 *¡Yuy! ¡Yuy!, dixo, señora, ¡qué luenga ledanía!*

Zu einem vermeintlichen Lob Gottes dient ein Ausruf: *¡Loado sea Dios que me quiso tanto mal!* (p. 126). In die gleiche Reihe gehört des Lobes Gegensatz, der Fluch: *Pues maldito sea el que non se vergüenza de traer en falso perjurio al que es verdadera verdad . . .* (p. 65) und der auf die liebende Alte bezogene Ausspruch: *muera e rebyenta la vieja grosa maldita que buscó refresco en la última hedad* (p. 219).

Ein wirres Durcheinander von verschiedenartigen Ausrufen zeigt ein Textabschnitt im sechsten Kapitel des zweiten Teils: *quemada me vea, amen; nunca goze de mi alma; el diablo me lieue; el diablo me afogue; el diablo sea señor de mi alma; asy sea santa en parayso; asy vea gozo désta; asy vea mis fijos criados; non aya más pena mi alma; non vea más manzilla de lo que parí; asy goze de lo que yo más amo; asy sea yo casada; asy me alumbre Dios; asy me vala Dios; asy vea este fijo arçobispo; asy cumpla Dios mis deseos; mejor goze de ty; asy gozes de mí; landre mala, mala muerte, dolor de costado me fiera, me mate, me saque del mundo; por esta señal de cruz, para la Virgen Santa María, por Dios Todopoderoso, para los santos de Dios, para la pasyón de Dios, por Dios byuo verdadero* (p. 148).

Häufige Fragestellung:

Unermüdlich wendet sich der Verfasser mit direkten und indirekten Fragen an den Leser. Die häufige Fragestellung des Alfonso Martínez ist somit eins der auffälligsten Stilmittel im *Arcipreste de Talauera*. Zunächst einige Beispiele für Fragen, die an Stelle einer verneinenden Aussage stehen und eine negative Antwort bedingen: *E a quál darán regimiento que riga a otros sy a sí regir non sabe? ¿E quál será por el pueblo presçiado quél mesmo non se preçie? ¿E quién honrará al que a sy mesmo desonra? ¿Quién dará fauor al que a sy mesmo desfauoresçe? ¿Quién ayudará al que se quiere perder?* (p. 32). Der Verfasser stellt in seiner Besprechung des sechsten Gebotes wiederholt die eindringliche Gewissensfrage an den Leser: *Dí, ¿furtaste nunca para dar a la tu coamante? . . . ¿furtaste o barataste de Dios o de sus santos para le dar e su voluntad complir? . . . ¿furtaste jamás joyas, dineros e otras cosas por le leuar e que fueses della bien resçebido? ¿Furtaste a tu padre o madre para dar a tu amante? ¿Furtaste a tu señor . . .?* (p. 75).

Wie Alfonso Martínez an den Leser, so stellen auch seine Frauengestalten Fragen an ihre Umwelt oder sich selbst. *¿Viste fulana, la muger de fulano, la vezina, cómo yua el domingo pasado?* (p. 121), ruft die eine aus, um festzustellen, ob ihre Mißgunst gegenüber der Nachbarin berechtigt erscheine. Ein unzufriedenes Frauenzimmer klagt aus Ärger über eine stattlicher gekleidete Nebenbuhlerin: *¡Ay, mezquina y triste de mí, que amo e non só amada!, ¡o desauenturada!, non nasçen todas con dicha. Yo mal vestida, peor calçada, sola, syn compania, que vna moça nunca pude con este falso alcançar. En dos años anda que nunca fize alfoza nueva: vn año ha pasado que traygo este pedaço, ¿por qué, mesquina, cuytada, o sobre qué? Lloraré mi ven-*

tura, maldeziré mi fado triste, desconsolada, de todas cosas menguada; ¿e cómo non só yo tan fermosa como ella y avn de cuerpo más bastada? ¿Por qué non vó como ella arreada? Nin por eso pierdo yo mi fermosura, nin só de mirar menos en plaça que ella ally do va. Pues con todo su perexil non se egualará comigo. ¡Mucha nada, mal año para la vil, suzia, desdonada, perezosa, enana, vientre de ytropica, fea e mal tajada! (p. 125f.). Eine ähnliche Wirkung hat die Anklage des Erzpriesters von Hita, der sich in seiner Liebe betrogen fühlt und an seinem Herzen, seinen Augen, seiner Zunge, ja an seinem ganzen Körper zweifelt:

786 *¡Ay, coraçón quexoso, cosa desaguisada!*
¿Por qué matas al cuerpo, do tyenes tu morada?
¿Por qué amas la dueña, que non te precia nada?
Coraçón, por tu culpa byvrás vida penada.

788 *¡Ay ojos, los mis ojos! ¿Por qué vos fustes poner*
En dueña, que non quiere nin vos catar nin ver?
Ojos, por vuestra vista vos quesistes perder:
¡Penaredes, mis ojos!: penar e amortesçer!

789 *¡Ay, lengua sin ventura! ¿Por qué quieres desir?*
¿Por qué quieres fablar? ¿por qué quieres departyr
Con dueña, que non te quiere nin escuchar nin oyr?
¡Ay cuerpo tan penado, cómo te vas a moryr![1]

Wie die Frau im *Arcipreste de Talauera* an sich und die Natur Fragen stellt und schließlich in eine Fülle von Flüchen auf die Gegnerin ausbricht, so richtet sich der Erzpriester von Hita an das eigene Innere, das er in seinem Groll mit Vorwürfen belädt. Beide führen ein erregtes Zwiegespräch mit sich selbst.

Antithese:

Mit besonderem Fleiß bedient sich Alfonso Martínez der Antithese. Im Dienste der Ideengestaltung durchzieht sie sein ganzes Werk. Die moralische Antithese des *loco amor* und des *amor a Dios* ist Hauptgegenstand der Abhandlung. Sie entspricht etwa dem Gegensatzpaar Laster und Tugend. Die Sinnlosigkeit der törichten Liebe soll im *Arcipreste de Talauera* veranschaulicht, ihre Schäden und Übel durch Beispiele hervorgehoben werden unter dem ständigen Hinweis auf ein durch die Liebe zu Gott gefestigtes, tugendhaftes Leben.

Ein zweiter Gegensatz, der dem ganzen Buch sein Gepräge verleiht, ist die seelische Antithese Mann und Frau. Der Verfasser bedient sich ihrer in fast allen Beispielen und Innenerzählungen, worin sich die Ehegatten meist widersprechen oder einander überlisten. Um einen seelischen Kontrast geht es auch in dem Streitgespräch zwischen

---

[1] Zitiert nach der Ausgabe von Cejador y Frauca in den *Clásicos castellanos* (T. 14, 17). Madrid 1913.

der Armut und der Fortuna. Wie die Fortuna gegenüber der Armut, so rühmt sich auch der auf seine Abenteuer stolze Liebhaber, den Nebenbuhler stets zu übertreffen: *tú feziste ésto, yo fizo ésto; tú amas tres, yo amo quatro; tú amas reynas, yo emperadoras; tú donzellas, yo fijas dalgo; tú la fija de Pero, yo la muger de Rodrigo; tú a María, yo a Leonor; tú vas de noche, e yo de día; tú entras por la puerta, e yo por la ventana; tu alcahueta es fulana, e mi alcahueta Rodrigo; tú entras a las doze, yo a la vna; a ty dió tal camisa, a mí dió este jubón; tú dormiste con ella sola, e yo con ella e otras dos moças; a ty dió agua rosada, e a mí agua de azahar; la tuya es muy negra, la mía es muy blanca; la tuya es chiquilla, la mía es de fermoso cuerpo . . .* (p. 56f.)[1].

Den inneren Widerspruch hebt jedoch Alfonso Martínez nicht nur an zwei verschiedenartigen Naturen, sondern auch bei der weiblichen Einzelseele hervor: *a uno dize de sy, a otro de no* (p. 143). So verhält sich beim Weibe das Ideal zur Wirklichkeit: *uno dize por la boca, otro tyene al coraçón* (p. 147). Zwei Herzen birgt die Brust einer Frau: *vno juran, otro fazen; vno muestran, otro tyenen; vno predican, otro ponen por obra.* Ihre innere Zerrissenheit läſst sie von einem Extrem in das andere wanken: *oy te dirá vno la muger, a cabo de ora otro* (p. 143). Aber auch der Mann ist unbeständig: *oy aquí, cras allí* (p. 204).

Unter den weiteren Gegensätzen, die Alfonso Martínez in seinem Buch hervorhebt, verdient die geistige Antithese: Weisheit und Torheit Erwähnung. Wir finden zwei Beispiele in gereimter Prosa: *sabyeza temprada callar, locura demasyado fablar* (p. 213); *obedesçer a su superior e mayor es cordura, e fazer el contrario es locura* (p. 141) sowie das Sprichwort; *más sabe el loco en su casa quel cuerdo en el agena* (p. 70). Drei sprichwörtliche Wendungen veranschaulichen auch den Gegensatz von gut und böse: *si el mal no fuese sentido, el bien non sería conoscido; maldecir del malo, loança es del bueno* (p. 7); *más es avisar en mal que corregir en byen* (p. 171). Eine gedachte Antithese verbirgt sich hinter den ironischen Worten: *¡Loado sea Dios que me quiso tanto mal!* (p. 126), mit denen ein böswilliges Frauenzimmer die Schuld ihrer Unzufriedenheit ihrem Geschick statt sich selbst zuschreibt.

Wiederum sprichwörtliche Wendungen veranschaulichen den Gegensatz von groſs und klein: *en chica casa grand ombre cabe, e en chico cuerpo grand coraçón e virtud abytan* (p. 162); *non ay menor trabajo que callar, e mayor pena que mucho fablar* (p. 213).

---

[1] Vgl. hierzu Lope de Vega, *El Castigo sin Venganza*, II, 7:
Federico. *Tú me engañas, yo me abraso;*
Tú me incitas, yo me pierdo;
Tú me animas, yo me espanto;
Tú me esfuerzas, yo me turbo;
Tú me libras, yo me enlazo;
Tú me llevas, yo me quedo;
Tú me enseñas, yo me atajo;
. . . . . .

Schließlich bedient sich Alfonso Martínez der Antithese als Ausdruck einer vollständigen Veränderung. Von der unbeständigen Frau sagt er: *al primero faze postrero e al postrimero primero* (p. 143). Die auf die Schönheit der Freundin eifersüchtige Frau läßt er wie folgt reden: *de pulga quierenme fazer cauallo, e de la que cada dya anda de los rencones de los abades me fazen agora grand mençión de fermosura* (p. 138). Nachdem Dalila Samsons Haarschopf abgeschnitten hatte, erzählten sich die Leute in der Stadt: *el toro brauo como oueja es tornado* (p. 149).

Wortspiel:

Der Verfasser gefällt sich bisweilen im bloßen Wortspiel, hinter dem sich meist kein besonderer Einfall versteckt. Eine harmlose Laune verführt ihn zu zwei Wortspielen in gereimter Prosa: *¿Quién te fizo pobre, María?, perdiendo poco a poco lo poco que tenía* (p. 119); *Pues yo sé qué me sé, e desto callarme hé* (p. 138). Das Endergebnis des Ehestreits um Messer oder Schere faßt er in den Worten zusammen: *la porfiada con su negra porfía, porfiando mal acabó* (p. 157). Im Werk des Andreas Capellanus findet er den Ausspruch: *Nam virtus et vitium non bene conveniunt nec in una sede morantur*[1]). Alfonso Martínez überträgt diesen dem Sinne nach in ein knappes, klares Spanisch: *E sepas que en vno non pueden virtudes estar e viçios por su contrariedad* (p. 25), fügt jedoch aus reiner Freude am Wortspiel den umständlichen und unglücklichen Nachsatz hinzu: *quel bueno non es malo nin el malo non es bueno, bien que lo malo puede tornar bueno e lo bueno tornar malo, e en aquel ynstante succediendo sy*[2].

Häufung, Steigerung:

Die Emphase, mit welcher Alfonso Martínez sein Werk niedergeschrieben hat, erreicht hier und da einen Höhepunkt und äußert sich zumeist in einer ungewöhnlichen Häufung und Steigerung. Bilder und Begriffe werden durch Synonyma verdeutlicht und geklärt oder durch neue Wortzusammenfügungen gesteigert und variiert. Wir können zunächst eine Belegreihe für Häufung anführen: *al mandamiento de Dios, enánchale, esténdelle, estíralle como pellejo remojado, falsándole, menguándole, menospreçiándole* . . . (p. 68); *non osará, non fará, non contescerá, non será tan loco, non será tan atreuido* ... (p. 160); *¡O locas syn seso, faltas de entendymiento, menguadas de juyzio natural!* (p. 141); *¡O desauenturado, de corto juyzio e poco saber, yndiscreta, de flaco*

---

[1] Ed. Trojel, p. 323. — Andreas hat den Ausspruch von Ovid übernommen und leicht abgeändert. Ovid schreibt: *Non bene conveniunt nec in una sede morantur Maiestas et amor* (*Met.*, II, 846—847).

[2] Ein in ähnlicher Weise sinnenverwirrendes Wortspiel ist in den *Castigos e Documentos del Rey Don Sancho* (vgl. hier auf S. 504), Cap. LIII, p. 180, Sp. I enthalten: *La cobdicia face al home que en el su juicio la cosa buena dé por mala e la lleve a mal, e la mala dé por buena, e el mal fecho, que se debe extrañar e escarmentar, que lo tenga por bueno e lo lleve adelante, e lo bueno que lo tenga malo, e que pugne en desfacerlo, como si fuese malo.*

entendimiento! (p. 175); *gime tus culpas, llora tus pecados, conosçe tus errores, castiga a tus obras, enmienda tu vida, conosçe su poderío, entiénde su graçia, syente su bondad, guarda la su clemencia e piedad, teme las penas, desea su gloria* ... (p. 230). Ein charakteristisches Stilmittel des Alfonso Martínez ist auch die Sprichwörterhäufung im *Arcipreste de Talauera*. Man vergleiche hierzu das Nebeneinander von gleichbedeutenden sprichwörtlichen Wendungen in meiner noch folgenden Zusammenstellung[1].

Endlich noch zwei Beispiele für Steigerung: *más malas noches, malos días, malos yantares e peores cenas* (p. 28); *Quien en ty pensase, quien te entendiese, quien byen te considerase, quien bien te llorase, quien te conosciese, quien non te oluidase, quien excripto en el coraçón te touiese, quien tu vegilia byen ayunase* ... (p. 106). Die Steigerung ist im *Arcipreste de Talauera* noch nicht sorgfältig durchgeführt. Eine vollendete Beherrschung des gleichen Stilmittels blieb Cervantes in späterer Zeit vorbehalten.

Aufzählungen:

Nicht endenwollende Aufzählungen von Schmuckgegenständen und Mitteln zur Körperpflege der Frauen, von Personennamen usw. kennzeichnen den Stil des Alfonso Martínez. Auf das Beispiel vom Inhalt des Putzkastens der Weiber kann ich hier bereits zurückverweisen[2]. Der Verfasser ahmte darin Boccaccio nach — ja, er übertrifft ihn — und beeinfluſste seinerseits den Celestinadichter merklich.

Längere Aufzählungen sind auch in dem Streitgespräch zwischen der Armut und der Fortuna enthalten. Die Fortuna brüstet sich mit den Worten: *yo he derrocado a los más fuertes del mundo, gigantes e poderosos, papas, emperadores e reyes* ... (p. 298). Es folgen die Namen von nicht weniger als 35 Herrschern und Heerführern mit ihren jeweiligen Attributen. Unter ihnen befinden sich die zwölf Pairs von Frankreich, Tristan und Lanzelot. Die Fortuna könnte noch mehr Eigennamen von Infanten und Königen von Spanien nennen, doch es erscheint ihr selbst zu viel: *sería prolixo de poner e nombrar aquí*. Indes möchte sie die Reihe der Geistlichen, die das gleiche Schicksal wie die Könige ereilte, herzählen: *Pues sy de los eclesyásticos te dixese, como son papas, cardenales, patriarcas, arçobispos, obispos, abades, doctores, maestros en teología, en leyes e canones, doctores byrretados* ... (p. 299). Hierauf folgen die Namen von 32 Kirchenlehrern, unter denen sich auch ein Andreas befindet, sowie 27 willkürlich durcheinandergewürfelte Dichternamen.

Dem auſserordentlichen Gefallen, den Alfonso Martínez am Aufzählen von Beispielen findet, verdanken wir nicht zuletzt die reiche Fülle an gleichbedeutenden Sprichwörtern und Innenerzählungen im *Arcipreste de Talauera*.

---

[1] S. 515ff. Siehe besonders die Sprichwörter im *Arc.*, p. 60, 142, 162 und 213.

[2] Vgl. auf S. 470 der vorl. Arbeit.

Bildlichkeit des Ausdrucks:

In Vergleich und Metapher verfügt Alfonso Martínez über reiche Mittel der Anschaulichkeit. Häufig sind seine Vergleiche aus dem häuslichen Bereich der menschlichen Gemeinschaft. Von den habsüchtigen und diebischen Weibern meint der Verfasser: *las manos tyenen melosas, que todas cosas se les pegan* (p. 59). Die Königin möchte ihren Körper nicht für einen Rubin verschenken: *nin aunque reluziese como quatro antorchas* (p. 112). Auch an späterer Stelle finden wir einen Vergleich mit einer Fackel: *muchos a las vezes son como el antorcha que alumbrando a otro consúmese y se desfaze, e ni por eso queda que non faga lumbre a los otros* (p. 188). In die Behausung des Einsiedlers von Valencia gelangen: *olillas e pucheruelos . . . destas beguinas como cantarillos a la tauerna* (p. 267). Eine Frau hatte sehr feine Tücher angelegt: *que parescía a la Reyna Sabba,* ihr Gesicht glänzte: *como un espada con aquel agua destilada* (p. 124f.). Später erklärt der Verfasser, wieviel eine weibliche Träne wiegt: *por cierto más pesa vna lágrima dellas que vn quintal de plomo o de cobre* (p. 213).

Neben diesen Vergleichen begegnen wir festen bildlichen Wendungen oder Metaphern. Wiederum auf die Weiber bezogen: *Jugando van con su entendimiento a la pelota . . . por tanto de prometimiento de fembra non te fíes synon de la mano a la bolsa* (p. 145). Welcher Mann ist so töricht, daſs er um einer Frau willen seine Freiheit aufgibt: *e demás atarse de pies e de manos* (p. 18)? Der Gatte, der sich an seiner ungetreuen Ehefrau rächen will, läſst sich nicht aus der Fassung bringen und geht vorsichtig zu Werk: *mejor que algunos que luego dan de la cabeça a la pared* (p. 153). Die eigenen Sünden gibt Alfonso Martínez offenherzig zu, für die Vergehen anderer möchte er jedoch nicht eintreten: *de otros muchos dixeron, a los quales non sería yo digno de descalçar su çapato* (p. 172).

Zwei weitere Beispiele für die Bildlichkeit im Ausdruck des Verfassers aus dem häuslichen Bereich verdienen noch Erwähnung. Die Frau wird sehr drastisch als ein zweischneidiges Messer bezeichnet: *La muger ser de dos fazes e cuchillo de dos tajos non ay dubda en ello...* (p. 147). Der Liebhaber verhält sich zur Liebe wie ein zu bearbeitender Gegenstand zum Messer: *Vee, amigo, pues, sy es razón de querer tal amor, qué dones promete, e después tú ser la pieça e él cuchillo* (p. 37).

Vielfach gebraucht Alfonso Martínez Vergleiche aus der Tierwelt[1], wobei die Haustiere eine bevorzugte Stellung einnehmen. Zunächst der Kater: *de los ombres, de sus viçios e tachas non se discutió dalto, sy non como gato que pasa por asguas* (p. 202), sodann der tollwütige und später der tote Hund: *fuyr e se apartar como de bestia venenosa e de perro rauioso, que mordiendo ponçoña . . .* (p. 14); *como*

---

[1] Seine Vorliebe für Vergleiche aus der Tierwelt hat er mit dem Erzpriester von Hita gemein. Ich verweise hier auf die zahlreichen Beispiele in F. Weissers Untersuchung über die sprachlichen Kunstmittel des Erzpriesters von Hita in *Volkstum und Kultur der Romanen* VII (1934), p. 178f.

perro muerto le fiede la boca[1]). Das Schwein gilt als ein unter der Sommerhitze stark leidendes Tier: *sudando en verano, como puercos...* (p. 166), die Spinne als Schmutzträger: *suzia como araña*[2]. Die verliebten Sauguiniker werden mit einem jungen Maultier verglichen: *en amar juegan con la bryda como muleta nueva* (p. 207). Die Weiber des scheinheiligen Einsiedlers von Valencia beschenken diesen mit üppigen Speisen, durch deren Genuſs er dickleibig wie ein Gänserich wird: *tenianlo gordo como ansarón de muchas buenas viandas* (p. 267).

Es seien noch einige Metaphern aus dem Bereich der Tierwelt genannt: *Conviene ... que faga ojo de pez* (p. 22 und p. 98); *Pues a las pulgas ymos* (p. 89); *de pulga quiérenme fazer cauallo* (p. 138).

Endlich enthält das Buch eine geringere Anzahl von Vergleichen und Metaphern aus der Natur: *limpia soy como el agua* (p. 126); *que dexe a él en el ayre* (p. 19); *fenchirle la oreja de viento* (p. 65): *mudar una montaña junta en otra parte* (p. 180).

Die Beispiele lieſsen sich häufen. Alle vergleichenden und bildhaften Wendungen im *Arcipreste de Talauera* haben volkstümlichen Charakter. Mit solcher Üppigkeit werden sie hier zum erstenmal in das spanische Prosaschrifttum eingeführt.

Sprichwörter:

Der Sprichwörterreichtum im *Arcipreste de Talauera* ist schon frühzeitig von allen Kennern des spanischen Buches gerühmt worden. Arnald Steiger kündigt im Vorwort zu seiner Arbeit eine „Colección de refranes y frases" an, die wir jedoch vermissen. Um diese Lücke auszufüllen, will ich im folgenden die wichtigsten Sprichwörter aus dem *Arcipreste de Talauera* zusammenstellen und auf die direkten literarischen Vorbilder, Parallelen und Nachwirkungen hinweisen.

p. 7: *Si el mal no fuese sentido, el bien no sería conoscido.*
Maldezir del malo loança es del bueno.

p. 14: *Agua, fuego nin dinero non es al ombre tan nesçesario como amigo fiel, leal e verdadero.*

Alfonso Martínez führt selbst an, daſs Cicero den Ausspruch getan hat. Seine Quelle ist jedoch die *Reprobatio amoris* des Andreas Capellanus: *Nam, Cicerone testante, non ignis neque aquae usus videtur in tantum hominibus necessarius quantum amicorum solatia*[3], nach Cicero, *Laelius de amicitia*, 22: *itaque non aqua, non igni, ut aiunt, locis pluribus utimur quam amicitia.*

p. 15: *Mientra que rico fueres, ¡o quántos puedes contar de amigos!; empero sy los tiempos se mudan e anublan, ¡ay qué tan solo te fallarás!*

[1] *Arc.*, p. 126. Häſslich ist auch der Geruch des Teufels. Die schminksüchtigen Frauen sind davon behaftet: *fieden como los diablos con las cosas que ponen* (p. 136).

[2] *Arc.*, p. 126. Vgl. später Rodrigo de Reinosa: *¡Y es más sucia quel araña!* (*Coplas de las Comadres.* In Gallardo, *Ensayo*, IV, Sp. 43.)

[3] Ed. Trojel, p. 317.

Die Quelle ist Andreas: *Quum fueris felix, multos numerabis amicos, Tempora quum fuerint nubila, solus eris*[1], nach Ovid, *Trist.*, I, 9, 5—6: *Donec eris felix, multos numerabis amicos: Tempora si fuerint nubila, solus eris*[2].

p. 18: *Quien pudiere ser suyo, non sea enagenado, que lybertad e franqueza non es por oro comprada.*

Wie der Verfasser selbst berichtet, hat der Erzpriester von Hita das Beispiel gegeben. Man vergleiche daher im *Libro de Buen Amor*, 206: *Quien puede ser suyo non sea enajenado.*

p. 20: *Esperar firmeza en amor de muger es querer agotar rio cabdal con cesta o espuerta o con muy ralo farnero.*

Ein ähnliches Sprichwort ist in den fast gleichzeitig mit dem *Arcipreste de Talauera* entstandenen *Refranes que dicen las viejas tras el fuego*, die vielleicht mit Unrecht Santillana zugeschrieben wurden[3], enthalten: *Amor de niño, agua en çesto.* Ein weiteres Beispiel derselben Sammlung lautet: *Agua coge por farnero, quien cree de ligero*[4].

p. 24: *Mata, quel Rey perdona.*

Die *Refranes que dicen las viejas tras el fuego* enthalten das gleiche Sprichwort.

p. 25: *En vno non pueden virtudes estar e viçios por su contrariedad.*

Die Vorlage ist Andreas: *Virtus et vitium non bene conveniunt nec in una sede morantur*[5], nach Ovid, *Met.*, II, 846—847: *Non bene conveniunt, nec in una sede morantur Maiestas et amor.*

p. 26: *Honestidad es hermana de verguença, castidad madre de contynençia.*

p. 30: *Mientra más yra, más se arrepentyra.*
Non es ombre en el mundo que fecho, luego non le pese e se arrepienta, e cometido non le duela.

p. 37: *Más mueren con el corto juyzio de amar que con la espada de tajar*[6].

p. 46: *El ajo e el vino atriaca es de los villanos.*

p. 54: *Quando la barua de tu vezino vieres pelar, pon la tuya en remojo*[7].

---

[1] Ed. Trojel, p. 317.

[2] Vgl. dasselbe Sprichwort im *Don Quijote, Prólogo.*

[3] U. Cronan, *Refranes que dizen las viejas tras el fuego.* In *Revue Hispanique*, XXV (1911), p. 134—219.

[4] Vgl. *Celestina*, IV: *coger agua en cesto*, sowie Mateo Alemán, *Guzmán de Alfarache*, II, 1, 6: *Que había sido mi amor como niño, agua en cesto.*

[5] Ed. Trojel, p. 323.

[6] Vgl. Goethe, *West-östl. Divan* (*Nachlaſs*):

So traurig, daſs in Kriegstagen
Zu Tode sich die Männer schlagen,
Im Frieden ist's dieselbe Not:
Die Weiber schlagen mit Zungen tot.

[7] Nach dem Vorgange des *Arcipreste de Talauera* in der *Celestina*, XVI: *deuemos echar nuestras baruas en remojo.*

p. 57: *Aman más páxaro de mano que bueytre volando, e asno que las lyeue que cauallo que las derrueque.*

In den *Refranes que dicen las viejas tras el fuego: Más vale páxaro en mano, que buytre volando,* sowie: *Más quiero asno que me lieve que cavallo que me derrueque.*

p. 60: *Non ay syeruo que sy señor fuese, que casi se conosçiese, nin ay vasallo que, señor tornado, non sea cruel.*

Es verdad quel fijo de la cabra vna ora ha de balar, e el asno fijo de asno ha de rebuznar, pues naturalmente le viene.

p. 61: *Vidose el perro en bragas de cerro, e no conosçió a su compañero*[1].

p. 65: *La que cree al ombre jurando, quiebra sus ojos llorando.*

p. 70: *Más sabe el loco en su casa quel cuerdo en el agena.*

Wir finden das gleiche Sprichwort in den *Refranes que dicen las viejas tras el fuego* gering verändert: *Más sabe el loco en su façienda, quel cuerdo en la agena.*

p. 77: *Con alegría e cantando se comete, mas con tristeza e llorando se purga e paga.*

p. 79: *A las vezes lleua el ombre a su casa con que llore.*
Todavía es dubdoso amigo moço do ay muger moça.
Perigroso está el fuego cabe la estopa.

p. 95: *Sygua el tiempo quien beuir quisyiere, synon fallarse ha solo e syn argén.*

p. 99: *Más le valdría todo mal çofrir que a mal consentir.*

p. 115: *Por dadyuas farás venir a tu voluntad al papa a te otorgar todo lo que quisyeres.*

p. 125: *Non nasçen todas con dicha.*

p. 136: *Ruyn con ruyn, asy casan en Dueñas.*
Non se puede egualar synon ruyn con su par.

Die Sammlung von *Refranes que dicen las viejas tras el fuego* enthält die Variante: *Ruyn con ruyn; que asy casan en Dueñas.*

p. 140: *A aquellos que de nos son más poderosos, ser eguales non podemos*[2].

p. 141: *Obedesçer a su superior e mayor es cordura, e fazer el contrario es locura.*

Lo que con grado pudiera complir, mal gradesçido es después su seruir.

Muchos fablan mucho que sería escusado, e alguno en callar sería más avisado.

---

[1] Vgl. Cervantes, *Don Quijote,* II, 50: *Vióse el perro en bragas de cerro.*

[2] *Arc.,* p. 140: *como dize el sabio* (*maestro* in den Inkunabelausgaben)... Vielleicht ist Petrus Lombardus, *Magister Sententiarum* gemeint.

p. 142: *Que dulce es la entrada, más amarga la estada: como miel fué la venida, amarga después la vida.*

Non por el comienço la loor es cantada, mas por la fin syempre fué comendada[1].

Muchas cosas tyenen buenos comienços que sus fines son diuersos.

Quien adelante non cata atrás cae[2].

La palabra asy es como la piedra, que salida de la mano non guarda do fiere.

Buela la palabra que desque dicha non puede ser reuocada.

Odi, vide e tace sy voy viuere yn pace[3].

p. 145: *Mudar costumbres de fembra, fazer vn otro mundo de nuevo más posible sería.*

Alfonso Martínez verweist wie seine Quelle fälschlich auf Martian. Bei Andreas lautet die Stelle: *Unde non immerito Marcianus ait: „Age enim, rumpe moram, quia varium et mutabile semper femina"*[4]. Der Ausspruch stammt indes von Vergil, *Aen.*, IV, 569—70: *varium et mutabile semper femina.*

Perezoso nin tardinero non seas en tomar, que muchas cosas prometidas se pierden por vagar.

Die Vorlage ist Andreas: *Tolle moras, semper nocuit diferre paratis*[5], nach Lucan, *Belli civ.*, I, 281.

Quando te dieren la cabrilla, acorre con la soguilla.

In den *Refranes que dicen las viejas tras el fuego: Quando te dieren la vaquilla, corre con la soguilla*[6].

Quien te algo prometiere, luego tomando fiere.

p. 149: *Quien con arte jura, con arte se perjura.*

p. 152: *Sy a la muger le es mandado cosa vedada, ella fará cosa negada.*

Die Quelle ist nicht Tholomeus, wie Alfonso Martínez fälschlich angibt, sondern Andreas: *Nitimur in vetitum cupimus semperque negatum*[7], nach Ovid, *Am.*, III, 4, 17: *Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata.*

p. 162: *Soberuia e orgullo syguen la fermosura; la que es fermosa e de grand cuerpo, es de grand orgullo e soberuia acompañada: asy ombre como muger.*

---

[1] Angeblich nach Salomon.

[2] Vgl. *Historia del Cavallero Cifar.* Ed. Michelant. Stuttgart-Tübingen 1872, p. 233: *disen que quien adelante non cata, que atrás se cae.*

[3] Italienisches Sprichwort. In korrektem Italienisch: *Odi, vedi e taci se vuoi vivere in pace.*

[4] Ed. Trojel, p. 346.

[5] Ed. Trojel, p. 346.

[6] Vgl. Cervantes, *Don Quijote*, II, 4, 50, 62: *Cuando te dieron la vaquilla, corre (acudas) con la soguilla.*

[7] Ed. Trojel, p. 348.

Bei Andreas: *Cunctis inest fastus, sequiturque superbia formam*[1], nach Ovid, *Fast.*, I, 419: *Fastus inest pulchris, sequiturque superbia formam.* Alfonso Martínez verweist wieder auf Tholomeus.

p. 162: *Sy Elena non fuera tan fermosa, el alcáçar de Troya e Ylión fasta oy duraran.*

Das Beispiel ist aus Francesco Petrarcas Werk *De remediis utriusque fortunæ* entlehnt. Es steht jedoch nicht, wie Alfonso Martínez glaubt, im zweiten Teil des Buches, dem *Dolore liber*, sondern in den *Dialogi gaudium et ratio*, LXXII, wo der lateinische Text lautet: *Certe, nisi formosa adeo esset Helena, Troia mansisset incolumis . . .*

Mucho mejor es con virtudes fazerse fermosa que non nasçer fermosa, que en chica casa grand ombre cabe, e en chico cuerpo grand coraçón e virtud abytan.

Sola la virtud de leyes es esenta.

El ombre avieso, duro de enderesçar, e la muger mala muy fuerte por fuerça de castigar, e de los vicios estraña de quitar.

Diformes faze las buenas la soberuia, sy con ellas se junta.

Die Vorlage ist Andreas: *Inquinat egregios adiuncta superbia mores*[2].

p. 171: *Más es avisar en mal que corregir en byen.*

p. 212: *Más prestas fallarás las lágrimas en el ojo de la muger quel agua en la fuente.*

p. 213: *A buen callar llaman Sancho.*

El fablante sea discreto en fablar[3].

Non ay menor trabajo que callar, e mayor pena que mucho fablar, porque trae consygo el mucho errar[4].

Sabyeza temprado callar, locura demasyado fablar.

Der Verfasser zitiert nach dem Erzpriester von Hita. Cejador glaubt, daſs die Stelle zu den verlorenen Textabschnitten im *Libro de Buen Amor* gehört[5]. Einen Irrtum des Alfonso Martínez halte ich jedoch für nicht ausgeschlossen.

p. 311: *Fabla la boca, lieua la coca*[6].

Guarda qué dizes, que las paredes a las oras oyen e orejas tienen[7].

---

[1] Ed. Trojel, p. 350.

[2] Ed. Trojel, p. 350.

[3] *Arc.*, p. 213: *Dice en el proemio de las Clementinas sobre aquella palabra Sylencio.* Der Verfasser hat daher das Beispiel im *Corpus iuris canonici*, worin die *Clementinarum libri* enthalten sind, gefunden.

[4] Angeblich nach Ovid.

[5] Vgl. die Ausgabe von Cejador in den *Clásicos castellanos*, T. 17 (2. Bd.), p. 334, Refrán 232.

[6] Vgl. mit *Arc.*, p. 160: *E dize la boca por do lieue la coca.*

[7] Vgl. *Celestina*, I: *Callemos, que a la puerta estamos e, como dizen, las paredes han oydos*, sowie Ruiz de Alarcón, *Las Paredes oyen* (Titel einer Komödie).

p. 312: *Poco fablar es oro, mucho rallar es lodo.*

p. 329: *A la vejaz acostumbra entrar el diablo artero en la cabeza vieja del torpe vil asno.*

Die Liste der im *Arcipreste de Talauera* enthaltenen Sprichwörter und sprichwortartigen Wendungen lieſse sich noch vervollständigen. Unbeachtet blieben hier die aus der Sentenzensammlung des Petrus Lombardus sowie aus den *Disticha Catonis* entlehnten Aussprüche. Alfonso Martínez weist, wo er diese anführt, meist selbst auf seine Quellen hin, so daſs der interessierte Leser sie leicht aufschlagen und mit dem spanischen Text vergleichen kann. Einige Beispiele aus den *Disticha Catonis* habe ich an früherer Stelle bereits gegeben[1].

Für die Mehrzahl der Sprichwörter im *Arcipreste de Talauera* lassen sich direkte literarische Vorbilder nicht nachweisen. Der Verfasser mag sie aus dem Sprachschatz des Volkes geschöpft haben. Nicht wenige unter ihnen hat Alfonso Martínez frei umgestaltet und seinen Zwecken angepaſst. Einige sind durch das Buch zum erstenmal in die spanische Literatur eingegangen. Bei den Schriftstellern der Folgezeit begegnen sie uns häufig wieder,

Gereimte Prosa, Rhythmus:

Ein Teil der Sprichwörter im *Arcipreste de Talauera* ist in gereimter oder assonierender Prosa abgefaſst. Alfonso Martínez zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für den Reim und die Assonanz. Er bedient sich dieses Stilmittels überall dort, wo er sich von den lateinischen Vorlagen trennt und in seiner volkstümlichen Sprache zu den aufgebrachten Problemen Stellung nimmt, indem er passende Sentenzen oder Beispiele anführt.

Eine stattliche Reihe gereimter oder assonierender Sprichwörter ist schon an unseren Augen vorübergezogen. Die Anzahl der übrigen Beispiele ist gröſser. Auch hier bewirkt der Reim häufig, daſs die Wendungen einen sprichwörtlichen Charakter annehmen. Wir wollen nur die auffälligsten Textstellen anführen.

p. 10: *¡Oh juyzio quanto poco pensado menos cogitado!*

p. 12: *Las casadas por miedo, e las biudas e monjas por la desonor, las donzellas por grand dolor, pues que sabido pierden casamiento e honor.*

p. 16: *Oy, mañana me hemendaré, de tal viçio me quitaré. Asy que de cras en cras vase el triste a Sathanás, e lo peor quel dezir es por demás.*
Non es crimen fallado más graue que la fornicaçión, digna de traer al ombre a perdiçión.

p. 58: *Retinto non corre de dobla o florín, nin bulle cantolín, bya al atahona como ruyn al gallarín.*

p. 90: *Por ende conuiene después de mucho comer e beber muchas e diuersas e preçiosas viandas luxuria cometer.*

p. 94: *Catad que yo amo a tal, e quiero que lo sepays, a manera de pregón real.*

---

[1] S. 463, Anm. 7 der vorl. Arbeit.

p. 109: *De los viciosos son saco a mi fuera, biuiendo fasta que muera.*
p. 117: *Ay Virgen María, cómo non rebyenta quien vee tal sobrevienta.*
p. 138: *Pues yo sé qué me sé, e désto callarme hé.*
p. 190: *E porque fasta aquí el amor de las mugeres fué reprouado, conuiene quel amor de los ombres non sea loado.*
p. 292: *Syguese quel pastor es de amar, el merçenario de tolerar, e el ladrón empero de euitar.*

Zu der Vorliebe des Verfassers für den Reim und die Assonanz gesellt sich sein Sinn für Rhythmus. Einige Beispiele mögen das Zusammengehen von reimender und rhythmisierender Prosa veranschaulichen:

p. 128: *Dale, que cantando tomará;*
pídele, que regañando llorará.
p. 204: *Oy aquí, cras allí;*
sy Marina non me plaze,
Catalina, pues, sý faze.

Andere Textabschnitte im *Arcipreste de Talauera* zeichnen sich durch ihren Gleichklang aus:

p. 123: *Non es muger que de sy muy auara non sea en dar, franca en pedyr de demandar, yndustruosa en retener e byen guardar, cauilosa en la mano alargar, temerosa en mucho emprestar, abondosa en qualquier cosa tomar, generosa en lo ageno dar, pomposa en se arrear, vanagloriosa en favlar, acuçiosa en vedar, rygurosa en mandar, presuntuosa en escuchar e muy presta en executar.*

Monoton wirkt daneben die lehrhafte Predigtenformel:

p. 327: *Plégale a Nuestro Señor Poderoso Ihu. X.º ... que asy velemos e nos aperçibamos, e del enemigo Satanás nos guardemos, e de los viçios nos corrijamos, e de los pecados en byen nos enmendemos.*

Als Prosaschriftsteller überragt Alfonso Martínez seine unmittelbaren Zeitgenossen. Ein berechtigtes Urteil von Menéndez y Pelayo lautet: ,,No hay prosa del siglo XV que ni remotamente pueda compararse con la sabrosa y castiza prosa del *Corbacho*''[1].

In der glücklichen Verwendung des volkstümlichen Stilelements ist Alfonso Martínez nahezu ohne Vorgänger. Die Sprache des Juan Manuel in seinem *Conde Lucanor* wendet sich nicht so unbefangen an den Leser wie der Verfasser des *Arcipreste de Talauera*. Juan Manuel hatte, wie Fitzmauric-Kelly[2] schreibt, ,,von Alphons dem Gelehrten die Überlieferung lehrhafter Tendenz übernommen und mit ihr den klaren, aber langen, schleppenden Satzbau geerbt'', den er zu ,,glätten, zu feilen und geschmeidig zu machen'' bemüht ist. Seinem Prosastil entspricht mehr die lehrhafte Ausdrucksweise des Alfonso

[1] *Orig. Nov.*, I, p. CXIV.
[2] *Geschichte der spanischen Literatur.* Übers. v. E. Vischer. Herausgegeben von A. Hämel, Heidelberg 1925, p. 56.

Martínez in den doktrinären Teilen des Buches. Dieser bemüht sich indes, seine Innenerzählungen durch eine lebhafte und anschauliche Rede auszuschmücken. Seine Boccaccio-Bearbeitungen sowie das Beispiel von der ungehorsamen Frau[1] waren uns hierfür ein Zeugnis. Was nach F. Weisser[2] den Stil des Juan Ruiz von der Ausdrucksweise des Juan Manuel unterscheidet, gilt noch mehr für Alfonso Martínez, nämlich Anschaulichkeit und Lebendigkeit, deren Wirkung zum Teil auf der direkten Rede beruht.

Der *Arcipreste de Talauera* ist oft mit der Versdichtung des Erzpriesters von Hita zusammen erwähnt worden. Mit dem *Libro de Buen Amor* hat er einige Beispiele und Sprichwörter gemein. Alfonso Martínez kannte das Werk des Juan Ruiz und hat Einzelheiten daraus geschöpft, ohne sich jedoch an Ideengehalt und Form des durch ein anderes Thema[3] und den Vers ausgezeichneten Buches von der „Guten Liebe" anzulehnen. Im echt volkstümlichen Ausdruck übertrifft er noch seinen Amtsgenossen. Dieser hatte zwar die kastilische Umgangssprache in die Literatur eingeführt, mufste sich jedoch bei ihrer Verwendung diejenigen Schranken auferlegen, welche das Versmafs der *cuaderna via* erforderte. So konnte Ruiz mit der Sprache noch nicht in gleicher Weise frei schalten wie der Prosaschriftsteller Alfonso Martínez und seine Nachfolger.

Von dem Anteil des *Arcipreste de Talauera* an der Fortentwicklung der spanischen Prosa soll in dem folgenden Sonderabschnitt über die Nachwirkungen des Buches gehandelt werden.

D. Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera.*

1. Der *Arcipreste de Talauera* und die *Celestina.*

Das Werk des Alfonso Martínez hat geringere Dichter, wie den Autor der *Riqueza y la Pobreza*, Rodrigo Cota und Rodrigo de Reinosa, angeregt, ihm einzelne Episoden zu entnehmen. Seinen grofsen Triumph aber feiert der *Arcipreste de Talauera* erst in der rund sechzig Jahre jüngeren *Celestina.* Wäre Alfonso Martínez zum Zeitpunkt ihres Erscheinens noch am Leben gewesen, dann hätte er, dem an Ruhm selbst nichts gelegen war, gewifs seine Freude darüber empfunden, dafs einem anderen Schriftsteller unter dem Eindruck des *Arcipreste de Talauera* ein unsterbliches Meisterwerk gelungen war, das er selbst nicht zu schreiben vermochte.

Auf den Einflufs des *Arcipreste de Talauera* in der *Celestina* haben Wolf[4], Puymaigre[5], später Menéndez y Pelayo[6], Cejador y

[1] Hier auf S. 470f., 472, 478ff. besprochen.

[2] *Sprachliche Kunstmittel des Erzpriesters von Hita.* In *Volkstum und Kultur der Romanen*, VII (1934), p. 333f.

[3] Vgl. hier auf S. 533f.

[4] *Studien*, p. 235.

[5] *Cour littér.*, p. 166.

[6] *Orig. Nov.*, I, p. CXIX sowie III (1910), p. LXXXVIff. Ferner in seiner *Celestina*-Ausgabe, Vigo 1900.

Frauca[1] u. a. hingewiesen. Ihre Meinungen hat F. Castro Guisasola[2] zusammengestellt und eigene Beobachtungen hinzugefügt. Wir erinnern uns zunächst an das Urteil von Menéndez y Pelayo über den *Arcipreste de Talauera:* „La lengua desarticulada y familiar, la lengua elíptica, expresiva y donairosa, la lengua de la conversación, la de la plaza y el mercado, entró por primera vez en el arte con una bizarría, con un desgarro, con una libertad de giros y movimientos que anuncian la proximidad del grande arte realista español. El instrumento estaba forjado: sólo faltaba que el autor de la Celestina se apoderase de él, creando a un tiempo el diálogo del teatro y el de la novela[3]". Seit Menéndez y Pelayo war die Kritik bemüht, die Abhängigkeit der *Celestina* von dem Buch des Alfonso Martínez nachzuweisen[4]. Es ist jedoch bisher nicht gelungen, die innere Beziehung zwischen den beiden Werken in ihrem ganzen Ausmafs darzustellen. Die Ursache mag darin liegen, dafs es zwar bisher nicht an genaueren Untersuchungen über die *Celestina*, wohl aber an einer eingehenden Studie des *Arcipreste de Talauera* gefehlt hat. Von diesem Buch ausgehend möchte ich hier auf einige wichtige, bisher noch unbeachtet gebliebene, Thema und Stil betreffende Analogien in den beiden Werken hinweisen.

Man hat bisher vornehmlich die stilistischen Übereinstimmungen in der *Celestina* und im *Arcipreste de Talauera* gewürdigt. Die jüngste Arbeit über die Quellen der *Celestina* enthält das zusammenfassende Urteil: „No es . . . en el préstamo — casi nulo a la verdad — de ideas y de doctrinas donde se descubre sobre todo la influencia de Alfonso Martínez, sino en las imitaciones numerosas de pormenor[5]". Die beiden spanischen Werke stehen sich indes auch inhaltlich näher, als Castro Guisasola glaubt. Haben sie doch das Grundthema miteinander gemein: die Verwerfung der törichten Liebe und das Beispiel der sich auf die Liebenden und ihre Umwelt auswirkenden katastrophalen Folgen! Die Überschrift zur *Celestina* hebt zusammenfassend Thema und Zweck des nachfolgenden Werkes hervor: *Sîguese la comedia o tragicomedia de Calisto y Melibea, compuesta en reprehensión de los locos enamorados, que, vencidos en su desordenado apetito, a sus amigas llaman e dizen ser su dios, assí mesmo fecha en auiso de los engaños de las alcahuetas e malos e lisonjeros seruientes.* Wer den *Arcipreste de Talauera* gelesen hat weifs, dafs Alfonso Martínez mit seinem Buch den gleichen Zweck wie der Celestinadichter verfolgt und eine *reprobación del loco amor* gegen den *desordenado apetito* der Männer und die *engaños de las malas mugeres*

---

[1] *Celestina*-Ausgabe in den *Clásicos castellanos.* T. 20, 23. Madrid 1913.

[2] *Observaciones sobre las Fuentes literarias de „La Celestina".* In *Revista de Filología Española, Anejo V.* Madrid 1924, p. 172—176.

[3] *Orig. Nov.*, I, p. CXIX.

[4] In der Einleitung zur *Celestina*-Ausgabe von Cejador und in der Arbeit von Castro Guisasola.

[5] F. Castro Guisasola, *Op. cit.*, p. 173.

verfaſst hat. Man könnte beinahe die Überschrift zur *Celestina* auf das Buch des Alfonso Martínez übertragen, ohne dadurch dem *Arcipreste de Talauera* Gewalt anzutun.

In der *Celestina* triumphiert die törichte Liebe über die Liebenden und wirkt sich zum Schaden der Mitmenschen aus. Die Kupplerin stirbt durch Mörderhand, Calisto und Melibea finden beide den Tod. Die Tragödie beweist den von Alfonso Martínez im Vorwort zu seinem Buche aufgestellten Lehrsatz: *uno de los usados pecados es el amor desordenado especialmente de las mugeres, por do se siguen discordias, omezillos, muertes, escándalos, guerras e peor perdiçiones de bienes e avn perdiçión de las personas e mucho más peor perdiçión de las tristes de las ánimas por el abuminable carnal pecado con amor junto desordenado*[1]. Man kann diesen mit einer Textstelle in der *Celestina* vergleichen: *¡O amor, amor! ¡Que no pensé que tenias fuerça ni poder de matar a tus subjectos! . . . ¿Quién te dió tanto poder? ¿Quién te puso nombre, que no te conuiene? Si amor fuesses, amarias a tus siruientes. Si los amasses, no les darías pena. Si alegres viuiessen, no se matarían, como agora mi amada hija. ¿En qué pararon tus siruientes e tus ministros? La falsa alcahueta Celestina murió a manos de los más fieles compañeros, que ella para su seruicio enponçoñado jamás halló. Ellos murieron degollados. Calisto, despeñado. Mi triste hija quiso tomar la misma muerte por seguirle. Esto todo causas. Dulce nombre te dieron, amargos hechos hazes. No das yguales galardones. Iniqua es la ley, que a todos ygual no es. Alegra tu sonido; entristece tu trato. Bienauenturados los que no conociste o de los que no te curaste*[2].

Im 24. Kapitel des ersten Teils warnt Alfonso Martínez davor, Vater und Mutter durch die törichte Liebe ein Unrecht erleiden zu lassen[3]. Ein weiteres Kapitel handelt davon, wie der Liebende Eltern, Verwandte und Freunde verabscheut[4]. In der *Celestina* sind die Eltern der Melibea schlieſslich die durch Schande und Leid am ärgsten Betroffenen. Schon früh gesteht sich Melibea ihr Verfehlen selbst ein: *¡O mi vida e mi señor! ¿Cómo has quisido que pierda el nombre e corona de virgen por tan breue deleyte? !O pecadora de mi madre, si de tal cosa fueses sabidora, cómo tomarías de grado tu muerte e me la darías a mí por fuerça! ¡Cómo serías cruel verdugo de tu propia sangre! ¡Cómo sería yo fin quexosa de tus días! ¡O mi padre honrrado, cómo he dañado tu fama e dado causa e lugar a quebrantar tu casa! ¡O traydora de mí, cómo no miré primero el gran yerro que seguía de tu entrada, el gran peligro que esperaua!*[5]. Nachdem Melibea dem Geliebten freiwillig in den Tod gefolgt ist, klagt der Vater in dem rührenden Schluſsmonolog: *¡O mi compañera buena! ¡O mi hija*

---

[1] *Arc.*, p. 4.
[2] Pleberio in *Cel.*, XXI.
[3] *Arc.*, p. 69: *Del quarto mandamiento.*
[4] *Arc.*, I, 5: *Cómo el que ama aborresçe padre e madre, parientes, amigos.*
[5] *Cel.*, XIV.

despedaçada! ¿Por qué no quesiste que estoruasse tu muerte? ¿Por qué no houiste lástima de tu querida e amada madre? ¿Por qué te mostraste tan cruel con tu viejo padre? ¿Por qué me dexaste, quando yo te havía de dexar? ¿Por qué me dexaste penado? ¿Por qué me dexaste triste e solo in hac lachrymarum valle?[1].

Der Celestinadichter erinnert uns deutlich an das Werk des Alfonso Martínez, wenn er Sempronio von den Untugenden der schlimmen Frauen sprechen läſst. Eine Gegenüberstellung der Texte mag uns den Überblick erleichtern:

Cel., I:	*Arc.*, p. 49:
Lee los ystoriales, estudia los filósofos, mira los poetas. Llenos están los libros de sus viles e malos exemplos e de las caydas que leuaron los que en algo, como tú las reputaron. Oye a Salomón do dize que las mugeres en el vino hazen a los hombres renegar. Conséjate con Séneca e verás en qué las tiene. Escucha al Aristóteles, mira a Bernardo.	*¿Quién oyó dezir vn tan syngular ombre en el mundo syn par en sabieza como fué Salamón cometer tan gran ydolatría como por amores de su coamante cometyó? E demás Aristótyles* ... p. 53: *Bernad de Cabrera* ...

Nach dem Vorbild des Alfonso Martínez sagt Sempronio weiter über die Frauen: *Que muchas houo e ay sanctas e virtuosas e notables, cuya resplandesciente corona quita el general vituperio. Pero destas otras, ¿quién te contaría sus mentiras, sus tráfagos, sus cambios, su liuiandad, sus lagrimillas, sus alteraciones, sus osadías? Que todo lo que piensan, osan sin deliberar. ¿Sus disimulaciones, su lengua, su engaño, su oluido, su desamor, su ingratitud, su inconstancia, su testimoniar, su negar, su reboluer, su presunción, su vanagloria, su abatimiento, su locura, su desdén, su soberuia, su subjeción, su parlería, su golosina, su luxuria e suziedad, su miedo, su atreuimiento, sus hechizerías, sus embaymientos, sus escarnios, su deslenguamiento, su desvergüença, su alcahuetería?*[2].

Man kann noch die folgenden Textabschnitte miteinander vergleichen.

Cel., I (Calisto):	*Arc.*, p. 20:
Dí pues, esse Adán, esse Salomón, esse Dauid, esse Aristóteles, esse Vergilio ...	*Lee bien como fué Adán, Sansón, Dauyd, Golyas, Salamón, Virgilio, Aristótiles* ...
Cel., VII (Celestina):	*Arc.*, p. 49:
Verás quien fué Virgilio e qué tanto supo, mas ya haurás oydo cómo	*¿Quién vido Vergilyo, vn hombre de tanta acucia e çiençia, qual nunca de*

---

[1] *Cel.*, XXI. — Der Schluſsmonolog weist auch Beziehungen zur Alexiuslegende auf. Vgl. hierüber Marg. Rösler, *Ztschr. f. rom. Phil.*, LVIII (1938), 365 ff.
[2] *Cel.*, I.

estouo en vn cesto colgado de vna torre, mirándole toda Roma.

mágica arte nin çiençia otro qualquier o tal se sopo, nin se vido nin falló, segund por sus fechos podrás leer, oyr e veer, que estuvo en Roma colgado de vna torre a vna ventana, a vista de todo el pueblo romano . . .?[1]

Die minuziöse Beschreibung, die Pármeno von den Gegenständen im Hause der Kupplerin macht, ist nur eine Variante der Schilderung des weiblichen Schminkapparates im *Arcipreste de Talauera.* Rodrigo de Reinosa hat sie in den *Coplas de las Comadres* in Verse gebracht. Die entsprechenden Textstellen im *Arcipreste de Talauera,* dessen Verfasser zu seiner Schilderung durch Boccaccio[2] angeregt worden war, in der *Celestina* und in dem Gedicht des Rodrigo de Reinosa sollen hier gegeben werden:

Arc., II, 3:

Mezlan en ello almisque e algalia e clauo de girofre remojados dos días en agua de azahar, o flor de azahar con ella mezclado, para vntar las manos que se tornen blancas como seda. Aguas tyenen destiladas para estirar el cuero de los pechos e manos a las que se les fazen rugas: el agua terçera que sacan del solimao de la piedra de plata . . . Pero después de todo esto comiençan a entrar por los vnguentos, ampolletas, potecillos, salseruelas donde tienen las aguas para

Cel., I:

E en su casa fazía perfumes, falsaua estoraques, menjuy, animes, ámbar, algalia, poluillos, almizcles[3]*, mosquetes. Tenía vna cámara llena de alambiques, de redomillas, de barrilejos de barro, de vidrio, de arambre, de estaño, hechos de mill faziones. Hazía solimán, afeyte cozido, argentadas, bujelladas, cerillas, llanillas, vnturillas, lustres, lucentores, clarimientes, alualinos e otras aguas de rostro, de rasuras de gamones, de cortezas de spantalobos, de taraguntia, de*

Coplas de las Comadres:
(*Comienzan los afeytes.*)

Perfumes sabe hacer
De estoraque y menjuys;
Que por diez maravedís
Dará con que hayais placer.
Solimán sabe cocer,
Ambar, algalia, argentadas
Animes y jubeladas,
Almizques para oler.

Y saca agua de rosas,
Faz mosquetes et polvillos,
Tiene redomas, barrillos,
Alambiques, dos mil cosas,
Salseretas muy hermosas
De vidro, tierra y alambre,
Yerbas para el calambre,
Muchas aguas olorosas.

Gran maestra de cerillas,
Hace tres esclarimentes
Muy finos et oropimentes,
Alvarinos y llanillas:

---

[1] Der Textvergleich erbringt den Nachweis, daſs der Celestinadichter nicht aus dem *Libro de Buen Amor,* das die Vergilepisode auch berichtet, sondern aus dem *Arcipreste de Talauera* geschöpft hat. Siehe den Text des Juan Ruiz auf S. 467 meiner Untersuchung.

[2] *De casibus virorum illustrium,* XVIII. Vgl. hier auf S. 471.

[3] Vgl. Cervantes, *El Vizcaíno fingido: También le dijo como vas muy limpia, muy linda y muy agraciada, y que toda eres ámbar, almizcle y algalia entre algodones.*

afeytar; vnas para estirar el cuero, otras destiladas para relumbrar, tuétanos de çiervo o de vaca e de carnero, e non son peores éstas que diablos, que con las reñonadas de ciervo fazen dellas xabón.

hieles, de agraz, de mosto, destiladas e açucaradas. Adelgazaua los cueros con çumos de limones, con turuino, con tuétano de corço e de garça, e otras confaciones. Sa*caua agua para oler, de rosas, de azahar, de jasmín, de trébol . . . E los vnguentos e mantecas, que tenía, es hastío de decir.*

Otras muchas unturillas
Azeytes y lucentores,
Matices y perfumadores
Hechos a mil maravillas.

Agua de rostro y rasuras
De cortezas de gamones.
Saca zumo de limones:
Para manos mil frescuras,
Aguas de muchas figuras,
Espanta-lobo y agraz
Et azucaradas asaz;
Y sabe sanar criaturas.

Tiene otras confaciones
De yerros y tragontía,
Y dos mil granos tenía
De diez mil generaciones.
De raices muchos montones
Tútanos de corzo y garza
Y agua de flor de salvia
Con torbisco y saltasiones.

Saca agua de clavellinas
De azíbar y de gezmín,
De yerba de Sant-martín
Y de trébol mucho finas,
De madre-selva y reponcinas,
Mosquetes y azmizcadas,
Con vino polvoreadas,
Y otras yerbas selvaginas.

Der Celestinadichter zeigt eine gleiche Vorliebe für Aufzählungen von Gegenständen wie der Verfasser des *Arcipreste de Talauera.* Aber auch andere Stilmittel, wie die häufige Verwendung von Aus- und Zwischenrufen, Fragen, Antithesen, bildlichen Ausdrücken und Sprichwörtern, hat er mit Alfonso Martínez gemein. Wir wollen sie uns an Beispielen, die der Celestinadichter teilweise direkt aus dem *Arcipreste de Talauera* übernommen hat, verdeutlichen:

Cel., I (Cal.): *¿Quién vido en esta vida cuerpo glorificado de ningún hombre, como agora el mío?*

Arc., p. 49: *¿Quién vido Vergilyo, vn ombre de tanta acucia e cienςia . . .?*

Cel., I (Semp.): *Callemos, que a la puerta estamos e, como dizen, las paredes han oydos.*

Arc., p. 311: *Por tanto, se dize: guarda qué dizes que las paredes a las oras oyen e orejas tienen.*

Cel., I (Cel.): *¡Mas rauia mala me mate . . .!*	*Arc.*, p. 116: *Comida sea de mala rabia.*
Cel., I (Cel.): *¡Pues fuego malo te queme. . .!*	*Arc.*, p. 117: *la lumbre, e sus rostros quema soplando por la encender, e fuego fecho . . .*
Cel., I (Cel.): *ésto hize, ésto otro me dixo, tal donayre passamos, de tal manera la tomé, assí la besé, assí me mordió, assí la abracé, assí se allegó.*	*Arc.*, p. 149: *vno juran, otro fazen, vno muestran, otro tyenen; vno predican, otro ponen por obra.* p. 56: *tú feziste ésto, yo fize ésto; tú amas tres, yo amo quatro . . .*
Cel., IV (Cel.): *¡Ay cuytada de mí!... ¿Qué faré, cuytada, mezquina de mí...?*	*Arc.*, p. 288: *¡O cuytada!* p. 125: *¡Ay mezquina y triste de mí . . .!*
Cel., IV (Alisa): *Si tú me das entender lo incógnito por lo menos conocido, es coger agua en cesto.*	*Arc.*, p. 20: *Por ende esperar firmeza en amor de muger es querer agotar río cabdal con cesta o muy ralo farnero.*
Cel., VII (Areusa): *¡Ya! ¡Ya! Mala landre me mate, si te entendía.*	*Arc.*, p. 118: *Mala landre, dolor de costado, rauia mortal comiese con ella.*
Cel., VII (Cel.): *¡Guay de quien tal oye como yo!*	*Arc.*, p. 99: *¡guay de aquel que tal comete . . .!*
Cel., XVI (Pleb.): *E pues somos inciertos quándo auemos de ser llamados, viendo tan ciertas señales, deuemos echar nuestras baruas en remojo . . .*	*Arc.*, p. 54: *quando la barua de tu vezino vieres pelar, pon la tuya en remojo.*

Den volkstümlichen Wendungen verdankt die *Celestina* einen beträchtlichen Teil ihres groſsen Erfolges. Sie sind nicht ohne Einfluſs auf die aufkeimende Literatur des goldenen Zeitalters gewesen, wie schon die zahlreichen Nachahmungen des Werkes, von denen wir mit Rodrigo de Reinosas Versdichtung ein Beispiel angeführt haben, beweisen. Die Leserschaft fand an ihnen den gleichen Gefallen wie an der tragischen Leidenschaft der beiden unglücklich liebenden Hauptthelden. An der Lehre und der Verwerfung der törichten Liebe — dem ursprünglichen Zweck des Werkes — war vielleicht dem Verfasser viel, dem Publikum freilich wenig gelegen.

Castro Guisasola führt in seiner Arbeit eine Vielzahl griechischer, lateinischer, biblischer, italienischer und spanischer Quellen, denen er einen jeweils mehr oder minder authentischen Wert beimiſst, für die *Celestina* an. Cejador beschränkt sich auf den Nachweis der sicheren Quellen, unter denen er als erste das *Libro de Buen Amor* des Juan Ruiz, als zweite den *Corvacho* des Alfonso Martínez und als dritte das lateinische Werk Petrarcas *De remediis utriusque fortunæ* bezeichnet. Weiter nennt er Juan de Mena, Rodrigo Cota, Diego de San

Pedros *Cárcel de Amor* und El Tostado. Das wichtigste Vorbild für den Ideengehalt und die Form in der *Celestina* scheint mir indes der *Arcipreste de Talauera* gewesen zu sein. Zwar geht das Motiv der beiden Liebenden, welche die Nächte zusammen verbringen, bis der Liebhaber durch einen Unglücksfall den Tod findet, in den ihm die Geliebte freiwillig folgt, auf die Sage von Hero und Leander zurück. Die Hauptpersonen — Celestina, Calisto und Melibea — hat der Dichter aus dem *Libro de Buen Amor* geschöpft. Die Kupplerin ist zweifellos eine Nachahmung der Trotaconventos des Erzpriesters von Hita, die der Celestinadichter freilich mit den Augen des Alfonso Martínez gesehen und an dessen Typus der Kupplerinnen und schlimmen Weiber angeglichen hat[1]. Einige Einzelheiten verdankt er auch Rodrigo Cota, der selbst bereits ein geistiger Nachfahre des Alfonso Martínez war. Wir können kurz sagen: das Sagenmotiv von Hero und Leander bildet den äuſseren Rahmen der *Celestina*, Juan Ruiz lieferte die wichtigsten Gestalten, Rodrigo Cota und andere mittelalterliche sowie antike Schriftsteller steuerten Einzelheiten bei, die wichtigste Quelle für Ideengehalt und Form der *Celestina* wurde der *Arcipreste de Talauera.*

Es ist dem Celestinadichter gelungen, die verschiedenartigsten Elemente zu einem untadeligen Meisterwerk zu verschmelzen. Seine Vorgänger auf dem Gebiet der Dichtkunst mögen ein ähnliches unbewuſst angestrebt haben: die Bücher des Juan Ruiz und des Alfonso Martínez bilden den Grundstock, auf dem der Verfasser der *Celestina* bauen konnte. Der *Arcipreste de Talauera* übte einen entscheidenden Einfluſs auf das Werk aus. Diese Feststellung macht Alfonso Martínez besondere Ehre, wenn man hervorhebt, daſs die *Celestina* auf das englische Drama eingewirkt hat und nach Fitzmaurice-Kelly „vielleicht nicht ohne Anteil an der Schöpfung der unsterblichen Liebenden Romeo und Julia geblieben" ist[2]. Cervantes kannte die *Celestina* und hat ihr im Vorwort zum *Don Quijote* ein Denkmal gesetzt:

. . . .
Según siente Celesti-,
Libro en mi opinión divi-
Si encubriera más lo huma-.

Wollte der Celestinadichter Irdisches mehr verschweigen, dann hätte er die zahlreichen dem *Arcipreste de Talauera* entlehnten realistischen Beschreibungen und Sentenzen streichen und die tragische Liebe Calistos und Melibeas mehr im shakespeareschen Sinne idealisieren müssen.

---

[1] Vgl. A. Bonilla y San Martín, *Antecedentes del tipo celestinesco en la literatura latina.* In *Revue Hispanique,* XV (1906), p. 378.

[2] *Geschichte der spanischen Literatur.* Herausgeg. v. A. Hämel. Heidelberg 1925, p. 158.

2. Die Spuren des *Arcipreste de Talauera* im *Don Quijote.*

Die volkstümlichen Erzählungen im *Arcipreste de Talauera* zeichnen sich in gleicher Weise durch ihren Humor wie durch ihren Realismus aus. Ähnliche Stilmittel finden später im Schelmenroman glückliche Verwendung. Man hat daher von einer Beeinflussung der pikaresken Prosa durch das Buch des Alfonso Martínez gesprochen. Menéndez y Pelayo formulierte die Beziehung zwischen dem *Arcipreste de Talauera* und dem Schelmenroman wie folgt: „El *Corbacho*... es el primer libro español en prosa picaresca: la *Celestina* y el *Lazarillo de Tormes* están en gérmen en él[1].“ Der Begriff der pikaresken Prosa erscheint mir indes hier als zu weit gefaſst.

Die spanische *novela picaresca* ist eine literarische Neuschöpfung. Sie hat Elend, Abenteuer und Aufstieg des durch Geburt und Stand benachteiligten armen *pícaro* zum Thema. Ihre Sprache ist sachlich und unpersönlich. Die volkstümlichen Erzählungen des Alfonso Martínez hingegen sind entweder in der mittelalterlichen Novellistik fest verankert, oder sie stellen, soweit sie Neuschöpfungen sind, stark persönlich empfundene Satiren des Autors gegen die menschlichen Untugenden dar. So wird auch ihr Stil von der Leidenschaft des Verfassers her bestimmt. Ihr Realismus besteht in der schonungslosen Kritik des Alfonso Martínez, die nicht vor den intimsten menschlichen Schwächen und Gewohnheiten haltmacht.

Der *Arcipreste de Talauera* und der *Lazarillo de Tormes* gehören zwei verschiedenen literarischen Gattungen an. Eine Durchsicht des *Lazarillo*[2] ergibt keinen sicheren Anhaltspunkt für einen Einfluſs des *Arcipreste de Talauera.* Geringe Spuren des Werkes haben vielleicht durch die *Celestina* im *Lazarillo de Tormes* Eingang gefunden.

Den Schelmenroman vermochte das Werk des Alfonso Martínez nicht zu beeinflussen. Die Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera* lassen sich jedoch über die *Celestina* und Rodrigo de Reinosa bis zum *Don Quijote* hin deutlich verfolgen.

Wir sind nicht darüber unterrichtet, ob Cervantes das Buch selbst kannte. Er erwähnt es in keinem seiner Werke, wir finden nicht eine einzige Anspielung darauf. Trotzdem besteht die berechtigte Annahme, daſs Cervantes das Buch gelesen hat, wenngleich er durch diese Lektüre nicht unmittelbar in seinem Schaffen angeregt worden ist, wie der Celestinadichter. Einzelne besondere Stilmerkmale im *Don Quijote* verdanken ihre Verwendung zweifellos einer eindrücklichen Erinnerung des Autors an die volkstümlichen Partien im *Arcipreste de Talauera.*

---

[1] *Orig. Nov.*, I, p. CXIV.
[2] Vgl. Cejadors Ausgabe des *Lazarillo de Tormes. Clásicos castellanos,* T. 25. Madrid 1914.

Bereits Menéndez y Pelayo hatte auf den stilistischen Einfluſs des *Arcipreste de Talauera* im *Don Quijote* hingewiesen[1]. Helmut Hatzfeld hat dann in seiner Arbeit über *Don Quijote als Wortkunstwerk*[2] einige Beweise für die Abhängigkeit des Cervantes von Alfonso Martínez angeführt: „... die Sentenzenfreudigkeit geht auf den Erzpriester von Talavera zurück. — Bei den direkten malerischen Bildern und Gestenschilderungen ist Cervantes besonders modern und in Spanien nahezu ohne Vorgänger. Hier hatten ihm die Mystiker nichts, die Schelmenromane, soweit sie überhaupt dem *Quijote* vorausliegen, nur ganz wenig zu bieten. Wer hier nach Vorbildern suchen wollte, der müſste bis auf den *Corbacho* des Martínez de Toledo zurückgreifen, in dem sich allerdings verblüffende Gestenschilderungen finden wie z. B. die der schmollenden Frau ... — Der Arcipreste de Talavera hat die Dirnen einst euphemistisch als *mujeres mozas del partido* bezeichnet. Diesen Ausdruck übernimmt Cervantes (I, 2)[3]." Die von Hatzfeld erbrachten Nachweise wollen jedoch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ein weiterer Beitrag kann hier gegeben werden.

Viele Aus- und Zwischenrufe im *Don Quijote* erinnern uns an die Temperamentsausbrüche der schlimmen Weiber und verderbten Männer im *Arcipreste de Talauera.* Als Don Quijote von seinem ersten Ausritt unbemerkt heimkehrt, trifft er den Pfarrer und den Barbier in seinen Räumen an. Der letztere ruft über die Abwesenheit des Hidalgo verzweifelt aus: *Seis días ha que no parecen él, ni el rocín, ni la adarga, ni la lanza, ni las armas. ¡Desventurado de mí! ... estos malditos libros de caballerías que él tiene y suele leer tan de ordinario le han vuelto el juicio ... Encomendados sean a Satanás y a Barrabás tales libros*[4]. Sancho klagt in einem Gespräch mit seinem Herrn: *¡Desdichado de mí, y de la madre que me parió, que ni soy caballero andante ni lo pienso ser jamás, y de todas las malandanzas me cabe la mayor parte!*[5]. Cardenio bricht bei der Erzählung von Luscinda in den Ruf aus: *¡Ay, cielos, y cuántos billetes la escribí! ¡Cuán regaladas y honestas respuestas tuve! ¡Cuántas canciones compuse, y cuántos enamorados versos ...!*[6]. Als Sancho von Don Quijote erfährt, daſs Aldonza Lorenzo die Dulcinea del Toboso sei, spricht er: *¡Oh hideputa, qué rejo que tiene, y qué voz!*[7].

---

[1] *Orig. Nov.*, I, p. CXX.

[2] Leipzig-Berlin 1927.

[3] *Op. cit.*, p. 2, 70, 149.

[4] *Quij.*, I, 5. Vgl. *Arc.*, p. 114: *O desauenturado que he perdido mi tan cara e amada muger; maldita sea la hora en que cerré la puerta. Arc.*, p. 266: *Acomiéndolos a Satanás, a Berzebú e a Fallanás.*

[5] *Quij.*, I, 17.

[6] *Quij.*, I, 24. Vgl. wie unbestimmt groſse Mengenangaben wiederholt auch im *Arcipreste de Talauera* durch *cuánto* ... ausgedrückt werden, z. B.: *¡Oh quánto dolor de coraçón, oh quánta amargura para las ánimas de lo que cada día oymos ...!* (p. 9).

[7] *Quij.*, I, 25. Vgl. *Arc.*, p. 126: *¡O qué dientes podridos tyene de poner albayalde, suzia como araña!*

Cervantes gebraucht ähnliche Antithesen wie Alfonso Martínez. Hier mag das Beispiel genügen: *Éste la maldice y la llama antojadiza..., aquél la condena por fácil y ligera, tal la absuelve y perdona, y tal la justifica y vitupera: uno celebra su hermosura, otro reniega de su condición ...*[1].

Auch am Wortspiel findet Cervantes Gefallen. So nimmt er in sein Werk den Satz auf: *La razón de la sinrazón que a mi razón se hace, de tal manera mi razón enflaquece, que con razón me quejo de la vuestra fermosura*[2]. Don Quijote verliert bei dieser Erwägung den Verstand. Fast könnte es dem Leser des *Arcipreste de Talauera* mit dem Wortspiel *bueno — malo* (zit. auf S. 512) ähnlich ergehen, wenngleich im Grunde gegen die Richtigkeit der umständlich ausgedrückten Gedanken nichts einzuwenden wäre. In beiden Fällen handelt es sich um eine Aneinanderreihung antithetischer Begriffe.

Cervantes bildet Häufungen mit vollkommener Sicherheit und besserem Geschick als Alfonso Martínez, der sich durch die Verwendung des gleichen Stilmittels ausgezeichnet hatte. Sie deuten meist zugleich eine Steigerung an: *La importancia está en que sin verla lo habéis de creer, confesar, afirmar, jurar e defender*[3]; *Mira y remira, pasa y repasa los consejos y documentos que te dí ...*[4].

Deutlicher läſst die Sprichwörterhäufung, besonders im 50. Kapitel des zweiten Teils, den Einfluſs des *Arcipreste de Talauera* im *Don Quijote* erkennen. Teresa Panza zitiert die beliebten Wendungen ihres Ehegemahls: *cuando te dieren la vaquilla, corre con soguilla*[5]; *cuando te dieren un gobierno, cógele; cuando te dieren un condado, agárrale; y cuando te hicieren tus tus con alguna buena dádiva, envásala*, worauf Sanchica noch hinzufügt: *vióse el perro en bragas de cerro*[6]. Die reiche Fülle an Sprichwörtern versetzt selbst den Pfarrer in Erstaunen, der nicht anders glauben kann, als „daſs alle aus diesem Geschlecht der Panzas mit einem Sack von Sprichwörtern im Leib geboren wurden".

Wir können kurz feststellen, daſs Cervantes im Gebrauch von Aus- und Zwischenrufen, Antithesen, Häufungen, Sprichwörtern und Sentenzen sowie in den Gestenschilderungen durch das Werk des Alfonso Martínez nicht unbeeinfluſst geblieben ist. Der *Don Quijote* zeigt deutlich erkennbare Spuren des *Arcipreste de Talauera*. Sein

---

[1] *Quij.*, I, 51. Vgl. hierzu etwa *Arc.*, p. 78: *fulana es tal e çultana tal; la vna es amiga de Pedro, la otra tyene vn fijo de Juan; aquella duerme con Rodrigo, la otra vy besar a Domingo;* sowie *Arc.*, p. 147: *uno dize por la boca, otro tyene al coraçón.*

[2] *Quij.*, I, 1.

[3] *Quij.*, I, 4. Vgl. meinen Abschnitt über Häufung und Steigerung im *Arcipreste de Talauera* auf *S.* 512f.

[4] *Quij.*, II, 51.

[5] Siehe auch noch *Quij.*, II, 4 und II, 64: *Cuando te dieron la vaquilla, corre (acudas) con la soguilla* und vgl. mit *Arc.*, p. 145: *Quando te dieren la cabrilla, acorre con la soguilla.* — Häufung gleichbedeutender Sprichwörter im *Arc.*, p. 60, 142, 145, 213.

[6] Die gleiche sprichwörtliche Wendung im *Arc.*, p. 61.

sprachlicher Realismus stammt zum Teil auch aus der *Celestina*, die ihrerseits im *Arcipreste de Talauera* wurzelt. Von dem Buch des Alfonso Martínez können wir so mit Menéndez y Pelayo sagen: ,,feliz aplicación de los refranes y proverbios que tan exquisito sabor castizo y sentencioso comunican a la prosa de *Calisto y Melibea*, como luego a los diálogos del *Quijote*[1]."

Die mehr als anderthalb Jahrhunderte andauernden Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera* in den Hauptwerken der spanischen Literatur sichern dem Buch eine hervorragende Stellung im Rahmen des gesamten spanischen Schrifttums. Diese zusammenfassend zu beschreiben, soll der Gegenstand eines noch folgenden Abschnittes sein.

E. Zusammenfassung: Die Stellung des *Arcipreste de Talauera* in der spanischen Literatur.

Das spanische Mittelalter ragt tief in das 15. Jahrhundert hinein. An seinem Ausgang steht die *Celestina*, ein Werk, das zugleich in eine neue Blütezeit der spanischen Literatur hinüberleitet, während ihr würdigster Vorläufer, der *Arcipreste de Talauera*, einen noch recht mittelalterlichen Charakter trägt.

Das Buch des Alfonso Martínez findet in der Reihe der Predigten Jacques de Vitrys und seiner Nachfolger sowie der moralistisch-satirischen Traktate eines Matheolus, Andreas Capellanus oder Juan Ruiz den ihm gebührenden Platz. Neu ist an dem Werk vornehmlich die Verwendung eigener Erlebnisse und Erfahrungen als Belege der vom Verfasser aufgestellten Grundsätze und ihr Ausdruck in der kastilischen Umgangssprache.

Gegenstand der Abhandlung ist eine Auseinandersetzung des Verfassers mit den Schwächen der menschlichen Gesellschaft. Der erzieherische Wille des Alfonso Martínez fordert sittlichen Lebenswandel nach christlichem Richtmaſs. So unterliegen die törichte Liebe, die Fehler der Frauen und Männer und der Aberglauben seiner scharfen Kritik. Seine oftmals krassen oder ironischen Angriffe werden jedoch überall durch aufrichtigen Scherz und Humor gemildert.

Von den moralistisch-satirischen Traktaten seiner Vorgänger unterscheidet sich der *Arcipreste de Talauera* durch den sittlichen Ernst des Verfassers. Wie Fitzmaurice-Kelly richtig bemerkt, hat dieser ,,nichts von Ruiz' teuflich glatter Urbanität"[2]. Ist doch die Hauptidee des *Libro de Buen Amor* der unglückliche Streit zwischen der Liebe zu Gott und der törichten Liebe in dem eigenen Gemüt des Erzpriesters von Hita, der in sich das gesamte Pfaffentum verkörpern will. Seinen Liebesgelüsten, die er für sein Schicksal hält,

---

[1] *Orig. Nov.*, I, p. CXIX.

[2] *Geschichte der spanischen Literatur.* Herausgeg. v. A. Hämel. Heidelberg 1925, p. 105.

läſst er ungehemmten Lauf. Zwar erkennt er sein Übel, das ihn mehrfach mit seinem Glauben in Konflikt bringt, kann sich jedoch aus dem Netz der allgewaltigen törichten Liebe, der er — wie seine geistlichen Gefährten — unterliegt, nicht mehr befreien. Hingegen läſst sich Alfonso Martínez im *Arcipreste de Talauera* nirgends zu einem Zugeständnis an die Liebe verleiten und gestaltet sein Buch ideenmäſsig einheitlich und getreu.

Die Quellen des Alfonso Martínez sind fast ausschlieſslich im mittellateinischen Schrifttum zu suchen. Für den doktrinären Rahmen des in vier Teile gegliederten Werkes werden die Vorlagen des Andreas Capellanus, der *Secreta secretorum Aristotelis* und das Schrifttum der Kirchenlehrer maſsgebend. Als Nebenquellen konnten die *Dicta Catonis,* Valerius Maximus, Ovid, Socrates sowie die geistlichen Schriften der Bibel, des *Breviarium romanum, Compendium theologicæ veritatis, Corpus iuris canonici* und Werke von Augustin, Francisco Eximenis, Gregorius Magnus, Isidor von Sevilla, Petrus Lombardus und Thomas von Aquin nachgewiesen werden. Für die zahlreichen Beispiele und Innenerzählungen im *Arcipreste de Talauera* kommen in erster Linie Andreas Capellanus, Giovanni Boccaccio, die *Disciplina clericalis* sowie mittelalterliche Sagen und Fabeln, daneben das *Libro de Buen Amor* des Juan Ruiz, die Bibel, das *Corpus iuris canonici* und das *Compendium theologicæ veritatis* als Vorlagen in Betracht. Einige von ihnen bezeichnet der Verfasser selbst im Text. Seine Angaben sind jedoch nicht frei von Irrtümern.

In den Innenerzählungen zeichnet sich Alfonso Martínez durch die überaus glückliche Verwendung der kastilischen Umgangssprache aus. Seine Prosa gewinnt so eine in der spanischen Literatur noch nicht gekannte Anschaulichkeit und Wirklichkeitsnähe. In ihrer Wirkung auf den Leser übertrifft sie die heitersten Erzählungen im *Conde Lucanor* des Juan Manuel und im *Libro de Buen Amor* des Erzpriesters von Hita, die hier als einzig mögliche Vorläufer des *Arcipreste de Talauera* in Betracht kommen. Einige Beispiele aus dem Buch haben bald andere Dichter zur Nachahmung angeregt, so den Verfasser der *Riqueza y la Pobreza,* Rodrigo Cota und Rodrigo de Reinosa. Der volkstümliche Stil des Alfonso Martínez hat später in die *Celestina* Eingang gefunden. Auch im Ideengehalt verdankt dieses Werk dem *Arcipreste de Talauera* bemerkenswerte Anregungen. Der latinisierende, lehrhafte Stil der doktrinären Teile des Buches vermochte indes das spanische Schrifttum nicht zu befruchten. Nur zum Schaden des Werkes hält sich der Verfasser vielfach streng an die lateinischen Vorlagen. Seinen bedeutsamen Anteil an der Fortentwicklung der spanischen Prosa verdankt Alfonso Martínez ausschlieſslich den volkstümlichen Belegen und Erzählungen in seinem Werk.

Von einem gepflegten Stil kann man freilich im *Arcipreste de Talauera* nicht sprechen. Sein Meister wurde erst Cervantes. Doch ist auch dessen Stil nicht frei von ungehobelten volkstümlichen Wendungen. Aber Cervantes verdankt gerade diesem Element einen

Teil seiner Beliebtheit. Spuren des *Arcipreste de Talauera* sind im *Don Quijote* noch deutlich erkennbar.

Die Verfasser der beiden ehrwürdigsten Werke der spanischen Prosadichtung, der Celestinadichter und Cervantes, verwenden die ureigensten Stilmittel des Alfonso Martínez. Alfonso Martínez wurde so ein Mitgestalter des spanischen Prosastils der Blütezeit, an dem sich eine Nation geschult hat und dessen realistischer Charakter sprichwörtlich geworden ist. Nur das Hinzutreten des pikaresken Elements konnte den Realismus der spanischen Prosa noch verschärfen.

Der Einfluſs des Alfonso Martínez auf die aufdämmernde neue Blütezeit lehrt, daſs wir sein Buch nicht bedenkenlos als ein im Mittelalter fest verwurzeltes Werk ansprechen dürfen. Die Fäden, die es mit der Folgezeit verbinden sollten, sind klar erkennbar. Ist der *Don Quijote* der eigentliche Exponent des Goldenen Zeitalters, steht die *Celestina* an der Eingangsschwelle, so kann der *Arcipreste de Talauera* in seinen volkstümlichen Partien als ein Vorläufer der neuen Blüte gelten. In dem verhältnismäſsig armen 15. Jahrhundert in Spanien gebührt Alfonso Martínez eine hervorragende Stellung neben seinen Zeitgenossen Ausias March, Juan de Mena, Santillana und Enrique de Villena.

Bei allen löblichen Erwägungen dürfen wir jedoch an den Mängeln des *Arcipreste de Talauera,* auf die wir im Verlauf dieser Arbeit verschiedentlich hingewiesen haben, nicht vorübergehen. Die meisten Bedenken gegen das Werk werden berechtigterweise von den Frauen hervorgebracht. So legt Juan de la Cueva, der einzige Dichter, der sich je über das Buch geäuſsert hat, seine Kritik am *Arcipreste de Talauera* und an dem Verfasser einer Frau in den Mund. Ich möchte sie am Schluſs dieser Würdigung dem Leser nicht vorenthalten:

Eliodora. *¿Qué me dices, Felicina,*
de los libros que leímos
anoche, pues ambas fuimos
mohínas de su dotrina?

Venus. *Esto te quise decir,*
y por no usar de osadía
llena de melancolía
te dejé y me fuí a dormir.

Eliodora. *¿Notaste cuál nos ponían*
a las míseras mujeres?

Venus. *Con bien necios pareceres*
los momos nos ofendían.

Eliodora. *Quise, así tengas sosiego,*
hacellos ambos pedazos,
y hechos muchos retazos
arrojallos en el fuego.
. . . .

Porcero. *¿En qué te has entretenido*
en su ausencia estos días?

Eliodora. *En cien mil melancolías,*
con dos libros que he leído.

Porcero. *¿Tan grande letora eres?*

Eliodora. *Sí, mas éstos me han cansado,*
porque todo su cuidado
fué decir mal de mujeres.

Porcero. *Suplícote que me nombres*
los nombres de esos autores
que ofenden vuestros loores.

Eliodora. *Son dos celebrados hombres.*

Porcero. *¿Qué hay que celebrar en ellos*
si ofenden vuestra bondad?
Mas díme con brevedad
quién son, para conocellos.

Eliodora. *El uno es el arcipreste*
que dicen de Talavera.

Porcero. *Nunca tal preste naciera*
si no dió más fruto quéste.

Eliodora. *El otro es el secretario*
Cristóbal de Castillejo,
hombre de sano consejo,
aunque a mujeres contrario.

Porcero. *¡Cuánto mejor le estuviera*
al reverendo arcipreste
que componer esta peste
doctrinar a Talavera,
y al secretario hacer
su oficio, pues dél se precia,
que con libertad tan necia
las mujeres ofender!

Eliodora. *Cierto que tienes razón,*
y en eso muestras quién eres,
que decir mal de mujeres
no es saber ni es discreción.

(*El Infamador*, III, 2.)

Tafel: Quellen und Nachwirkungen des *Arcipreste de Talauera*.

	Quellen				Nachwirkungen	
Stil	Gehalt				Gehalt	Stil
	Nebenquellen Weltliche Schriften	Nebenquellen Geistliche Schriften	Hauptquellen			
Vorwiegend mittellat. Schrifttum	*Dicta Catonis* *Castigos e Documentos* (?) Ovid Petrarca Socrates Valerius Maximus	*Bibel* *Breviarium romanum* *Compendium theol. veritatis* *Corpus iur. can.* *Summa Ostiense* Augustin Fr. Eximenis Gregorius Magnus Isidor v. Sevilla Pedro Pascual (?) Petrus Lombardus Thomas v. Aquin	I. Teil Andreas Capellanus II. Teil Andreas Capellanus III. Teil *Secreta Secretorum Aristotelis* IV. Teil Kirchenlehrer	Lehrhafter Rahmen	*Celestina*	
Vorwiegend kastilische Umgangsspr.	Juan Ruiz	*Bibel* *Corpus iur. can.* *Compendium theol. veritatis*	Andreas Capellanus Boccaccio *Disciplina clericalis* Ma. Sagen u. Fabeln	Abhängige Innenerzählg.	*La Riqueza y la Pobreza* Rodrigo Cota	R. Cota
Kastilische Umgangssprache				Neue Innenerzählg.	Rodrigo de Reinosa	*Celestina* Cervantes

ERICH FRHR. V. RICHTHOFEN.

BESPRECHUNGEN.

Literaturwissenschaft.

Französisch.

Konrad Burdach (†): *Der Gral.* Forschungen über seinen Ursprung und seinen Zusammenhang mit der Longinuslegende. Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte. Hgg. v. Erich Seeberg, Wilhelm Weber, Robert Holtzmann. 14. Band. 580 Seiten. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart. 1938.

Burdachs Untersuchungen sind in ihrem Hauptteil eine zusammenfassende Darstellung über die Entwicklung der Longinuslegende und der Erzählungen über die hl. Lanze, mit der auch die übrigen Passionsreliquien verbunden sind. Der Grundgedanke von Burdachs Darlegungen, die tief in das Gebiet der Liturgik, religiösen Mystik, Dogmatik, Religions- und Kulturgeschichte des Altertums und Mittelalters hineinleuchten, ist die Ansicht, daſs die im Orient entstandenen frommen Geschichten über den Söldner unter dem Kreuze, den die Legende mit dem auf Golgatha bekehrten Centurio identifizierte, der dann den Namen Longinus erhielt und als Märtyrer geführt wurde, ferner die Berichte über die hl. Lanze und den Abendmahlskelch unter verschiedenen Einflüssen zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschlossen wurden. Als solche Einflüsse, die zunächst auf die im vierten Evangelium erzählten Begebenheiten zurückgehen und die dortigen Voraussetzungen aufgreifen, kommen in Betracht: Altchristliche figurale Darstellungen in Katakomben und auf Sarkophagen, allegorische Deutungen und mystische Interpretation der ältesten Exegeten (Origines, Tertullian, Pseudo-Origines, Cyprian, Kyrill von Jerusalem) über die Bedeutung des Lanzenstiches, der besonders durch Chrysostomus und dessen symbolische Auslegung über die Erneuerung dieser Handlung im Meſsopfer in den Mittelpunkt der Messe getreten war, wodurch auch die innige Beziehung mit dem Evangelium bewahrt blieb; — Die Interpretation des Speerstiches in der abendländischen Dogmatik, die gleichfalls eine mystische Deutung gibt; — Der in Jerusalem und Konstantinopel betriebene Kultus des hl. Kreuzes, Speeres und Kelches, wodurch, wie die auf diese Zeremonien bezüglichen Berichte erkennen lassen, seit dem 5. Jahrhundert Kelch und Lanze in den religiösen Legenden aller christlichen Völker in Jerusalem miteinander verbunden erscheinen. Der älteste erreichbare Bericht über den Gral ist der Hinweis des Antonius Placentinus um 570 über den *calix*

onychinus quem benedixit in cena; — Die zentrale Stellung von Speerstich und Grablegung im Ritus der griechischen Messe, in der griechischen Kultusmystik und im Karfreitagsoffizium, das die auf den Speerstich bezügliche Stelle des Evangeliums besonders hervortreten liefs. Sie geben nach Burdach das Urbild für die szenisch-dramatischen Elemente der Gralsage. — Die Umgestaltung der abendländischen Karfreitagsfeier nach griechischem Vorbild. — Die im Orient entstandene Longinuslegende, deren Genesis Kap. XIV und XV berichten, ist im 4. Jahrhundert n. Chr. bei Gregor v. Nyssa bezeugt, sie dringt um diese Zeit in das Abendland. Ihre Auswirkungen sind die bildhaften Darstellungen der Speerstichszene in Frankreich und Italien, ferner englische und deutsche Gedichte des 8. und 9. Jahrhunderts und später der Glaube an die magische Wirkung der blutenden Lanze, wie dies in blutstillenden Sprüchen und in der Rolle des Longinus in den ältesten deutschen Passionsspielen hervortritt. Auch in französischen Epen, die Burdach allerdings etwas zu hoch ansetzt, wird des Speeres und der Tat des Longinus gedacht. Aus der Verehrung der in Jerusalem und Konstantinopel aufbewahrten Lanze, zu der dann als dritte die in Antiochia gefundene trat, erwächst die politisch-religiöse Bedeutung der Waffe während der Kreuzzüge als Symbol der abendländischen christlichen Herrschergewalt in Frankreich und Deutschland.

Diese Entwicklung der Legende über den hl. Speer und die übrigen Kreuzreliquien in all ihren Zusätzen aus liturgischen Gebräuchen, allegorischen Auslegungen und phantastischer Symbolik, mit den aus Reliquiendienst und Pilgermärchen entstandenen Ausschmückungen und dem volkstümlichen Abschlufs im 11. Jahrhundert gibt gewissermafsen die in ihre einzelnen Ursprungskomponenten zerlegte Vorgeschichte zu den Ausführungen der Kapitel 26, 27 über die beiden altfranzösischen Romane, in denen als Niederschlag des gesamten Legendenkreises die blutende Lanze und der Abendmahlkelch auftreten. Kristians Gedicht wird vor Roberts Estoire besprochen und die Rolle von Gral und Lanze aus den vorangehenden Untersuchungen über diese beiden Reliquien zu erklären versucht. Burdach macht für Kristian die Unterscheidung zwischen dem Geheimnis der wunderbaren Geräte, die im ideellen Mittelpunkt des Romans stehen, (blutende Lanze, der Gral, der silberne Teller, der Elfenbeintisch, das kostbare Schwert), deren Geheimnisse erst im Schlufsteil vom Dichter enthüllt werden sollten, und dem seelischen Grundmotiv des Graldramas bzw. der Entwicklung des Hauptheldеn. Hier hat die Frage an den kranken Fischerkönig eine entscheidende Bedeutung für das Schicksal der Gralkönige und Percevals. Die Lösung mufste im Kreise christlicher Vorstellungen gehalten werden, die für die Geheimnisse in der Erklärung des Einsiedlers betont werden, demzufolge die erwartete Frage aus Mangel an Mitleid unterlassen wurde. Die Reinigung Percevals erfolgt am Karfreitag, sie ist dadurch und durch den Hinweis auf die Karfreitagsliturgie wieder mit dem Gral und der Lanze, die für Kristian eine geheimnisvolle Einheit bilden, in symbolischen Zusammenhang gebracht. Der Gral ist nach der vom Dichter gegebenen Beschreibung der Gralprozession ein mit Edelsteinen verziertes eucharistisches Gefäfs, in dem die Hostie ruht, der silberne

Teller ist die Patene, auf dem die Hostie dem alten Vater des Fischerkönigs gereicht wird. Die blutende Lanze ist aus den volkstümlichen Vorstellungen über den Speer des Longinus entstanden, aus denen sich der Dichter die Vorstellung holte, daſs die Speerspitze, die die Seite Christi durchbohrt hatte, von nun an immer weiter bluten müsse.

Robert v. Borron benützt als Quellen für seine Graldichtung: Die apokryphen Evangelien Acta (gesta) Pilati nebst Descensus Christi ad inferos, im Mittelalter zusammengefaſst und bekannt unter dem Titel Evangelium Nicodemi; Vindicta Salvatoris; Narratio Josephi Arimathiensis. Er hat von Beginn seiner Erzählung an den Gral in eine Gralgemeinschaft (service), eine Graltafelrunde, gestellt, wohl nicht unbeeinfluſst von der Tafelrunde des Königs Artus. Aus der Bezeichnung ,,calices" neben ,,veissel" geht klar hervor, daſs Robert an den Abendmahlkelch dachte, was auſserdem durch den Hinweis bestätigt wird ,,ou Criz feisoit son sacrament" (v. 395). Der Dichter legt dem Gral eine magische Wirkung bei, die in innerlicher Beseligung, irdischer Unverletzbarkeit und Unbesiegbarkeit besteht. Einflüsse der liturgischen Abendmahlsmystik treten in der allegorischen Deutung bzw. Gleichsetzung von Grab und Altar, Grabtuch und Altartuch (Corporale), Blutschale und eucharistischem Kelch, Grabstein und Patene hervor. Von den Namen seiner Personen geht *Hebron* auf das alte Testament zurück, *Alein* ist aus Galfried genommen, dem Robert auch den Hinweis auf *Avaron* entlehnt. Burdachs Diskussion über ,,Roberts v. Borron Persönlichkeit, Zeit und Ort der Entstehung seines Gedichtes (II)" und ,,Die Bedeutung des Wortes Gral" (III) führt zu keinen neuen Ergebnissen, die Abfassung der Estorie wird nach Heinzel und G. Paris in zwei verschiedenen Abschnitten angesetzt, deren erster vor 1183 fiele. Die Frage über das ,,Verhältnis der Dichtung Roberts zu Christians Perceval" wird für die Reihenfolge Robert-Kristian entschieden, der seinem Vorgänger die Gestalt des Fischers entnahm. Bei Robert ist der Beiname ,,der reiche Fischer" noch im ursprünglichen Sinn als der reiche Bekehrer im Lande des Westens zu verstehen. In die Fischsymbolik, die das frühe Christentum mit dem Abendmahl verband, gehört bei Robert auch der Fisch, den der Schwager Josephs v. Arimathia auf die Graltafel dem Gral gegenüber legen soll, wodurch nach Augustinus (Piscis assus Christus est passus) die Anwesenheit Christi symbolisiert werden soll. Auch die Gralwirkung entspricht der Lehre von der Kommunion. Die Verbindung mit Avalon-Merlin ist aus der Absicht Roberts zu erklären, die Grallegende mit der Sage von Artus und dem britischen Zauberer zu verbinden. Dadurch ist auch der Sprung zu verstehen, daſs Robert die von ihm in seinem Schluſsteil aufgezählten Abschnitte ausläſst und den Merlin anschlieſst. Damit ist die Frage der inselkeltischen Überlieferungen angeschnitten, die Robert kennen oder benützen konnte. Der Ausgangspunkt des Problems ist die Tatsache, daſs Robert den Bericht über die Christianisierung Englands mit der Gestalt des Joseph v. Arimathäa verbindet. Nach Burdach war Joseph in England eine seit langem bekannte und beliebte Gestalt aus der Passionsgeschichte Christi und durch das sogenannte Evangelium Nicodemi (Gesta Pilati), das im 11. Jahrhundert mit der Vindicta Salvatoris

in die Volkssprache übertragen wurde, weiten Kreisen bekannt. Nach Burdach darf man die Verbindung der englischen Missionstätigkeit Josephs v. Arimathäa nicht für freie Erfindung der Interpolation in der Schrift De antiquitate Glastoniensis ecclesiae halten, es liege vielmehr eine ältere Sage zugrunde, die in den Orient weist, wie aus einem Apokryphon über Joseph von Arimathäa in georgischer Sprache hervorgeht, das eine syrische Fassung aus dem 7. Jahrhundert zur Grundlage hat und grofse inhaltliche Übereinstimmung mit den Hauptmotiven bei Wilhelm v. Malmesbury und Robert v. Borron aufweist. Demzufolge gehe die Fabeldichtung über den frühchristlichen Ursprung der Kirche von Glastonbury weit zurück, sie wurde dann nach 1135 durch Galfrieds Chronik in den Lokalchroniken bzw. Heiligengeschichten mit der Arthursage verknüpft (Vita des hl. Gildas, von Caradoc um 1160 im walisischen Kloster Lancarvan verfaſst, worin Glastonbury und Artus miteinander verbunden sind). Nach Burdach bestehe zweifellos ein Zusammenhang zwischen Roberts Josephgedicht, das Petrus nach Avalon ziehen läſst, wo er seine Ruhestätte findet, und den Glastonbury-Fabeln in der Überarbeitung von Wilhelms v. Malmesbury De antiquitate Glastoniensis ecclesiae, wobei aber die Vorlage ungewiſs bleibt. Das gegenseitige Verhältnis von Robert und Kristian wird dahin bestimmt, daſs Roberts „Joseph" wohl dem „Perceval" Kristians vorangehen könne. Beide Dichter scheiden sich dadurch, daſs Kristian die höfisch-ritterliche Richtung vertritt, in der Gralburg und Artushof nebeneinander stehen und Perceval Anwärter auf das Gralkönigtum ist. Robert folgt der Legende, die durch Joseph, Hebron, Alein und Petrus den Gral mit der Passion Christi verbindet. Kristian bietet eine Biographie Percevals, der sich vom Artusritter zum Gralkönig emporhebt, Robert dagegen erzählt die Vorgeschichte des Grals und die Entstehung der Graltafel. Burdachs Untersuchungen über die Verwendung des Motivenkomplexes Lanze—Gral in den beiden altfranzösischen Romanen kommt zu folgenden Ergebnissen: Die Pilgersage vom hl. Gral und der hl. Lanze stammt aus liturgischen Quellen, sie hat sich in Frankreich in zwei Richtungen entwickelt. Die eine, Kristian, stellt den Gral und die Lanze in die Artuswelt, die andere, Boron, berücksichtigt die ältere christliche Urgeschichte des Grals, der mit Joseph v. Arimathäa zusammengebracht erscheint und dadurch mehr vom geistlich-mystischen Grundgehalt der Legende bewahrte. Beide Dichter betonen den religiösen Charakter des Grals, dieser Charakter stammt aus der christlichen Liturgie. Nach Robert von Boron ist das Geheimnis des Grals im Sakrament der Messe fundiert, er hält einen späteren Abschnitt der Passion fest, die Sammlung des Blutes aus der Seitenwunde und den anderen Verletzungen Christi im Abendmahlkelch, Kristian wieder stellt die Lanze in den Vordergrund, verwertet daher die Longinuslegende und die mit der Lanze in Verbindung gebrachten Erzählungen. Folgende Punkte können als Bestandteile der Gralsage des zwölften Jahrhunderts festgestellt werden: 1. Eine orientalische, palästinensich-syrische Wurzel; 1. eine Verbindung orientalischer Phantasiegebilde mit keltisch-englischer Fabelbildung teils dynastischer teils kirchlicher Art von nationaler Färbung; 3. ein eschatologischer Zug, der in Kristians „Perceval" geheimnisvoll mit

der Grallanze, in Roberts „Joseph" mit dem Gralkelch in Händen seines letzten Hüters ebenso geheimnisvoll verknüpft ist; 4. ein universeller Drang nach Versöhnung der Völker und Religionen, den aber die einzelnen Gral-darstellungen in verschiedenem Grad und verschiedener Form bekunden und der am stärksten bei Kyot: Wolfram hervortritt; 5. eine religiöse Grund-idee der menschlichen Entsündigung durch Beteiligung an einem mysterien-haften Vorgang mit magischer Wirkung auf das leibliche und seelische Wohlbefinden, der überall, wenn auch sehr abgestuft, als eine liturgische Handlung, als eine Art Übersakrament in gnostischem Geiste nach dem Vorbild der christlichen Eucharistie hervortritt (Herbeitragen von Gral, Lanze, Teller, Hostie bei Kristian; Gralkelch mit dem Blute des Herrn, Patene, Graltafel bei Robert); 6. eine traditionalistisch erstarrte und ver-dunkelte Symbolik altchristlichen Ursprungs („Der reiche Fischer"); 7. zwei hl. Geräte aus der Passion Christi (die Lanze des Longinus bei Kristian; der Blutkelch des Joseph v. Boron), die beide in dem aus der Kirche von Jerusalem stammenden, durch byzantinische Vermittlung in die abendländische Feier aufgenommenen Karfreitagsoffizium vereint dramatisch inszeniert werden (S. 502).

Für Wolfram kommt dann Hans Borke im Schlufskapitel zu nach-stehenden Ergebnissen: Der deutsche Dichter stellt den Karfreitag in den Mittelpunkt seiner Dichtung, in der auch Gral und Lanze ihre Bedeutung haben, die allerdings Wolfram abweichend von Kristian entwickelt hat. Als Zusatz in Wolframs Gedicht kommt noch eine arabische Quelle vom Himmelstisch in Betracht, die ihrerseits aus Kultusmystik und christlicher Legende stammt, sich im Islam selbständig entwickelte und nun eine Quelle für Wolfram bildete. Die Kyot-Frage wird durch die Annahme gelöst, dafs Wolfram vom Schlufs des achten Buches an eine Nebenquelle benützte, deren Verfasser Kyot hiefs bzw. heifsen sollte, ein Hinweis, der dieser Quelle den Anschein der Authentizität geben sollte. Wolframs Gral-vorstellungen ordnen sich auch dort, wo sie eigene Wege gehen, den christ-lichen Vorstellungen ein bzw. sind sie als solche zu erklären (der Gral ist ein Stein mit der verkündenden Inschrift, den die Engel auf die Erde bringen, auf dem der Phönix sich verbrennt, um zu neuem Leben zu er-stehen. Die zwei Messer: Kristians tailleor, könnten auf das als „lonche" bezeichnete Opfermesser der griechischen Messe zurückgehen, die Templeisen finden ihr Vorbild in der Vorstellung der ersten Christen von einem himm-lischen Paradiesesmahl, einer himmlischen Tafelrunde, zu der Christus seine Auserwählten beruft). Die Umgestaltung des Lanzenmotives gehörte der Vorlage an. Wolfram erreichte aber in seiner Dichtung die Wiedervereini-gung zweier auseinanderlaufenden Linien, der höfisch-ritterlichen Kristians und der legendarischen Borons, denen er durch seine geniale Kunst die äufsere und innerliche Zusammengehörigkeit wiedergab.

Der lange Weg, auf dem Burdach seine Untersuchungen über die verschiedenen Quellen und Anregungen zur Longinus-Grallegende führt, weist nur in wenigen Abschnitten sichtbare Meilensteine einer bereits durchlaufenen und abgeschlossenen Evolution auf. Es sind dies zunächst die Berichte, die (im 8. Kapitel) noch aus dem Ende des Altertums und dem

frühen Mittelalter außer der Verehrung auch die innige Verbundenheit der Kreuzreliquien in der Vorstellung der christlichen Welt bezeugen, weiter dann die Ausführungen über die älteste Gestalt der Longinuslegende und ihre Auswirkungen auf Skulptur, Malerei und Dichtung. Diese Kapitel lassen plastisch den Eindruck erkennen, den in der mittelalterlichen Glaubensmystik und -symbolik die Person bzw. die Tat des Söldners hervorgerufen haben. Die Beeinflussung durch die theologische Literatur, in der die mystischen Interpretationen der auf den Speerstich und seine Folgen bezogenen Berichte den Inhalt bilden, aus dem auch kultische Ergebnisse innerhalb der griechischen und abendländischen Kirche flossen, bildet sozusagen den stetig sich erneuernden Impuls für die Ausgestaltung der Vorstellungen über die beiden greifbaren Reliquien, Abendmahlkelch und Lanze. Soweit diese Untersuchungen den Gesamtkomplex in Betracht ziehen, wird man ihnen die Zustimmung nicht versagen können, eine tiefschürfende und bis auf den Fund neuer Quellen abschließende Arbeit über die Speer- und Grallegende vor den beiden altfranzösischen Gralromanen Borons und Kristians zu sein. Für diese beiden folgt Burdach den bisher ermittelten Ergebnissen literarischer Forschung, was Reihenfolge und Quellen betrifft, immerhin erheben sich aber eine Reihe von Fragen, die Burdach, vielleicht weil sie ihm innerhalb der Gesamtdarstellung sekundärer Natur zu sein scheinen, weniger aufgriff. Sie mögen daher, da sie die literarischen Beziehungen der französischen Gedichte und der deutschen Fassung Wolframs betreffen, hier zur Sprache kommen.

Burdach vertritt zunächst die Ansicht, den „Perceval" (nach Hilkas Ausgabe zitiert) als Gesamtwerk Kristians zu betrachten. Beckers gegenteilige, in der ZRPh. LV, 400ff. vertretenen Argumente für eine Dreiteilung der Komposition unter Kristian und zwei Fortsetzer sind ihm entgangen, ebenso wird Försters Kapitel über die französischen Gralromane Kristians und Borons, über Wolfram und Kyot (Wörterbuch S. 145*ff.) nicht berücksichtigt.

1. Das Verhältnis der beiden Romane

Burdach spricht sich (S. 501) für die Möglichkeit aus, Roberts „Joseph" könne dem „Perceval" Kristians vorangehen. Während sich jener außer auf seine schriftliche Quelle (V. 932ff.: le grant livre) auch auf mündliche Berichte beruft (v. 3457 maintes paroles Contees ki ne sunt pas foles, auf den „boens pescheres" bezogen), weist Kristian ausdrücklich auf das vom Grafen Philipp v. Flandern erhaltene livre und den Auftrag hin, es zu reimen. Dieses Buch war nach Burdach ein lateinisches Gralbuch. Förster läßt in seiner Erörterung über „Die Quelle" des Percevalromans (Wörterbuch S. 173*) die Möglichkeit zu, Roberts Joseph könne Kristians livre gewesen sein. Der Einwand, den man durch das Zeitwort „rimoiier" erheben könnte, wird von Förster dadurch entkräftet, daß das Verb auch allgemein heiße: „In Reimen und Versen schreiben", demnach: „einen Versroman schreiben" (S. 155*). Demgegenüber weist Referent auf eine andere Erwägung hin, die sich aus den Worten des Prologs ergeben: *Crestiiens seme et fet semance D'un romanz que il ancomance.* Für ein schon vorliegendes gereimtes Werk dürfte sinngemäß dieser Ausspruch „fet

semance", wenn man den Inhalt in Betracht zieht, kaum passen. Aufserdem kann man in der Betonung des Verb *que il ancomance* gleichfalls den Hinweis auf einen bisher noch nicht behandelten Stoff oder Roman sehen. Dazu treten dann ganz eindeutig die Verse: *Crestiiens, qui antant et painne A rimoiier le meillor conte Par le comandement le conte*, denen zufolge also die Erzählung noch zu reimen ausständig war. In dem Hinweis auf den „contes del Graal Don li cuens li bailla le livre" eine Überarbeitung der „Estoire dou Graal" Roberts zu sehen, widerspricht einerseits allem, was wir von Kristians eigener Einschätzung als Dichter wissen, es würde aber auch andererseits bei dem Auftraggeber Philipp eine kritische Einstellung dem Gedichte Roberts gegenüber voraussetzen, die wohl einzig dastünde und Kristian wahrscheinlich zu einer Rechtfertigung den Zeitgenossen gegenüber veranlafst hätte, wie er es seinerseit im Prolog zur Karre tat. Da nun Kristian in einem Punkte sich von Robert unterscheidet, nämlich in der Erwähnung der Lanze, wird die von Philipp vermittelte Quelle wohl ein Legendarium über diese Reliquien gewesen sein und die Verbindung von Lanze und Kelch bereits gehabt haben, so dafs das Gedicht Kristians durch die Vereinigung der beiden Reliquien im Roman andere Wege gehen konnte als die Erzählung bei Robert, der nur die Vorgeschichte des Grals ins Auge fafst und dabei stark im Liturgischen haftet. Diese Erwägungen, die den Worten Kristians ihre Glaubwürdigkeit und dem Livre des Grafen sein Eigendasein belassen, wenden sich nun keineswegs gegen die Tatsache, dafs Kristian die Redaktion Roberts gekannt haben wird, denn beide Gedichte weisen unbestreitbare Übereinstimmungen auf, wobei allerdings die auf den Gral bezüglichen aus dem mystisch-legendenhaften Gemeingut stammen können, das dem Livre des Grafen und der Vorlage Roberts zugrunde lag. Da nun der Graf für die Kreuzzugidee schon früh Interesse zeigte, ist auch dadurch der Hintergrund für das Livre gegeben, das durch die Vereinigung der beiden Passionsreliquien der Stimmung der Zeit und des Fürsten entgegenkam, der den gröfsten Ependichter seiner Zeit mit der Abfassung eines Romans betraute, der von diesen Geräten handelte. Es bliebe nur der Einwand zu entkräften, warum Kristian dann seine Erzählung nicht etwa schon im Titel zunächst mit der Lanze oder beiden Reliquien in Zusammenhang brachte. Hier ist wohl die überragende Stellung, die der Kelch in der Liturgik und Legende einnimmt, die Ursache gewesen, den Abendmahlkelch an erste Stelle zu setzen und implicite auch die Lanze damit einzuschliefsen.

Mit dieser Annahme, die beiden Reliquien im Livre des Grafen zu vereinigen, ist aber auch die Gewifsheit gegeben, dafs diese Vorlage nichts über Perceval und dessen Verbindung mit dem Gral enthielt, da Kristians unmittelbare(r) Fortsetzer darüber keine Lösung geben konnten (konnte). Damit erübrigt sich aber auch die von Becker (l. c. S. 412) angedeutete Möglichkeit, dafs etwa der Besteller Graf Philipp von Flandern auf Fortführung oder Fertigstellung der Dichtung drängte, da er ja dann sein Buch zur Verfügung gestellt hätte. Und ob Philipp in den von Kriegen und politischen Schachzügen erfüllten Jahren nach 1182 noch Interesse an der Förderung unvollendeter Dichtungen hatte, bleibe dahingestellt. Es liefse sich

vielmehr aus dieser Überlegung die immerhin wahrscheinlichere Folgerung ziehen, daſs die Fortsetzung zu Kristians unvollendetem Roman erst nach Philipps Kreuzfahrt erfolgte, so daſs auch die Möglichkeit, Philipp hätte Mitteilungen oder Anregungen über die Lösung geben können, entfiel.

2. Die Klausnerepisode

Percevals Aufenthalt in der Gralburg gibt über die dort geschauten Wunder keinen Aufschluſs, wohl aber teilweise die gegen Schluſs der Erzählung stehende Episode in der Höhle des Klausners (6330ff.), zu dem Perceval fünf Jahre nach seinem ersten Aufenthalt in der Gralburg kommt. Da aber die dazwischen fallende Ausfahrt Gaweins nur mit etwa vierzig Tagen angesetzt wird (4790), ergibt sich zwischen beiden Zeitbestimmungen und den dazwischen liegenden Ereignissen ein Widerspruch, demzufolge man die Gaweinepisode als späteren Einschub in den ursprünglich straffen Zusammenhang einer dem Ablauf zustrebenden Erzählung betrachten könnte. Andererseits spricht alles dafür, die Klausnerepisode, wo wir das erstemal über die Abstammung Percevals unterrichtet werden, zu der ursprünglichen Konzeption Kristians zu rechnen, da sie sich in dessen Voraussetzungen ohne Widerspruch einfügt. Denn diese Episode ist in allen Punkten eine logische Weiterführung der früher gegebenen Voraussetzungen und Fragen. Abgesehen von diesem Zusammenhang läſst noch eine andere Erwägung die Authentizität dieser Stelle voraussetzen. Es ist dies die auch in den als Kristianisch anerkannten Teilen auftretende Übereinstimmung mit Robert v. Boron. In der Klausnerepisode sehen wir die schon in der Estoire aufgestellte Verwandtschaft der Gralhüter auch für die Genealogie Percevals bindend, der „reiche Fischer" (v. 6417), der der Bruder des Klausners und der Mutter Percevals ist, erscheint als der Sohn des Königs qui del graal servir se fet (v. 6419) und der in dem Zimmer wohnt, in das man seinerzeit bei der ersten Ankunft Percevals den Gral trug. Bei Wolfram ist es Titurel. Damit ist das von Boron geprägte Motiv, einer bestimmten Familie die Hut des Gral zu überantworten, auch im „Perceval" beibehalten. Für Kristian spricht endlich der bisher noch nicht beachtete Umstand, daſs seine Konzeption eine bewuſste Verbesserung der von Boron gegebenen Genealogie darstellt, in der ein etwas störender Verstoſs gegen die der Heiligkeit der Sache gebührende Auffassung zu bemerken ist. Alain, der zwölfte Sohn Brons, erklärt, sich nicht verheiraten zu wollen: Qu'en mon aé femme n'arei Ne ja femme n'espouserai (v. 2970). Nach etwas mehr als hundert Versen hören wir, daſs er einen männlichen Erben bekommen soll, der den Gral besitzen und behüten wird: Di li que de lui doit issir Un oir malle qui doit venir Ce veissel ara a garder (v. 3091/3)[1]. Bei Kristian dagegen ist Perceval nicht mehr Bastard, er stammt in ehelicher Filiation

[1] Diese Stelle bietet die Möglichkeit verschiedener Interpretationen. Läſst man Joseph als ersten Gralhüter aus, dann wäre Bron der erste, Alains unehelicher Sohn der zweite, der dritte würde nach Gottes Ratschluſs kommen. Zieht man aber den vorangehenden Hinweis auf die Trinität in den Zusammenhang der auf die Gralerben bezüglichen Prophezeiung, dann besteht kein Zweifel, daſs diese drei Personen von Joseph an zu rechnen sind und daſs mit dem dritten Erben der Sohn Alains gemeint ist.

aus dem Geschlecht der Gralhüter, in das er, nach seiner unbewuſsten Abirrung, zurückkehren soll. Durch diese Erklärung der Klausnerepisode werden aber auch andre Stellen des „Perceval" verständlich, die Becker (l. c. S. 402) Kristian bereits abspricht. Es ist die Szene, in der Perceval nach Verlassen der Gralburg mit seiner Base zusammentrifft (v. 3430ff.), die bereits, ohne daſs der Leser erführe, woher, den Fischerkönig kennt, sich mit den Geheimnissen des Grals vertraut zeigt und schon weiſs, wie die Heilung des kranken Burgherrn möglich gewesen wäre. Diese Kenntnisse ergeben sich eben aus der Genealogie des Hauses, über die der Leser allerdings erst später, wie dies Kristian zu tun pflegte, unterrichtet werden sollte. Somit ist auch die plötzliche Eingebung, die den bisher ungenannten vaslet seinen Namen finden läſst, in den Zusammenhang des Hauses gebracht, aus dem der erste Aufschluſs über das Vergangene erfolgt. Die Überleitung der Erzählung vom Gral zum Artushof ergibt sich aus dem Hinweis von Percevals Base, wird daher noch Kristians Eigen sein. Erst nach dem Erscheinen der Gralbotin tritt in der Handlung der Umschwung ein, der Perceval zugunsten Gavains und der von diesem bestandenen Abenteuer zurücktreten läſst. Alle Anzeigen sprechen nun dafür, daſs der Fortsetzer Kristians hier seine Zusätze anbrachte, um aus den Worten der Gralbotin jene Abenteuerfolge zu begründen, die infolge der neuen Einstellung nicht mehr von Perceval bestritten werden konnten, der ja nur den Gral suchen durfte. Auſserdem war er ja verflucht und Unheil heftet sich an ihn. Der Nachdichter läſst der Botin auch den Hinweis auf das „Chastel orguelleus" geben, für eine im Dienst des Gral stehende Dienerin ein Verstoſs gegen die hohe Auffassung des Graldienstes, und so hat der Fortsetzer ein Gegenstück zum asketisch-weltabgewandten Schloſsdienst der Gralritterschaft erdacht und die Gavainepisode als Erweiterung des Kristianischen Torsos ermöglicht. Die plötzliche Rolle Gavains, der hier die Suche nach der Lanze übernimmt, geht schon aus dem Umstand als nicht zu Kristian gehörend hervor, daſs Lanze und Gral in dem Empfinden der Legende eine Einheit bilden und daher nur von e i n e m Helden gefunden werden können. Der mit der Konzeption Kristians nicht vertraute Fortsetzer sah in der Zweiteilung Gral-Lanze einen bequemen Ausweg, Gavain ebenfalls eine Queste zukommen zu lassen, die er logisch an die Worte der Gralbotin anschlieſst. Die Inhaltsarmut dieses Gavainteiles, der nur aus epischen Gemeinplätzen besteht, ist mehr als überzeugend, diesen Abschnitt einer späteren, der groſsen Konzeption Kristians ferne stehenden Hand zuzuschreiben. Dagegen zeigt das zum alten Bestand gehörende Stück von Percevals Erscheinen beim Klausner, wie Kristian die Zwischenzeit bis zum zweiten Besuch des Helden auf der Gralburg kurz abtun wollte, wobei jedoch die Wirkung der Botschaft auf das Gemüt des Schuldigen betont wird: ... Percevaus, ce conte l'estoire, A si perdue la memoire Que de Deu ne li sovient mes: Cinc foiz passa avris et mes, Ce sont cinc an trestuit antier, Einz que il antrast an mostier, Ne Deu ne sa croiz n'aora Tot einsi cinc anz demora (V. 6217ff.). An diesen kurzen Übergang schloſs Kristian dann die Klausnerepisode, in der wir die vor der Erzählung liegenden Voraussetzungen das erstemal in geordnetem Zusammenhang vernehmen.

Aus dem Gesagten kann man als sicher festhalten: Kristian hat alle mit dem Gral in Zusammenhang stehenden Personen in ein Verwandtschaftsverhältnis gestellt, das die Lösung der Gralgeheimnisse begründen und erleichtern sollte. Er hat dieses Motiv aus dem Gedichte des Robert v. Boron übernommen, dessen Stammbaum der Gralhüter allerdings beim zweiten den Makel einer aufserehelichen Geburt aufweist. Kristians späterer Gralhüter ist dagegen ein vollwertiger Sprofs der mit der Obhut des Gral betrauten Familie, in die er nach anfänglicher Trennung zurückkehrt, um sein ihm zugedachtes Amt zu übernehmen. Auf Grund der inneren Zusammengehörigkeit der Szenen und ihrer Voraussetzungen kann der Teil des Percevalromans bis zum Eintreffen der Botin am Artushof und die Klausnerepisode bis v. 6510 als der Abschlufs des von Kristian hinterlassenen Torsos betrachtet werden. In diesen hinein wurde der Gavainteil gezwängt, der seinerseits wieder infolge der Unmöglichkeit, seine und des früheren Teiles Lösung zu finden bzw. zu vereinigen, liegen blieb. Kristians ursprüngliches Gedicht hätte demnach 4770 plus ca. 350 Verse umfafst, nimmt man für die Lösung der noch ausstehenden Geheimnisse etwa 1200 Verse an, so wäre das vollendete Gedicht auf etwa 6500 Verse gekommen, hätte also den Umfang des Cligès oder des Löwenritters erreicht. Gegenüber Beckers Hypothese, auf Grund akustischer Momente zwei Bearbeiter am Perceval anzusetzen und Kristians Teil nach der Ausfahrt des Helden von der Gralburg schliefsen zu lassen, gründet sich die hier vertretene Ansicht auf die Kontinuität der Voraussetzungen, die zwischen der Klausnerepisode und dem früheren Teil bestehen, so dafs man aus diesem Grunde die durch den Gavainteil abgetrennte Klausnerszene mit ihren Lösungen noch zu dem von Kristian konzipierten und hinterlassenen Ganzen rechnen kann. Die Zuteilung der Gavainqueste an eine fremde Hand stützt sich auf die Armseligkeit der Erfindung, deren Inhaltsleere auffällig mit der spannenden, christliche Mystik und arturische Wunderwelt vereinigenden Konzeption Kristians kontrastiert.

3. Robert von Boron und die keltischen Sagen

Für Robert nimmt Burdach „mannigfaltig verzweigte englische Überlieferungen" an, deren Hauptgestalten Alein, Joseph, Bron, ferner die Insel Avalon, aus keltischen Sagenquellen genommen seien. Er glaubt in Gegensatz zu Zarncke, der die Verknüpfung der Bekehrung Englands mit der Person des Joseph von Arimathäa, worüber das erstemal in der zwischen 1129 und 1135 verfafsten Schrift des Wilhelm von Malmesbury De antiquitate Glastoniensis ecclesiae die Rede ist, als spätere, durch die Gralromane bedingte Interpolation erklärt, an die Wirklichkeit der durch diese Schrift vorauszusetzenden nationalen britischen Sage, derzufolge die Fabeldichtung über den frühchristlichen Ursprung der Kirche von Glastonbury weit zurückreiche (S. 494).

Diese Überschätzung des sogenannten keltischen Elementes mufs heute seit Farals Untersuchungen (von Burdach übersehen ebenso wie die Ausgabe des Roman de L'Estoire dou Graal des Robert de Boron von W. A. Nitze, classiques français du moyen âge, vol. 57, 1927) als abgetan

betrachtet werden. Wilhelm von Malmesbury als Quelle Roberts für die sagenhafte Christianisierung Englands anzunehmen, ist nach Farals Darlegungen gleichfalls bedenklich. Denn das Werk Wilhelms De antiquitate Glastoniensis ecclesiae ist in seiner ersten Fassung zwischen 1129 und 1135 abgeschlossen worden, ohne von Artus irgend etwas zu wissen. Das einzige Ms. der bereits überarbeiteten Version des Trinity College in Cambridge R. 5, 33, kann nach der zweiten Redaktion der Gesta regum Anglorum über die angeblichen Legenden kontrolliert werden und da ergibt es sich, daſs Wilhelm von Artus nichts sagt (Faral, la Légende Arthurienne III, 408/9). Vor 1130 weiſs Glastonbury nichts von Artus und seinem Sagenkreis. Dieser erscheint das erstemal in dem Leben des hl. Gildas, das Caradoc von Llancarvan verfaſste und das auf Galfried fuſst. Glastonia ist hier noch urbs vitrea genannt und wird von Artus belagert, da Guennuvar, Artus' Frau, hier von ihrem Entführer Melvas gefangen gehalten wird. Gildas vermittelt den Frieden zwischen beiden. Im Jahre 1166 ist Artus, wie das in diesem Jahre geschriebene Ms. Durham B II, 36 des Gildaslebens beweist, schon mit Glastonbury verbunden.

Eine andere für Robert v. Boron beachtenswerte Tatsache ist hier anzuführen, daſs nämlich die letzte Interpolation, die in Glastonbury erfolgte, den Namen insula Avallonis in insula Avallonia verwandelte. Robert kennt diese Bezeichnung nicht, ebenso ist sie der 1166 fertig gestellten Abschrift von Durham B II, 36 des Gildaslebens von Caradoc unbekannt. Diese neue Bezeichnung Avallonia (s. Faral III, 426ff.) steht in Widerspruch mit der von Galfried erfundenen insula Avallonis, die zu Avallonia wurde. Der Versuch, Glastonbury mit diesem neuen Namen zu bezeichnen, kann nach den Zeugnissen des Girals v. Bari (Cambrensis), gest. 1223, in dessen Schriften de principiis instructione und Speculum ecclesiae, ferner nach der Äuſserung des Radulfus v. Coggeshale in seinem Chronicon Anglicorum (1066—1200) in die Zeit von 1180—1190 gesetzt werden. Aus dem Umstand, daſs Robert v. Boron den Namen Avaron gebraucht, ist ersichtlich, daſs er die spätere Fälschung der Klostergeschichte nicht für seinen Joseph benützte.

Es bleibt aber noch eine zweite, schwerer wiegende Übereinstimmung Glastonbury und Robert, es ist dies der Bericht über die sagenhafte Christianisierung Englands durch Philippus in Wilhelms De antiquitate Glastoniensis ecclesiae, den Robert als Vorlage benützt haben soll. Burdach erklärt hierzu (S. 488): „Mag man diese Nachricht Wilhelm v. Malmesbury selbst zuschreiben oder sie zu den nach seinem Tode vorgenommenen Interpolationen rechnen, jedenfalls sind diese älter als die groſsen Gralromane des 13. Jahrhunderts und nicht durch sie hervorgerufen, wie Zarncke annahm". Nun kann man aber nach Faral II, 421ff. den Grundstock dieser auf Philippus und Joseph v. Arimathäa zurückgehenden Sage von der Christianisierung Englands auf folgende Abschnitte reduzieren: 1. Die Kirche von Glastonbury war durch Christen gegründet worden, an deren Spitze Philippus, der Apostel Galliens, stand. Irgendwelche Namen werden nicht erwähnt. 2. Nach 1135 werden die Heiligen Phagan und Deruvian genannt, die auf der Insel A v a l l o n i a die Trümmer der Kirche fanden,

die vor 103 Jahren von 12 Anhängern Christi gegründet worden war. 3. Die letzte Erweiterung erzählt, daſs Joseph v. Arimathäa nach Glastonbury gekommen sei. Diese Version ist erst im 13. Jahrhundert nach dem Roman de Lancelot geschrieben, der um 1225 datiert wird.

Auf Grund dieser Darlegungen kann man wohl eine Beeinflussung Roberts durch geschriebene Glastonburysche Quellen, besonders was Joseph v. Arimathäa betrifft, ablehnen. Roberts Führung der Geschichte in seinem Roman stimmt zu dieser Annahme. Die dem Joseph in der Estoire dou Graal zugeteilte Rolle hat mit Heidenbekehrung nichts zu tun, auſserdem wird England als Schauplatz nicht genannt. Merkwürdig ist auch, daſs Robert nicht von der Insel Avalon, sondern von den „vaus d'Avaron" (V. 3221) spricht, die als genauere Erklärung des Ausdruckes von der „terre vers occident Ki est sauvage durement" nach dieser Angabe stehen. Mit dieser Lage steht die im lateinischen Merlin V. 908ff. gegebene Beschreibung von Avalon, seiner lieblichen Lage, Fruchtbarkeit und mildem Klima in stärkstem Widerspruch, so daſs hier augenscheinlich nur literarische Reminiszenz vorliegt. Robert hat also seinen Bericht über Joseph ohne Beeinflussung britischer Sagen oder Glastonburyscher Vorlagen aus dem Evangelium Nicodemi und der Vindicta Salvatoris genommen, der Name Alain und Avalon sind aus Galfried entlehnt. Zum Schluſs noch eine Vermutung über die Verwendung des Namens Alain. Dieser steht nämlich im Kapitel 205 der Historia regum Britanniae des Galfried v. Monmouth zusammen mit Merlin und dessen Prophezeiungen, es ist dadurch möglich, daſs Robert infolge dieser Verbindung mit Merlin den Namen Alain behalten und so in seine Erzählung übernommen hat. Alle anderen auf Glastonbury oder auf keltische Überlieferungen beruhenden Voraussetzungen sind haltlose Annahmen.

Wolfram

In dem von Kristian übernommenen Teil weicht Wolfram in der Darstellung der auf der Gralsburg bewahrten Geheimnisse und deren späteren Lösung durchweg von dem französischen Dichter ab. Es spricht wohl vom Gral: ûf einem grüenen achmardî / Truoc si den wunsch von pardîs. / Bêde wurzeln unde rîs. / daz was ein dinc, das hiez der Grâl, erden wunsches überwal (235, 20—24). Während aber im Französischen das Wort „graal" als Schüssel verstanden wird, ist für den deutschen Dichter dieser Begriff nicht gegeben, sondern zu einem „dinc" geworden, das er erst erklären muſs. In dieser späteren Erklärung wird der Gral ein Stein, der nährende Kraft hat und lapsit exillis (lapis elixir) heiſst (469, 7). Der Anblick des Steines verscheucht den Tod auf eine Woche (468, 8/13), er verleiht jugendfrisches Aussehen (469, 18/27). Dieser Stein heiſst auch der Gral: Der stein ist ouch genant der grâl (469, 28). Seine Wunderkraft wird durch eine Oblate, die eine weiſse Taube an jedem Karfreitag vom Himmel bringt und auf den Stein legt, genährt, dadurch erhält er die Kraft, Speisen zu spenden. Wer zum Graldienst berufen ist, dessen Namen und Geschlecht erscheint in einer Schrift am Rande des Steines, von dem sie wieder verschwindet, nachdem sie gelesen worden war.

Dieser ersten Abweichung folgt aber eine zweite nicht minder auffällige, es ist die Erklärung, die Wolfram von der blutenden Lanze gibt. Hier ist keine Rede von der Longinuslanze, zu der die Parallele wohl von selbst gegeben wäre, es ist vielmehr ein Heidenspeer, dessen vergiftetes Eisen in der Wunde des Amfortas zurückgeblieben war und von einem Arzt entfernt werden mufste. Von der alten, durch die Legende gegebene Verbindung der beiden Reliquien ist bei Wolfram nichts mehr zu spüren. Die Rolle der Lanze wird aus der an die Verwundung des Gralkönigs geknüpften Voraussetzung gestaltet. Sie dient dazu, die Schmerzen des durch das kalte Fieber gequälten Siechen zu lindern, indem die Eisenspitze, in die Wunde gelegt, durch das an ihr haftende glühendheifse Gift die Frostqualen des Königs mildert. Doch beschlägt sich das Metall mit glashartem Eise, das nur mit den vom Schmiede Trebuchet verfertigtem silbernen Messern losgelöst werden kann. Das Blut am Speer erklärt sich demnach aus dem Umstand, dafs das Speereisen in die offene Wunde gelegt werden mufste (daz sper muos in die wunden sîn, / des wart daz sper bluotec rot, 489, 30—490, 2).

Zusammenfassend kann man also folgende den Gral und die Lanze betreffenden Veränderungen in der Dichtung Wolframs feststellen: 1. Der Gral ist kein Gefäfs, sondern ein Stein, der eigentlich einen anderen Namen führt, mit der Passion hat er nich zu tun. 2. Die Lanze ist nicht mehr die Longinuslanze, sie wird mit der Pe. ,on des Amfortas und nicht mehr mit Christus in Zusammenhang gebracht. Für beide Wundergeräte der christlichen Legende hat also Wolfram andere Voraussetzungen geschaffen. Diese Tatsache führt aber zu Voraussetzungen, aus denen sehr bedeutsame Folgerungen abgeleitet werden können, und es ist verwunderlich, dafs sie bisher noch nicht in ihrer ganzen Tragweite weitergeführt wurden. Bekanntlich bedeutet das Wort *graal* im Französischen „Schüssel, Gefäfs" und auf dieser Bedeutung bauten ja auch die Keltisten die Herleitung des Gral von einer keltischen Kesselsage ab. Es wäre wohl in der französischen Literatur nicht möglich gewesen, unter „graal" einen Stein zu verstehen, wie dies der deutsche Dichter tut. Wenn aber Wolfram derart kühn die Voraussetzung des französischen Wortes bzw. den damit verbundenen Vorstellungskreis einer Legende umbiegen kann, dann ist nur die eine Folgerung möglich, dafs es im Deutschen *keine Grallegende gab, die sich unter diesem Namen an den Abendmahlskelch knüpfte*, denn sonst hätte sie Wolfram nicht mehr von ihren Trägern losreisen können, um sie auf einen Stein oder Heidenspeer zu übertragen. Für Wolfram ist demnach Kristians unvollständiger Roman weniger ein an die christlichen Legenden über die Passionsreliquien gebundener Komplex als ein Abenteuerroman legendenhaften Einschlages, den er nach den wenigen Andeutungen, die er dem echten Kristianischen Bruchstücke entnehmen konnte, frei nach eigenem Ermessen zu Ende führt. Diese Andeutungen sprechen von einer blutenden Lanze, die mit dem reichen Fischer in Zusammenhang gebracht ist, sie deuten auf eine wunderbare Kraft des Grals hin, der schon durch seine Aufmachung über die Sphäre des Alltäglichen hinausgehoben erscheint, von dem ausdrücklich gesagt wird: Tant sainte chose est li graus,

V. 6425, auſserdem wird er noch als *esperitaus* bezeichnet (V. 6426). Da nun Wolfram die Urbedeutung des Wortes „Graal" nicht kennt und demnach auch die daran haftenden Vorstellungen nicht beibehalten kann, verschiebt sich für ihn die Basis, von der aus für Robert v. Boron und Kristian der Hinweis auf die Passionsreliquien implicite möglich war. Im Deutschen ist der Gral aus seinen Voraussetzungen, dem Komplex der Passionslegende, gelöst, wodurch auch seine wunderbaren Eigenschaften unverständlich wurden, daher muſste Wolfram in seiner Fortsetzung eine Lösung erfinden, die der neuen Erklärung vom Gral genügten. Dazu bot ihm die französische Vorlage den Anhaltspunkt: Sie spricht vom Gral als tant sainte chose und als esperitaus, V. 6425/26. Durch die Verbindung des Grals mit der Hostie, V. 6422, D'une sole oiste li sains hom, Que l'an en cest graal li porte, Sa vie sostient et conforte, ist die Verbindung mit dem liturgischen Meſsopfer nahegelegt. Wolfram verdeutlicht diesen Zusammenhang sinnfällig durch die am Karfreitag vom Himmel herabsteigende Taube, die diese Oblate auf den Gral legt. Es ist nicht unmöglich, daſs Wolfram durch das Wort „esperitaus" auf die Symbolik: Taube gleich hl. Geist gebracht wurde, so daſs also der Gral wieder durch diese neue Konzeption in die Nähe Gottes gerückt war. Ob für Wolfram die bei H. Bork im Schluſskapitel S. 541 angezogene Gleichsetzung des Altarsteines mit Christus den Anlaſs für die Umgestaltung der Auffassung vom Graal war, der hier nun zum Steine wurde, bleibe dahingestellt. Als Altarstein hat Wolfram den Gral nicht betrachtet. Auch die Annahme, daſs Wolfram für die Veränderung, den Gral aus einer Schüssel zu einem Steine gemacht zu haben, eine zweite arabische Quelle benützt habe, ist überflüssig, am einleuchtendsten für diese grundlegende Abänderung der Quelle dürfte noch immer Försters Annahme sein, der deutsche Dichter habe möglicherweise an das allgemein bekannte Wort „gres": Sandstein gedacht, den er nun zu einem Edelstein machte (Wörterbuch S. 201*). Aber auch durch diese Annahme wird die Tatsache bestätigt, daſs im deutschen Mittelalter zur Zeit Wolframs eine an den Abendmahlkelch gebundene Gralsage noch nicht bestand[1].

Die zweite Frage, die Herkunft der blutenden Lanze, ihre Rolle in der Erzählung zu begründen, hat sich Wolfram leichter machen können, da er literarische Vorbilder verwerten und auſserdem den folkloristischen Anschauungen seiner Zeit folgen konnte. Die vergiftete Lanze, von deren Verwundung der Getroffene nur durch eine bestimmte Person genesen konnte, hat sich in der Dichtung schon als dankbares Requisit bewährt, sie findet ihr Vorbild im Tristanroman, wo die vergiftete Waffe des Morhold die gleiche Wunde schlägt, an der Tristan wie Amfortas dahinsiecht. Wäre den deutschen Lesern der Hinweis auf die Longinuslanze

[1] Denn sonst hätte W. den Beginn des Grals nicht bis in den ersten Kampf des Guten und Bösen zurückverlegt. Und bezeichnenderweise muſs sich W., um seine mangelnde Kenntnis vom Gral zu entschuldigen, auf einen heidnischen Gewährsmann, den in den Geheimnissen der Natur bewanderten Flegetanis, berufen, der hier keine Ankunft zu geben vermag!

vor Augen gestanden, müßte man sich da nicht die gleiche Frage vorlegen wie früher beim Gral? Hätte es Wolfram wagen dürfen, diese Legende derart umzubiegen, daß er den Gnadenspeer zu einem vergifteten Heidenspieß machen konnte? Wolfram mußte nach einer Erklärung für das Auftreten und die Eigenart dieser auf Monsalvatsch gezeigten Waffe suchen. Er fand sie in der Tristandichtung, die seit 1180 durch Eilhards von Oberg Übersetzung verbreitet worden war. Wolfram kennt nun, wie aus den Personennamen und Anspielungen auf Szenen des Tristan zu erkennen ist, Eilhards Gedicht (s. die Aufzählung der in Betracht kommenden Einzelheiten bei Ehrismann: Geschichte der deutschen Lit. des Mittelalters II/2. 1. S. 221, der aber gerade dieses Hauptmotiv übersehen hat!). Bezeichnenderweise ist auch bei Eilhard Morholds Waffe eine vergiftete Lanze: Gewunt war dô Tristant / mit eime geluppeten spîze (Eilhard v. Oberge hgg. v. Franz Lichtenstein, S. 61, V. 868/9). Folkloristisch ist die Ansicht, daß Gift glühend heiß wirke, Wolfram verwendet diesen Zug geschickt, um das Bluten der Lanze zu begründen: Das glühende Gift dient zur Linderung des kalten Fiebers, dessen Frost durch die heiße in die Wunde gelegte Spitze gemildert wird. Dazu mag auch der mittelalterliche Waffenglaube kommen, daß nur die Wehr, die eine Wunde schlug, diese heilen könne. In dieses bisher durchaus logische Gefüge der neuen Wolframschen Konzeption paßt nun eine Veränderung des französischen Textes, die immer auf einen Übersetzungsfehler des deutschen Dichters zurückgeführt wurde. Bekanntlich gibt Wolfram den Ausdruck „un tailleor d'arjant" (V. 3231) durch Messer wieder, deren er zwei erwähnt, die der Schmied Trebuchet verfertigt hatte. Sie waren notwendig, den Belag von der Speerspitze zu lösen, demnach deren Wirkung aufrechtzuerhalten. Steckt dahinter nicht eher eine gelungene Denkarbeit, die mit der neuen Rolle der Lanze übereinstimmt und auch den epischen Charakter verstärkt? Die durch die Tristansage angeregte und auf die Grallanze übertragene Voraussetzung ist demnach vom deutschen Dichter in allen Einzelheiten folgerichtig weiter geführt und ausgeweitet worden. Und das sollte alles schon in dem geheimnisvollen Kyot oder in einer anderen Vorlage gestanden haben?

Referent ist sich bewußt, daß diese Auffassung über die Konzeption der Wolframschen Grallösung weniger die mystische Versenkung in geheimnisvolle Tiefen heute verlorner Quellen oder die Benützung anderer ebenso hypothetischer Gewährsmänner voraussetzt als vielmehr die denkmäßige, auf Folgerung und Überlegung aufgebaute Kleinarbeit des Nachdichters hervorhebt, der einen Ausgang finden mußte, da ihm die Gralsage in der Form, wie sie Robert und Kristian mit den an die Passionsreliquien gebundenen Voraussetzungen ihren Lesern zumuten konnten, fremd war, d. h. daß sie im deutschen Gebiet noch nicht verbreitet war. Wolfram konstruiert seine Lösung für Gral und Lanze aus Andeutungen und Anregungen des französischen Textes und schon vorliegenden literarischen Motiven (Tristan).[1] Vielleicht ist gerade die Unbefangenheit, mit der Wolram, unbeschwert durch eine Tradition, die Lösung der offen gebliebenen

[1] Anders Ehrismann l. c. II/1. S. 246ff., bes. S. 252/3.

Fragen in Angriff nahm, die Gewähr für den gelungenen Ausklang der deutschen Dichtung gewesen, deren Vertiefung und Verinnerlichung W.'s unbestrittenes Verdienst und Eigentum bleibt. STEFAN HOFER.

Philipp August Becker, *Das Werden der Wilhelm- und der Aimerigeste.* Versuch einer neuen Lösung. Abhandlungen der Philologisch-Historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Band XLIV, Nr. 1. Verlag S. Hirzel in Leipzig. 1939. 208 S.

In zusammenfassender, die Entstehung des ganzen Wilhelmzyklus in Betracht ziehender Darstellung entwickelt Ph. A. Becker hier als Abschluſs seiner früheren, der gleichen Frage gewidmeten Untersuchungen seine Theorie über das Aufkommen und die Entwicklung der gesamten Wilhelmgeste, wie sie von den Ursprungsliedern bis zu den groſsen zyklischen Abschlüssen zu denken sei: Als ältestes Lied über den historischen Grafen Wilhelm, den Gründer des Klosters Gellone, betrachtet Becker ein heute verschollenes Gedicht, dem er den Namen *Theobaldlied* gibt, *la Chanson de Thibaut l'esturman*, wobei er darauf hinweist, daſs der germanische Name, den der Protagonist trägt, und die Bezeichnung „Steuermann" eher auf einen Wiking deuten, doch kann möglicherweise der Dichter ein Nordfranzose gewesen sein, dem die Erinnerungen an normannische Beutezüge vertrauter waren als spanische Zustände. Dieses Urlied wird auch für das zeitlich folgende *Archamplied* die Quelle für die hier erzählten epischen Voraussetzungen gewesen sein. Der Inhalt des Theobaldliedes dürfte bereits die Hauptteile der Wilhelmsage entwickelt haben, also die Gewinnung der Frau oder Braut des Thibaut, ihre Taufe unter dem Namen Guiburc, ferner die Eroberung von Orange. Für die Datierung sind die Jahre des Kampfes zwischen den beiden sich befehdenden Abteien Gellone und Aniane in Betracht zu ziehen, die sich in ihren Urkundenfälschungen bereits epischer Namen bedienen. Dadurch kommt man in die Zeit von 1120—1125. Hierzu paſst auch die um 1141 aufgenommene Bemerkung des Ordericus Vitalis in dem um 1131 geschriebenen 6. Buche der Historia ecclesiastica über Wilhelm: Vulgo canitur a joculatoribus de illo cantilena. Die Angaben der hagiographischen Vita über Kämpfe vor Orange werden dann von dem Archamplied bestätigt, das in Laisse LXXIV die groſse Schlacht vor Orange und den Tod des Tedbalt l'esturman erwähnt, Voraussetzungen, von denen auch die lat. vita in dem Hinweis auf Orange und die gleiche Persönlichkeit inspiriert sei. Aus dieser Übereinstimmung lege sich der Schluſs nahe, daſs vita und *Chanson de Guillaume* aus einer gemeinsamen Quelle schöpfen, die ein spielmannsmäſsiges Werbelied für den Heiligen von Gellone gewesen sein mag, das von der Abtei als modernstes Propagandamittel zur Anlockung von Pilgern verwendet wurde.

Die erste, aus diesem verlornen Theobaldlied erflossene Fortsetzung ist das *Archamplied* (Chanson de Guillaume), dessen geographische Angaben von Becker um Gerona lokalisiert werden. „A munt Girunde" beziehe sich auf den Zug des Feindes, der an der Costa de Levante von Barcelona landete, etwa an der Strecke von San Feliu de Guixola bis Blanes, oder auch jenseits des Tordera zwischen Blanes und Arenya de Mar. (S. 13).

In dieser Strecke muſs auch der Archamp sor mer liegen. Die Schwierigkeit, daſs Tedbald vom Lied als in Bourges stehend bezeichnet wird, tilgt Becker durch die Besserung in Girunde, was bereits R. Weeks vorgeschlagen hatte.

Dem vorangegangenen Theobaldliede entlehnt der Dichter des Archampliedes die Gestalt des Grafen Wilhelm, der aber schon in Barcelona seinen Sitz hat. Guiburc stammt ebenfalls aus dem früheren Lied. Unsicher ist dagegen, ob Vivien dem Urlied entnommen wurde. Die jüngeren Verwandten Wilhelms sind erst vom Archampdichter geschaffen worden. Offen bleibt es, woher er Tedbalt v. Bourges und Esturmi nahm. Der von Wilmotte nachgewiesene und bis ins einzelne gehende, in Nachahmung von Szenen und Redewendungen hervortretende Einfluſs des Rolandliedes setzt das Archamplied in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts (S. 24). Hervorzuheben ist eine Vermutung, die Becker aus dem Liede selbst ableitet. Der Dichter des Archampliedes weist nämlich v. 1272 auf die Könige von Frankreich als die Vorfahren Wilhelms hin: Si parent furent cil e si ancessur. Nun leiten die Grafen v. Poitiers und Herzoge von Guyenne ihren Stamm von den Karolingern ab. Entscheidend ist aber für Becker der Umstand, daſs Wilhelm seinen Neffen, den kleinen Gui, zum Erben einsetzt. „Wo gibt es in Frankreich ein anderes groſses Geschlecht, bei dem auf einen Wilhelm ein Gui als Erbe gefolgt ist?" (S. 26). Es ist das Grafengeschlecht von Poitou, in ihrem Dienst hat die panegyrische Verherrlichung des epischen Wilhelm erst ihren vollen Sinn. In dieser Umgebung verstehen wir auch die ironisch-burleske Begleitnote des Liedes, sie paſst in die von Wilhelm 7., dem ersten Troubadur, geschaffene geistige Atmosphäre des Limusinismus, als den man auch den Ausdruck „desconortar" betrachten kann. Offen bleibt nach Becker die Frage, ob die *Chanson de Guillaume* vor oder nach 1137 geschrieben wurde, also zu Lebzeiten des letzten Wilhelm v. Poitou, oder als Leonore schon Königin von Frankreich war (S. 27). Der Verlust des Theobaldliedes und der Umstand, daſs die Ch. de Guillaume so lange verschollen blieb, erklären sich nach Becker aus dem Umstande, daſs sie keinen Platz in dem Wilhelmzyklus fanden.

Der *Wilhelmzyklus* ist die im 13. Jahrhundert vorgenommene Zusammenstellung von Wilhelmliedern, worin aber das *Theobaldlied* und die *ch. de Guillaume* keinen Platz fanden. Für die Bildung der Stammlieder des Zyklus äuſsert Becker eine ansprechende Vermutung: *Couronnement de Louis*, *Charroi de Nîmes*, *Prise d'Orange* werden als zusammenhängende, aufeinander abgestimmte Teile einer einzigen Groſsdichtung erklärt. Gründe hierfür sind auſser der Erwägung, daſs sie ein zusammenhängendes Wilhelmleben darstellen, noch die innere Zusammengehörigkeit, ihre gegenseitige Abstimmung, die klare und konsequent durchgeführte Zeichnung Wilhelms in allen Liedern. Sie sind als zusammengehörige Branchen einer planvoll angelegten Dichtung zu betrachten, die das Leben Wilhelms als ganzes umfassen sollte (S. 39). Wilhelms Mönchsleben, dessen einzelne Episoden in ihrem Verhältnis zueinander und nach ihrem mutmaſslichen Datum bestimmt werden (S. 39—51), schlieſst dieses zyklische Lebensbild ab. Das Lied von Wilhelms Klosterleben ist erst entstanden, als sich die Not-

wendigkeit fühlbar machte, ein vollständiges Lebensbild des Helden und auch des Heiligen zu geben. Die in den vorangehenden Liedern enthaltene Übersicht über Wilhelms Heldenleben verlangte das *Moniage* als natürlichen Abschluſs. Diese vierteilige Branchendichtung, die ein planmäſsiges Werk eines einzelnen Verfassers ist, blieb mit Ausnahme des *Moniage*, das starke Veränderungen erfahren hat (Einfügung des Synagonliedes + Gaydon- und Riesenepisode) in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten. Sie hat den Kern für alle späteren Zyklen abgegeben. Bekräftigt wird diese Voraussetzung durch die logische Verbundenheit der Erzählung, die die aufeinanderfolgenden Ereignisse in ursächlichen Zusammenhang bringt und sie aus dem Vorausgehenden begründet, durch die Einheitlichkeit in der Zeichnung des Hauptthelden Wilhelm und des Königs in allen Zeiten und Ereignissen der epischen Handlung. Schlieſslich charakterisieren gleiche Erfindung und natürliche Gabe der epischen Anschaulichkeit, gleicher Gestaltungswille und gleiche Technik diese Lieder. Als deren Heimat kommt die Isle de France in Betracht, als Entstehungszeit das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts. Da auſserdem in einer aus dem Jahre 1173 stammenden Abschrift des Liber de viis sancti Jacobi apostoli, in der bekanntlich die Chronik Turpins enthalten ist, die Kenntnis unserer Lieder und anderer Epen hervortritt, deren frühere Datierung, etwa vor 1150, nur mit schweren Bedenken zu vertreten wäre, dieser Liber aber von Becker mit den Bemühungen Friedrich I. um die Heiligsprechung Kaiser Karls in Zusammenhang gebracht und zwischen 1160—65 angesetzt wird, kommt man, da der Verfasser der Wilhelmlieder die gleichen Epen kennt wie der Pseudoturpin, in das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts, was mit der Zeitstimmung und mit den nachweisbaren epischen Einflüssen in Einklang stehe.

Innerhalb der Epenfiliation läſst sich die Stellung des Charroi durch Entlehnung von Situationen und Personennamen bestimmen, so daſs dieses Gedicht zwischen *Garin le Lorrain* und *Auberi le Bourgoin* zu setzen ist. *Guitalin, Mainet, Agolant* gehen dem *Charroi* voran. Aus diesen Beziehungen heraus kann man diese Branchendichtung in die 50 er Jahre des 12. Jahrhunderts zwischen *Garin le Lorrain* und die Fälschung des Liber s. Jacobi, am zutreffendsten wohl um 1160 herum, ansetzen (S. 58/9).

Auſser dieser Belesenheit ist unserem Dichter noch eine bis ins einzelne gehende Kenntnis hist. Quellen nachzuweisen, die, wie Becker zeigt, in bestimmten Zügen (histor. Krönung Ludwigs des Frommen in Aachen am 11. Sept. 813 mit der des Couronnement) Parallelen zu geschichtlichen Begebenheiten aufweisen. Auch die Kenntnis von Frankreich ist aus eigener Wahrnehmung geschöpft. Aus den Andeutungen des Zyklus läſst sich schlieſsen, daſs unsere vier Lieder im Kloster St. Denis um 1160 entstanden sind und von einem Mönche geschrieben wurden, der nicht nur die dortigen Geschichtsquellen zur Verfügung hatte, sondern vielleicht selbst an der Abfassung der Reichschronik beteiligt war. In diesem Zyklus dürfte das Archamplied als Mittelstück gestanden haben. Schlieſslich hebt Becker hervor, daſs diese vierteilige Branchendichtung als Werk von St. Denis nicht nur ein Werkzeug für die Pilgerwerbung nach dem Süden war, sondern die Verehrung Wilhelms auch für den Mittelpunkt des Reiches propagierte.

Dadurch ließe sich auch die Rolle erklären, die der Mai in *Charroi* und *Prise* spiele, wenn man bedenkt, daß der 28. Mai der kirchlich festgelegte Wilhelmstag war (S. 65). Gerade weil St. Denis mit der Führung der Reichsannalen betraut war, konnte es, ohne Widerspruch in der Öffentlichkeit zu erregen, geschehen, daß ein Epenheld, der auch ein anerkannter Heiliger war, fern von seiner Heimat gefeiert wurde. Außerdem konnte St. Denis darauf hinweisen, daß Wilhelm von Paris aufgebrochen war, um Nîmes und Orange zu erobern, während seine im *Moniage* erzählten Heldentaten der Befreiung der Hauptstadt des Reiches von der Belagerung durch Isoré galten.

So ist als zweite Phase der Wilhelmdichtung diese um 1160 von einem Dichter ersonnene Branchendichtung und ihre Vereinigung zu betrachten. Sie hat, da sie das ganze weltliche und klösterliche Leben Wilhelms umfaßt, den ersten zyklischen Abschluß gegeben.

Die dritte und vierte Phase, von 1160—1220, erweitert die Geste. Am Beginn dieses Abschnittes steht noch das verlorene *Aïmerlied*. Sein Held ist ein bisher unbekannter Bruder Wilhelms, nach dem Liede hat er das Gelübde abgelegt, niemals unter einem Dache zu schlafen. Neben ihm dürfte sein Bruder Ernalt von Gironde hervorgetreten sein. Beide werden mit Wilhelm und den älteren Gefährten Bernhard und Bertran mit den Helden des Rolandliedes im ,,Pelerinage" erwähnt. Daneben steht das um 1170 anzusetzende *Synagonlied*, auf das sich ,,Aliscans" und ,,Girard de Vienne" beziehen. Nach seiner ursprünglich selbständigen Gestalt war es ein Werbelied für Gellone oder auch für St. Denis, später kam es ohne seine Kurzverse als Episode in Moniage II. Die *Aimerigeste* dürfte sich vom Aïmerlied aus entwickelt haben. Sie umfaßt: *Aimeri de Narbonne*. Das um 1170 gedichtete Lied ahmt den Alexanderroman in der Pflege des reinen Reims nach, verwertet die im Pseudoturpin enthaltenen Voraussetzungen und benützt die um 1165 abgeschlossene Normannenchronik des Wace. Der Dichter des ,,Aimeri de Narbonne", der nicht mit Bertran de Bar-sur-Aube gleichzusetzen ist, kennt die Verhältnisse in Narbonne und wollte dem vizegräflichen Hause mit seinem Liede eine Huldigung darbringen. Als spätere Vorgeschichte zu diesem Liede ist das Epos *Girart de Vienne* des Bertran de Bar-sur-Aube zu betrachten, der Name des Helden ist dem Liede ,,Aimeri de Narbonne" entnommen, wo er ein Enkel Aimeris ist. Auf Grund der Kenntnis der Synagonepisode und des ,,Gui de Nanteuil" wird ,,Girart de Vienne" um 1180 anzusetzen sein. Nach Becker soll der Dichter in seinem Liede Stimmungen der feudalen Koalition beim Regierungsantritt des Königs Philipp August, an der auch die Champagne beteiligt war, widerspiegeln. In die Zeit des Bertran de Bar-sur-Aube fällt auch die Abfassung von *Aliscans* durch Jendeu de Brie, der sein um 1185 verfaßtes Lied während des 3. Kreuzzuges in Sizilien und Süditalien vortrug. Sein Werk, das eine Umdichtung des alten Archampliedes darstellt, bestand aus der sogenannten *Chevalerie Vivien* (Covenant Vivien) und *Aliscans*. Diese Umarbeitung war dadurch bedingt, daß die *Ch. de Guillaume* um 1180 bereits veraltet war, ferner aus der durch den Zyklus festgelegten Anschauung, daß Wilhelm nach Orange gehört. Jendeu de Brie, der aus Brie-sur-Somme in Vermandois stammt, hat die Unebenheiten der alten

Ch. de Guillaume planmäſsig geglättet, eine einheitliche, straffe Komposition geschaffen, andererseits manche Szenen gestrichen, die nicht mehr in seine Konzeption paſsten (die Tedbalt-Szenen). Er hat endlich die Gestalt des Rainoart erdacht. Hervorzuheben ist, daſs „Aliscans" die Sippe fast vollständig ausschaltet. Die ganze Umarbeitung, an deren Eingang die *Chevalerie Vivien* steht, worauf das Hauptstück *Aliscans* folgt, hatte einen Umfang von 8—10000 Versen. Dieses Lied wurde früh mit der einzigen, Vivien gewidmeten chanson, den *Enfances Vivien*, vereinigt, wobei heute noch zu erkennen ist, daſs *Aliscans* ohne innere Beziehung zu den *Enfances Vivien* steht. Der Aliscansdichter kennt auch die vierteilige Branchendichtung, auf sie geht die Verbundenheit Wilhelms mit Orange zurück. Nach Becker hat der Gegensatz der geographischen Vorstellungen in der Ch. de Guillaume mit der allgemein verbreiteten Überlieferung von Wilhelms Sitz in Orange den Anlaſs gegeben, das alte Lied umzuarbeiten und den neuen Schauplatz zwischen Arles und dem Meer zu wählen. Widersprüche mit den in der Branchendichtung gegebenen Voraussetzungen erklären sich als Gedächtnisfehler. In diesem Zusammenhang bespricht Becker auch die Stellung der Chiswicker Hs. zu Aliscans und erklärt sie als eine aus dem Gedächtnis nachgeschriebene Wiedergabe von „Aliscans" (S. 85), dessen Angaben übernommen werden bis auf die Vermählung Rainoarts mit Ermentrud, während sonst Aelis als seine künftige Gemahlin bezeichnet wird. Mit dem Chiswicker Text stimmt die Hs. San Marco VIII civ. 5 überein. Becker erklärt diese Abweichung bzw. Übereinstimmung dadurch, daſs aus der kurzverslosen Fassung von „Aliscans" im Wilhelmzyklus Sonderabschriften gemacht wurden, von denen eine Aelis durch Ermentrud ersetzte. Diese Abschrift wurde die Vorlage für S. Marco und die Quelle für die Chiswicker Hs. (S. 82—89).

Die vierte Phase bringt den Ausbau der Wilhelmdichtung. *Aliscans* erhält Zusätze durch Rainoart- und Vivienlieder, abseits steht *Foucon de Candie*. Diese Vorgänge können zwischen 1190 und 1220 angesetzt werden. An die Aimerigeste schlieſst das Lied *Guibert d'Andrenas* an, vielleicht älter als „Aliscans", jedoch erst später dem Aimerizyklus eingereiht. Jünger ist die chanson *Siège de Barbastre*, durch die Anspielung auf die möglichen Angriffe der Christen auf Cairo in die Zeit um 1220 versetzt. *Mort d'Aimeri* weist schon in der Verwendung fabulöser Züge auf eine spätere Epoche hin und steht durch Übernahme von Voraussetzungen aus „Aimeri de Narbonne" „Enfances Vivien" und „Aliscans" nach diesen Epen. Der Verfasser dürfte durch „Mort Aimeri" den drei genannten Epen für die Person des Aimeri einen Abschluſs gegeben haben. Diese vier Epen *Girart de Vienne*, *Aimeri de Narbonne*, *Siège de Barbastre*, *Mort Aimeri* wurden durch Übergänge miteinander verbunden; „Aimeri de Narbonne" erhielt noch die Zusatzlaissen über die weiteren Schicksale der Söhne und Töchter Aimeris. Durch diese Fassung ist die allgemein anerkannte Überlieferung fixiert.

Durchbrochen wird diese ältere Tradition durch das Epos *Les Narbonnais*, das auſser den letzten Rainoartliedern auch das Lied *Foucon de Candie* kennt. Es schildert den Auszug der Jungherrn aus Narbonne in Anlehnung an die Vorgeschichte des „Girart de Vienne". Es schlieſst mit

dem nachträglich eingefügten Lied *Guibert d'Andrenas* den *Aimerizyklus* ab.

Der *Vivien-Rainoartzyklus* hat als Kern das um 1185 verfaſste Aliscanslied, in dem *Chevalerie Vivien* und *Aliscans* noch eine Einheit bildeten. Der Verfasser Jendeu de Brie hat durch Zudichtungen, die sich alle an die von ihm erfundene Gestalt des Riesen Rainoart anschlossen, den Umfang des Gedichtes auf etwa 8—10000 Verse gebracht. Davon sind groſse Teile verlorengegangen. Erhalten sind die in der Chanson *Bataille Lokifier* erzählten Ereignisse und das *Moniage Rainoart*. Die *Enfances Vivien*, die auf Grund der Erwähnung der Kämpfe bei Cordoba und Konstantinopel um 1205—10 fallen können, sind von fremder Hand hinzugekommen. Das Gedicht könnte vom Sohne des Jendeu de Brie oder auf dessen Bestellung für ihn geschrieben worden sein. Es war mit dem gesamten Aliscanskomplex in seinem Alleinbesitz, ehe Guillaume de Bapaume es an sich brachte. Wie Becker betont, hat Jendeu de Brie die Gestalt des Rainoart frei erfunden. (Ref. möchte jedoch darauf hinweisen, daſs bereits in der Lothringergeste eine ähnliche Szene in „Garin le Lorain" [s. P. Paris, Garin II, 18ff.] erzählt wird, da hier die Küchenleute unter Führung Begons, dem Pipin die Küche unterstellt hatte, mit Küchengeräten bewaffnet den Lothringern zu Hilfe kommen. Von hier zu Raionart, der diese Rolle allein übernimmt, ist nur mehr ein Schritt. Zu beachten ist, das nach Rainoarts eigener Aussage seine Waffe, der tinel, aus der Küche genommen ist v. 2741 Bien ad set anz que jo oi le tinel En la quisine de Loün la cité.)

In die vierte Phase der Wilhelmdichtung gehört ferner *Foucon de Candie*, als dessen Autor sich Guibert le clerc oder Herbert le duc aus Dammartin nennt. Da er „Aspremont", „Chevalerie Ogier", Jean Bodels „Sachsenlied" kennt, wird er dem 2. Drittel des 13. Jahrhunderts angehören. Eine Fortsetzung desselben Gedichtes folgt etwa 20 Jahre später.

Die fünfte Phase ist die Zeit des endgültigen Abschlusses der verschiedenen Liedergruppen. In der Ze t von 1220—40 entstehen deren drei, nämlich 1. der „Aimerizyklus", 2. der „Wilhelmzyklus", 3. der „Vivien-Fouconzyklus".

Der Aimerizyklus ist als erster abgeschlossen, jedoch nicht vor 1220. Folgende Lieder, die in den Hss. nach ihrer zeitlichen Reihenfolge angeordnet sind, bilden seinen Bestand: *Girart de Vienne* von Bertran de Bar-sur-Aube. 2. *Aimeri de Narbonne* mit den Zusatzlaissen. 3. *Les Narbonnais*. 4. *Le Siège de Barbastre*. 5. *Guibert d'Andrenas*. 6. *Mort d'Aimeri*. Das Stammlied des Zyklus, der nicht zusammengestellt, sondern vielmehr langsam entstand, ist *Aimeri de Narbonne*, es geht auf einen Vers des Rolandsliedes zurück, ihm schickt Bertran de Bar-sur-Aube das Epos *Girart de Vienne* voraus, beide Gedichte bilden von nun eine Einheit. Als freie Fortsetzungen, die zunächst noch auſserhalb des Zyklus standen, kommen hinzu *Guibert d'Andrenas* und *Siège de Barbastre*. Ein Kompilator vereinigt dann, ohne das Aimerlied zu erlangen, *Girart de Vienne*, *Aimeri de Narbonne*, *Siège de Barbastre*. *Aimeri de Narbonne* bekam die Zusatzlaissen, als Abschluſs figurierte das neu verfaſste Epos *Mort d'Aimeri*. Vor der handwerksmäſsigen Vervielfältigung in den Schreibstuben kam noch das Lied *Les*

Narbonnais hinzu, gleichzeitig wurde auch *Guibert d'Andrenas* aufgenommen. Mit diesen Liedern war der „Aimerizyklus" abgeschlossen.

Der Wilhelmzyklus ist jünger, er geht auf die Sammlertätigkeit des Guillaume de Bapaume zurück, der nach eigener Mitteilung die viergliederige Branchendichtung von St. Denis käuflich erwarb. So besafs er *Couronnement, Charroi, Prise* und *Moniage Guillaume*, dieses schon in der erweiterten Form mit dem eingelegten Synagonlied und der verbindenden Gaidon- und Riesenepisode. Er verschaffte sich, wie er selbst erklärt, durch einen Vertrauensbruch eine Abschrift der Vivien-Aliscanslieder aus dem Besitz des Sohnes des Dichters Jendeu de Brie. So erhielt er die *Enfances Vivien* und die *Aliscans*-Dichtung, die aus den Liedern *Covenant-Aliscans, Bataille Lokifier, Moniage Rainoart* bestand. Der schlechte Zustand der Hs. zwang ihn, zahlreiche Lücken zu ergänzen, besonders bei *Enfances Vivien* und *Chevalerie Vivien*, weniger bei *Aliscans*. Zusätze erfolgten zwischen *Bataille Lokifier* und *Moniage Rainoart*. Aus dem überarbeiteten Schlufs der *Enfances* ist ersichtlich, dafs der Kompilator das alte Archamplied kannte, das er aber wegliefs, weil es den gleichen Inhalt wie Aliscans hatte. Tedbalt und Esturmi übernahm er in die *Enfances*. Bei der Vereinigung der Wilhelm- und Vivienlieder unterdrückte er den früheren Schlufs der *Prise d'Orange* mit der Landung Tibauts und seiner Niederlage, weil man Tibaut später wieder brauchte. Als Einleitung kam das Lied *Enfances Guillaume*, eine Nachahmung der *Narbonnais*, hinzu, wodurch die Priorität des Aimerizyklus bewiesen wird.

Der Vivien-Fouconzyklus bildet den Abschlufs. Die Rainoart-Vivienlieder in ihrer verstümmelten Fassung ergeben den Kern, er dürfte auf die im Besitz des Sohnes von Jendeu de Brie gewesene Urhandschrift zurückgehen, da sie die von Guillaume de Bapaume eingesetzten Ergänzungen nicht aufweisen. Der neue Besitzer, der seine Hs. wahrscheinlich vom Sohne des Jendeu de Brie erworben hat, ergänzt nach eigenem Wissen. Er beliefs den Laissen die Kurzversform, die Guillaume in seinem Wilhelmzyklus tilgte. Beide Fassungen stimmen infolge dieses Werdeganges nur in ihren unversehrt gebliebenen Teilen überein. In den Lücken, d. h. Ergänzungen der beiden Fassungen, gehen sie auseinander. Mittels einiger überleitender Laissen kommt an diesen Kern *Foucon de Candie* mit seiner Fortsetzung, beide mit Laissenschliefsenden Kurzversen. Als letztes Stück wurde dann eine kürzere Fassung des *Moniage Guillaume* angefügt, das sogenannte Moniage I mit Kurzverslaissen, es ist eine auf Hörensagen beruhende Umdichtung der Kloster-Einsiedlerlegende. Damit hatte der Vivien-Fouconzyklus seine Ausgestaltung erfahren.

Als Ansatz zu zyklischer Vereinigung ist auch die Chiswicker Handschrift zu betrachten. Der Kompilator hatte den Text der *Chanson de Guillaume* und kannte *Aliscans* vom Hörensagen, er versuchte, beide zu vereinigen, indem er an das Archamplied die Rainoartepisoden anfügte, die nach Becker ein skrupelloses Plagiat an Aliscans darstellen. Das geschah um die Mitte des 13. Jahrhunderts und eher etwas später, wenn die Aliscansfassung, die Aélis durch Ermentrud ersetzt, der c-Stufe angehört.

Die handschriftliche Überlieferung. Nach der Revision des Wilhelmzyklus durch Wilhelm v. Bapaume ging man an die Vervielfältigung der Lieder, wobei sich drei Schichten voneinander abheben: Die älteste gibt den durch Guillaume de Bapaume ergänzten Text. Sie ist durch drei Handschriften vertreten: 1. Boulogne-sur-Mer 192 (beendet am 16. April 1295); Paris BNfr. 1448 (Wende zum 14. Jahrhundert), Bern 296 (Ende des 13. Jahrhunderts). Unter diesen dreien nimmt die Boulogner Hs. eine Einzelstellung ein. Alle drei Hss. gehen nun nicht auf die alte Abschrift, sondern auf eine jüngere stark beschädigte Kopie derselben zurück, wobei keiner der lückenhaften Texte durch eine andere zyklische Wilhelm-Hs. ausgebessert werden konnte. Nur Boulogne war imstande, ein Exemplar des Vivien-Fouconzyklus einzusehen, womit die Lücken der Hauptvorlage ergänzt werden konnten. Am schadhaftesten war die Vorlage der Pariser Hs., wie dies der Text des *Couronnement* (Ausg. H. Suchier, Halle 1901) beweist. Die Berner Hs. wies schon in der Vorlage stärkere textliche Veränderungen auf, hier folgt auf die *Prise d'Orange* eine Belagerung der Stadt durch Tibaut (s. Fichtner A., Studien zur *Prise d'Orange*). Diese drei Hss. stellen für die zyklischen Wilhelmepen die letzte erreichbare Textfassung dar, für die Vivien-Rainoartlieder die vorletzte. Sie bilden zusammen die Stufe b der Textüberlieferung, man könnte sie mit Bo (Boulogne), B^e (Bern) und B^n (BNfr. 1448) bezeichnen.

Eine zweite Gruppe ist in folgenden Hss. vereinigt: BNfr. 1449 aus Saint-Guillem-du-Desert, BNfr. 774 und BNfr. 368, dazu die Mailänder Hs. im Besitz des Principe Trivulzio. BNfr. 368 ist eine Sammlung von Texten und scheint für die Wilhelmlieder auf BNfr. 774 zu basieren. Aufser BNfr. 368 stammt die ganze Gruppe aus derselben Zeit (3. Viertel des 13. Jahrhunderts) und geht auf eine gemeinsame Textrevision des Gesamtzyklus zurück. Es ist die Stufe c, die man als die Vulgata bezeichnen kann. Sie wird unter C^1 C^2 C^3 C^4 angeführt.

Die dritte Schicht, eine neuerliche Revision, wird von den Hss. London old roy. 20 D XIX und Paris BNfr. 24369/70 vertreten. Sie bildet die Stufe d (D^1 London, D^2 Paris). Beide Hss. stammen aus dem 14. Jahrhundert, London ist älter als Paris. Die Revision d geht auf c zurück, ohne dafs es möglich wäre, die direkte Vorlage nachzuweisen, doch lassen sich drei Exemplare aus der Redaktion herausheben.

Teilabschriften liegen für *Aliscans* vor und zwar nach dem von Guillaume de Bapaume und seinen Nachfolgern revidierten Zyklus. Eine solche spätestens bis 1220 nach Deutschland gelangte Abschrift bildete die Vorlage für Wolframs „Willehalm", sie dürfte der b-Stufe angehören. Guillaume de Bapaume wird, da sich der Text seines erschlichenen Vivien-Rainoartzyklus in defektem Zustande befand, *Aliscans* von der Stelle: A icel jor, vervielfältigt haben, da sich diese Partie, ohne viele Zusätze zu fordern, hierzu am besten eignete. Auf eine zweite Sonderabschrift ziemlich gleichen Umfanges, also ohne die Rainoartfortsetzungen, geht die Fassung zurück, die Aélis als Rainoarts Braut durch Ermentrud ersetzt. Sie gehört der c-Stufe an und ist die Vorlage für die italianisierte Hs. San Marco VIII, civ. 5. Den Spielmann, der den Wortlaut dieser Hs. vortrug, dürfte der

Verfasser der Chiswicker Hs. gehört haben. Erhalten hat sich in der Hs. BNfr. 2494 eine Teilabschrift, die außer *Aliscans* auch die *Bataille Lokifier* und vielleicht noch das *Moniage Rainoart* bot. Außer Cambridger Fragmenten gibt es noch eine Cheltenhamer Hs. (jetzt Middlehill), die mit der *Chevalerie Vivien* beginnt.

Der Vivien-Fouconzyklus zerfiel bald wieder in seine einzelnen Bestandteile, so daß wir keine Gesamtabschrift des Zyklus besitzen. Immerhin kann die schadhafte Boulogner Hs. auf Grund des Erhaltenen ausgefüllt werden. Es sind dies *Enfances Vivien* (Ausgabe Wahlund und v. Feilitzen), *Chevalerie Vivien* (ed. Terracher), *Aliscans* (Ausgabe v. Guessard nach Arsenalhs.). *Bataille Lokifier* (ed. Runeberg), *Moniage Guillaume I* (ed. Cloetta), dazu der vollständige Text des *Foucon de Candie* und der Anfang von *Moniage Guillaume I*. Eine zweite Abschrift, Arsenal 6562 Paris, ist eine Teilabschrift mit *Aliscans* samt Rainoartfortsetzungen, dann, durch leere Seiten getrennt, mit unvollständigem *Moniage Guillaume I*. *Foucon de Candie* ist absichtlich weggelassen, die zu ihm überleitenden Verse wurden aber noch übernommen. Die Vivien-Rainoartlieder (Enfances Vivien, Chevalerie Vivien-Aliscans, Bataille Lokifier, Moniage Rainoart) stehen in beiden Abschriften in der Fassung mit Kurzversen (Stufe a). Diese Lieder sind also in zwei Redaktionen vorhanden, in der a-Fassung mit Kurzzeilen (alleiniger Fundort: Der Vivien-Fouconzyklus) und in der β- bzw. b-c-d-Fassung ohne Kurzzeilen (ausschließlich im Wilhelmzyklus). *Moniage Guillaume I* (mit Kurzversen) steht als freie Nachdichtung dem *Moniage II* (ohne solche) gegenüber. *Foucon de Candie* ist in der alten Fassung des Zyklus mit Kurzversschlüssen in der Boulogner Hs. erhalten, für die Verbreitung des Liedes kam eine überarbeitete Vorlage ohne die kurzvershaltigen Laissenschlüsse in Betracht.

Der Aimerizyklus liegt in fünf Abschriften und im Bruchstücke einer sechsten vor: Hss. Brit. Mus. Harl. 1321, BNfr. n. acq. 6298 (Frgm.), Brit. Mus. old roy. 20 B XI, BNfr. 1448, Brit. Mus. old roy. 20 D XIX, BNfr. 24369/70. Diese Hss. gliedern sich in folgende drei Gruppen (BNfr. 1448 zweifelhaft):

([Harl. 1321, BNfr. n. acq. 6298], Br. Mus. 20 B XI)
— BNfr. 1448 —
(Brit. Mus. 20 D XIX, BNfr. 24369/70)

Die Lieder des Aimerizyklus wurden zweimal mit denen des Wilhelmzyklus zu einer großen Sammlung vereinigt. Einmal schon in der Vorlage von Hs. BNfr. 1448, wie die freigelassenen Seiten zeigen, das zweite Mal unabhängig davon in der d-Werkstatt, die die Hss. Br. Mus. 20 D XIX und BNfr. 24369/70 lieferte. Es ist daher nicht zulässig, von einem „großen" Zyklus im Gegensatz zu einem „kleinen" d. h. Wilhelmzyklus zu reden, das würde höchstens auf die beiden d-Hss. zutreffen. Die Hs. BNfr. 1448 enthält noch das Epos *la Prise de Cordres et de Sebille* (ed. O. Densusianu), eine Fortsetzung zu *Guibert d'Andrenas*. Die Hs. BNfr. 24369/70 beginnt mit *Aimeri de Narbonne*. Es erhebt sich die Frage, ob nicht ein großer Band verlorengegangen ist, der *Garin de Monglane* und *Girart de Viane*

enthielt, da die verwandte Londoner Hs. diese Reihung aufweist. Vielleicht waren auch noch die *Enfances Garin de Monglane* aufgenommen. Die Hs. enthält zum Schluſs noch den Nachzügler *Renier* (s. Runeberg, Etudes).

Der „rasche Rückblick auf das Bild einer zweihundertjährigen Entwicklung, von der die erste Hälfte der Ependichtung für den exklusiven Besitz des vortragenden Spielmannes, die andere der geschäftsmäſsigen Vervielfältigung der zu Zyklen angewachsenen Liedersammlungen für den Büchermarkt angehört", ist augenscheinlich aus Versehen weggelassen worden.

Beckers Darlegungen über das Werden der Wilhelm- und der Aimerigeste sind die konsequente und in ihrer Deutung logische Durchführung des Grundsatzes, das Aufkommen des südfranzösischen Sagenkreises aus den Anregungen des 12. Jahrhunderts zu erklären und allein in dieser Zeit die Voraussetzungen für seine Entstehung zu suchen, die, ohne die Annahme hypothetischer, vorausgegangener Sagenkreise oder frühmittelalterlicher, aus den betreffenden Ereignissen unmittelbar entstandener Heldengesänge überhaupt in Erwägung zu ziehen, Ursprung und weiteren Ausbau der in Betracht kommenden Epen an bestimmte Interessen oder Ausgangspunkte innerhalb des 12. Jahrhunderts knüpft. Dadurch steht die literarische Forschung auf festem, kontrollierbarem Boden, der auch dort, wo fehlendes Terrain zu Konjekturen zwingt, den Brückenschlag mit annehmbaren Erklärungen, die sich aus zeitgenössischen Angaben und den in den Epen enthaltenen Hinweisen zusammensetzen, vornehmen läſst. Dieser Grundsatz der Beckerschen Theorie steht für den Unterzeichneten auſserhalb jeder Diskussion. Was aber im einzelnen Anlaſs zu Einwänden gibt, sei im nachstehenden zur Diskussion gestellt:

Als Urlied der Geste nimmt Becker ein Theobaldlied an und gründet seine Annahme zunächst auf die Angabe der lat. Vita, die von dem Ringen um Orange erzählt, das die Ungläubigen mit ihrem Theobald (cum suo Theobaldo) besetzt hatten. Die Stadt wird ihnen wieder entrissen, ohne daſs deshalb der Kampf aufhört. Einen zweiten Hinweis auf diesen Anführer der Heiden gibt die *Chanson de Guillaume*, wenn Vivien in der Botschaft an Wilhelm diesem durch seinen Vetter Girard melden läſst (v. 668 ff.):

Sez que diras Guillelme le bon Franc?
Se lui remembret de la bataille grant
Desuz Orenge de Tetbalt l'esturman?
En la bataille u venquirent li Franc,
Jo vinc el tertre ot Bernart de Bruban:
Cil est mis uncles e ber est mult vaillanz,
A cumpaignon oi le cunte Bertram
Uns des meillurs de mon parenté grant...
Cele bataille li fis jo veintre el champ
Iluec ocis dan Tedbalt l'esturman.

Nun muſs man sich aber fragen, ob die Annahme eines Theobaldliedes, das diesen Kämpfer einführt und sozusagen chronologisch den Kampf Wilhelms um Orange einleitet, tatsächlich aus diesen Angaben der Vita

und der *Chanson de Guillaume* begründet werden kann. Die in Betracht kommenden Stellen enthalten nur den Namen von Wilhelms Gegner, der, wie die *Chanson de Guillaume* ausführlicher berichtet, im Kampfe um Orange getötet wurde. Das alles ist, ohne daſs dabei ein selbständiges Theobaldlied aufzutreten brauchte, eine Selbstverständlichkeit. Wie Marsilies im Rolandlied als Gegner der Franken genannt ist, ohne daſs man jemals ein Marsilieslied vorauszusetzen brauchte, wenn etwa der Roland verloren wäre und wir nur den lat. Pseudoturpin hätten, so muſs Wilhelm, der Held der Franken, einen Gegner haben, der die Sarazenen anführt und als Gegenspieler mit Charakter und Intentionen erscheinen kann. Namenlose Heerführer gibt es im Epos nicht, der Kampf um Orange und um die schöne Heidin muſste mit einem namentlich eingeführten Gegner ausgefochten werden, dem hier der allerdings eigenartige Name Tedbalt l'esturman beigelegt wird. Der Beiname kann abweichend von Becker vielleicht daraus erklärt werden, daſs nach der Intention des Dichters dem Anführer auch die Rolle des Wegweisers, hier also des Steuermanns und Fahrtkundigen für die Flotte der Heiden, zugedacht wird. Die Annahme eines eigenen Theobaldliedes ist auſserdem aus zwei Gründen wenig stichhaltig. Der Inhalt dieses Liedes müſste zunächst, immer nach den Voraussetzungen der Vita, den Einfall der Heiden in die Provinzen Aquitanien, Provence und Septimanien samt der Besetzung von Orange geschildert haben, um den Inhalt des selbständigen Theobaldliedes auszufüllen. Warum wäre später diese so notwendige und bequeme Einleitung gestrichen worden? Der zweite Einwand ergibt sich aus der Parallele mit dem Rolandlied. Auch hier erzählt der Dichter keine Vorgeschichte zu Karls Kampf um Spanien. Die für die Handlung des Liedes notwendigen Erklärungen sind gleichfalls nur ganz kurz gehalten, sie ergeben sich aus der eingangs festgelegten Lage. Bei dem Einfluſs, den das Rolandlied auf die epische Kunst der Zeit ausübte, kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daſs das Lied von Wilhelms Kampf um Orange schon in seiner Einleitung entweder den Zug des Tedbalt l'esturman nach Orange erzählte oder den Sarazenen bereits als Herrn der Stadt und des Gebietes einführte. Wobei Referent mit Rücksicht auf den Beinamen „Esturman" die erstgenannte Möglichkeit in den Vordergrund stellt, weil sie durch eine bisher nicht in Zusammenhang gebrachte, Textstelle aus Waces Brut gestützt werden kann. In der Inhaltsangabe der verlorenen Chanson de geste über Gormond et Isembart sagt nämlich Wace vom Kriegszug des afrikanischen Heerführers: Mariniers print et *estirmans* Et nes et barges et calans (Brut, ed. Le Roux de Lincy, IIe S. 237, v. 13814/15). Da bereits Galfrieds Historia Regum Britannia diese Angabe stützt (Faral, La Légende Arthurienne III, S. 281, c. 184), so kann, da das Epos um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert, also noch vor Beckers Theobaldlied entstanden ist, für das älteste Lied von Wilhelms Kampf um Orange, die hier diskutierte Voraussetzung als Nachahmung aus „Gormond" erklärt werden[1]). Aus dem Umstand,

[1] Dieses Epos hat wahrscheinlich als erstes von einer Invasion der Sarrazenen nach Frankreich gesprochen und dadurch dem Dichter des ältesten Wilhelmliedes die epische Voraussetzung für einen ähnlichen

daſs der Gegner Wilhelms nun auch in der *Chanson de Guillaume* mit gleichen Voraussetzungen wie in der Vita genannt wird, folgert Becker, „daſs die Vita und die *Chanson de Guillaume* aus einer gemeinsamen Quelle schöpfen, die wir uns mit Fug und Recht als eine gestaltete Sagentradition vorstellen dürfen, sei es in Gestalt eines Liedes in schlichten Strophen wie andere Heiligenlegenden, sei es in Gestalt einer epischen Erzählung, d. h. einer chanson . . .“ Abgesehen davon, daſs durch die kurze Erwähnung Tedbalt in der *Chanson de Guillaume* bloſs mit dem Kampf um Orange, also nur mit einer Episode in Zusammenhang gebracht erscheint, die ihrerseits wieder in Wilhelms epische Tätigkeit fällt, ist es aus mehr als einem Punkte bedenklich, die *Chanson de Guillaume* als Quelle für die Vorgeschichte der Wilhelmgeste heranzuziehen. Betrachtet man nämlich die Stelle, in der von Tedbalt l'esturman gesprochen wird, so lesen wir, daſs sie den Sarazenen zwar mit Kämpfen um Orange zusammenbringt, ihn jedoch von Viviens Hand fallen läſst. Schon dieser Umstand, daſs Vivien und nicht Wilhelm den Anführer der Heiden tötet, weist darauf hin, daſs diese Gestalt für die epische Geschichte Wilhelms nur eine Episodenfigur bedeutete, also nicht durch eine chanson in ihrer Rolle festgelegt war. Als Widersacher Wilhelms nicht nur im Felde, sondern auch in der Werbung um Orable hätte er von Wilhelms Hand fallen müssen, denn in allen Brautwerbungsgeschichten wird der lästige Rivale von dem präsumptiven Freier getötet, der sich so das Recht auf die Frau erwirbt. Wohl aber sehen wir, daſs die Eroberung von Orange, daher auch die Gewinnung von Guiburc, wie der Hinweis auf deren Taufe v. 947—49 erkennen läſst, für die *Chanson de Guillaume* im Mittelpunkt der früheren, aus der Geste erschlieſsbaren epischen Ereignisse steht. Die nächste zwingende Folgerung für die im Wilhelmlied erzählten Ereignisse ist, daſs die Eroberung von Barcelona als eine zeitlich spätere Folge der epischen Kämpfe betrachtet wird. Wilhelm hat, aus Orange vorstoſsend, Barcelona erobert und bedroht von dort die Heiden. Damit läſst sich der Zug des Königs Déramé, von dem es nur heiſst: Reis Deramed il est issu Cordres En halte mer en ad mise la flote, wieder aus der epischen Tradition, Chronologie und Kausalität erklären, da Guiburc seine Tochter ist und demnach alte Feindschaft hinter diesem Zuge steht. Anders Becker: „Der Überfall erfolgt ohne besondere Veranlassung“ (S. 18). „Im Archamplied erfolgte Desrames Einfall ohne Anlaſs“ (S. 68, Absatz 2). Auch die geographischen Angaben der *Chanson de Guillaume* führen weniger in eine um 1130 anzusetzende Entstehungszeit als vielmehr in eine Epoche, in der die Beziehungen zu andern literarischen Denkmälern Beckers Datierung eindeutig umstoſsen. Saragossa und Cordoba, beide Städte als Ausgangspunkt der Heiden, sind aus dem Rolandlied entnommen. Erwähnt werden dann Limenes la cité, Fluri que jo pris par poesté. Suchier bestimmt Limenes mit Lympne in Kent, wozu er dela le Riu: über den Ärmelkanal, stellt. Nun bietet aber die Erwähnung von Limenes die Möglichkeit einer bedeutend späteren Datierung, denn dieses Wort findet sich,

---

Einfall der Herden in das geographisch „günstiger“ gelegene Gebiet von Orange und Nîmes gegeben.

was bisher übersehen wurde, in der *Estoire des Engleis* des Gaimar (hgg. v. Th. Duffus-Hardy and Trice Martin, London 1888) S. 143, v. 3412 A Limenes vont arriver C'est une ewe al chef de Kent. Der Wasserlauf geht durch breite Wälder: Et trente Liwes ad delaisse Limene court parmi en aise. Da nun Gaimars Chronik zwischen 1147 und 1151 vollendet wurde, kommen wir bei der Entlehnung dieser Stelle, in der die ursprüngliche Flufsbezeichnung leicht zu einer Stadt werden konnte, in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang sei auch eine Möglichkeit aufgezeigt, aus der sich die Verkehrung der ursprünglichen Bezeichnung des Flusses in Limenes la cité sowie der Hinweis auf England, wenn die Verbesserung des Textes de la la rin in dela le Riu anerkannt wird, aus der Epentradition der Geste begründen lassen. Im *Charroi* weist nämlich Wilhelm selbst auf England als sein Heimatland hin. Allerdings nicht als Guillaume al courb nes, sondern als der angebliche Kaufmann, der mit seinen Wagen in die Stadt Nîmes gekommen ist, v. 1122ff.: Sire, nos somes d'Angleterre la grant, De Cantorbiere, une cité vaillant. Damit könnte Suchiers Hinweis seine Erklärung aus dieser Voraussetzung des Charroi finden[1].

Die Sippentradition, wie sie der Archampdichter verwertet, schliefst ein Theobaldlied gleichfalls aus. Denn dieses hätte bereits den gesamten Stammbaum der Geste in ihren Verästelungen enthalten haben müssen. Wilhelm wird als courb nes (824) bezeichnet, Becker meint, „man könnte sich denken, dafs Wilhelm die entstellende Narbe von den Kämpfen um Orange her hatte" (S. 20, Anm.). Wilhelms Kämpfe gegen die Heiden gehen schon auf lange Jahre zurück: De plus loinz ad sun pris aquité, der Dichter setzt sie als bekannt voraus, da er oft genannte Personen der Sippe aus jüngeren Liedern übernimmt. Es sind dies Bernart de Bruban, Wilhelms Bruder, dessen Sohn und Wilhelms Neffe Bertram, der bereits einer grofsen Sippe angehört: Qui est des meillurs de nostre parenté grant. Er spielt gleichfalls in *Charroi* und *Prise* eine wichtige Rolle. Die Betonung der grant parenté ist nur verständlich, wenn Ascendenz und Descendenz festgelegt ist und der betreffende Name bereits die Vorstellung der ihm zukommenden epischen Aktivität erweckt. Dies ist für die Sippe schon der Fall, deren Ahnherr Aimeri ist (300, 1440), deren Aufgabe in der Eroberung fremder Länder besteht, v. 1325 Quant altres terres alerent conquester, Tuz tens moururent en bateille champel. Das alles soll bereits im Theobaldlied gestanden haben? Becker umgeht diese Schwierigkeit durch die Erklärung, der Archampdichter habe diese jüngeren Gestalten geschaffen, der Hinweis auf Aimeri, dessen Tochter Viviens Mutter ist, wird als möglicher Zusatz von späterer Hand hingestellt (S. 20).

Lassen schon diese aus der späteren Tradition der Geste geschöpften Stellen erkennen, dafs der Archampdichter einer bereits ausgebauten Überlieferung über die epische Aktivität der Aimeriden folgte, so weist gerade diejenige Stelle, die Becker für die Datierung des Archampliedes um 1130 und für die Einfügung in den limusinischen Dynastenkreis anführt, auf eine

---

[1] Vgl. noch die Darlegungen C. Appel, Zur Chançun de Willelme, ZRPh. 42 (1922, S. 426ff.) und Ref. in ZRPh. LX (S. 62): Bemerkungen zur Datierung der Chançon de Guillaume.

spätere Zeit hin. Es ist dies der Hinweis auf den v. 1260 ff. auftretenden Spielmann, aus dessen Programm, das die Taten der Könige von Frankreich umfaſst, Becker folgenden Schluſs ableitet (S. 25). „Bei der Aufzählung der Könige von Frankreich, von denen Wilhelms Lieblingsspielmann zu singen verstand: *de tuz les reis qui furent de valur tresqu'a Pepin etc.*, fügt der Dichter bedeutungsvoll hinzu: *si parent furent cil e si ancessur*. Tatsächlich leiteten die Grafen von Poitiers und Herzöge von Guyenne ihren Stamm von den Karolingern ab.“ Der Spielmann, der nicht nur als Sänger, sondern auch als Kämpfer in der Schlacht sich bewährt, ist erst nach Wace, der Taillefer's Rolle in der Schlacht von Hastings berichtet, in der Literatur aufgetreten. Auſserdem bezieht sich die Bemerkung: Cil furent si parent e si ancesur, auf die in der vorangehenden Verszeile genannten Girard de Viane et Olivier qui fu tant prouz. Mit Chlodwig, Karl und Pipin ist Wilhelm niemals in verwandtschaftliche Beziehung gebracht worden. Allein die indirekte Anspielung auf Wace, der wie Guiburcs Sänger Karl, Roland Olivier besingt (v. 8035 ff.) stellt das Archamplied nach 1174, als Wace seinen Roman de Rou abbrach[1]. Die Nennung von Girart de Viane rückt das Archamplied gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Es ist nun selbstverständlich möglich, diese Textstellen als späteren Einschub zu erklären, um damit die hier vorgebrachte Argumentation, die Archampdichtung habe mit einem Theobaldlied nichts zu tun und sei nach 1180 entstanden, zu entkräften. Da sei nun auf eine andere Stelle verwiesen, die im Beginn des Liedes steht und nicht als spätere Zugabe erklärt werden kann, da sie die Voraussetzung der epischen Ereignisse bietet. Es ist die Szene des Archampliedes mit Girart und Tedbalt, die, entsprechend vergröbert, auf die ganz gleiche Voraussetzung in der Branche A des *Ogier* zurückgeht. Hier zieht Karl gegen die Sarazenen über die Alpen, der von den Heiden vertriebene Herzog Alori von Apulien, der die fränkische Fahne trägt, ergreift während des Kampfes die Flucht, Ogier aber reiſst die Standarte an sich, nimmt Alori Roſs und Waffen ab und kehrt in den Kampf zurück, der unter seiner Führung siegreich für die Franzosen ausgeht. Und kann nicht schlieſslich der in Branche E genannte Brehier seinen Namen für den gleichen Hafen in der *Chanson de Guillaume* hergegeben haben? Eine andere Parallele aus dem näherliegenden Epos der *Prised'Orange* ist der Botengang Gilberts um Hilfe zu Bertram nach Nîmes, der das Gegenstück in der gleichen Episode mit Girart hat. Diese Tatsachen legen, wohl zwingender als Beckers Annahme für die Stellung des Archampliedes nach einem hypothetischen Theobaldlied, den Schluſs nahe, daſs 1. die Archampdichtung keine Möglichkeit bietet, ein vorangehendes Theobaldlied als Ausgangspunkt anzunehmen, 2. daſs die in der Dichtung auftretenden Anspielungen auf die

---

[1] Roman de Rou v. 8035 ff.
Taillefer, qui mult bien chantout
Sor un cheval qui tost alout,
Devant le duc alout chantant
De *Karlemaigne* e de *Rolant*
E *d'Olivier* e des vassals
Qui morurent en Rencesvals

Chanson de Guillaume 1267 (ed. Baist)
E de *Charlemaigne* e de *Rolant* sun nevou
De Girard de Viane e de *Oliver* qui fu tant pruz
Cil furent si parent e sis ancesur.

Geste und ihre Personen, ferner auf andere Dichtungen aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Autor der *chanson de Guillaume* nach Wace, und nach der Niederschrift des *Aimeri de Narbonne* verweisen.

Es bleibt also die Frage offen, wie das Archamplied in die epische Tradition einzureihen und das Verhältnis des Liedes zu *Aliscamps* zu verstehen sei. Aus dem Vorangehenden ergibt sich, daſs der Dichter des Wilhelmliedes auf den Voraussetzungen von *Charroi* und *Prise* steht, er kennt also die hier entwickelte Auffassung von Wilhelms Rolle, auf die er auch in dem seinem Helden zugeschriebenen Alter von 150 Jahren Rücksicht nimmt (v. 1336). Es war wohl seine Absicht, die in den früheren Epen geschilderten Kämpfe durch den Tod Déramés zum Abschluſs zu bringen, vielleicht damit Wilhelms weltliche Laufbahn enden zu lassen und so zum Moniage überzuleiten. Anstatt also, wie Becker annimmt, das Archamplied hinter ein durch nichts bezeugtes Theobaldlied zu stellen und diese Fortsetzung als Erweiterung der dort angedeuteten epischen Voraussetzungen zu betrachten, steht, wie das Ende des Archampliedes zeigt, Wilhelm mit dem Tode seines unversöhnlichen Gegners am Ende seiner kämpferischen Laufbahn, die in der Person des kleinen Gui den notwendigen Nachfolger findet. Jendeu de Brie, der Bearbeiter des um Rainoart vergröſserten Archampliedes, vereinfacht die Unebenheiten und vor allem die Roheiten des Wilhelmliedes, bringt eine bessere Begründung und fügt dann die Rainoartepisode an[1]. Diese wurde später von einem Spielmann, der den älteren Text des Archampliedes besaſs oder kannte, an den alten Bestand angehängt, wodurch der Text der Chiswicker Hs. entstand. Referent kommt so auf anderem Wege zu der von Becker ausgesprochenen Ansicht über *Aliscans*: Stofflich ist das Lied eine Erneuerung des alten Archampliedes, aber unter völlig veränderten Voraussetzungen" (S. 91).

Da nun Beckers Theorie über die Entstehung der Wilhelmlieder die von ihm postulierte Existenz des Theobaldliedes und dessen Weiterung, das um 1137 angesetzte Archamplied, voraussetzt, diese beiden Träger, insbesonders der zweite kontrollierbare, jedoch abgetragen wurden, erheb sich die Frage, ob oder wodurch diese Pfeiler in dem von Becker unternommenen hypothetischen Aufbau der Wilhelmgeste zu ersetzen sind. Wie wir gesehen haben, kann die *Chanson de Guillaume* nicht an den Beginn der Entwicklung gestellt werden, diese muſs, wenn man von dem Streit der beiden Klöster Aniane und Gellone ausgeht, in jene Gegenden verlegt werden, die in der gefälschten Vita sancti Wilhelmi genannt werden. Dies ist die Stadt Orange, die nach dem hagiographischen Text von Wilhelm den Sarazenen unter ihrem Anführer Theobald (cum suo Theobaldo) entrissen wurde. Demnach kennen die Verfertiger dieser neuen Vita die Kämpfe um Orange, die Erwähnung des Namens Theobald läſst auch die Kenntnis

[1] Diese Ansicht paſst sich in die von Becker gegebenen chronol. Angaben ein. „1190/91 brachten die Könige von Frankreich und England die ganzen Herbst- und Wintermonate mit ihrem Heer in Messina zu, wie überhaupt ein Ereignis wie der dritte Kreuzzug den Seeverkehr im Mittelalter in jeder Hinsicht beleben muſste." Damit ist die notwendige Zeitspanne zwischen der Abfassung des Archampliedes und der Umdichtung durch Jendeu de Brie gegeben.

von Thibauts Rolle in diesen Kämpfen voraussetzen, daher die Episode mit Orable-Guiburc. Wäre bereits ein Archamplied vorhanden gewesen, so hätte sich der Redaktor der Vita diesen Bericht wohl kaum entgehen lassen. Es ist daher durchaus erlaubt, ein Lied über die Eroberung von Orange, also eine einfachere *Prise* als die erhaltene, auf dem Pilgerwege als Urlied der Wilhelmgeste anzunehmen, da dieses sich einerseits um die den Heiden zugeschriebenen Ruinen, die so ihre Erklärungen fanden, emporranken, andererseits auf die vom Kloster Gellone genährte Tradition stützen konnte. Diese Annahme, als Ausgangspunkt der Geste eine ältere und kürzere Prise anzunehmen, steht nun durchaus nicht im Widerspruch zu Beckers Voraussetzung, die drei Lieder *Couronnement, Charroi* und *Prise* in ihrer jetzigen Gestalt einem Verfasser zuzuschreiben, der als Redaktor der neuen, in Einklang mit der von ihm ersonnenen Vorgeschichte gebrachten *Prise* auch *Couronnement* und *Charroi* schrieb, zu denen er als Abgesang das *Moniage* stellte. Wieweit die Angabe am Beginn der *Enfances Guillaume*, daſs diese Lieder in Saint-Denis von einem der dortigen Mönche verfaſst und in der Abtei *el role* aufbewahrt wurden, als glaubwürdig zu betrachten sei, bleibe dahingestellt, ebenso ob Saint-Denis ein besonderes Interesse daran hatte, die Pilgerwerbung für den Süden durch „ein Heimischwerden der Verehrung Wilhelms im Mittelpunkt des Reiches" zu fördern. Man kann wohl mit gröſserer Wahrscheinlichkeit an einen Geschäftskniff der späteren Kompilatoren denken, die, als sie in Paris ihre Vervielfältigungsarbeit betrieben, die Autorität des Amtes der Reichschronik für ihre zyklischen Kompositionen in Anspruch nahmen.

Zusammengefaſst lassen sich die Einwände gegen Beckers Aufbau der Wilhelmgeste folgendermaſsen formulieren: Die Annahme eines als Theobaldlied bezeichneten Urgedichtes ist eine durch nichts gestützte Auslegung der Namensnennung der lateinischen hagiographischen Vita. 2. Die Voraussetzung, das Archamplied als Fortsetzung zu diesem Theobaldlied zu betrachten, andererseits die bereits vorhandene epische Genealogie als Erfindung des Dichters der *Chanson de Guillaume* hinzustellen, wird durch die aus dem Archamplied gewonnenen Andeutungen und deren Einordnung in die literarische Atmosphäre der Zeit hinfällig. Das Archamplied gehört vielmehr in das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts, es kann aber bei der zyklischen Ausweitung der Geste als Übergang zum *Moniage* gedacht gewesen sein. 3. Als Kernstück bzw. Urlied der Geste ist, gemäſs den Angaben der lateinischen Vita, eine in ihrer alten Gestalt nicht mehr erhaltene Chanson über die Eroberung von Orange zu betrachten, die den Kern für die späteren Zudichtungen Couronnement, Charroi, überarbeitete Prise, Moniage bildete. Diese werden von Becker als das Werk eines Verfassers betrachtet, eine Ansicht, der auf Grund der angeführten Gründe wohl zugestimmt werden kann. Offen bleibt die Frage, ob die Angabe der *Enfances Guillaume*, einem Mönch von Saint-Denis die Autorschaft dieser viergliederigen Branchendichtung zuschreiben zu sollen. Glaubwürdigkeit besitzt oder nur eine Anpreisung für den leichteren Absatz der Kompilation vorstellt.

Soweit die Einwände, die sich gegen Beckers Theorie über die Bildung der von ihm angenommenen Stammlieder des Wilhelmzyklus

richten. Den Ausführungen über die im 12. und 13. Jahrh. erfolgte Entwicklung der Geste hat der Unterzeichnete nichts hinzuzufügen.

Beckers Arbeit ist, wie die vorangestellte Inhaltsangabe und die Diskussion der Hauptteile seiner Theorie beweist, eine umfassende, tief in die Materie eindringende Darstellung der verschiedenen Fragen, die sich an die Bildung und Ausgestaltung der einzelnen Lieder, ihre Einordnung in die Geste und ihre Beziehungen zu den Strömungen der Zeit knüpfen. Jede weitere Untersuchung wird an diese Enzyklopädie des südfranzösischen Sagenkreises und seiner Probleme auch nach Bédier wieder anknüpfen müssen. Sie in dieser geistvollen, die Kritik anregenden Konzeption entworfen und als Gesamtdarstellung festgehalten zu haben, ist das grofse Verdienst des Wegbereiters der mittelalterlichen Epenforschung, als der Ph. A. Becker über Bédier hinaus in der Literaturgeschichte Frankreichs fortleben wird. STEFAN HOFER.

Maistre Nicole Oresme, *Le Livre de Ethiques d'Aristote*, published from the Text of MS. 2902, Bibliothèque Royale de Belgique with a Critical Introduction and Notes, by Albert Douglas Menut. New York, G. E. Stechert & Co., Publishers. 1940. XI, 547 S.

Vorliegendes Buch ist die erste moderne Ausgabe einer der vier Übersetzungen, mit denen Nicole Oresme, von seinem König ermuntert und unterstützt, die seine Zeit beherrschende Lehre des Aristoteles einem weiteren, des Lateins nichtkundigen Publikums zugänglich machte. *Le livre de Ethiques* ist 1370 beendet worden, *Les Politiques* 1372—74, *Les Yconomiques* 1374, *Le Livre du Ciel et du Monde* wohl kurz nach diesem. Oresme war, als er als erster die Gedankenwelt der Stagiriten in einer modernen Sprache wiederzugeben unternahm, für diese Aufgabe wohl vorbereitet. Sein lateinischer Traktat *De mutationibus monetarum* (etwa 1356) hatte schon gezeigt, dafs er bemüht war, die inneren Zusammenhänge zwischen Politik, Ethik, Wirtschaft zu verstehen und zu ergründen, und die von Oresme selbst besorgte französische Neuausgabe *Traité des monnaies* (von etwa 1365, hg. 1864) hatte ihn mit den Problemen der Übertragung in zeitgenössisches Französisch vertraut gemacht.

Die Edition gibt die beste der 17 erhaltenen Handschriften wieder, die von 1372 datiert, also ganz kurz nach dem Abschlufs der Übersetzung abgeschrieben worden ist. In der 91 S. umfassenden Einleitung bespricht der Herausgeber alle mit dem Werk zusammenhängenden Fragen: Er gibt eine Darstellung der Zeitlage, eine ausführliche Biographie Oresmes, eine Übersicht über das gesamte literarische Werk Oresmes und seine Entstehung. Sodann prüft er das Verhältnis der Oresmeschen Übersetzung zu den damals vorhandenen und zugänglichen Fassungen der Nikomachischen Ethik, besonders der im 14. Jahrhundert als mafsgebend betrachteten lateinisohen Version des aristotelischen Textes, der Vetus translatio, die Robert Grosseteste um 1245 auf der Grundlage eines giechischen Originals hergestellt hatte. Sorgfältig werden dann die Manuskripte beschrieben und die Wahl von B gerechtfertigt.

Ein letztes Kapitel der Einleitung beschäftigt sich mit der Sprache des *Livre de Ethiques*. Zweifellos ist die Frage des Einflusses, den Oresme auf die französische Sprache gehabt hat, das wichtigste der diesen Autor betreffenden Probleme. Diesen voll zu ermessen ist erst jetzt, dank Menuts Neuausgabe, möglich. Der Herausgeber macht mit Recht darauf aufmerksam, daſs sich Oresme nicht damit begnügt hat, eine einfache, Wort um Wort wiedergebende Version zu liefern. Wendungen und Syntax werden wirklich in das Französisch des 14. Jahrhunderts umgegossen. Die Knappheit des lateinischen Ausdrucks wird nicht beibehalten; sie widerspricht dem französischen Sprachgeist der Zeit. Und oft erweitert Oresme, gleichsam zur Erläuterung, den Text. Vgl. z. B.:

Quod autem operatur ignorabit aliquis utique: puta, dicentes aiunt excidere ipsos, vel non scire, quoniam ineffabilia erant; quemadmodum Eschylo sunt mystica: vel monstrare volens dimittere, ut qui telum.	Mais aucunes fois peut il bien ignorer quelle chose il fait ou dit; si comme ceuls qui en leur parler dient, par inadvertence, aucune chose dont ilz ne se prenoient garde ou qui leur exchape et per ce se excusent. Ou ceuls qui se excuseroient en disant que ilz ne savoient pas la chose que ilz ont ditte fust a taire et a tenir secrete, si comme il est escript ou livre d'un poëte appellé Ayskili. Ou se aucun vouloit monstrer a un autre comment l'en doit traire et jetast un dart sens que il cuidast aucun ferir et toutesvoies il ferist aucun a cas d'aventure.

Gegenüberstellungen wie diese zeigen, daſs Oresme sich voll bewuſst war, daſs er bei seinen Lesern nicht den gleichen Bildungsgrad voraussetzen durfte, wie bei den Lesern der lateinischen Fassung und daſs sie mehr Erklärungen benötigten als jene. Mit Recht weist Menut wiederholt auf die echt französischen Züge der Oresmeschen Prosa hin. Dazu gehört u. a. auch die mittelalterliche Gewohnheit, einer Idee durch die Kuppelung zweier Synonyme zu einem verstärkten Ausdruck zu verhelfen. Bei der Lektüre des Bandes kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daſs in der Tat das Verdienst Oresmes für die Schaffung einer philosophisch-wissenschaftlichen französischen Prosa bisher nicht im vollen Umfang gewürdigt worden ist. Diese Frage verdiente eine eingehendere Prüfung, mit Hilfe anderer Prosatexte aus dem 14. Jahrhundert.

Oresmes Wirkung auf die Entwicklung der französischen Sprache ist am stärksten gewesen auf dem Gebiet des Lexikons. Sie besteht in der Verwendung zahlreicher Latinismen, die sich dann im Französischen infolge des Prestiges seiner Übersetzungen allmählich festgesetzt haben. Die Beurteilung, welche dieser Vorgang durch Brunot und in „Evolution et Structure" gefunden hat, scheint Menut zu schroff. Der Augenblick, das Problem

erschöpfend zu diskutieren, ist noch nicht gekommen, da uns ein vollständiges Vokabular Oresmes, nach allen französisch redigierten Werken, versprochen wird, und für jetzt Menut nur seine Meinung zum Ausdruck bringt, ohne sie zu begründen. M. gibt allerdings eine Liste von 260 Wörtern „in current use", die nach ihm von Oresme geprägt worden wären. Aber diese Liste ist sehr revisionsbedürftig, und zwar nach verschiedenen Gesichtspunkten. Oresme hat durch seine Übersetzung sehr viel mehr Entlehnungen aus dem Latein in Vorschlag gebracht, als die Liste enthält. Wenn manche davon das 15. Jahrhundert nicht überlebt haben, so besagt das nichts für Oresmes eigene Haltung gegenüber den lexikalischen Problemen, die ihm seine Übersetzertätigkeit stellte. Sodann hat Menut eine Reihe von Wörtern aufgenommen, von denen man wahrhaftig nicht sagen kann, sie seien „in current use", vgl. *bomolothes, epyeykie* usw. Man sieht auch nicht, warum gewisse das antike Leben betreffende und einfach in der griechischen Form von Oresme eingesetzte Wörter von Menut aufgenommen und andere ausgeschlossen werden. Auch eine Anzahl volkstümlicher Wörter werden hier Oresme zugute geschrieben, sicher zu Unrecht. Wörter wie *chatouiller*[1], *chatouilleux, douillet, eshonté, fretillement, gourmand, guerissable* u. a. sind sicher nicht von ihm geprägt worden, wenn auch das eine oder andere (nicht alle!) zum erstenmal bei ihm belegt sind. Unzulässig ist es auch, ein Wort wie *delecter* aufzunehmen, das von Oresme *delicter* geschrieben wird, dessen *c* natürlich nur graphisch ist. Afr. *deliter* ist erst später unter dem Einfluſs des von Oresme entlehnten *delectation* durch *delecter* ersetzt oder zu diesem umgebildet worden. Endlich verlangt das lexikalische Problem Oresmes — und das muſs der Kernpunkt einer wirklichen Untersuchung sein — eine Überprüfung der Möglichkeiten, die in jedem einzelnen Fall die französische Sprache aus eigenen Mitteln zur Verfügung stellte, sowie der Gründe, die Oresme zur Ablehnung derselben veranlaſste. In vielen Fällen, wie *démocratie, aristocratie, oligarchie* ist es klar, daſs die Präzision des auf Grund griechischer Verhältnisse gebildeten Terminus durch kein französisches Wort wiedergegeben werden konnte. Ähnliches gilt von manchem mathematischen oder philosophischen Ausdruck, wie *concave, convexe, géométrique, curve, proportionnel.* Sehr häufig ist die Einführung des lateinischen Wortes mit einer wohlbekannten mittelalterlichen Sprachgewohnheit verknüpft, nämlich mit der schon erwähnten Aneinanderreihung von Synonymen. Oresme liebt es, zwei gleichbedeutende Wörter, durch *et* oder *ou* miteinander verbunden, zur Darstellung eines einzigen Begriffes zu verwenden: vgl. *trahiner ou traire, courgiee ou courroie, achoper ou hurter son pié*; fast jede Seite bringt dafür einige Beispiele. Oresme bedient sich nun dieses Stilmittels, um den lateinischen Terminus, den er meist seinem Original entnimmt, gangbar zu machen. So kann er dieser sprachlichen Sitte huldigen und zugleich sowohl dem lateinkundigen wie dem weniger gebildeten Leser eine klare Vorstellung vermitteln. Vgl. *agent et faiseur, une ambulacion ou aler, aucunes audicions ou oïr aucunes choses, la puissance auditive ou puissance de oïr, confidence ou confiance,*

[1] Dieses übrigens schon bei Gautier de Coincy.

persister et demourer, deprecatif ou depriant, se dilater et extendre, recolligier ou recueillir, aucunes suppriment et contretiennent leur concupiscence, la velocité et hastiveté du mouvement. Wir sind Menut zu grofsem Dank dafür verpflichtet, dafs er durch seine Ausgabe diesen für die Geschichte der französischen Sprache so aufserordentlich wichtigen Text allen Romanisten zugänglich gemacht hat, und wir möchten der Hoffnung Ausdruck geben, dafs der Text recht bald nach allen Seiten einer eingehenden Untersuchung auf seine Stellung in der Entwicklung der französischen Sprache unterworfen wird. W.

Spanisch.

Antonio López de Vega, *Paradoxas Racionales, editadas con una introducción por E. Buceta.* Madrid, Hernando 1935. (Revista de Filología española, anejo XXI).

López de Vega, erfolgreicher, später vergessener Lyriker, Portugiese von Geburt, dessen „Politischer Traum eines vollständigen Edelmannes" von 1626 mit anderen moralphilosophischen Traktaten der ersten Hälfte des spanischen Barockjahrhunderts, mit dem „Manual de señores y príncipes" 1629 des Juan Eusebio Nieremberg und der Cortegiano-Übersetzung durch Boscán in einer Linie steht, hebt sich schon durch diese Einreihung ab von den betont christlich-antimachiavellistischen Staats- und Gesellschaftskritikern seiner Zeit, von Juan Marquez („El governador cristiano" 1612), Quevedo („Política de Dios y gobierno de Christo" 1626) oder Saavedra Fajardo („Idea de un príncipe cristiano" 1640). Er steht sogar etwas abseits von seinen zuerst genannten Geistesgefährten und geht über sie hinaus, nämlich mit den für seine Zeit, die Jahrhundertmitte, erstaunlich nüchtern, unheroisch, fast kleinbürgerlich, liberal und individualistisch, aufklärerisch und religiös indifferent anmutenden „Paradoxas racionales".

Es sind Gespräche, in denen scheinbare Widersprüche gelöst werden, und zwar zwischen einem Cortesano und einem Philosophen (auch das erste Paradox, obwohl der Form nach erzählend, ist eine Unterhaltung mit einem Schöngeist, der sich in ländliche und doch anregende Einsamkeit, die *no solitaria soledad,* zurückgezogen hat) über die Eitelkeit der menschlichen Ideale, wie sie sich in der damaligen Gesellschaft ausprägen. Als *desengañado,* gewitzigter, aufgeklärter Mensch, dem nur noch die stoischen Wertsetzungen des *honesto, vtil i delectable* als Leitsterne voranschweben, wendet er enttäuscht literarischem Ruhm, akademischen Disputationen, öffentlichen Ämtern und Würden, die ihm nun angeblich ebenso viele Bürden bedeuten, den Rücken, handelt in einem nicht ganz einwandfreien Disput darüber, dafs die „diferencia de la sangre y de los nacimientos ni tiene berdad en la naturaleza ni es más que una banidad ridícula al berdadero filósofo", verlegt aber die Frage rasch aus dem weiten Umfang alles Lebendigen in den Bezirk des Menschen und engt auch hier das Problem der *razas* auf den Spanier als einheitlichen Begriff ein, ja er bekämpft eigentlich nur den falschen, leeren Adelsstolz, wie er in seiner aufgeblasenen Dekadenz den Zeitgenossen geläufig war. Allerdings macht er dabei immer die ihn einer aufrechten Haltung enthebende Mentalreservation, selbst bei politisch

und praktisch notwendiger Ehrenbezeugung gegenüber dem Adel, wie ein *verdadero filósofo* diese *diferencia introducida de la política* als notwendiges Übel und die *natural igualdad* der Individuen als die wahre Grundlage menschlicher Existenz erkannt zu haben — ein gewagter Vorausblick in das 18. Jahrhundert und eine weitgehende einzelpersönliche Loslösung von allen historischen und gesellschaftlichen Bindungen und Idealen der Zeit, wie sie dann noch auffallender und bedenklicher, zunächst allerdings noch immer unter dem schützenden Deckmantel der theoretisierenden Antithese *razón política — razón natural*, im vierten Paradox zutage tritt, wo die *profesión de las armas* zur *brutalidad indigna de hombres* wird, oder dann im nächsten Zwiegespräch, wo ihm *lo que comúnmente se llama honra... la tiranía más loca* und den Ehrgeiz abzulegen *la comodidad más cuerda* scheint.

Es ist sicher nicht ganz zufällig, daſs dieser gegen Ende seines Lebens geschriebene Traktat, der immerhin noch das Placet mehrerer Mitglieder des Santo Oficio von 1654 und 1655 trägt, nie zum Druck kam; López stand eigentlich ziemlich auſserhalb seiner Zeit, und das 18. Jahrhundert vergaſs ihn dann, da seine einst kühnen Äuſserungen nun trivial geworden waren. Insofern ist es ein Verdienst des Herausgebers E. Buceta, dieses Zeugnis eines frühen aufklärerischen spanischen Geistes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zugängig gemacht zu haben. In seiner sehr ausführlichen, den Autor und seine Zeit schildernden Einleitung nimmt B. die merkwürdigen Verflechtungen von geradlinig geführter logischer Zielstrebigkeit und, gelinde gesagt, *picardihuela social* als Anlaſs zur Diskussion der Frage, ob der Autor mit einem von dem Gongoristen Villamediana genannten Antonio de Vega jüdischer Herkunft identisch sei. Diese Abstammung würde dem Herausgeber jene „ligazón casi monstruosa — por lo menos para un pensamiento de esencia española" einigermaſsen erklären. Er macht aber selbst sofort darauf aufmerksam, daſs in jener Zeit jemanden einen Juden zu nennen, die gebräuchlichste Stichelei war, glaubt selbst nicht an Identität beider Männer, läſst aber das eigentliche Problem im übrigen in einer wort- und blütenreichen, im ganzen wenig gehaltvollen Diskussion versanden. Diesen Vorbehalt müssen wir überhaupt bei der an sich berechtigten Veröffentlichung des Textes doch anmelden: der Herausgeber schleppt den Leser durch eine über 40 Seiten lange Einleitung, in der die schlichten, zum Verständnis von Autor und Text notwendigen Tatsachen untergehen in einer mehr oder minder geistreichen literarisch-kulturhistorisch-soziologischen Plauderei. In ihr geht B. den geringsten Assoziationen nach, der Faden des Satzes wird in jedem Augenblick unterbrochen durch zahllose Einschübe in Kommata, Gedankenstrichen oder runden und eckigen Klammern und, wenn das nicht reicht, in Fuſsnoten, die nun ihrerseits ein neues Feld für weitere Einschübe und Gedankenverknüpfungen oder -sprünge darstellen und so des Herausgebers weite Kenntnisse dokumentieren, den Leser aber auf immer wieder abbrechende Seitenpfade und zu Dingen führen, die mit der Herausgabe des Buches, mit diesem selbst oder seinem Autor nichts mehr so recht zu tun haben. Denn was sollen wir sagen, wenn B. auf S. XL zwar zum Verständnis von des Autors in be-

schaulicher Mufse und gleichsam zum Zeitvertreib unternommenem, durch keinen schöpferischen Impuls angetriebenem Schaffen das wichtige Selbstzeugnis anführt, wonach López sich in einen stillen Winkel seines Hauses zurückzieht und da nun in aller Ruhe an der Arbeit feilt und bessert und in Freude und Schmerz seines spärlichen Schaffensglückes zu keinem rechten Resultat kommt, da es ihm auch letztlich um das Beschäftigt- und Tätigsein geht, ihm mehr am Weg als am Ziel liegt — wenn der Herausgeber dies als Selbstzeugnis eines *regodeo sadomasoquista* bei López bezeichnet, von *impulsos algolagnistas* spricht, Herrn Schrenck-Notzing bemüht und — wieder in einer weitschweifigen Fufsnote — auf die doch gewifs hier unpassende Zufallsquelle des Iwan Bloch, Das Sexualleben unserer Zeit ..., von 1907, verfällt, um uns daran zu erinnern, dafs schon Schopenhauer und Kuno Fischer „Weltschmerz beobachtet hatten"(!). Oder eine ähnliche Assoziation gleichsam der dritten Potenz ist es, wenn B. auf S. XXXV nach Besprechung der in bürgerlich und utilitaristisch denkenden Kreisen aufkommenden Gegnerschaft gegen den Zweikampf als Ausdruck einer aristokratischen Lebenshaltung höchst überflüssigerweise auf „la frase que he visto atribuída a Fénelon (aunque resulte tan poco feneloniana): El que desprecia su propria vida es dueño de las ajenas" zu sprechen kommt, dazu in einer Fufsnote den als Ausdruck aristokratischen Denkens aber auch gar nichts Ungewöhnliches bietenden Wappenspruch des Grafen von Godomar anführt, der ihm nun endlich erlaubt, „el brillante discurso ... de mi querido amigo" Fulano vor dem Leser zu erwähnen!

Dies nur zwei Beispiele von denen, die allenfalls in eine tertulia literaria gehören, die wir aber nicht in der wissenschaftlichen Erstveröffentlichung eines moralphilosophischen Traktates aus dem 17. Jahrhundert als Auslage weit herum orientierter Gelehrsamkeit des Herausgebers suchen, wie sie sich etwa noch in archaisierendem Schwulst oder der wissenschaftlichen Terminologie anderer Disziplinen entnommenen Wendungen äufsert (Beisp. auf jeder Seite). — Die wiederholt angezogene *combinación absurda* („diciembre de 1654 y febrero de 1625") des *lamentable Cejador* ist doch offensichtlich ein Druckfehler (statt 1655)!

Um so erfreulicher ist die Edition des Textes selbst. B. gibt ihn nach dem vollständigeren und zur Veröffentlichung bestimmten der beiden vorhandenen Manuskripte, verzeichnet auch getreulich die handschriftlichen Randnotizen und schliefslich die Korrekturen und Streichungen, die u. U. der Inquisition zuzuschreiben waren und unter denen er die alte ursprüngliche Fassung in der Konzeption des Autors, wie er treffend sagt, wieder zum Leben erweckt. ALWIN KUHN.

Discursos leídos ante la Real Academia Española en la recepción pública del Señor Don Ángel González Palencia el día 30 de junio de 1940. Madrid, Impr. E. Maestre, 1940. 66 S.

Dr. Ángel González Palencia, Professor für arabisch-spanische Literatur an der Universität Madrid, Mitglied der Madrider Akademie der Geschichte seit 1931 und Verfasser verschiedener interessanter Bücher und Aufsätze, unter ihnen die wohlbekannte in Mitarbeit mit Prof. Juan

Hurtado de la Serna verfaſste *Historia de la literatura española*, die im Jahre 1940 ihre vierte Auflage erreichte, ist am 30. Juni vorigen Jahres als Mitglied in der Spanischen Akademie aufgenommen.

Seine Eintrittsrede ist dem wenig bekannten andalusischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts Pedro de Medina (etwa 1493 bis etwa 1567) gewidmet, den Hurtado und González Palencia erst in der 3. Aufl. ihrer Literaturgeschichte zum erstenmal unter den spanischen Autoren des 16. Jahrhunderts erwähnen, die von allen gekannt sein sollten. Nach einer Einleitung, wo González Palencia das Lob seines Vorgängers in der Akademie, des Romanschriftstellers Armando Palacio Valdés singt, das gleichzeitig eine genaue Charakterisierung seines Werkes ist, fängt die Biographie von Pedro de Medina und die Analyse und Beschreibung seiner Bücher an, besonders des *Libro de las grandezas y cosas memorables de España*, das González Palencia als den ersten Führer durch das kaiserliche Spanien bezeichnet[1].

Das Leben Pedro de Medinas, „antiguo criado y fiel servidor" des Hauses Medina Sidonia, ist mit Hilfe aller alten zur Verfügung stehenden Quellen, besonders nach unveröffentlichten Dokumenten des Archivo de Indias skizziert. Nachdem González Palencia kurz das in der *Disertación sobre la historia de la náutica* von Fernández de Navarrete beschriebene Buch *Arte de navegar* (Valladolid 1545) und das *Regimiento de navegación* (Sevilla 1552) erwähnt, fängt die lange Analyse des *Libro de las grandezas* an, zum erstenmal in Sevilla im Jahre 1548 veröffentlicht, und geschrieben um „los grandes hechos, altas proezas y cosas muy dignas de memoria que en esta nuestra región de España han sido, y por los naturales della acontecido y pasado, y así mismo las grandes cosas que agora en ella hay" bekanntzugeben.

Pedro de Medina, trotz der Zeit, in welcher er sein *Libro* verfaſste und obwohl González Palencia ihn als „empapado en la cultura humanista" ansieht, gibt manchmal in diesem Buch den Eindruck, wie ich aus der Beschreibung des Madrider Professors zu ersehen glaube, eines mittelalterlichen Chronisten. Ein Blick auf die Liste seiner Quellen, die in dieser Rede zitiert werden, macht offenbar, daſs mehrere von ihm — direkt oder indirekt? — benutzte Werke den mittelalterlichen Historikern nicht unbekannt waren. Auſserdem zeigt uns die Schwäche für die Legenden, die Pedro de Medina in jedem Augenblick und für jede Stadt und Person zitiert, ihn als im Gegensatz stehend zu seiner Epoche. Sein Buch, von dem er will, daſs es als „manual o memoria de las más señaladas y principales joyas que en esta su España tiene" dient, ruft uns in gewissem Sinn den *Summari, index o epítome dels admirables y nobilíssims títols de honor de*

---

[1] Unter diesem Titel: *La primera guía de la España imperial*, descrita por Angel González Palencia, de la Real Academia Española; con prólogo de Miguel Artigas y Ferrando, de la misma Academia, wurde eine zweite Ausgabe (Madrid, E. Maestre 1940) dieser Rede veröffentlicht. Sie ist um einige frühere Bilddrucke, eine Karte von den von Medina erwähnten Orten und einen Anhang, *Pedimientos y paresceres entre Pedro de Medina con Diego Gutiérrez, cosmógrafo* (Dokumente des Archivo de Indias), vermehrt.

Cathalunya, Rosselló y Cerdanya... (Perpinyà 1628) des Roussilloner Andreu Bosch ins Gedächtnis, aber die Lobespreisungen, die er überall von Spanien macht, stehen der mittelalterlichen Verzückung und Freude z. B. von dem Katalanen Eiximenis in seiner feurigen, aber wohlgeordneten Lobrede auf die Stadt València am Anfang seines *Regiment de la cosa pública* (València 1499) nahe.

González Palencia untersucht die Frage, ob Pedro de Medina den anderen zeitgenössischen Schriftstellern etwas schuldet. Florián de Ocampo, in der zweiten Auflage seiner *Quatro libros primeros de la Crónica general de España* (Medina del Campo 1553) klagt Pedro de Medina ausdrücklich als Plagiator seines Werkes an, aber González Palencia hält das für übertrieben. Jedoch sind einige Berührungspunkte wenigstens in den Themen mit den Schriften von Ocampo und von Lucio Marineo Siculo sicher. Ferner steht es fest, daſs Pedro de Medina nicht alle Orte besucht hatte, die er beschreibt. González Palencia erkennt es an, und bemerkt den Unterschied zwischen dem, was er gesehen hat (z. B. Guadalupe, Bilbao, Málaga, mit einem „relato vivo, animado"), und dem was er nur vom Lesen kennt (z. B. Soria und den ganzen Osten, mit sehr wenigen Nachrichten). Hier kann man die Irrtümer hinzufügen, die die Zurechnung von Girona und Montpellier zum „Reino de Aragón" und Dènia zum „Principado de Cataluña" darstellen[1].

Nach der langen und liebevollen Beschreibung des *Libro de las grandezas*, gibt González Palencia noch kurze Nachrichten von der *Crónica de los duques de Medina Sidonia* (herausgegeben erst 1861 in der *Colección de documentos inéditos para la Historia de España*), die ein groſses Lokalkolorit besitzt, von dem *Libro de la verdad* (Valladolid 1555), dialogierte moralisierende Schrift, und von dem nicht erhaltenen Buch *Imagen del mundo*. Damit ist die literarische Figur von Pedro de Medina zum erstenmal wissenschaftlich untersucht worden. Jetzt wäre es zu wünschen, daſs González Palencia, der sein Werk so gut kennt, uns mit einer neuen, kommentierten Ausgabe des *Libro dc las grandezas y cosas memorables de España* beschenkte und auch einige Themen, auf die er in seiner Arbeit hinweist, wie z. B. die Zusammenstellung des Wortschatzes der Fischerei in Conil oder la Torre de Guzmán, ausarbeitete.

In der Antwortrede gibt der Direktor der Madrider Biblioteca Nacional Dr. Miguel Artigas y Ferrando einen Überblick über die wissenschaftliche Produktion des neuen Akademikers und lobt in gebührender Weise sein groſses Wissen, seine reichhaltigen Werke und seine unermüdliche Tätigkeit.

---

[1] Zwei Kleinigkeiten sind zu bemerken: Der König Peter (S. 40), der den Bruder eines Königs Frankreichs — nicht den König selbst — herausgefordert hat, ist nicht „Pedro IV de Aragón" wie González Palencia sagt, sondern Peter der Groſse, zweite in Katalonien, dritte in Aragonien, der gegen Karl von Anjou das berühmte „desafiament de Bordeus" hielt. — Colibre (S. 40) ist Colliure im französischen Katalonien, das die Franzosen *Collioure* schreiben.

R. Aramon i Serra.

Register zu Bd. LXI

Sachregister.

Wortregister.

Rumänisch.

Italienisch.[1]

[1] Die bei Rohlfs, Galloitalienische Sprachkolonien am Golf von Policastro, S. 97—109 alphabetisch angeführten Wörter sind hier nicht aufgenommen, nur (unter Lateinisch) ihre Etyma.

Sardisch.

Rätoromanisch.

Französisch.

Provenzalisch.

Katalanisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Schallwörter

Substratsprachen
(ohne Keltisch).

Lateinisch

Germanisch.

Griechisch.

Keltisch.

Slavisch.

Zigeunerisch.

Verschiedene Sprachen.

Ortsnamen.

Personennamen.

TONI REINHARD.